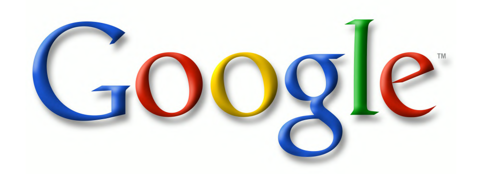
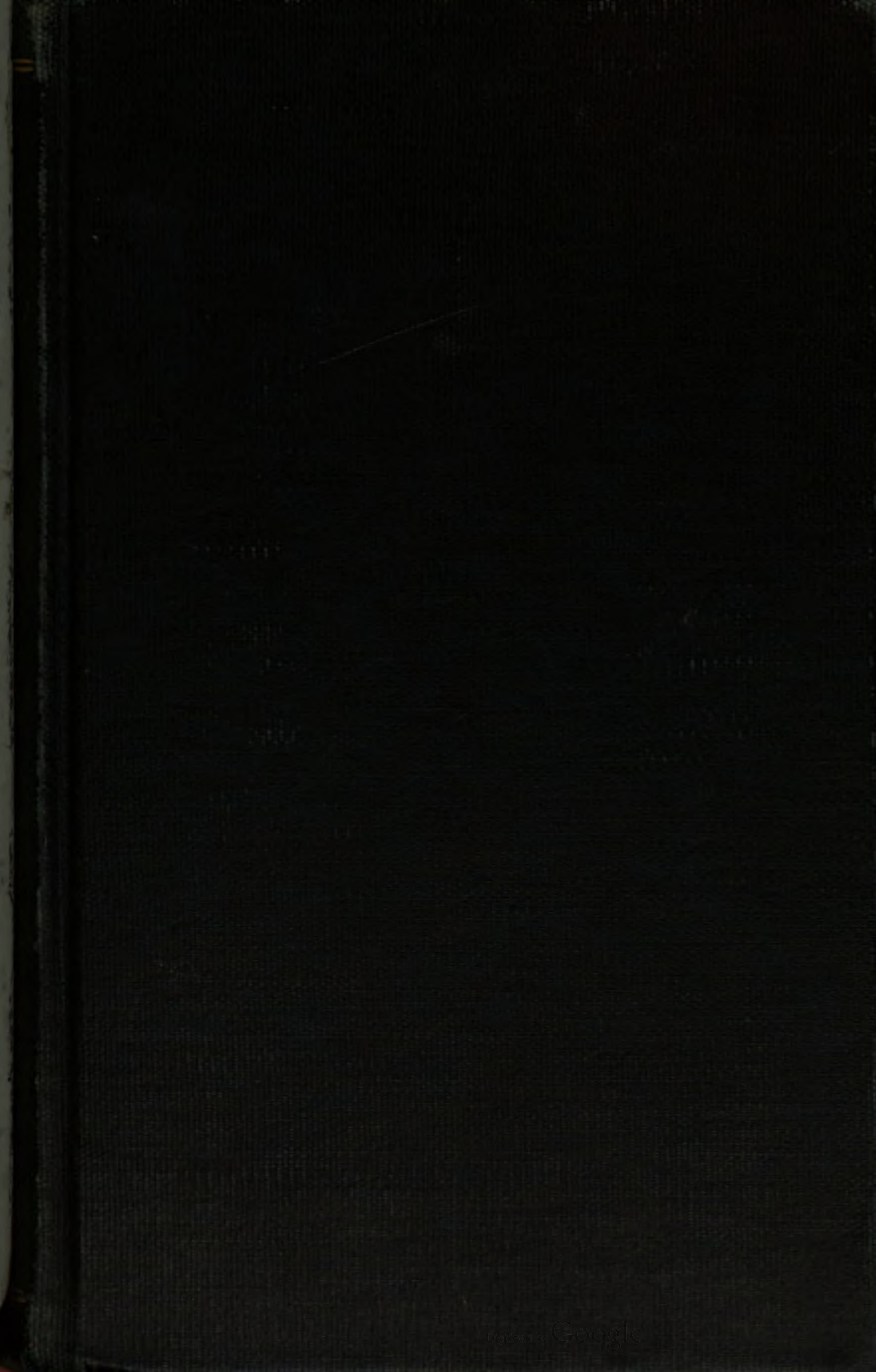

Google



BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

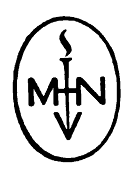
BEGRÜNDET VON HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE

HERAUSGEGEBEN VON

EDUARD SIEVERS

---

51. BAND.



MAX NIEMEYER VERLAG
HALLE (SAALE)
1927

INHALT.

Ausgegeben Mai 1927

BEITRÄGE

ZUR

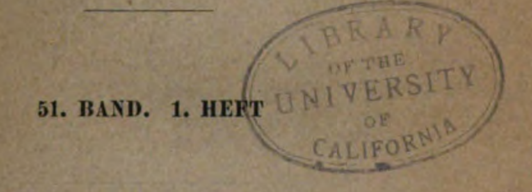
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

BEGRÜNDET VON HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE

HERAUSGEGEBEN VON

EDUARD SIEVERS

51. BAND. 1. HEFT



MAX NIEMEYER VERLAG
HALLE (SAALE)
1927

Die herren mitarbeiter werden gebeten, zu ihren manuscripten nur lose quartblätter zu verwenden, nur eine seite zu beschreiben und einen breiten rand freizulassen.

INHALT.

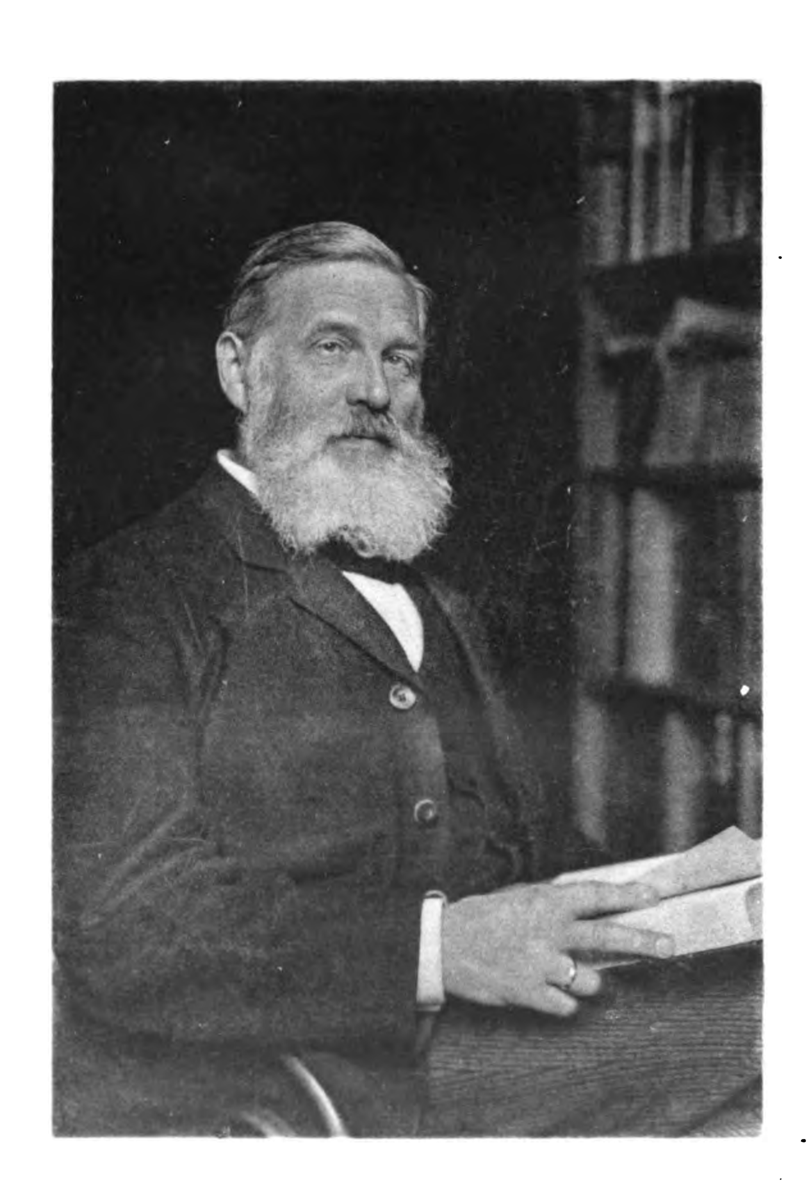
Zur nachricht!

Manuscriptsendungen sind zu richten an professor dr. E. Sievers in Leipzig (C1, Schillerstr. 8). Es wird gebeten, größere arbeiten nicht ohne vorherige anfrage einzusenden.

Die herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, manuscripte druckfertig einzusenden und in den correcturbogen nach möglichkeit solche änderungen zu vermeiden, die mit zeilen- oder seitenumbrechung verknüpft sind. Die verlagshandlung trägt die kosten für die von der druckerei nicht verschuldeten correcturen nur in beschränktem maße.

Die verlagshandlung honoriert den druckbogen mit 16,— M. und liefert den verfassern 10 separatabzüge unentgeltlich: eine darüber hinausgehende anzahl ist spätestens während der correctur des ersten bogens bei der redaction zu bestellen und wird nur gegen berechnung geliefert. Reclamationen betreffs honorarzahlung und lieferung der separatabzüge sind direct an die verlagshandlung zu richten. Die honorarzahlung erfolgt nach schluß des bandes, die ausfolgung der separatabzüge nicht vor ausgabe des heftes.

Da die 'Beiträge' recensionen nicht bringen, so können der redaction eingesante schriften, soweit sie für die leser der zeitschrift von interesse sind, nur am schlusse der hefte unter 'Literatur' verzeichnet werden.



W. Braun

WILHELM BRAUNE †.

Wilhelm Braune hat den abschluß des fünfzigsten bandes der 'Beiträge', seiner eigensten schöpfung, der er von vornherein ziel und richtung gegeben hatte, nicht mehr erlebt: nach langem leiden ist er am 10. november 1926 im siebenundsiebzigsten lebensjahr Hermann Paul in den tod nachgefolgt, und so bleibt von den alten freunden, die sich einst im verein mit ihrem unvergeßlichen verleger Max Niemeyer in die arbeit an den 'Beiträgen' geteilt hatten, nur noch einer übrig, um dem dahingegangenen einen letzten scheidegruß nachzurufen.

In Leipzig hatten Paul, Braune und ich uns im jahre 1870 als studenten zusammengefunden, sehr bald in herzlicher freundschaft, trotz aller verschiedenheit von natur und sinnesart: Paul schon damals ein etwas schwer ringender denker von stark deductiv-theoretischer veranlagung bei weitestem interessenkreis, ich noch etwas geplagt von naturwissenschaftlichen neigungen und daneben von vornherein mehr sprunghaft und instinctiv als vollbewußt auf allerhand sprachliches und lautliches eingestellt: Braune ausgezeichnet durch die sicherheit und klarheit seines wesentlich auf inductivem wege fortschreitenden denkens, dabei innerlich die bei weitem ausgeglichenste natur von uns dreien. Und das ist er bis zum letzten ende geblieben. In jeder richtung rein von gemüt, allem vordrängen der eigenen person, jedem blendenwollen abhold, gütig und wolwollend, unerschüttert in der sachlichkeit,

dabei gehoben von einem glücklichen sonnigen humor auch in schweren lebenslagen, ist er wie gewiß nur wenige neidlos und feindlos durchs leben gegangen, auch in den zeiten, wo sich gerade in der deutschen philologie gegensätze wissenschaftlicher anschauung und überzeugung gern zu gegenseitiger gereiztheit, ja erbitterung zu steigern pflegten. Gewiß gehörte er in seiner ganzen arbeitsrichtung dem an was man wol als die Leipziger schule bezeichnet hat, und er hat auch nie ein hehl daraus gemacht: aber ich wüßte mich nicht einer einzigen äußerung von ihm zu entsinnen, die gezeigt hätte, daß er deshalb den starken seiten anderer richtungen gegenüber blind oder ungerecht gewesen wäre.

Was unsere wissenschaft Braune verdankt, liegt offen vor aller augen und braucht hier nicht im einzelnen vorgeführt zu werden.[1]) Wo immer er zugriff, brachte er licht und ordnung.

---

[1]) Sehr treffend hat ihn Gustav Ehrismann in den warmen worten charakterisiert, die er den 'Aufsätzen zur sprach- und literaturgeschichte' vorausgeschickt hat, die Braune von freunden und schülern als festgabe zum 70. geburtstag gewidmet wurden. Noch vor der begründung der 'Beiträge' erschienen von Braune:

Untersuchungen über Heinrich von Veldeke, Zs. fdph. 4, 249 ff.
Zur kritik der Eneide, Zs. fda. 16, 420 ff.

Ein verzeichnis dessen was er zu Beitr. 1—40 beigesteuert hat, steht ebenda 40, 546. Dazu kamen seitdem noch in den 'Beiträgen':

Zu Walther von der Vogelweide 41, 189. 42, 123. 134.
Nachtrag zu Muspilli 41, 192.
Ahd. *uozurnen* spernere T. 43, 179.
Der germanische adhortativus 43, 327.
Gemüt 43, 356.
Althochdeutsch und angelsächsisch 43, 361—445. 555.
Die zwei dichter des Reinaert 44, 100. 351.
Gentilis 45, 145.

Mit dem nachruf auf Paul endlich (46, 501) legte er dann, von schwerer krankheit betroffen, die feder für immer nieder.

Neben seinem Althochdeutschen lesebuch, der Gotischen und Althochdeutschen grammatik (nebst Abriß) und seinen beiträgen

Bedeutete, um nur einiges aus der menge herauszugreifen, bereits seine erstlingsarbeit über Heinrich von Veldeke, auch wenn wir ihr letztes resultat heute ablehnen, mit dem maßstab des damaligen könnens gemessen einen methodischen fortschritt (dessen bedeutung eigentlich nur noch diejenigen voll nachempfinden können, deren eigenes erinnern noch in jene zeit zurückgeht), so bildet eine weitere jugendarbeit, die abhandlung 'Zur kenntnis der fränkischen und zur hochdeutschen lautverschiebung', mit der er die 'Beiträge' eröffnete, bis auf den heutigen tag einen markstein in der deutschen sprachgeschichte. In der großen untersuchung über 'Die handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes' (Beitr. 25, 1—222) hat er mit überlegener sicherheit probleme, wie ich meine, definitiv gelöst, an denen die deutsche philologie seit den tagen Karl Lachmanns gearbeitet hatte ohne noch zu einem allbefriedigenden resultat zu kommen. Und so könnte man noch vieles einzelne hervorheben. Überall aber stoßen wir bei ihm auf dieselbe streng quellenmäßige induction, auf dieselbe ruhe, maßhaltung und sicherheit im urteil, auf denselben klaren blick für das was wesentlich ist und was der zeit nottut. Und gerade das hat ihn denn auch zu dem gemacht, worin vielleicht seine größte praktische bedeutung für unsere wissenschaft liegt, zu dem lehrer und führer, der ganzen generationen grade jüngerer und werdender gelehrter die wege zu wissenschaftlicher erkenntnis und wissenschaftlicher selbstbetätigung geebnet oder eröffnet hat.

---

zu den (Hallischen) Neudrucken sind ferner von seinen veröffentlichungen noch zu nennen sein aufsatz Zur lehre von der deutschen wortstellung in den Forschungen zur deutschen philologie, festschrift für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, die ausgabe der Bruchstücke der altsächsischen bibeldichtung aus der bibliotheca Palatina, Heidelberg 1894, die rectoratsrede Über die einigung der deutschen aussprache, Heidelberg 1904 und die wichtige academieabhandlung Reim und vers, Heidelberg 1916 (= Sitz.-ber. der Heidelb. akademie der wiss. 1916, abh. 11).

Seine erste tat in dieser richtung war die begründung der Beiträge (im jahre 1873), über die er selbst in seinem nachruf auf Max Niemeyer (Beitr. 37, 341 ff.) so anschaulich berichtet hat. Zwar sind alle auf diese gründung bezüglichen schritte von den beiden späteren herausgebern, Paul und Braune, gemeinschaftlich getan worden: allein ich meine mich nicht zu irren, wenn ich mich zu erinnern glaube, daß die erste anregung und die feststellung des ganzen sehr praktischen arbeitsplanes von Braune ausgegangen ist, dessen klugheit auch in allen technischen fragen des lebens freund Niemeyer nie genug rühmen konnte. Auch die dem ersten heft der Beiträge beigegebene orientierende vorbemerkung der beiden herausgeber (wieder abgedruckt Beitr. 37, 565 f.) ist von Braune verfaßt. Nicht minder hat Braune die redaction der bände 1—15 und 32—48 fast ganz allein geführt: erst mit dem zweiten (doppel)heft von band 49 mußte ich dann für den schwer erkrankten zum zweitenmal als ersatz eintreten.

Von stärkster wirkung aber waren doch Braunes bemühungen um die beschaffung zuverlässiger, zeitgemäßer und leicht zugänglicher hilfsmittel für das studium von sprache und literatur. Eine vorlesung des jungen Leipziger privatdocenten über geschichte der deutschen literatur des 16. und 17. jahrhunderts führte ihn zu dem plan einer sammlung wichtiger quellenwerke aus diesen beiden jahrhunderten, einem plan der wieder im verein mit Max Niemeyer in der noch jetzt weiterblühenden sammlung der Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts verwirklicht wurde, die Braune selbst 1876 mit einem neudruck von Opitzens Buch von der deutschen poeterey eröffnete und zu der er auch fernerhin eine ganze reihe wichtiger weiterer bände beigesteuert hat. Wie glücklich der ganze gedanke und seine ausführung gewesen ist, das erhellt auch daraus,

daß die 'Hallischen neudrucke' ähnlichen sammlungen auf andern literaturgebieten als anerkanntes vorbild gedient haben.

Schon ein jahr vor der eröffnung der Neudruckreihe (also 1875) war Braunes Althochdeutsches lesebuch erschienen, das mit einem schlage alle früheren hilfsmittel ähnlicher art aus dem akademischem unterricht verdrängte, und, aufs sorgfältigste weiter gepflegt, auch noch in seiner neuesten (achten) auflage zum unentbehrlichen rüstzeug des jungen germanisten (und nicht nur dieses!) gehört. Besonders übel aber war es vor Braunes eingreifen mit den hilfsmitteln für den grammatischen unterricht bestellt. Wer z. b. althochdeutsch lernen wollte, mußte damals etwa zu K. A. Hahn's Ahd. grammatik schrecklichen angedenkens greifen, oder zu M. Heyne's Kurzer laut- und flexionslehre der altgermanischen dialecte, die der verfasser selbst nach ihrer 3. auflage (von 1874) als nicht mehr zeitgemäß von der bildfläche verschwinden ließ. Da brachte Braune die erlösung mit seiner Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialekte (zu deren hauptreihe später noch verschiedene ergänzungsreihen, so namentlich die der für den anfänger bestimmten 'Abrisse' hinzutraten). Getragen zwar von sprachwissenschaftlicher auffassung, sollten diese grammatiken in weiser selbstbeschränkung doch in erster linie die sprachlichen tatbestände nach streng philologischer methode controlliert und übersichtlich geordnet dem benutzer vorlegen. Wie das zu machen sei, dafür hat wieder Braune selbst in seiner Gotischen grammatik (zuerst 1880, jetzt 9. auflage 1920) ein beispiel gegeben, und vor allem in seiner Althochdeutschen grammatik (zuerst 1886, dann zuletzt in der mehrfach neugedruckten 3. und 4. auflage von 1911), die in der glänzenden überwindung der gerade beim althochdeutschen besonders zahlreichen schwierigkeiten unter unsern grammatischen lehrbüchern wol einzigartig dasteht

und deshalb nicht mit unrecht zu den klassischen leistungen der deutschen philologie gerechnet wird.

Die vorzüge des schriftstellers zeichneten auch den akademischen lehrer Braune aus, wie auch ich oft aus dem munde getreuer und dankbarer schüler gehört habe: zuerst vielleicht von Rudolf Kögel, der mich vor langen jahren (es wird um 1880 gewesen sein) eine von ihm mit großer sorgfalt geführte niederschrift von Braunes Leipziger vorlesung über historische grammatik der deutschen sprache einsehen ließ. Noch heute gedenke ich mit aufrichtiger bewunderung der vorbildlichen art, wie sich schon damals in dieser vorlesung strenge systematik und durchsichtiger aufbau mit allseitiger durchdringung des stoffes bei kluger beschränkung in der auswahl und mit glücklichem maßhalten im urteil paarte.

Wer wird einst in allem dem sein nachfolger sein?

EDUARD SIEVERS.

DIE VERWANTSCHAFTEN DER GERMANISCHEN SPRACHEN UNTEREINANDER.[1])

Die frage nach der internen verwantschaft der germ. sprachen ist allzu oft mit einer schlichten zwei- oder dreiteilung beantwortet worden. Diese gruppierungen — in ost- und westgermanisch oder in ost-, nord- und westgermanisch — haben für die meisten keinen andern wert als den einer gewissen orientierung über das verhältnis der ältesten quellengruppen zueinander nach geographischer verteilung und beschaffenheit. Sie leisten aber auch diesen dienst nur unvollkommen, weil sie den wirklichen befund nicht klar und genau ausdrücken. Der ausdruck 'ostgermanisch' bezieht sich nämlich eigentlich nicht auf die geographische stelle der gotischen sprachdenkmäler (welche nicht östlich, sondern südöstlich ist), sondern auf die ostdeutschen sitze der Goten und Vandilier zur zeit des Tacitus, also auf verhältnisse, die älter sind als die denkmäler. Läßt man nach früherer weise den ausdruck die Nordgermanen mit umfassen, so involviert er, daß deren urheimat ebenfalls Ostdeutschland war, eine vorstellung, die heute niemand mehr im ernst festhält, die daher auch den meisten gar nicht mehr auftaucht, wodurch der weite sinn des begriffes 'ostgermanisch' als willkürlich und der begriff selbst als unklar erscheint, was er auch bei der engeren begrenzung

[1]) Diese skizze wurde geschrieben als beitrag zu der festschrift für Friedrich Kluge, konnte infolge zu späten eingangs und der schwierigkeiten, mit denen gegenwärtig die wissenschaftliche buchproduction zu kämpfen hat, dort nicht mehr raum finden, möchte aber ihre ursprüngliche absicht, dem jubilar den dank ihres verfassers abzustatten, auch an dieser stelle bekennen.

(ohne die Nordgermanen) bereits ist, da die Goten und die andern sogenannten Ostgermanen in ältester zeit als wandervölker erscheinen, für die Ostdeutschland nur eine durchgangsstation auf dem wege von norden nach süden ist.

Dürfte somit die abschaffung des ausdruckes 'ostgermanisch' sich dringend empfehlen, so gilt dasselbe von dem ausdruck 'westgermanisch', der als geographisches gegenstück zu jenem erfunden worden ist. Der entwicklungsherd der westgerm. eigentümlichkeiten, der im nordwestlichen Deutschland und im angrenzenden Dänemark zu suchen ist, kann nur orientiert werden am germ. norden, nicht am osten, und heißt daher passend südgermanisch oder 'südisch' (gegensatz: 'nordisch').

So gelangen wir zu der alten Fickschen einteilung, der Bezzenberger in den GGA. 1875, s. 1330 f., seine zustimmung erteilte, die aber im ganzen keinen anklang gefunden hat und heute verschollen ist — durchaus mit unrecht. Denn das Ficksche system genügt den tatsachen bei weitem am besten, auch denen der neueren zeit und der gegenwart, vor allem aber den alten siedlungs- und wanderungstatsachen, auf denen die gliederung des ältesten uns bekannten germanisch beruht.

Im ältesten Germanien, das Mittel- und Süddeutschland noch nicht einschloß, weil es auf die länder um das Ostseebecken und die südostecke der Nordsee beschränkt war, gab es eine in die augen fallende naturgrenze, nämlich die Ostsee selbst mit den dänischen meerengen, Kattegat und Skagerrak. Was jenseits dieser grenze lag, das erschien den Griechen und Römern als eine mehrzahl von oceanischen inseln, von denen namentlich eine (Skandinavien) gewaltig groß war, die 'eine welt für sich' darstellte, bewohnt von den 500 gauen der 'Hillevionen' (Plinius). Die sprachdenkmäler bestätigen diese halbierung, indem sie uns von anfang an deutliche, wenn auch geringfügige und erst mit der zeit zunehmende unterschiede zwischen nord und süd zeigen, dergestalt, daß das gotische, als ausgewanderter ostskandinavischer dialekt, sich entschieden auf die nordische seite stellt.

Der nordische charakter des gotischen und die nordische herkunft der Goten sind zwar von den skandinavischen gelehrten längst anerkannt, werden aber in Deutschland immer

noch geleugnet oder bezweifelt, obgleich Bugges beweisführung in Norges indskrifter 1, 152—158 (vgl. Pipping, Gutalag CXII) längst vorliegt. Bugge hat den sachverhalt nicht erschöpft. Suchen wir ihn vollständiger zu überblicken, so stellt er sich so dar, daß die sprache der Goten, welche die auswanderung ihrer vorfahren aus Skandinavien laut Jordanes' zeugnis in bestimmter erinnerung hatten, in einer reihe von secundären eigentümlichkeiten mit dem nord. derart übereinstimmt, daß die übereinstimmungen von Westnorwegen (Island) über Schweden nach der insel Gotland stark zunehmen und sich also dort am stärksten häufen, wo der Gotenname selbst hinterblieben ist (altgutnisch *Gutar*, gen. *Gutna* 'die Gotländer'; der stamm des wortes in *Gut-land* wie in *Gut-þiuda* des Kalenders, dessen *ana Gutþiudai* = altwestnordisch *á Goðþióðu* 'im Gotenlande'). Gotisch-gemeinnordisch sind die längst bekannten typen *triggwana* und *twaddjē* (*tveggia*), ebenso die schwundstufe in dem verbum 'treten' (*trudan*, *troða*). Gotisch-ostnordisch sind die verlängerten 3. personen pl. der optative (got. *wēseina* = aschwed. *wārin*; aisl. *væri* ohne *-a*) und plurale der *u*-neutra (got. *augōna* = aschwed. *øghon*; aisl. *augu*; norw. auch *-un*), ferner *ō* für *ū* im hiatus (aschwed. *bōa* : aisl. *búa*; got. *bauan*). Gotisch-gutnisch sind der übergang *o* > *u*, den der volksname veranschaulicht, die pluralische *u*-flexion weiblicher verwantschaftswörter (agutn. *dytrir* = got. *dauhtrjus*; aisl. *dœtr* < *dohtriz*), der gebrauch von *lamb* für 'schaf' überhaupt und anderes (vgl. Bugge a. a. o.). Der befund ist eindeutig. Er beweist, daß die Goten, welche Tacitus an der unteren Weichsel kennt, einige jahrhunderte vorher aus Gotland dorthin gekommen waren, auf demselben kurzen seewege, der auch früher schon und später noch — bis zu den ordensrittern — eine wichtige rolle gespielt hat.

Daß auch die andern sog. Ostgermanen, insbesondere die Burgunder und Wendeln ('Vandalen') skandinavischer herkunft sind, bedarf hier keiner ausführung, weil nennenswerte sprachreste von diesen nicht vorliegen. Wichtiger ist es, daß die Goten im Weichseldelta bereits stammverwante bevölkerung vorgefunden haben, die Holm-Rugier, und daß Tacitus uns eine reihe von stämmen in Ostdeutschland nennt, für deren nordische abstammung nichts spricht, ebensowenig wie für die

der Chatten, Cherusker oder Bataver. Es sind vermutlich unter den stämmen südlich der meere mehr neusiedler aus der *insula Scandza*, als wir heute noch erschließen oder vermuten können. Aber nichts berechtigt zu der annahme, daß etwa Ostdeutschland durchaus nordische colonie war. Es muß hier ein durcheinander von südisch und nordisch geherrscht haben, südische und nordische mundarten nebeneinander. Ob die südischen bereits die sog. westgermanischen merkmale aufwiesen, als die Goten sich zwischen sie einschoben, läßt sich nicht wissen. Aber die got.-nord. züge waren jedenfalls höchstens stellenweise vertreten, nämlich dort, wohin etwaige einwanderer sie verpflanzt hatten.

Einen nordischen einbruch in südisches gebiet, der dauer behalten hat, stellt das dänische in Jütland und vermutlich auch auf den inseln dar. Die stämme, von denen wir in älterer zeit dort hören — die Cimbern, Teutonen, Warnen und andere Nerthusvölker, die noch heute in landschafts- und ortsnamen fortleben wie Himmerland und Ty am Limfjord und Varnes an der Apenrader förde mit seinem steinzeitlichen häuptlingsgrab — sind als südisch redend zu denken. Um die zeit aber, wo die südischen 'Angelsachsen' die mehrzahl ihres volkes nach Britannien abschoben, erschienen auf schiffen aus der Mälargegend bisher unbekannte nordleute und brachten ihre fortan dänisch heißende sprache in der folge bis an die Schlei zur herrschaft. Damit war die sprachgrenze zwischen nord und süd zum nachteil des südens bedeutend vorgeschoben, und sie ist seitdem bekanntlich nur verhältnismäßig wenig wieder zurückgewichen. In dem von den Cimbern und Teutonen geräumten Nordjütland saßen — vielleicht schon vor dem eintreffen der Dänen — Wendeln, die vermutlich ebenfalls aus dem schwedischen Uppland stammten, also wohl nordisch sprachen und der landschaft Vendsyssel ihren namen hinterlassen haben.

Die skandinavische herkunft der Dänen ist noch weniger anerkannt als die der Goten, nämlich nicht einmal von den nordischen gelehrten. E. Wadstein hat vor kurzem in seinem interessanten buche Norden och Västeuropa i gammal tid (Stockholm 1925) mit reichen belegen ausgeführt, die wasser- und waldzone an der Eider und Schlei müsse es gewesen

sein, welche die sprachgrenze zwischen den Nordgermanen — den nach diesem sumpfgebiet, *dani, heißenden Dänen — und den Südgermanen geschaffen habe. Er hält also die Dänen im historischen Dänemark für autochthon und den zustand für ursprünglich, daß die wichtigste sprachgrenze innerhalb Germaniens mitten durch die cimbrische chersones läuft und die sprache nördlich davon ihre nächsten verwanten jenseits des meeres hat. Dies ist schon sprachgeographisch eine unwahrscheinlichkeit. Eine von den guten bemerkungen in Bremers Ethnographie besagt, die geringfügigkeit der unterschiede zwischen dänisch und schwedisch lasse auf engere verwantschaft der völker schließen, was Jordanes bestätige (s. 829=95). Jordanes bestätigt es wirklich. Darüber hat neuerdings völlig überzeugend von Friesen gehandelt (Röstenen i Bohuslän, Uppsala 1925, s. 48 ff.). Es besteht gar kein grund, die nachricht des wohl unterrichteten gotischen schriftstellers, wonach die Dänen *ex ipsorum* — nämlich der Schweden — *stirpe prognati* sind, mithin von der nordseite des Mälar stammen, nicht so zu verstehen, wie sie lautet.[1]) Sämtliche andern quellen stimmen zu Jordanes; einige dänische chroniken sagen dasselbe wie er. Zunächst ist es eine (besonders von Olrik, Danmarks heltedigtning 1, 18 ff. betonte) auffallende tatsache, daß die Dänen um 500 plötzlich an mehreren stellen in der literatur zugleich als ein mächtiger, kriegerischer stamm auftreten, während vorher von ihnen nichts verlautet. Sie haben sich also im 5. jh. dort organisiert, wo wir sie von dieser zeit an finden. Das ist dieselbe zeit, in der die Angelsachsen nach den Rheinmündungen, der Canalküste und Britannien abziehen aus zum teil später dänischen gegenden. Ein zusammenhang zwischen dieser abwanderung von Südgermanen und der ankunft der dänischen Nordgermanen drängt sich auf. Die dänische überlieferung selbst aber berichtet noch um 1300, daß der vater des ältesten

---

[1]) Einige denken an schonische urheimat. Schonen gehörte zwar zum alten dänischen reiche, aber wirkliche gründe, es für das dänische stammland zu halten, bestehen nicht. R. Muchs etymologischer grund (Stammeskunde s. 129) scheitert daran, daß Schonen, obgleich niedriger als Götaland und die nördlicheren striche Skandinaviens, doch keine *dani* ist; vgl. Wadstein s. 5 f.

Dänenkönigs, des eponymus Dan, Humli von Schweden war, ein könig, der in Uppsala regierte (Chronicon Erici regis bei Langebek, Scriptores 1, 149, dazu Gesta Danorum bei Lorenzen, Gammeldanske kröniker s. 2—5 und der dänische text des Chronicon — der jahrbücher von Ryd — ebendort s. 62 ff. 136 ff.).[1] Sie weiß auch, daß die herrschaft des Dan sich von den inseln nach Jütland ausgebreitet hat, wo die Jüten wohnten. Im übrigen herrschte könig Dan nicht über eine bevölkerung, die er vorfand, sondern die Dänen (in Schonen und) auf den inseln sind alle, wie das Chronicon (die Ryder jahrbücher) sich ausdrückt, aus Gothia, d. i. Götaland, gekommen (wenn sie nicht, wie gelehrt hinzugefügt wird, abkömmlinge der Danaer sind). So verworren dieser bericht und so mager die notiz über Humle von Uppsala ist, so handelt es sich doch offenbar um sagenhafte nachklänge derselben wirklichkeit, die bei dem annähernd zeitgenössischen berichterstatter Jordanes klar formuliert ist. Ein weiterer sagenhafter, oder besser: dichterischer, nachklang der Dänenwanderung ist die Gefionsage.

Wir sehen also, wie im falle der Dänen sich das bei dem der Goten beobachtete wiederholt: geschichte und sage einerseits, sprachliche merkmale andererseits vereinigen sich harmonisch zu einem und demselben ergebnis. Dasselbe ist drittens der fall bei den Angelsachsen.

Die frage der herkunft der Angelsachsen und ihrer sprache liegt insofern klarer als das gotische und das dänische problem, als niemand die festländische abstammung der britannischen Germanen leugnet. Dazu sprechen die quellen, namentlich Beda, eine zu deutliche sprache, und die enge verwantschaft des friesischen mit dem englischen ist zu offenkundig. Gleichwohl aber herrscht auch hier viel streit und verwirrung. Hat man in der gotischen und der dänischen frage tatsachen ungebührlich ignoriert, so hat man in der angelsächsischen das gegebene übermäßig kritisiert.

---

[1]) Wenn Saxo und die texte des Kongetal die schwedische herkunft des Humblus (Humli) verschweigen, so erklärt sich dies aus den starken dänisch-nationalen tendenzen der zeit Absalons, die bei Saxo und Sven Aagesen auch sonst klar am tage liegen. Der nationalstolz des Schweden Johannes Magni war auf richtiger fährte, wenn er den ersten Schwedenkönig, Erik I., 600 jahre vor dem ersten Dänenkönig regieren ließ.

Chadwick, The origin of the English nation (1906), bestreitet dem unschätzbaren Bedacapitel 1, 15 so gut wie jede autorität; Olrik, Danske studier 1907, s. 193 lobte Chadwick dafür, daß er schriftstellercombination richtig von ihrem quellenstoff unterschieden habe. Aber Chadwick hat keinen schatten eines beweises dafür beigebracht, daß Bedas darstellung auf seinen eigenen combinationen beruhe und den tatsachen nicht entspreche. Insbesondere ist es ihm mißlungen, dies aus der sprache nachzuweisen. Vielmehr liefert die sprache den besten gegenbeweis, und das fand der englische historiker von sprachforschern ausgesprochen (Sievers, Ags. gramm. § 3: '... so daß also der stammesscheidung der Angelsachsen in Angeln, Sachsen und Jüten in der grammatik die dreiteilung: anglisch, sächsisch, kentisch parallel geht'), deren urteil gewicht beizulegen er um so mehr ursache hatte, als er selber, wie seine argumentierung deutlich zeigt, kein linguist ist; er sieht den wald vor lauter bäumen nicht. Verfolgt man aber den von Sievers angegebenen gesichtspunkt des parallelismus zwischen Bedas mitteilungen und dem sprachlichen befund weiter, so zeigt sich, daß auch die festländischen sitze der drei stämme, so wie sie Beda mitteilt, nicht (mit Olrik) zu verwerfen, sondern voll glaubwürdig sind.[1])

Nach Beda saßen die Angeln in der landschaft, die ihren namen trägt, zwischen der Schlei und der Flensburger förde; südlich davon — also südlich von Schlei und Eider — läßt er die Sachsen wohnen, nördlich — also jenseits der Flensburger förde — die Jüten. Für die richtigkeit dieses systems spricht von vornherein die verteilung der völkernamen in späterer zeit: da haben wir die Sachsen oder Altsachsen in Holstein und weiter südlich, die Jüten in Jütland und das land der Angeln in der mitte zwischen diesen beiden. Angeln lag nach Bedas angabe zu seiner zeit noch unbewohnt, die bewohner hatten es also restlos geräumt, während die Sachsen und Jüten, die in Britannien kleinere gebiete besetzten als die Angeln, teilweise (die am spärlichsten auftretenden

[1]) Ich freue mich hier der übereinstimmung mit Anglisten wie Jordan und Hoops (Hoops' Reallexikon 1, 87 f.).

Jüten jedenfalls größtenteils) in der alten heimat verblieben waren. Dieses von Beda angedeutete verhältnis spiegelt sich darin, daß die Angeln nur als landschaftsname, die Jüten und Sachsen dagegen als völkernamen in der heimat überleben.

Befragen wir nun die sprachen, so scheinen sie zuerst zu widersprechen. Denn weder das seit dem 9. jahrhundert bekannte altsächsische noch das im hochmittelalter (Jyske lov) auftretende jütische sind anglofriesische dialekte; dagegen finden sich festländische reste des anglofriesischen anderswo, wo wir sie nach Beda nicht erwarten (die friesischen mundarten am südufer der Nordsee, während das nordfriesische als eine relativ späte abspaltung gilt). Diesem eigentümlichen befund, der lange verwirrend gewirkt hat, gilt es zunächst gerecht zu werden. Das ist heute leichter als vor 20 jahren, weil die sprachgeographische betrachtungsweise sich inzwischen mehr bahn gebrochen hat.

Im lichte der erfahrungen, welche die an den Sprachatlas anknüpfenden arbeiten der letzten zeit geliefert haben, klären sich die dinge ziemlich mühelos. Die hinterbliebenen sprachgenossen der auswanderer sind sprachlich überfremdet worden, und zwar die Sachsen in Holstein vom südlichen und südwestlichen breiteren festlande her, die Jüten nördlich Flensburg über den Kleinen Belt oder über den Limfjord herüber, während die anglofriesisch redende bevölkerung am südrande der Nordsee zunächst verschont blieb und erst später teilweise niederdeutsch geworden ist.[1])

Die beiden im ergebnis einander entsprechenden und zur bildung einer schärferen nordisch-südischen sprachgrenze zusammenwirkenden überfremdungsvorgänge stellen sich gleichwohl als geschichtliche ereignisse verschieden dar. Daß das jütische in einen nordischen dialekt verwandelt wurde, beruht sicher zum großen teil, höchst wahrscheinlich aber durchaus auf der eroberung Jütlands durch die Dänen, welche nach

[1]) Nach Prokop, Gotenkrieg 4, 20 wohnten in Britannien auch Friesen. Da er von Sachsen und Jüten schweigt, muß es zweifelhaft bleiben, ob hier ein vierter stamm gemeint ist, oder ob Prokops gewährsmann die britannischen Germanen nach ihrer sprache hat kennzeichnen wollen, für welchen zweck der hauptname 'Angeln' nicht genügte. Die unklarheit von Prokops vorstellungen über diese fernen gegenden liegt auf der hand.

allem, was wir wissen, geschehen sein muß, und von welcher die dänische mittelalterliche überlieferung noch weiß (Gesta Danorum). Das aufgehen des anglofriesischen sächsisch in der südlicheren südgermanischen sprachform (dem niederdeutschen der späteren zeit) ist dagegen umgekehrt die folge eines südlichen vordringens der Sachsen selbst gewesen, deren mundart dabei in derjenigen oder denjenigen der unterworfenen mehrzahl aufgegangen ist. Es handelt sich also bei den Sachsen ebenso wie bei den Dänen um jenes vorrücken südwärts, das für die germanische wanderungszeit typisch ist und in diesen gegenden zuerst durch die Cimbern und Teutonen (die aus Nordjütland kamen) veranschaulicht wird, dann durch die Sueben und Haruden, wohl auch die Eudusier und Markomannen im heere des Ariovist, außerdem durch die Sueben in der Mark und in Süddeutschland, die Angeln und Warnen, die Langobarden, endlich durch ortsnamengleichungen wie Aschersleben = Hadersleben. Während aber in Jütland die eroberer sprachlich obsiegten, sind sie auf dem deutschen festlande unterlegen. Der unterschied ist nicht verwunderlich, denn Jütland ist schmal, seine südische bevölkerung war infolge der abwanderungen zusammengeschmolzen, die Skandinavier müssen in großer zahl erschienen sein, und mit den Dänen können die Wendeln aus der richtung Skagen zusammengewirkt haben; das Sachsenland zwischen dem mittelgebirge und den meeren hingegen ist breit und beherbergte offenbar eine weit zahlreichere bewohnerschaft, als die holsteinische heimat seiner herren je beherbergen konnte.

Trotzdem weisen bekanntlich ältere denkmäler aus Deutschland, namentlich aus Norddeutschland, ziemlich viele sporadische anglosaxonismen (oder 'echte saxonismen') auf, erscheinungen, die als Wredesche 'ingväonismen' neuerdings von sich reden machen. Wrede beurteilt sie vom standpunkt des Sprachatlas des deutschen reiches und von dem der deutschen und gotischen grammatik. Das wird sich nicht halten lassen, wenn man die dinge in den größeren germanischen zusammenhang rückt, wie ich das hier versuche. Aber schon der befund selbst, mit dem Wrede arbeitet, scheint es mir nicht zu erlauben, etwa vereinzelte *swīd-* und *fīf* für reste eines ursprünglichen 'ingväonischen' westgermanisch zu halten, das

später ‘gotisiert’ worden sei (Zs. f. d. mundarten 1924). Das seltene zum ausgangspunkt zu nehmen für die beurteilung des normalen, ist nicht die natürliche betrachtungsweise, sondern ihr gegenteil, und die erklärungen, zu denen es führt, sind an und für sich so wenig überzeugend wie möglich. Wir brauchen aber den bereich von Wredes grundgedanken nicht zu verlassen, um sehr viel festeren boden unter die füße zu bekommen. Die germanischen südwanderungen, auch die südliche ausdehnung des Sachsennamens sind tatsachen von ganz anderer sicherheit (und übrigens auch allgemeiner plausibilität) als das axiom — von dem beherrscht zu sein Wrede nicht leugnen wird —, daß bei sprachlichen neuerungen immer nach der höheren cultur zu fragen sei, die sie mit sich gebracht habe. Wenn in neuerer zeit das culturhaltigere hochdeutsche im Rheinland und anderswo große eroberungen gemacht hat auf kosten des niederdeutschen, so gibt das kein recht, für die ältere zeit entsprechendes zu statuieren ohne rücksicht auf deren besondere verhältnisse, die in den quellen klar am tage liegen. Die (sehr willkürlich so genannten) ‘ingväonismen’ der Merseburger glossen und anderer denkmäler sind einsprengsel, deren heimat im norden liegt, und ihre träger waren in der hauptsache erobernde einwanderer (zuweilen gewiß auch angelsächsische mönche). Die erscheinung ist parallel den germ. überbleibseln in den rom. sprachen.

Die naheliegende frage, ob das jütische südgermanische reste aufweist, bez. welche dies sind, möge hier beiseite bleiben.

Notwendiger ist es, der behauptung entgegenzutreten, der name der anglofriesischen Jüten klinge nur zufällig an den der dänischen an, und es handle sich um zwei ganz verschiedene stämme (s. zuletzt Wadstein s. 168 f.). Von den formen, welche Beda gebraucht (1, 15 und 4, 16), sind echt ags. offenbar nur die an der zweiten stelle, wo ein zu seiner zeit noch gebräuchlicher landschaftsname auftritt: *Eota* oder *Ȳtena land*, das ergibt die nominative *Eotas*,[1]) *a*-stamm, und

[1]) An mehreren stellen wird ‘*Eote*’ angesetzt, offenbar weil die ags. völkernamen so vielfach als *i*-stämme erscheinen. Aber das gibt kein recht, einen *i*-stamm ohne umlaut zu statuieren. So hat denn auch Wadstein im text instinctiv das richtige (während er in den anmerkungen seinen citaten folgt).

Ȳte, *i*-stamm. *Eotas* ist völlig lautgleich den nordischen formen awestn. *Jótar*, aschwed. *Jūtar*, dän. *Jyder*. *Ȳte* darf gleichgesetzt werden dem latinisierten *Eutii*, das wohl einen germ. *i*-stamm wiedergibt. Die schwache flexion in *Ȳtena* und in dem *Jutna* (*cynn*) der Sachsenchronik zum j. 449 weist auf einen alten *n*-stamm wie *Frēsan*, *Gotan* (neben *Frisii*, *Gothi*), und auf diesem wird das *Eotenas* der ags. poesie in ähnlicher weise beruhen wie ags. *earn*, *beorn*, ahd. *arn*, *-bern*, anord. *ǫrn*, *biǫrn* auf den in ahd. *aro*, *bero*, ags. *bera*, anord. *ari* erhaltenen typen. Die verschiedenheit der formen ist also leicht erklärlich, und sie hat nichts zu tun mit der verschiedenheit der ursprünglich gleichnamigen und identischen völker, die erst die folge geschichtlicher umwälzungen ist (vgl. R. Much, Stammeskunde s. 99 und bei Hoops, Reallexikon 2, 623).

Die sprachlichen data widersprechen also den angaben Bedas keineswegs. Über diesen (in Deutschland nicht neuen) satz schreiten wir vor zu dem andern, auf den es ankommt: die sprache bestätigt Beda, auch was die sitze der drei völker auf dem festlande betrifft.

Das anglofriesische sprachgebiet war einmal südgerm. grenzzone gegen das nordische. Daher die mancherlei gemeinsamkeiten zwischen anglofriesisch und nordisch, die oft hervorgehoben,[1]) wenn auch noch nie erschöpfend behandelt sind, und von denen ein beispiel hier genannt sei: die singularischen casus obliqui auf *-an* bei den schwachen masculinen, welche in einem gewissen umfange auch altsächsisch sind und im norden den alten vocalwechsel, der nach ausweis des gotischen auch wenigstens im dortigen osten einst bestand, völlig verdrängt haben.

Johannes Schmidt hat im zweiten bande seines Vocalismus (s. 308—453) auch die brechungen unter diesen gesichtspunkt gestellt, dabei jedoch keine zustimmung oder nachfolge gefunden; die jüngere forschung auf beiden seiten hält die brechungen (einschl. des sog. *o*- und *u*-umlauts im ags.) für relativ späte sonderentwicklungen. Und doch ist die ähnlichkeit der erscheinungen so groß, daß es von vornherein schwer fällt,

[1]) Zuletzt von Hoops, Reallexikon 1, 87.

sie für zufall zu halten. Am weitesten geht sie bei der *u*-brechung des *e*, weil diese hüben und drüben offenkundig demselben gesetze folgt: man vergleiche ags. *eoton* = anord. *iotonn*, *eofor* = *ioforr*, *heoru-* = *hior-*, *heorot* = *hiortr*, *meodo* = *mioðr*, *meoto* = *miot*, *geseotu* = *siot*, *mioluc* = *miólk*. Die reihe wäre leicht fortzusetzen. Denkt man sich noch die ungebrochenen formen hinzugefügt (nd. *eten-inne* [bei Laurem-berg], as. *ebur* usw.), so entsteht ein bild, das von einem schema wie lat. *ventum*, *gentem* : anord. ags. as. ahd. *vind* (*uuind*), anord. as. ahd. *kind* sich nicht unterscheidet, d. h. es steht dem ursprünglichen vocalismus in einer mehrzahl von dialekten ein in gleicher weise lautgesetzlich veränderter gegenüber. Der übergang von idg. *e* in germ. *i* vor nasal-verbindung gilt aber mit recht für einen einheitlichen vorgang und nicht für eine summe von individuellen oder örtlichen zufällen, weil die dialekte, in denen wir ihn vollzogen finden, einander verwant und benachbart sind. Da der befund bei der brechung des *e* vor *u* zu *eo*, *io*[1]) im angelsächsisch-nordischen grundsätzlich derselbe ist, müßte er folgerichtig ebenso beurteilt werden — wäre nicht die stammbaum-theorie. Diese postuliert, daß die in allen germ. dialekten anzutreffenden lautneuerungen dem germ. aste angehören, der noch keine zweige ausgesant hatte, die einzeldialektischen dagegen den zweigen und deren verzweigungen; so kommen die ags. brechungen auf einen andern zweig (eine abzweigung des 'westgermanischen') als die nordischen, und ihre überein-stimmung erscheint als bedeutungslos. Aus solcher grund-anschauung heraus (und nicht weil im einzelnen so vieles einzuwenden war) verwarf seinerzeit Bezzenberger J. Schmidts lehre vom ags.-nord. zusammenhang als einem beispiel für die 'wellentheorie'. Und nur diese grundanschauung ist es, welche bis heute seiner vollen anerkennung im wege steht — nicht die tatsachen: diese sind lediglich im sinne der stammbaum-lehre interpretiert worden, ohne daß sie so interpretiert werden müssen oder eine solche interpretation die nächstliegendste wäre.

---

[1]) Anord. *io*, *iǫ* ist aus *eo* entstanden wie *ia* aus *ea* und *ió*, *iú* aus *ēo*, *iu*.

Die nord. brechungen sind gemeinnordisch, ihre entstehung fällt also in vorliterarische zeit. Wie hoch sie in dieser hinaufgeht, darüber versagen die nord. quellen — auch die vorliterarischen, die runeninschriften — die bestimmte auskunft. Der bracteat von Tjurkö scheint zu zeigen, daß der sprache seines ritzers (8. jh.) die *a*-brechung fremd gewesen ist (*Heldaʀ* = aisl. *Hialdr*, bei Lind, Dopnamn). Hingegen scheint der *Haeruwulafiʀ* des rund ein jahrhundert älteren steins von Istaby einen fall von *u*-brechung darzustellen, jedenfalls ist eine andere erklärung des doppelvocals der ersten silbe nicht absehbar, und die anknüpfung an den historischen namen *Hiǫrulfr* ist die gegebene. Ein entsprechendes *haerama-* auf dem Blekinger stein von Björketorp bringt keine klärung. Jedenfalls zeugt das inschriftenmaterial in keiner weise gegen hohes alter der *u*-brechung. Daß es deutlicher dafür zeugen sollte, ist nicht zu verlangen bei seiner spärlichkeit, die seinen quellenwert auch in anderer beziehung so stark einschränkt. Die nord. urkunden ergeben also ein non liquet, so daß die entscheidung von selbst an die vergleichende instanz übergeht.

Die theorie von Axel Kock (Umlaut und brechung im altschwedischen, Lund 1911—16) bringt die durch geschwundenen vocal bewirkten, ihr zufolge älteren brechungen in unmittelbare ursächliche verbindung mit dem schwund des vocals entsprechend dem von Kock angenommenen verhältnis bei den 'älteren' umlauten, und behauptet somit den 'spät urnordischen' beginn der erscheinung. Der unmittelbare causalzusammenhang zwischen schwund und brechung geht ebensowenig wie der zwischen schwund und umlauten, speciell *i*-umlaut, aus dem quellenbefund hervor. Dieser zeigt uns zwar, daß der *u*-umlaut im größten teil des nordens auf fälle mit geschwundenem *u* beschränkt ist, was die annahme nahelegt, der schwund sei die ursache des umlauts in ähnlicher weise, wie durch vocalschwund schleifton bewirkt wird. Aber beim *i*-umlaut erkennen wir lediglich den zusammenhang der quantität mit dem umlaut, der einem zusammenhang der quantität mit dem vocalschwund parallel geht (*dœmða* mit umlaut und schwund, *valða* ohne umlaut und mit jüngerem schwund). Den guten sinn der zweiten dieser causalitäten gezeigt (sie, physikalisch gesprochen, aus einer statistischen in eine dynamische ver-

wandelt) zu haben, ist Kocks bleibendes verdienst. Daß die erste (die größere empfänglichkeit langer silben für den *i*-umlaut) keinen sinn hätte und notwendig durch eine sinnvollere, nämlich eine directe causalität zwischen schwund und umlaut ersetzt werden müsse, das hat er nicht zeigen können. Auch die verhältnisse beim *u*-umlaut ergeben diese causalität nicht eindeutig. Der analogieschluß vom *u*-umlaut auf den *i*-umlaut ist aber schon als solcher unsicher, und der von den umlauten auf die brechungen ist es natürlich erst recht. Man wird also ruhig sagen können, daß die Kocksche brechungstheorie kein gewicht in die wagschale legt zugunsten der späten entstehung der nord. *u*-brechung und ihrer unabhängigkeit von der ags., und daß sie mithin auch nicht geeignet ist, die stammbaumlehre irgendwie zu unterstützen.[1])

Was das ags. betrifft, so könnte man sich hier auf alte Epinal-Erfurter glossenformen wie *berc*, *helustras*, *helostr* berufen wollen, welche, verglichen z. b. mit dem Corpusgegenstück *heolstras*, die entstehung der brechungen auf engl. boden zu zeigen scheinen (vgl. Sievers, Gramm. § 78). Das trügerische dieses scheins erhellt jedoch alsbald aus der geringfügigkeit des altersunterschiedes zwischen der Epinaler, der Erfurter und der Corpussammlung und aus der inconsequenz der entsprechungen (*berc* steht ebenso in Corpus). Offenbar handelt es sich um dialektunterschiede, d. h. es gab zu der zeit, wo jene *helostr*, *helustras* zuerst niedergeschrieben wurden, in England gebrochene und ungebrochene formen solcher wörter nebeneinander. Aus jüngerer zeit sind solche doppelformen massenhaft bekannt, allerdings nach Sievers, Gramm. § 104, nicht mehr in wörtern, die hinter dem *e* liquida zeigen, wohl

[1]) Schon DLz. 1917, sp. 114 habe ich die grundsätzlichen bedenken gegen Kocks umlautstheorie kurz formuliert. Auch den nord. *i*-umlaut darf man nicht völlig isolieren. Ich erinnere mich, daß E. Sievers mündlich lehrte, der *i*-umlaut habe sich vom anglofries. gebiet (wo seine wirkung am wenigsten beschränkt ist) nach norden und süden verbreitet. — Der gedanke, schwund bewirke umlaut oder brechung, ist die umkehrung der feststellung, daß schwund (in ahd. *branta*, *tuomta*) nichteintreten des umlauts zur folge hat. Diese feststellung ist aber schief, denn man kann logischerweise nicht sagen, daß der umlaut da, wo seine bedingungen fehlen, nicht eintrete; dies ist selbstverständlich, weil in der definition des umlauts enthalten.

aber andere fälle, und zwar dringen auch jetzt (wiederum nach Sievers) die gebrochenen formen auf kosten der ungebrochenen vor, so daß es z. b. älter-westsächsisch *hefon*, gemeinws. aber *heofon* heißt. Die wandlungen im westsächs. sind nicht so aufzufassen, als hätte der lautwandel dort spontan (indem seine regel sich erweiterte, beschränkungen wegfielen) um sich gegriffen, sondern die gebrochenen formen sind aus dem anglischen und wohl auch aus dem jütischen südlich Winchester und auf dem 686 eroberten Wight eingedrungen. Dies geht schon daraus hervor, daß brechung und nichtbrechung keineswegs durchweg auf lautliche gründe zurückführbar sind (wie Sievers' darstellung, die diesen versuch macht, auch dann zeigt wenn sie den befund erschöpft, was nach der vorrede kaum anzunehmen ist). Daß aber das westsächsische sich gegen die brechungen viel zurückhaltender zeigt als die andern ags. dialekte (das kentische und das anglische im weitesten sinne, vgl. Sievers § 160), ist kein zufall, sondern beruht darauf, daß die Sachsen das südlichste der völker waren, welche auswanderer nach Britannien schickten, das den späteren Deutschen unmittelbar benachbarte, deren sprache von brechungen frei ist, während die Angeln und die in Kent siedelnden Jüten aus der näheren, bez. unmittelbaren nachbarschaft des nord. sprachgebiets stammten, das ein brechungsgebiet war. Wenn das wests. sich vor unsern augen im punkte der brechungen anglisiert, so dürfte dies nur die fortsetzung einer schon früher begonnenen überfremdung durch die mehrheit sein, die ungefähr ebenso zu beurteilen ist wie der sprachwechsel, der den erobernden Sachsen in Deutschland aufgedrängt wurde;[1]) das älteste sächsisch in England dürfte so brechungsfrei gewesen sein wie das altsächsische in Deutschland, dafür sprechen auch die ungebrochenen formen des Epinal-Erfurter glossars, die doch irgendwo ihre dialektische heimat haben müssen, und denen diese nirgend mit so gutem grunde angewiesen werden kann wie bei den Westsachsen oder in deren nächster nachbarschaft.

---

[1]) Vgl. Brandl, Zur geographie der altenglischen dialekte, s. 6 ff.

Neben die brechungen vermag ich eine zweite vocalische erscheinung zu stellen, welche ebenfalls Bedas festländische völkeraufstellung bestätigt, indem sie ein zusammengehen besonders des jütischen mit dem nordischen zeigt, also des dialekts, bei dem wir ein plus von nordismen auch gegenüber dem anglischen erwarten. Wie Sievers § 150, 3 (mit anm. 3) feststellt und wie ein blick in den Kent. psalm und hymnus bestätigt, erscheinen der diphthong germ. *eu* und der brechungsdiphthong *eo* im kent. als *ío*, bez. *io*: *þíoda* 'der völker', *líoht* 'licht', *líodum* 'den leuten', *fram ansíone* 'vom angesicht', *hiofon* 'himmel', *hiorte* 'herz'. Dieselbe erscheinung finden wir vom beginn der pergamentenen überlieferung an in allen nordischen sprachen; *fram ansíone* lautet altisländisch *frá ásión.* Zwar hat auch das deutsche den ersten bestandteil des diphthongs *eu* in *i* verwandelt, aber, soweit nicht *i* folgte, nachweislich spät, und in dem zunächst in frage kommenden altsächs. ist *eo* besonders häufig (namentlich im Monacensis des Heliand), was gewiß mit der wests. geltung von *éo* zusammenhängt. Das bezeichnende zusammengehn des diphthongs mit dem brechungsvocal fehlt im deutschen natürlich. In den ältesten inschriften der nordlande erscheint der diphthong vor *i* als *iu*, sonst als *eu* (Bugge, Norges indskrifter 1, 219. 305. Kock, Umlaut und brechung 56). Das muß die ältere stufe sein nicht nur gegenüber dem historischen nordisch mit seinen *ió*, *iú*, sondern auch gegenüber dem kent. *ío* (das durch seine accentlage älter ist als die historischen nord. formen). Das ostnord. hat durchweg *iu* (z. b. in aschwed. *Jūtar*); das darf mit dem *Īutna cynn* der Sachsenchronik in verbindung gesetzt werden, der — gleich *Īota* — augenscheinlich echt jütischen form gegenüber dem *Eota* und *Ytena land* der andern dialekte.

Wo lag die alte berührungs- und austauschlinie zwischen jütisch, bez. anglofriesisch, und nordisch, und welcher nord. stamm war der nächste vermittler? Die Dänen kommen für diese rolle nicht in frage, da sie noch weit oben am Bottnischen meerbusen saßen, und andere namen bieten sich zunächst nicht dar, es seien denn die Wendeln nördlich des Limfjords. Da es sich aber um zusammengehen der südischen grenzstämme auch mit den nordleuten auf der skandinavischen halbinsel handelt und der herd der gemeinsamen neuerungen

eher südlich als nördlich der nordisch-südischen grenze angenommen werden muß, so bedürfen wir einer bevölkerungsbrücke, die über Fünen und Seeland hinwegging, und denken daher an die Eruler, die dort die vorgänger der Dänen gewesen sind. Allerdings ist es ungewiß, ob diese nordisch oder südisch sprachen. Sprachen sie südisch, so war es ein dem südischen jütisch nächst verwanter dialekt, und es besteht dann immer noch die frage, welcher nordische stamm ihnen zunächst saß. Die frage ist unwichtig, denn mit dem namen wäre kaum etwas gewonnen. Viel wichtiger wären localisierte sprachdenkmäler von genügendem alter und umfang. Leider fehlen sie, und so sind wir außerstande, die genaueren linien zu ziehen.

Möge die unfertigkeit dieser studie nicht die folge haben, daß sie unbeachtet beiseite gelegt wird, weil sie ungewohnte wege zu zeigen sucht; möge sie vielmehr andere auf diese wege locken. Es ist ebenso notwendig, die historische germ. grammatik mit dem geist der modernen dialektgeographie zu durchdringen, wie letztere von der überlegenen methode der älteren forschungsweise lernen muß. Das ist aber nur möglich, wenn die synthese der einzelgebiete vollzogen wird, für welche die zeit seit länger als gestern reif ist. Gerade die englische philologie, in deren domäne ich als nichtfachmann einbrechen mußte, ist, wie es trotz vereinzelter äußerungen (Beitr. 48, 378) scheint, sich bewußt, daß auch für sie viel gewonnen ist, wenn gezeigt werden kann, daß die ältesten dialektspaltungen licht zurückwerfen (Brandl, Zur geographie der altenglischen dialekte, 1915, s. 77), mag sie auch ihre eigentliche aufgabe mit recht darin erblicken, aufklärend in der zeit herabzuschreiten.

CHARLOTTENBURG. GUSTAV NECKEL.

NHD. *WEBEN* UND *SCHWEBEN*.

Die etymologischen wörterbücher von Kluge, Heyne, Weigand-Hirt u. a. trennen *weben*[1]) und *schweben* scharf voneinander, wozu auch schon die bedeutungsverschiedenheit veranlassung zu geben scheint. Geht man aber auf die bedeutung dieser verba im mhd. zurück, wo *weben*[2]) auch 'hin- und herfahrend sich bewegen' und *sweben* 'sich fliegend hin- und herbewegen' bedeuten, so sieht man, daß die bedeutungsverschiedenheit zu schwinden beginnt. Man könnte geneigt sein, hier reimwortbildungen wie *wippen* : *swippen*; *recken* : *strecken*; *trampen* : *strampen* usw. (vgl. H. Güntert, Über reimwortbildungen im ar. und altgriech. [Heidelberg 1914] s. 177 ff.) anzunehmen, jedoch liegt hier die sache anders, wie sich weiter unten zeigen wird. Ich glaube nachweisen zu können, daß beide wörter aus einer gemeinsamen quelle geflossen sind.

---

[1]) In der ursprünglichen bedeutung 'sich schwebend bewegen, hin- und herfahren' noch bei Luther, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Geibel u. a., z. b. *es errege sich das wasser mit webenden und lebendigen thieren* 1. Mos. 1, 20; *in im leben, weben, und sind wir* Ap.-gesch. 17, 28; *der webende heerzug* Klopstock 2, 180; *was weben die dort um den rabenstein?* Goethe Faust I; *schlaftrunken wobs in den citronenbäumen* Geibel 1, 160. Weitere belege bei Heyne, DWb. 3, 1339 f.

[2]) *weben* war ursprünglich stv., praet. mhd. *wap*, ahd. *wab*, wurde dann auch schwach flectiert *webte* neben *wob*. Kluge, Et. wb.[9] s. 484 s. v. *weben* unterscheidet zwei verba: *weben*[1] = 'weben, wirken, flechten, spinnen' und *weben*[2] = 'sich bewegen', was formell nicht gerechtfertigt ist. Heyne, DWb. 3, 1399 meint, daß *weben* in der bedeutung 'hin- und herfahren, sich schwebend bewegen' wohl ursprünglich eine andere, zu der weiteren bedeutung der wurzel von *weben* = 'spinnen' gehörige bildung sei. Lexer, Mhd. TWb.[9] s. 370 f. setzt ebenfalls ein starkes verbum *wëben* 'hin- und herfahrend sich bewegen; weben, wirken, flechten spinnen' und ein schwaches verbum *weben* 'weben' an. Beide verba sind aber identisch (*webte* : *wob* = *fragte* : *frug*), man muß von der grundbedeutung 'schnell hin- und herbewegen' ausgehen, wie es auch Weigand-Hirt, DWb. 2[5], 1218 f. tun, die für *weben* (idg. wurzel *u̯ebh*) schon eine im idg. specialisierte bedeutung 'spinnen, weben' annehmen. Vgl. gr. *ὑφαίνω* 'weben' alb. *veń* 'ich webe', npers. *bāftan* 'weben', oss. *vafi̯n* 'weben', aind. *ūrṇavābhi* 'spinne' = 'wollenweber'.

Die dem verbum *weben* zugrundeliegende wurzel germ. *web* = idg. *u̯ebh* hat eine überaus reiche entwicklung durchgemacht, zwar nicht so sehr in dieser gestalt als vielmehr in ablautender und im an- und auslaut veränderter form.

Ich gehe von der einfachsten form in der schon idg. specialisierten bedeutung 'weben' aus.

1. Idg. *u̯ebh*.

Idg. normalstufe *u̯ebh*, mit *o*-abtönung *u̯obh*, dehnstufe *u̯ēbh*, tiefstufe *ubh*, dann vielleicht auch noch *u̯abh* und mit anderem wurzelauslaut *u̯eph*.

Nhd. *weben*; mhd. *wëben*; ahd. *wëban*; mnd. *weven* 'weben, flechten, knüpfen'; nd. *weven*; ags. *wefan*; engl. *weave*; an. *vefa*; schwed. *väfva*; dän. *væve* 'weben'; germ. **weban* = idg. **u̯ebho*- 'weben, spinnen', eig. 'hin- und herbewegen', in derselben bedeutung alb. *veń* 'ich webe' aus **u̯ebni̯ō* < idg. **u̯ebhni̯ō* (G. Meyer, Et. wb. der alb. spr. s. 95. Alb. stud. 3, 36. Brugmann, Grundr. 1^2, 315. 513). Part. pass. von *veb* ist germ. **wefta* m. (*wefti* m., *weftô*, *weftî* f.) 'einschlagfaden' = an. *veftr*, *veptr* m., *vipta* f. 'einschlagfaden, einschlag'; ags. *weft*, *wift* f., *wefta* m. dass.; engl. *weft*; mhd. *wift* m. 'feiner faden'; nhd. bair. *wift* m. 'zwirn feinster art, honigwabe' (vgl. avest. **ubda* part. perf. pass. in *ubdaēna* 'aus webstoff'); ferner germ. **web(a)la* 'einschlag' = and. *weval*; mnd. *wevel*, *weffel*; ags. *wefl*; ahd. *weval*, *wefal*; mhd. *wevel*, *wefel* n. 'einschlag'. Die normalstufe mit *o*-abtönung *u̯obh* in germ. **wabja* m. n. 'gewebe' aus **u̯aƀ-i̯a*- < idg. **u̯obh-i̯o* (Lidén, IF. 19, 338) = an. *vefr* 'gewebe, aufzug, gewobenes zeug'; as. *webbi*; ags. *webb* n. 'gewebe' (ags. *webbian* 'weben'); ahd. *weppi*; mhd. *weppe*, *webbe* 'gewebe'. Die dehnstufe idg. *u̯ēbh*- in aind. *vābhi* 'weber' in *ūrṇavābhi* m. 'spinne', eig. 'wollenweber' (vgl. Johansson, GGA. 1890 s. 768) und germ. *-*wēbōn* 'weberin' < idg. *u̯ēbh*- in an. *kǫngur-váfa* 'spinne' (Johansson a. a. o. und IF. 3, 226), vgl. ags. *gange(l)wǽfre* 'spinne'. Die tiefstufe *ubh*- aind. *ubhnāti* (mit nasalerweiterung *umbháti* 'zusammenhalten, binden', auch *unápti*); avest. **ubda* in *ubdaēna* 'aus webstoff gemacht' < *ubh*-; gr. ὑφαίνω, ὑφάω, hom. ὑφόω (ἱστοὺς ὑφόωσι Odyss. η 105), ὑφή, ὕφος 'gewebe' < idg. *ubh*-, wo Hirt, Idg. gr. 2, 164 bei gr. ὑφή von einer basis **awe*

+ suffix *bhā* ausgeht, die als vollstufe in aind. *ótum*, als schwundstufe in aind. *utás* von *váyati* ‘weben, flechten, zusammenfügen’ vorliegen soll (ind. wurzel *vā*). Aind. *váyati* = lit. *vejù výti* ‘drehen, wenden’, aslav. *vъją viti* ‘winden, flechten’, lat. *vieō* ‘flechten’, idg. wurzel *u̯ei̯-, *u̯ei̯ē-. Die tiefstufe idg. *ubh* auch in ahd. *wuppi*, mhd. *wüppe* ‘gewebe’ aus idg. **ubh-i̯o-* im ablaut zu ahd. *weppi*, mhd. *weppe*; desgleichen schwed. dial. *öv* ‘gewebe, einschlag’, aus **uƀ-i̯a-* (Lidén, IF. 19, 338). Auf die *o*-stufe idg. *u̯obh* geht auch wohl die gemeinidg. bezeichnung der wespe idg. *-u̯obh-sā* (**u̯op-sā*?) : *u̯ebh* ‘weben’ in lat. *vespa* aus **vospa* durch umstellung (metathesis) aus **vopsa* (Solmsen, Studien zur lat. lautgeschichte s. 24 f. Walde, Lat. et. wb.^{2} 827. Hoffmann bei Heinichen, Lat. wb.^{9} 916); lit. *vapsà* ‘bremse’; apreuß. *wobse* ‘wespe’; abulg. *vosa* (*osa*) aus **vopsa*; abret. *guohi*; corn. *guhien* ‘wespe’; air. *foich* aus brit. *uuochi* entlehnt (Zimmer, KZ. 33, 276); ahd. *wefsa*, *wafsa*; ags. *wæfs*, *wæps*, *wæsp*; engl. *wasp*; mhd. *wefse*, *webse*; mnd. *wespe*, *wispe*; and. *waspa*; nhd. *wespe*; bair. *wębes* < germ. **waƀisō* < idg. **u̯obhesō*; dazu avest. *vawžaka-* name eines daēvischen tieres; balūčī *gvabz* ‘biene, wespe, hornisse’ (Geiger, Abh. d. bayr. ak. 1891, 125), franz. *guêpe* ‘wespe’ mit *gu-* für *w-*. Auf idg. *u̯obh* führt auch die causativbildung **waƀjan* ‘wickeln’ : **weƀan* in an. *vefja* ‘wickeln’, vgl. *vaf* n. ‘das umwickelte, wickel’. Eine wurzelstufe idg. *u̯abh-* würden wir erhalten, wenn Hirts vermutung (Etymologie der nhd. spr.^{2} s. 100. 107. 187 und Weigand-Hirt 2^{5}, 1191 s. v. *wabe*) richtig ist, daß lat. *favus* ‘honigwabe, wachsscheibe’ aus idg. *bhau̯os* durch umstellung (metathesis) aus idg. *u̯abhos*, *u̯abhā* = germ. *waban* ‘wabe’, eig. ‘gewebe’, ahd. *wabo*, *waba*; mhd. *wabe* ‘honigwabe’; nhd. *wabe*, abstractbildung zu *weben*, entstanden sei. Ablehnend Walde, Lat. et. wb.^{2} s. 277 s. v. *favus*. Eine idg. grundform *u̯eph* ergibt osset. *vafi̥n* ‘weben’; npers. *bāftan* ‘weben’ (iran. wurzel *vaph*); vgl. Hübschmann, ZDMG. 44, 557, Etymologie und lautlehre der osset. spr. (Straßburg 1887) einl. s. XI. Leumann, Et. wb. der sanskrit-sprache s. 41. Kluge, Et. wb.^{9} s. 484 s. v. *weben*.

Zu ahd. *wefal*, mhd. *wefel* ‘einschlag beim gewebe’ gehört mhd. *wifel(e)n* ‘mit der nadel stopfen’, nhd. (schwäb.-schweiz.-

thür.-leipz.) ***wiebeln***, ***wiefeln*** 'stopfen' und die zusammensetzung ***wiebelgarn*** n. 'stopfgarn'.

Die ganze sippe in der specialisierten bedeutung 'weben' läßt auf ein hohes alter der webekunst bei den Indogermanen schließen, wobei es allerdings schwer zu sagen ist, wie weit man es in dieser kunst gebracht hatte. Vgl. Schrader, Die Indogermanen[3] s. 21.

Wie oben schon mehrfach hervorgehoben ist, tritt nhd. ***weben***,[1]) mhd. ***wëben*** auch in der mehr allgemeinen und ursprünglicheren bedeutung 'hin- und herfahrend sich bewegen, sich schwebend bewegen' auf, die auch für idg. *u̯ebh* 'weben' vorauszusetzen ist. Unter einer idg. wurzel *u̯ĕ̄bh* = germ. ***wĕ̄b*** 'sich hin- und herbewegen, wabern' hat Torp bei Fick 3[4], 391 eine umfangreiche wortsippe zusammengefaßt, denen alle eine gemeinsame bedeutung zugrunde liegt, an. *váfa* (= ****wêbên***) 'schweben, vibrare, oscillare, versari, dubitari'; ***vefjast*** 'sich hin- und herbewegen'; ***vafla*** 'schwanken'; ***vafra*** 'sich unstet bewegen'; ***vafr-logi*** 'flackernde flamme'; ags. ***wǽfre*** 'wankend, wabernd, flackernd' mengl. ***waveren***, nengl. ***waver*** 'wanken, schwanken'; mhd. ***weben*** 'sich hin- und herbewegen'; mhd. ***waberen***, ***wabern*** 'in geschäftiger, unsteter bewegung sein'; ***webelen*** 'hin- und herschwanken, wackeln'; nhd. ***wabern*** 'sich hin- und herbewegen', dazu stellt er noch lit. *vebždù vebždė́ti* 'wimmeln, sich verwirren, durcheinanderbewegen'. Hinzuzufügen sind noch engl. *wabble* 'schlottern'; nd. md. ***wabbeln*** 'sich in schwankender bewegung befinden'; ***wabbelig*** 'schlotterig herabhängend, flau'. Wahrscheinlich gehört hierher auch germ. ****webila*** m. 'käfer' = an. *vifill* (*tordyfill* < ***torð-vifill*** 'mistkäfer'); ags. ***wifel*** 'käfer', *tordwifel*, ***scearnwifel*** 'mistkäfer'; and. *goldwivil* 'johanniswürmchen'; mnd. ***wevel*** 'käfer, kornkäfer'; ahd. ***wibil***, ***wipil*** 'art käfer, kornwurm'; engl. *weevil* 'käfer'; md. ***webil***; mhd. ***wibel***; nhd. ***wiebel*** 'käfer, kornkäfer, curculio, granarius', auch 'regsames zappliges kind', verwant ist lit. ***vãbalas*** 'käfer', abgeleitetes verbum nhd. ***wiebeln***, ***wiefeln*** 'sich lebhaft durcheinanderbewegen', auch ***wibbeln*** geschrieben und gesprochen. Mit dieser umfangreichen

[1]) Auch ***webern*** 'sich geschäftig hin- und herbewegen' bei Luther und H. Sachs.

sippe hat man auch lat. *vibrāre* 'in zitternde, schwingende bewegung setzen, sich zitternd bewegen' wiederholt in verbindung gebracht,[1]) das auf eine idg. wurzel *u̯eib-* führt, die in den idg. sprachen eine große verbreitung gefunden hat. Sie tritt auch in der gestalt *u̯eip-* auf.

2. Idg. *u̯eib*, *u̯eip*.

Auf idg. *u̯eib* führen außer lat. *vibrāre* auch lit. *wýburiu*, *wýburioju* 'wedeln'; lett. *wiebt* 'sich drehen'; mhd. *wîfen* 'winden, schwingen'; ahd. (bei Notker) *biwîfan* 'verdammen'; ahd. *wipf* 'schwung'; got. *weipan* 'στεφανοῦν, bekränzen', *wipja*, *waips* 'kranz'; *faurwaipjan* 'φιμοῦν, verbinden'; an. *veipr* 'kopfbinde' (neben *sveipr* 'umschlingendes band'); ahd. *weif* 'binde'; mhd. md. *weifen* 'schwingen, haspeln', causativum von mhd. *wîfen*; nhd. *weifen*, *weife* 'garnwinde'; *weifeln* 'im kreise drehen'; ferner germ. **wippôn* 'sich auf- und niederbewegen' = nd. *wippen*; nl. *wippen*; mengl. *wippin*; mnd. *wippen*; schwed. *vippa*; dän. *vippe* 'wippen, schaukeln'; mhd. *wipfen*, *wepfen*; (ahd. *wephâre* 'springer, histrio'); ahd. *wipph*; mhd. *wipf* m. 'schwung, rasche bewegung'; nd. auch *wuppen*, *wuppeln*, clev. *wyppen* und germ. **wipila* 'baumspitze, wipfel' = ahd. *wipfil*, *wiffil*; mhd. *wipfel*; md. auch *wippel*; nhd. *wipfel* (eig. 'der schaukelnde'); mhd. nhd. *wipfeln*.

Auf idg. *u̯eip* führen aind. *vēpatē*, *vēpati* 'zittern, beben'; avest. *vip-* 'werfen, entlassen (samen)'; an. *veifa* 'in schwingender, zitternder bewegung sein'; ags. *wáfian* 'schwanken'; got. *biwaibjan* 'umwinden, bekleiden'; ahd. *zi-weibjan* 'zerstreuen', *weibōn* 'schwanken, schweben, unstet sein'; mhd. *weiben*, *weibeln* 'schwanken, wanken'; lett. *wēpju* 'hülle mich ein'; lit. *vēpiũs* 'das gesicht verziehen', *vaipaũs* 'gaffen, das maul verziehen'. Ob auch germ. **wîba* n. 'weib' = an. *víf*; ags. as. *wîf*; engl. *wife*; ahd. *wîb*, *wîp*, mhd. *wîp* hierher gehört, ist doch ganz unsicher. Die etymologie dieses wortes ist heiß umstritten, ohne daß der ursprung aufgeklärt ist. Torp bei Fick 3[4], 412 hat es zu der soeben behandelten sippe gestellt, ebenso Kluge in der 7. aufl. seines Et. wb., später aufgegeben;

---

[1]) Z. b. Per Persson, Beitr. zur idg. wortforschung (Uppsala 1912) s. 235f. Hirt bei Weigand-Hirt, DWb. 2[5], 1191 s. v. *wabbelig* u. a.

vgl. auch Beitr. 41, 182. 43, 147. Bezzenberger, KZ. 41, 282 (aus **wei(k)pó* : *weik* 'haus' und *po* 'schützen'), auch mit gr. *οἴφειν* 'coire' hat man es verbinden wollen.

Neben an. *veipr* tritt auch eine form mit dem beweglichen *s* auf: an. *sveipr*, neben ahd. *weibōn* auch ahd. *sweibōn*. Diese tatsache nötigt uns zum ansatz einer idg. wurzel *su̯ei̯b*, *su̯ei̯p* (vgl. Walde, Lat. et. wb.[2] s. 832 s. v. *vibro*; Torp bei Fick 3[4], 555 s. vv. *swip*, *swib*; (P. Persson, Beiträge zur idg. wortforschung s. 85 f. Feist, Et. wb. der got. spr.[2] s. 72 s. v. *biwaibjan*. Hirt bei Weigand-Hirt, DWb. 2[5], 815. 817 s. vv. *schweben*/*schweifen*.

3. Idg. *su̯ei̯b*, *su̯ei̯p*.

Diese wurzel hat ebenfalls eine reiche entwicklung durchgemacht: an. *sveipa* 'werfen, schleudern'; afries. *swēpa* 'fegen'; ags. *swápan* 'fegen, schwingen'; mengl. *swêpen*; engl. *sweep* 'fegen', *swoop* 'wegraffen'; ahd. *sweifan* 'schwingen'; mhd. *sweifen* 'schwingen'; as. *for-swêp* 'fegte hinweg'; got. *midjasweipains* 'überschwemmung, *κατα-κλυσμός*', eig. 'fegung, überschwemmung der mitte' (Feist, Et. wb. der got. spr.[2] s. 269); nhd. *schweifen*; ferner ags. *swífan* 'sich bewegen, gehen' an. *svífa* 'gehen, sich hinwenden'; ahd. *sweibôn*; mhd. *sweiben* 'schwanken, sich hin- und herbewegen'; and. *swebon*; mnd. mnl. *sweven*; nnl. *zweven*; ahd. *swebên*; mhd. *sweben*; nhd. *schweben*; mhd. *swibelen* 'schwanken, taumeln'; nhd. *schwebeln* 'sich schwankend bewegen'; afries. *swîva* 'schwanken' und zahlreiche andere ableitungen (vgl. Torp bei Fick 3[4], 555).

Damit bin ich an das ziel meiner untersuchung gekommen. *Weben* und *schweben* lassen sich auf eine gemeinsame idg. wurzel, die als *u̯ĕbh*, *u̯ei̯b*, *u̯ei̯p*, *su̯ei̯b*, *su̯ei̯p* (*u̯eph*, *u̯abh*?) auftritt, zurückführen. In diesen bedeutungsverwanten wurzelformen haben wir wohl mit Per Persson parallele ableitungen aus einer idg. wurzel **u̯ei̯-*, **u̯ei̯ē* 'drehen winden' = aind. *váyati* 'weben, flechten, zusammenfügen'; lit. *vejù výti* 'drehen, wenden'; abulg. *vьją viti* 'winden, flechten'; lat. *vieō* 'flechten' zu sehen.

SCHWERIN i. Mecklbg., mai 1924.

ERNST SCHWENTNER.

ALTALEMANNISCH *BI-HEIALT.*

In meinen 'Reduplicierten perfecta des nord- und westgermanischen' (Gießen 1921) habe ich zu dem ahd. praet. *biheialt* 'observabat' der St. Galler Benedictinerregel[1]) stellung genommen, ohne über seinen ursprung etwas sicheres aussagen zu können. Wenn ich jetzt erneut darauf zurückkomme, so geschieht es, um diese unselige form endgültig aus der debatte über die herkunft des stammhaften vocals der westgerm. reduplicierten praeterita zu beseitigen. J. Grimm[2]) sah in altalem. *-heialt* einen letzten zeugen der einst auch im westgerm. vorhandenen reduplicierten formen, der, abgesehen von dem geschwundenen stammanlautenden *h*, laut für laut dem got. *-haihald* entsprach. Während alle andern hierhergehörigen westgerm. praeterita durch contraction von reduplications- und stammvocal schon einsilbig geworden waren, bewahrte dieses noch — das war die hauptsache — die ursprüngliche zweisilbigkeit. 'Im ahd. bietet sich bei Kero dar *biheialt*, das noch nahe liegt an *piheihalt* = goth. *bihaihald*' (Gesch. der d. spr.[3], 601); weiter DGr. 1, 85: 'Aus *háihald*, *fáifah* ... mögen die einsilbigen formen *hialt*, *fiang* ... herrühren, obschon wir die mittelstufen nicht genügend nachweisen können; zunächst vorher ging vermutlich ein zweisilbiges *hî-alt*, *fî-ang* ... und diesen vielleicht *hei-alt*, *fei-ang* ...'. Eine ganze anzahl von späteren, auch neueren forschern ist J. Grimm in der grundsätzlichen beurteilung von *-heialt* gefolgt;[3]) sie unterscheiden sich nur dadurch von ihm, daß man seit Scherer[4]) (got. *haihald* usw. = *hĕhald*) den phonetischen wert des wortes anders beurteilt: *heialt* ist phonetisch nicht mehr gleich *haialt*, sondern etwa gleich *hĕjalt* (*i* ist hiattilgender laut geworden). Von besonderer bedeutung ist diese interpretation von *heialt* für alle diejenigen forscher, welche die auffälligen vocale im praet. der fraglichen nord- und westgerm. verben durch ausfall des stammanlautenden consonanten und folgende contraction

[1]) E. von Steinmeyer, Die kleineren ahd. sprachdenkmäler s. 217, 28.
[2]) DGr. 1 (1893), 781, 85 und passim.
[3]) So z. b. J. Janko, IF. 20, 297.
[4]) Zs. f. d. ö. gymn. 24 (1873), 259 ff.

von reduplications-*ĕ* und stammvocal erklären möchten.[1]) Sie wäre die einzige form, welche die sonst nur postulierte zweisilbige mittelstufe mit consonantenschwund **hĕ-ald*, **lĕ-āt* usw. zwischen westgerm. **hĕhald*, **lĕlāt* usw. und späterem **hē*^{2}*ld*, **lē*^{2}*t* usw. historisch bezeugte, weisen doch die wenigen sonst überlieferten sicher reduplicierten formen des westgerm., ags. *heht*, *leort*, *reord* usw. gerade auf die gegenteilige reduction: nicht der stammanlautende consonant ist geschwunden, sondern der stammvocal.[2])

Im meinte a. a. o. s. 142, daß wir in dem *ei* von ahd. *heialt-* statt zu erwartendem *healt* nichts anderes zu sehen hätten als den versuch des schreibers, den sehr geschlossenen ersten bestandteil des diphthongen ahd. *ẹa* (*ea* wird ja sehr bald zu *ia*) wiederzugeben. Ich konnte aber damals meine ansicht nicht philologisch begründen, glaube jedoch, sie jetzt durch parallelen schreibgebrauch in der Benedictinerregel selbst stützen zu können. — Es ist bekannt, daß gerade in altalem. glossaren, besonders in Ra das ebenfalls geschlossene umlaut-*ę* nicht ganz selten durch *ei* wiedergegeben wird:[3]) *eingida* Ra für *ęngida*, *heinti*, *kischeifti* Rb für *hęati*, *kischęfti* usw. Später fand ich auch in der Benedictinerregel selbst ein beispiel für die schreibung *ei* als bezeichnung für geschlossenes *e*: Steinmeyer a. a. o. s. 273, 26 steht *eikii* 'disciplina' für sonst übliches *eki*(*i*) (< **agī*). Wichtig ist besonders, daß bei der graphischen gestaltung der altalem. regel zwei schreiber ihre hände im spiele hatten wie die untersuchungen von Steinmeyer ergeben haben.[4]) Nun

[1]) Seit dem erscheinen meiner oben citierten arbeit, die eine geschichte des problems enthält, hat sich als letzter W. Schulze, wenn ich seine ausführungen recht verstehe, zu dieser ansicht bekannt 'Die reduplicierten praeterita des tocharischen und des germanischen; SB. d. preuß. ak. d. w. phil.-hist. kl. 1924, XX—XXV, s. 166 ff.

[2]) Vgl. für die beurteilung der ags. (engl.) praeterita meine oben citierte schrift s. 144 ff.

[3]) Vgl. W. Braune, Ahd. gr.$^{3.4}$ § 26, anm. 4; dort ist weitere lit. verzeichnet.

[4]) Vgl. Steinmeyer a. a. o. s. 284 f. — Es ist für unsere zwecke gleichgültig, ob, wie Steinmeyer früher annahm (Zs. fda. 16, 132 und 17, 432 f.), die graphischen unterschiede auf zwei verfasser zurückgehen oder aber, wie er in den Sprachdkm. annimmt, auf zwei verschiedene schreiber des

stehen *heialt* wie *eikii*, die beiden worte, die die sehr auffällige graphische eigentümlichkeit aufweisen (geschlossenes *ę* = *ei*), in teilen, die vom gleichen verfasser oder schreiber herrühren: das erste s. 51, das zweite s. 139 der handschrift.

Damit dürfte der einzige historische zeuge für den intervocalischen consonantenausfall im reduplicierten praeteritum sich als einfache orthographische variante der Benedictinerregel ergeben haben und aus der westgerm. formenlehre, aus dem streit um die herkunft der fraglichen westgerm. präteritalvocale verschwinden müssen, um in den anmerkungen zur ahd. lautlehre ein bescheidenes dasein zu fristen.

[NS. Aus den klanglichen untersuchungen von E. Sievers hat sich ebenfalls ergeben, daß es sich bei alem. *heialt* nicht um einen letzten noch zweisilbigen vertreter von germ. **hehald-* handelt. Nach Sievers ist *ea* unter steigfallton zu *eia* triphthongiert worden, ähnlich wie *eo* zu *eio* in *deiob* (Wiener hundesegen, Steinmeyer s. 394), *oa* > *oua* in *zoua* (Hds. *zo͘a*, Otlohs gebet, Steinmeyer s. 183, 3); vgl. E. Sievers, Steigton und fallton im ahd. Aufsätze W. Braune dargebracht (1920) s. 158, anm. 2; — ders., Deutsche sagversdichtungen des IX. bis XI. jh.'s (1924) s. 11. — Das übereinstimmende beider anschauungen liegt darin, daß es sich bei den schreibungen *eia*, bez. *eio* um besonders genaue wiedergabe einfach phonetischer feinheiten handelt, das trennende, daß ich geneigt bin, auf grund auch sonst vorkommender altalem. *ei*-schreibungen für geschlossenes *ĕ* (vielleicht um unterscheidung von brechungs-*ë*) eine solche auch für *-heialt* unter besonderer berücksichtigung von *eikii* = üblichem *ękii* derselben quelle, ja sogar des gleichen schreibers (s. o.) anzunehmen. Durch freundliche briefliche mitteilung von herrn geheimrat E. Sievers erfahre ich weiter, daß die *ei*-schreibungen für umlaut-*ĕ* ebenfalls echten diphthong bezeichnen, der analog dem *ei* < *ē* (= *ē*²) dem steigton seinen ursprung verdanken soll (vgl. für

vorstadiums unserer überlieferung. — Ich könnte seine ergebnisse, daß menschen an der BR. betätigt waren, durch eine anzahl von beobachtungen, die nicht nur die schreibung, sondern auch die art der glossierung angehen, bestätigen; aber die verbreitung des bei meiner hab.-schrift über den alem. wortschatz nebenbei gesammelten materials liegt zurzeit zu weit außerhalb meiner rein sprachlichen arbeiten.

firleizssi < **firlēzzi* Isid. 29, 23 usw. Steigton und fallton a. a. o.; — andersartige erklärungen für diese und ähnliche *ei* statt $\bar{e}^{2}$ siehe in meinen Reduplicierten perfecta des nord- und westgerm. s. 63. 71. 137; s. auch die dort citierte literatur; nachzutragen ist B. Hesselmann, Arkiv f. nord. fil. 27, 359). Eine entscheidung zwischen beiden lautlichen auffassungen wage ich nicht. Worauf es mir ankommt, ist nicht, ob *ei* in den fraglichen fällen den lautwert *ę* oder *ei* gehabt hat, sondern daß es nach ausweis gerade altalem. parallelen und einer parallele in der Benedictinerregel selbst nur einen bestimmten lautwert des sonst mit *ea* (*ia*) bezeichneten wurzelvocals im praeteritum des verbums *halten* darstellt, also nicht irgendwie für die formgeschichte der westgerm. reduplicierten praeterita des nord- und westgerm. ausgenutzt werden kann. 9. januar 1926.]

KÖLN, 8. december 1925. C. KARSTIEN.

GOTISCH *AHAKS.*

Die etymologie von got. *ahaks* f. i. 'taube' (übersetzung von griech. *περιστερά*) ist umstritten, wie die zahlreichen erklärungsversuche bezeugen, die S. Feist, Etym. wb. d. got. sprache[2] s. 12 s. v. verzeichnet (vgl. auch H. Suolahti, Die deutschen vogelnamen 1909 s. 214); keine von ihnen ist plausibel. Und doch bietet sich eine lautlich wie semasiologisch völlig einwandfreie und sogar sehr naheliegende erklärung, nämlich die anknüpfung an got. *aha* 'verstand', *ahma* 'geist', wozu ahd. *ahtôn*, nhd. (*be*)*achten* usw. gehören. Das *k* in got. *ahaks* ist ein suffix, das sich gerade in vogelnamen häufig findet, vgl. ahd. *kranuh*, ags. *cornuc*, nhd. *kranich*, ahd. *habuh* 'habicht', ags. *rudduc* 'rotkelchen' usw., s. Fr. Kluge, Nominale stammbildungslehre[2] (1899) § 61 b.

Got. *ahaks* bedeutet danach eigentlich 'der seelenvogel', und dies paßt auf das schönste zu der tatsache, daß gerade die taube nach weitverbreiteter vorstellung als seelenvogel gilt; sie findet sich in der antike und im vorderen orient,

ja bis nach Indien hin, vgl. z. b. J. Grimm, Deutsche mythol.[4] 2, 690 f. 3, 246. O. Schrader, Sprachvergleichung und urgeschichte 2[3], 141 (der ansprechend got. *hraiwa-dubo* 'turteltaube' als 'totentaube' erklärt). Fr. Cumont, After life in Roman paganism, New Haven, 1922 s. 92. 157 f. und bes. H. Greßmann 'Jesu taufe im Jordan und die vorderasiatische taubengöttin', Arch. f. religionswiss. 20, 1 ff. 323 ff., wo weitere literatur angegeben ist. Aber vor allem ist auf die langobardische sitte zu verweisen, wonach die Langobarden auf den kirchhöfen stangen für auswärts gefallene oder gestorbene angehörige errichteten, auf deren spitze eine hölzerne taube saß. Die stelle bei Paulus Diaconus 5, 34 (ed. G. Waitz, Scriptores rerum langob. et ital. s. 156) lautet:

Regina vero eius (: Perctarit) Rodelinda basilicam sanctae Dei genitricis extra muros eiusdem civitatis Ticinensis, quae Ad perticas appellatur, opere mirabili condidit ornamentisque mirificis decoravit. Ad perticas autem locus ipse ideo dicitur, quia ibi olim perticae, it est trabes, erectae steterant, quae ob hanc causam iuxta morem Langobardorum poni solebant: si quis enim in aliquam partem aut in bello aut quomodocumque extinctus fuisset, consanguinei eius intra sepulchra sua perticam figebant, in cuius summitate columbam ex ligno factam ponebant, quae illuc versa esset, ubi illorum dilectus obisset, scilicet ut sciri possit, in quam partem is qui defunctus fuerat quiesceret.

Die gleiche bedeutung wie diesen stangen auf den langobardischen friedhöfen kommt wohl auch den obelisken in Ägypten, den bautasteinen in Großbritannien und in Skandinavien usw. zu; sie werden als seelensitze gedacht sein, auf denen die vogelstaltige seele des verstorbenen sich vom fluge ausruhen konnte; vgl. C. Schuchhardt, Prähistor. zeitschr. 2 (1910), 330 ff. ders., Alteuropa[2] (1926) s. 110.

Erst nachträglich entdeckte ich, daß schon J. Grimm, Kl. schriften 5, 446 f. got. *ahaks* ganz so erklärt hat, wie ich im obigen. Die erklärung ist aber vollständig in vergessenheit geraten und von den späteren forschern offenbar gar nicht mehr beachtet. Ist sie also auch nicht neu, so verdient sie doch wieder ans licht gezogen zu werden und m. e. den vorzug vor allen späteren.

WÜRZBURG. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

ASE UND GOTT.

1. Rudolf Meringer hat bekanntlich wiederholt in den IF. (bd. 16, 157. 17, 159 f. 165 f. 18, 277 ff. 19, 444 ff. 21, 296 ff.) das gemeingerm. **ansuz* aisl. *áss*, Jordanes *Ansis* usw. mit got. *ans* 'balken' verbunden, indem er als grundbedeutung von germ. **ansu-* 'göttlich verehrter pflock oder balken' ansetzt. Vgl. auch noch K. Helm, Altgerm. religionsgeschichte 1, 225 ff. und Ferd. Sommer, IF. 42, 116 ff. (venetisch *ahsu*), sowie die höchst unsicheren bemerkungen von J. Loewenthal, Beitr. 49, 417. Diese etymologie ist jedoch keineswegs neu, und auch nicht, wie K. Helm a. a. o. s. 227 meint, zuerst von J. Grimm aufgestellt, sondern sie konnte im vorigen jahre bereits ihr hundertjähriges jubiläum feiern. Der ausgezeichnete schwedische historiker Erik Gustaf Geijer hat sie nämlich schon in seinem 1825 zu Uppsala erschienenen 'Svea Rikes Häfder' 1. delen s. 287, anm. 7 vermutet. Ich citiere die stelle nach der deutschen übersetzung 'Schwedens urgeschichte' (aus dem schwedischen), Sulzbach 1826, s. 240, anm. 7: „die verbindung lag hier entweder in dem begriff des höchsten, oder der stütze, oder vielleicht darin, daß die götter in tempeln und säulen verehrt wurden; daher bei den Griechen Heraklits vorwürfe gegen die, 'welche so zu den bildern der götter beten, als ob man zu balken oder häusern sprechen könnte, ohne zu wissen, was götter oder halbgötter (heroen) in der that seyen' (Origenes c. Cels. 7, 373 ed. Spencer). — Man erinnert sich hierbei an den alten nordischen gebrauch, die bilder der götter aus den balken auszuschnitzen, die den hochsitz umgaben. Gerade diese bedeutung findet sich aber in dem mösogothischen worte wieder ... Zu dem, was über den zusammenhang zwischen den begriffen gott und säule (stütze) oder balken bei unsern vorfahren bemerkt worden ist, kann noch hinzugesetzt werden, daß bei den alten Sachsen die gottheit unter dem namen und dem bilde eines balken oder baumstammes vorgestellt wurde, der dann als der alles erhaltende (haltende) gedeutet wurde." Und Geijer verweist noch auf die (aus Rudolf von Fulda entlehnte) stelle bei Adam von Bremen 1, 5 (: *Irminsul ... universalis columna*

quasi sustinens omnia). Fälschlich stellt er allerdings auch noch got. *ansts*, aisl. *áss* usw. in diesen zusammenhang.

Lautlich und semasiologisch stimmt alles aufs beste, und doch ist ein exacter beweis für die richtigkeit dieser etymologie nicht zu erbringen, da auch gegen die andere erklärung von germ. **ansu-* (zu aind. *asuras*, lat. *anima*, *animus*, griech. *ἄνεμος*, got. *us-anan*, aisl. *ǫnd* usw.), für die zuletzt Güntert, Der arische weltkönig und heiland 1924, s. 102 energisch eingetreten ist, keine durchschlagenden gegengründe vorzubringen sind. —

2. Noch umstrittener ist die etymologie von *gott*, germ. **guđa-* < idg. **ghutóm*. Hier bietet sich eine ganze reihe von anknüpfungsmöglichkeiten dar, die zuletzt von S. Feist in seinem Et. wb. der got. sprache[2] 1923, s. 167 f. s. *guþ* verzeichnet sind. Eine sichere entscheidung wird kaum möglich sein, doch möchte ich auf eine anknüpfung kurz eingehen. Th. Aufrecht hat BB. 20 (1894), 256 das germ. wort zu griech. *χέω* 'gieße', lat. *fundere*, got. *giutan* usw. gestellt und als grundbedeutung 'ein aus erz gegossenes bild' angesetzt. Dann könnte das wort nicht vor der germ. bronzezeit aufgekommen sein, aus deren letzten periode uns in der tat mehrere cultische bronzestatuetten aus dem norden bekannt sind (um 700 v. Chr., vgl. T. J. Arne, Fornvännen 1909, s. 175 ff.; mein Germanentum und hellenismus 1924, s. 63). Und hier sei nun noch auf eine stelle im deutschen Rolandslied des pfaffen Konrad hingewiesen. In der beratung Karls mit seinen paladinen sagt Olivier (ed. Bartsch v. 954):

thie tiuvele muozen thar ûz
uber allez Sarraguz.
then ire guldînen vluz
heiz sie selbe stôren
gote ze lobe und ze êren.

Den *guldînen vluz* bezieht Bartsch in der anmerkung zur stelle nicht mit W. Grimm auf den goldsandigen Ebro, sondern auf 'die goldgegossenen bilder der götzen'; so auch Lexer 3, 423. Wir hätten hier also in *vluz* eine bedeutungsparallele zu einem idg. **ghu-tóm* 'das gegossene'.

WÜRZBURG. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

NJǪRÐS NACKTE FÜSSE.

Skaði, so berichtet Skáldskaparmál c. 1 (SE. ed. F. Jónsson 1900, s. 70) will den tod ihres vaters Þjazi an den asen rächen. In voller rüstung stürmt sie nach Ásgarð, aber die asen sind zu einem vergleich und zur buße bereit: sie soll sich unter den asen einen gatten wählen, aber sie soll ihn sich nach den füßen wählen, ohne mehr von ihm zu sehen. „Da sah sie, daß einer der männer ganz besonders schöne füße hatte und sagte: 'diesen wähle ich, denn an Baldr wird nichts häßlich sein'. Aber das war Njǫrð aus Nóatún ..." (*at hon skal kjósa sér mann af ásum ok kjósa at fótum ok sjá ekki fleira af. Þá sá hon eins mannz fœtr forkunnarfagra ok mælti: þenna kýs ek, fátt mun ljótt á Baldri! ...*).

F. v. d. Leyen, Götter und göttersagen der Germanen (München 1920), weist darauf hin, daß wir das gebot, nur die füße des zukünftigen gatten zu sehen, vor allem in orientalischen geschichten bei wesen treffen, deren geschlecht zweifelhaft ist, wie ja auch Nerthus-Njǫrðr ursprünglich androgyn gewesen sein wird (s. 55) „fuß und schuh erregen . . . die begierde und sind symbole der liebe, uns bezeugen das schon sehr alte märchen von dem könig, der das mädchen zur frau haben will, dessen schuh er kennt. — Bei der hochzeit treffen wir noch heute den brauch, daß dem bräutigam nur die füße der braut gezeigt werden, und daß er dann nicht erhält, was er wünscht. In der nordischen sage ist der bräutigam sozusagen versteckt: wiederum ist das verstecken von braut und bräutigam bei vielen volkstümlichen hochzeiten noch heute unerläßlich" (a. a. o. s. 199).

Vielleicht ist es möglich, noch einen schritt weiter zurückzugehen und den kern zu erkennen, an den sich diese 'cotillontour', wie R. M. Meyer sie nennt, ankristallisiert hat. Njǫrð ist (wie Freyr und Baldr) von haus aus ein vegetationsdämon und als solcher mit dem russ. Jarilo verwant. Von diesem wird uns berichtet, wie in Weißrußland die jungen mädchen zur frühlingszeit eine aus ihrer mitte auswählen, die den Jarilo vorstellen soll. „Sie kleiden sie aus wie einen mann mit weißem mantel, der auf dem kopf einen kranz von frühlings-

blumen trägt, in der linken eine handvoll geschnittener ähren hält; unbeschuht sind die füße. Sie setzen den Jarilo auf ein weißes roß und führen ihn, ist das wetter warm und hell, hinaus ins freie feld auf die besäten fluren. Hier umschlingt ihn in gegenwart der greise ein reigen der bekränzten gespielinnen, die zu ehren des Jarilo ein lied singen, wie er umherziehe, das getreide auf den fluren wachsen lasse und den menschen gutes gedeihen gebe. 'Wo er geht mit bloßen füßen, heißt es, da ist das korn schockweise, und wo er hinblickt, da erblühen die halme' ..." (W. Mannhardt, Wald- und feldkulte 1, 415). — Mit diesem volksbrauch bringt Bror Schnittger (Fornvännen 17 (1922), 102 f.) die zahlreichen fußabbildungen der hällristningar in verbindung, die nach ihm und anderen großenteils darstellungen von fruchtbarkeitsriten sind: „De kunna tänkas föreställa äringsgudens fotspår; genom att avbilda dessa ville man locka honom att utföra sin välsignande vandring över tegarna. De kunna också tänkas beteckna en i sten överförd äringsrit. Fotspåren i den uppluckrade myllan utgöra efter ritens utförande åtminstone för en kortare tid de enda 'synliga spåren' av den samma. De äro bevisen för att äringsriten blivit efter vedertaget bruk utförd. När så riten skulle överföras i sten, valde man s. a. s. slutklämmen i densamma, fotspåren. Rent konsttekniskt sett var detta moment i riten också det lättast återgivliga."

Die barfüßigkeit spielt im ritus der verschiedenen völker eine wichtige rolle: sie wird vom israelitischen priester gefordert (vgl. Ex. 3, 5. Jos. 5, 15); die reinigung des heiligtums der Athene im nachhomerischen Troja erfolgt durch barfüßige jungfrauen (Roscher, Lex. der myth. 1, 1, 138); bei anhaltender trockenheit fanden in Rom die Nudipedalia ('barfüßerprocession') statt; bei feldzauber sind die kappadokischen weiber barfüßig (Plin. H. n. 28, 23); ebenso die cimbrischen priesterinnen beim menschenopfer (Strabo 7, 2, 3) usw. Vgl. die belege bei K. Weinhold, Zur geschichte des heidnischen ritus, Berliner abhandlungen 1896 (phil.-hist. kl.), s. 4 ff., auch Kohlbach, Zs. d. ver. f. volksk. 35, 24 ff. Barfüßig ist auch Augustus auf dem relief von Primaporto dargestellt, ebenso Agrippa auf dem relief von Ravenna, auf dem ein opfer

geschildert wird; A. Dieterich bemerkt hierzu, daß die barfüßigkeit nicht als 'beimischung heroischen costüms' erklärt werden darf, „sondern daraus, daß der betreffende an einer heiligen opferhandlung teilnimmt oder aber heiligen boden betritt" (Mutter Erde[3] 1925, s. 81, anm. 2). *Unum exuta pedem vinclis* ruft auch Dido vor ihrem tode die unsterblichen an (Vergils Aeneis 4, 518), vgl. E. Penquitt, De Didonis Vergilianae exitu, diss. Königsberg 1910, s. 53.

Der ursprüngliche sinn der barfüßigkeit dürfte gewesen sein dadurch den unmittelbaren contact mit der erde und den in ihr waltenden kräften und mächten herzustellen, wie es vornehmlich in den vegetationsbräuchen noch deutlich zum ausdruck kommt. So konnte die aus der tiefe strömende kraft den die sacrale handlung ausübenden durchdringen, und dieser seinerseits wieder unmittelbar auf jene einwirken. In meinem 'Germanentum und hellenismus' (Heidelberg 1924) habe ich s. 50 ff. *Nerthus-Njǫrðr* als 'tänzer', bez. 'tänzerin' zu erklären versucht (zur altind. w. *nart* 'tanzen' usw.) und auf die große bedeutung des sacralen tanzes hingewiesen. Darf man vielleicht nun annehmen, daß der germ. priester und die priesterin, die die repräsentanten des vegetationspaares waren, mit n a c k t e n füßen die rituelle handlung vollzogen, wie es Strabo von den cimbrischen priesterinnen (s. o.) berichtet?

WÜRZBURG. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

THOR UND DER WETZSTEIN.

In dem mythus von Thors kampf mit dem riesen Hrungnir (Skáldskap. c. 17: SE. ed. F. Jónsson s. 84 ff.) heißt es, daß sich die beiden waffen der gegner, Thors hammer und Hrungnis wetzstein in der luft getroffen und der wetzstein entzweigebrochen sei. Die eine hälfte fiel auf die erde, und daraus sind alle wetzsteinfelsen entstanden; die andre hälfte aber drang Thor ins haupt, und er stürzte zu boden (: *fellr annarr hlutr á jǫrð, ok eru þar af orðin ǫll heinberg, annarr hlutr*

brast í hǫfði Þór, svá at hann fell framm á jǫrð). Das abgebrochene stück des wetzsteins muß im kopf stecken bleiben. Da kommt einst eine seherin namens Gróa, die gattin des Aurvandill. Sie singt zauberlieder, durch deren wirkung sich der wetzstein zu lockern beginnt; Thor ist schon hocherfreut und erzählt ihr, daß ihr gatte bald aus dem norden heimkommen werde. Aber aus freude über diese nachricht vergißt Gróa ihre zauberlieder, und daher steckt der wetzstein noch bis auf den heutigen tag in Thors haupt (: *En Gróa varð svá fegin, at hón mundi enga galdra, ok varð heinin eigi lausari ok stendr enn í hǫfði Þór*).

Seine erklärung findet dieser, wie gerade die schlußwendung deutlich verrät, aitiologische mythus durch die primitiven Thorbildnisse, die die Lappen verfertigten. In Joannis Schefferi Argentoratensis Lapponia (Francofvrti 1673) wird s. 104 f. berichtet:

Addit amplius Samuel Rheen, formare caput ex radice, corpus reliquum ex stirpe. *Deſſe belæte gioera the af bioerk af thes root hufvvudet och baohlen af then andra delen.* h. e. *Hæc idola faciunt ex betula & ex radice quidem caput, ex trunco ſeu caudice partem reliquā* ... Jam ut constet esse hoc Thoronis signum, malleo armant ejus dextram. Dictus auctor post superiora, faciunt hæc idola ex betula, *med een hammer i handen*, hoc est, *cum malleo in manu.* Hoc insigne veluti Toronis est, quo ab aliis internoscitur. In capite infigunt clavum ferreum, cum silicis particula, ut si videatur, ignem Thor excutiat. Anonymus Ms. *I afgudabelætens hvfvud ſlae the en ſtaolnagel eller spiic ock itt ſtyke flintſten, ther med Tor skall ſlao eld* h. e. *capiti idoli clavum infigunt ex chalybe aut ferro, cum particula ſilicis, quibus ignem Thor excutiat.*

Dieser nagel oder flintstein, der in Thors kopf hineingetrieben wird, diente, wie A. Olrik in seinem aufsatz 'Irminsul og gudesstøtter' (Maal og minne 1910, s. 1 ff.) ansprechend vermutet, offenbar dazu, um damit feuer zu schlagen, sicherlich das opferfeuer; man dachte sich das feuer von Thor selbst erzeugt, d. h. durch das götterbild, geradeso wie der wirkliche blitz von ihm ausgeht (a. a. o. s. 8). A. Olrik bringt mit diesem lappischen brauch auch überzeugend den *reginnagli* der nordischen hochsitzpfeiler (*ǫndvegis-súla*) in verbindung: in die hochsitzpfeiler war das bild des donnergottes geschnitzt und in seinem haupt stand der *reginnagli.* Älter als der

eiserne nagel dürfte der flintstein sein und dieser mag sich auch mit der dem cultus eigenen zähigkeit noch in spätester zeit in Thorbildern erhalten haben, als die verwendung von steinwerkzeugen im praktischen leben längst außer gebrauch gekommen war (vgl. z. b. GRM. 10 [1922], s. 11). Man war sich der eigentlichen bedeutung dieses flintsteins in Thors haupt nicht mehr bewußt, und so entstand zur erklärung dieses seltsamen relictes der mythus, den wir oben kurz kennengelernt haben. Wir haben es hier also mit einem 'ikonischen mythus' zu tun, vgl. R. M. Meyer, Ikonische mythen, Zs. fdph. 38 (1916), 166 ff.

WÜRZBURG. FRANZ ROLF SCHRÖDER.

THOR IM VIMURFLUSS.

1. Skáldskaparmál c. 18 (SE. ed. F. Jónsson 1900, s. 88 f.) erzählt, daß Thor auf seiner fahrt zu dem riesen Geirrøðr die reißende Vimur (*allra á mest*) durchwaten muß. Immer höher schwillt der strom und ist ihm, als er die mitte erreicht, schon bis an die schultern. Da spricht er eine strophe. Und alsbald erblickt er auch, wie Gjálp, eine tochter des Geirrøðr, oben in den bergklippen mit gespreizten beinen über dem fluß steht und das anschwellen des stromes verursacht (*stóð þar tveim megin árinnar ok gerði hon árvǫxtinn*). Er ergreift einen stein, zielt nach der riesin mit den worten: 'an der quelle muß man den strom hemmen' und verfehlt sein ziel nicht.

Auf eine ähnliche situation spielt Loki in der Lokasenna str. 34 an (ed. Neckel s. 100):

'Þegi þú, Niǫrðr! þú vart austr heðan
gíls um sendr at goðum;
Hymis meyiar hǫfðu þik at hlandtrogi
ok þér í munn migo.'

Es ist jedoch höchst fraglich, ob dieser anspielung der Lokasenna ein alter mythus zugrunde liegt. E. Noreen hat

in 'Några anteckningar om ljóðaháttr och i detta versmått avfattade dikter' (Uppsala universitets årsskrift 1915, 1) überzeugend ausgeführt, daß die Lokasenna ein junges gedicht ist, 'som till medveten konstprincip upphöjt reminiscensen, dels i form av oförändrat citat, dels i form av kontamination, dels i form av travesterande förändring' (s. 5); s. 7—10 stellt Noreen die entlehnungen aus älteren liedern zusammen. Zu diesen quellen könnte nun sehr wohl auch das lied gehört haben, das Thors abenteuer mit Geirrøðr erzählte; Snorri citiert daraus noch eine im ljóðaháttr abgefaßte strophe, sonst ist uns in poetischer fassung nichts davon erhalten. Ich glaube also, daß der annahme nichts im wege steht, der strophe 34 der Lokasenna jeden mythischen eigenwert abzusprechen und sie als eine unflätige umgestaltung der an sich schon derben scene des Geirrøðliedes zu betrachten.

Früher deutete man dieses abenteuer Thors allgemein naturmythisch; auch Gering bemerkt in seiner Eddaübersetzung in der anmerkung zur stelle s. 363, daß wir in Geirrøðs töchtern und der später genannten Greip 'die verheerenden, die täler überschwemmenden gewitterregen zu erkennen' haben. Und daß eine solche naturmythische deutung nicht unmöglich ist, zeigen die beiden folgenden parallelen, auf die mich herr geheimrat O. L. Jiriczek freundlichst aufmerksam macht: in Tirol und der Schweiz ist *runse* 'die schlammlawine' noch heute als appellativum wie als mythische figur bezeugt, vgl. O. L. Jiriczek, DHS. 1, 199 (wo weitere literatur angeführt ist); und besonders hübsch ist eine stelle aus Jonas Lie's Trold (1891) Varsler og Vætter s. 234 ff.: „Nu revnede der nogle Fjeldstykker borte i Nuten, saa der blev store svarte Sprækker. 'Det er krigen', sa det lydhørt. Og der lagde sig en stiv stille Rædsel udover Dalen. En styg Gygre satte det ene nakne, svulne Benet ud. Det svarte Buskehodet vistes fremme i Skaret, saa det skurede og brak og knak i Skogen. 'Storberget rister', hvæste Gygren hæst og slap med Sus en svær gul, skidden Fos nedover Uren. 'Nu blev hun ræd, hun Gyri Gygre', skogrede det ondskabsfuldt i en Fjeldkol." (s. 235). — Fr. v. d. Leyen dagegen vermutet keltischen ursprung, wenn er in seinen 'Götter- und göttersagen der Germanen' (neue bearbeitung,

München 1920) s. 140 sagt: „die abenteuer von Thor auf der fahrt zu Geirrödh gleichen vor allen den abenteuern, die gerade in mittelalterlichen epen helden auf fahrten ins jenseits und zu verwunschenen schlössern bestehen und die vor allem keltische phantasie sich ausmalte: das waten durch einen reißenden strom, ein verhexter stuhl oder ein verhextes bett im haus des riesen . . . sind hier wie dort typische motive.“ Näher läßt sich v. d. Leyen nicht darüber aus, aber mit der angabe ‘waten durch einen reißenden strom’ ist der nordische mythus auf eine viel zu allgemeine und blasse formel gebracht; sein kernmotiv ist die quelle dieses reißenden stromes.

Für dies kernmotiv möchte ich hier wenigstens noch auf zwei parallelen hinweisen. Die eine steht Herodot 1, 107: der Mederkönig Astyages, heißt es da, „bekam eine tochter, welcher er den namen Mandane gab. Von dieser kam es dem Astyages im schlafe vor, sie lasse soviel wasser, daß sie damit seine stadt, ja ganz Asien überschwemmte ...“ (*τὴν ἐδόκεε Ἀστυάγης ἐν τῷ ὕπνῳ οὐρῆσαι τοσοῦτον, ὥστε πλῆσαι μὲν τὴν ἑωυτοῦ πόλιν, ἐπικατακλύσαι δὲ καὶ τὴν Ἀσίην πᾶσαν*). Der traum deutet auf die geburt des Kyros, des sohnes der Mandane und des Persers Kambyses. — Die gleiche geschichte findet sich bei Nicolaus Damascenus (ed. Fragmenta historicorum graecorum 3, 399), der sie den uns nur aus fragmenten bei späteren autoren bekannten *Μηδικά* des Ktesias von Knidos (anfang des 4. jh.'s v. Chr.) entlehnt hat. Nach Ktesias ist Kyros nicht der sohn des Kambyses und der Mandane, sondern ein Marder niederster herkunft, sein vater (Atradates) ein räuber, seine mutter (Argoste) eine ziegenhirtin, und durch Kyros' vermählung mit der tochter des Astyages wird die verbindung mit dem medisches königshaus hergestellt. Hier erzählt nun die mutter des Kyros ihrem sohne den traum, den sie selbst gehabt habe, als sie einst schwanger im tempel geschlafen: *Ἐξηγήσατο δ'αὐτῷ καὶ ἡ μήτηρ ὄνειρον, ὡς κύουσα αὐτὸν δόξαι κοιμηθεῖσα ἐν τῷ ἱερῷ, ἥνικα ἐν Μάρδοις ἦν αἰπολοῦσα — „Ἔδοξα γάρ, ἔφη, οὐρῆσαι τοσοῦτον κύουσα, ὦ Κῦρε, σέ, ὥστε ποταμοῦ μεγάλου ῥεύματα ὅμοιον γενέσθαι τὸ πλῆθος τοῦ οὔρου, καὶ κατακλύσαι πᾶσαν τὴν Ἀσίαν· ῥυῆναι δὲ αὐτὸ ἄχρι θαλάττης“.* Das verhältnis der beiden fassungen zueinander ist umstritten.

W. Aly (Volksmärchen, sage und novelle bei Herodot und seinen zeitgenossen, Göttingen 1921, 232) meint: „ganz abgesehen davon, daß ein solcher traum einer schwangeren physiologisch gut erklärt werden könnte, klingt Herodot daneben flach und nichtssagend ... Wüßte man von dem zeitlichen verhältnis der beiden erzählungen nichts, ich glaube, man würde Ktesias für den älteren halten und Herodot für den nachahmer. Das ist nun sicher nicht der fall ...", denn über das altersverhältnis besteht kein zweifel. Ktesias aber bietet nach Aly eine altertümlichere fassung als Herodot. Doch es gilt diese episode nicht für sich zu betrachten, sondern im rahmen der ganzen *Μηδικά*, und über sie urteilt F. Jacoby in dem artikel Ktesias in Pauly-Wissowas Realencyclopädie 11, 2 (1922), 2055 f., „daß gerade hier jede spur einer über Herodot hinausgehenden oder über ihn zu stellenden echtmedischen tradition fehlt ... Die ungemein geschickte und dramatisch spannungsvolle darstellung des Ktesias hat jeden zug des wunderbaren abgestreift und weicht scheinbar vollständig von der ... echten volkssage Herodots ab. Bei näherer betrachtung ist aber unverkennbar, daß Ktesias von der herodoteischen darstellung ausgeht und mit ihrem material arbeitet, diese abhängigkeit aber dadurch verdeckt, daß er die herodoteische auffassung der personen und ereignisse in ihr gegenteil verkehrt". Es dürfte somit Alys annahme abzulehnen sein.

Die zweite parallele bietet ein altägyptischer spruch gegen brandwunden, der Zs. f. ägypt. sprache und altertumsk. 30 (1898), 129 f. von H. Schäfer veröffentlicht ist; vgl. auch Ad. Erman, Die ägyptische religion, Berlin 1905, 152 f.: einmal hatte Horus unter einem brande zu leiden, der vielleicht die hütte verzehrte, in der er lag. Da sagte man der Isis: *'dein sohn Horus brennt auf dem lande'*. Erschreckt fragt Isis: *'ist wasser da?'* — *'es ist kein wasser da'*, lautet die antwort, aber Isis weiß sich zu helfen: *'wasser ist in meinem munde und ein Nil zwischen meinen beinen und ich komme, um das feuer zu löschen'*. Eine spätere zeit hat man an den letzen sätzen anstoß genommen und dafür eingesetzt: 'wasser ist in meinem munde und meine lippen haben eine flut'. —

2. Hieran sei nun noch eine ganz andere geschichte lose angeschlossen. In Holbergs Jeppe paa Bjerget 2, 3 erzählen die doctoren dem Jeppe, der im bett des barons liegt und nicht weiß, was ihm widerfahren ist, von wahnvorstellungen verschiedener kranker, und der erste doctor berichtet u. a. folgende: „Jeg har ogsaa hørt om en anden Mand, der efter en lang Feber faldt udi de Griller, at, hvis han kastede sit Vand fra sig, skulde Landet forgaae af en Flod. Ingen kunde faae ham af de Tanker; thi han sagde sig at ville dø for det gemeene beste. Han blev cureret paa saadan Maneer: Man skikkede Bud til ham som fra Commendanten, at, saasom Byen frygtede sig for en Beleiring, og der var ikke Vand i Gravene, han da vilde fylde dem, for at hindre Fienden Adgang til Byen, hvorudover den Syge blev glad, at han kunde tiene sit Fæderneland og sig selv med, og blev saa skilt baade ved sit Vand og sin Sygdom". — Es ist bekannt, daß Holberg diese anekdote der quelle verdankt, der er den ganzen stoff zur comödie entnommen hat, der 'Utopia' des jesuiten Jacob Biderman von 1640; vgl. A. v. Weilen, Shakespeares vorspiel zu Der widerspenstigen zähmung, Frankfurt a. M. 1884, 55 ff.

Ganz dieselbe anekdote kehrt aber auch in den 'Nachtwachen des Bonaventura' wieder, deren verfasser nach Fr. Schultz (Der verfasser der nachtwachen von Bonaventura, Berlin 1909) wahrscheinlich Friedrich Gottlob Wetzel ist. In der 'Neunten nachtwache' führt der verfasser, der wegen seiner 'unschädlichen narrheit' zum vice- und unteraufseher im tollhause ernannt ist, einige seiner mitnarren vor:

„Hier no. 1 ist ein beleg zur humanität, der mehr als alle schriften gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten helden der vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein wahnsinn besteht darin, die menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im gegensatze schlechter poeten, alle flüssigkeit bei sich, weil er befürchtet durch ihre freilassung eine allgemeine sündflut herbeizuführen. Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes vermögen nicht in der that besize — wahrlich ich thät's, ich nähme die erde als meinen 'pot de chambre' in die hand, daß alle doktoren untergingen, und nur ihre hüthe in menge oben schwämmen. Es ist ein großer gedanke — der arme teufel faßt ihn nicht, denn sehn sie nur wie er da steht und sich quält, und den athem zurückhält, blos aus reiner menschenliebe, und wenn wir

ihm jetzt von dieser seite nicht luft verschaffen, so ist er des todes. Mein recipe sind feuersbrünste, ausgetrocknete ströme mit stillstehenden mühlen und vielen hungrigen und durstigen an den ufern. Eine radikalkur, denke ich, soll die hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jetzt alle tage führe, und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesetzt hat. — Seines ursprünglichen handwerks nach, soll er ein poet gewesen sein, der seine flüssigkeiten in keinen buchladen ableiten konnte."

Woher der verfasser der 'Nachtwachen' diese anekdote hat, vermag ich nicht zu sagen, möglich, daß sie ihm direct durch Holberg vermittelt ist, der ja in Deutschland im ganzen 18. jh. und darüber hinaus sehr populär war; vgl. P. Schlenther 'Holberg und Deutschland' in der mit J. Hoffory zusammen hrsg. 'Dänischen schaubühne' (Holberg) 1 (Berlin 1888) s. 75 ff. C. Roos, Det 18. aarhundredes tyske oversættelser af Holbergs komedier, deres oprindelse, karakter og skæbne, Kjøbenhavn 1922. — Bei den seitenhieben auf die schlechten poeten erinnert man sich Snorris bissiger bemerkung in seiner poetik: Odin hat den riesen den dichtermet geraubt, indem er in drei zügen die gefäße, in denen er aufbewahrt war, austrank. Dann fliegt er in adlergestalt davon, aber der riese Suttung legt gleichfalls sein adlergewand an und verfolgt ihn. In Asgard angekommen, speit Odin den met in bereitgestellte gefäße aus; doch beinahe hätte ihn Suttung eingeholt, sodaß er (vor schreck) etwas met hinten von sich gab, aber dies wurde nicht beachtet; das nahm jeder für sich, der's wollte, und wir nennen das der dichterlinge anteil. Aber Suttungs met gab Odin den asen und den menschen, die gut dichten können (*en honum var þá svá nær komit, at Suttungr myndi ná honum, at hann sendi aptr suman mjǫðinn, ok var þess ekki gætt; hafði þat hverr, er vildi, ok kǫllum vér þat skáldafífla hlut. En Suttunga mjǫð gaf Óðinn ásunum ok þeim mǫnnum, er yrkja kunnu* : Skáldskaparmál c. 1, SE. ed. F. Jónsson s. 73 f.).[1]

[[1]) Zu Thor und den Geirrøðtöchtern vgl. auch M. Olsen: Germanica, festschrift für E. Sievers 1925, s. 247 ff. (corr.-note).]

WÜRZBURG, 17. december 1925.

FRANZ ROLF SCHRÖDER.

ÜBER SOGENANNTE ABSTRACTA.[1])

Was ich zu bieten habe, ist ein beitrag zur bedeutungslehre. Seitdem mir prof. Bachmann den weg in dieses gebiet der sprachwissenschaft hineingewiesen hat, habe ich den weg hinaus nie mehr gefunden.

Schuld daran ist vor allem das Schweizerische idiotikon. Dieses unsagbar reiche werk verlockt einen immer, während man eine arbeit vorbereitet und erledigt, schon wieder zu einer neuen — die aufgaben springen nur so heraus; es ist an kein ende zu denken.

Übrigens treten aufgaben auch von anderer seite an einen heran. Die sprachwissenschaft beschäftigt sich in erfreulichem maße mit fragen der wortbildung und wortbedeutung. Mundartliche beiträge zur forschung sind ihr erwünscht: können solche doch — nach einer äußerung J. Wackernagels — mit einem 'wunderbar reichen material' aufwarten, mit einer fülle von tatsachen', ganz anders als etwa die nur trümmerhaft überlieferten toten sprachen oder auch als unsere nhd. schriftsprache.

Ein noch keineswegs erledigtes problem der allgemeinen sprachwissenschaft ist zum beispiel der zusammenhang zwischen abstracter und concreter bedeutung, ein sonderproblem wiederum die entwicklung concreten sinnes aus abstractem (auch der umgekehrte vorgang ist nicht selten).

Die darstellung einer schweizerdeutschen abstractbildung und weiterhin dann die vergleichung verschiedener bildungsweisen müßte schöne aufschlüsse zutage fördern. Schon aus einem teilstück einer solchen gesamtuntersuchung läßt sich etwas herausholen.

Ich habe aus den bis jetzt erschienenen acht oder beinahe neun bänden des Schweiz. idiotikons unter anderm den gesamtvorrat an verbalabstracten nach der art von *tauffi*, *hetzi*, sowie an adjectivabstracten nach der art von *längi*, *röti* zusammengestellt. Eine auswahl aus dem überreichen stoff

[1]) Vortrag, gehalten an der jahresversammlung schweizerischer deutschlehrer, 1925, in Baden.

soll dartun: 1. welche bedeutungen sich an die ursprünglich abstracte angeschlossen haben, und zugleich 2. auf welchen wegen die bedeutungsentfaltung vor sich gegangen sein mag, und 3. wie sich die beiden geschichtlich zu trennenden klassen unter sich und mit andern bildungsweisen berühren und vermischen.

Eine auseinandersetzung über abstrahieren, abstraction, abstract ist nicht vonnöten. Ich gehe auf die bedeutungsentfaltung der abstracta aus und muß das problem ihres ursprunges beiseite lassen. Der ursprung ist zum beispiel in Pauls Principien ([4] s. 94ff. 363f.) dargestellt und kurz so gekennzeichnet, daß sowohl die substantivischen eigenschaftsbezeichnungen (also die adjectivabstracta), als auch die nomina actionis oder verbalabstracta ihren ursprung einer metapher verdanken, indem die eigenschaft und die tätigkeit 'unter der kategorie des dinges aufgefaßt werden', oder wie Heyse sagt (nach Noreen, Wissensch. betr. d. spr. s. 379) 'unter der form der substantialität' gefaßt werden.

Ich muß 'abstract' in einem sprachpsychologisch und sprachgeschichtlich fruchtbaren sinne nehmen.

Ein verbalabstractum ist ein wirkliches abstractum, wenn es einen vorgang, eine tätigkeit, einen zustand (oder dgl.) bezeichnet — oder mit der umschreibung v. Bahders (Die verbalabstr. in d. germ. spr. s. 185): wenn es 'den reinen ausdruck der im verbum liegenden tätigkeit darstellt'.

Ein adjectivabstractum ist ein wirkliches abstractum, wenn es eine beschaffenheit, eine eigenschaft bezeichnet.

Zu zeigen ist bei beiden gruppen das hinausgehen über solchen abstracten sinn zum dinglichen und wesenhaften, zum concreten, kurz gesagt der weg vom sein zum wesen, — v. Bahder sagt (nicht ganz treffend): übertritt aus der begrifflichen sphäre in die sinnliche.

Zuerst muß man sich vergegenwärtigen, was die deverbative bildungsweise in ihrer ursprünglichen bedeutung, der abstracten, geleistet hat.

Eine einteilung unter logischem gesichtspunkt, wie sie zum beispiel Noreen (a. a. o. s. 369) bietet, ergäbe (unter anderm) tätigkeiten, vorgänge, zustände, fähigkeiten, beziehungen, eigenschaften. Damit aber wäre nichts wesent-

liches, fruchtbares, wirkliches, wirksames (nämlich bei der wortbildung und wortvermehrung wirksames) gezeigt.

Es ließe sich auch unterscheiden — worauf verschiedene sprachwissenschaftliche werke großen wert legen —, ob ein abstractum 1. die einmalige handlung bezeichnet, wie etwa *bränni* für das losbrennen eines schusses, auch für den schuß selber: der jäger gibt einer zuerst schlecht getroffenen gemse *noch e^n bränni*, oder 2. die regelmäßig wiederkehrende handlung, wie etwa *heuwi* das heuen: *an der heuwi sī^n*, oder 3. die andauernd wiederholte handlung, wie etwa *jägi* jagerei, wirres durcheinander: *es hät e^n rĕchli jägi gä^n* es hat eine rechte jagerei gegeben.

Der wirklichkeit näher bleibt eine anordnung nach lebens- und sachgebieten. Eine fruchtbare fragestellung, die sich mit der eben erwähnten berührt, dürfte die sein: wie weit reicht der bedarf an mundartlichen verbalabstracten? welcherlei vorgänge, handlungen, zustände haben durch *i*-feminina ausdruck gefunden? welche kommen da wesentlich in betracht, welche bedeutungsbezirke? Daran schlösse sich die frage, ob es alle seien, die überhaupt im volkstümlichen leben, denken, sprechen eine rolle spielen.

Ein ziemlich starker bedarf an abstractbezeichnungen bestand zum beispiel im rechts- und kriegsleben. *Überhȫri* hieß ungehorsam i. s. v. nichterscheinen vor gericht auf geschehene vorladung: *so von alters her uf der burger buoche von gerichtes uberhöri verschriben ist* (1341). *Frëveli, frëv(e)ni* bedeutete unter anderm rechtsverletzung, vergehen, buße. *Henki* steht in einer Luzerner urfehde von 1372 für die strafe des hängens: ein gewisser diebstahl war *mē dann einer henki wert.* *Schänki* konnte unter anderm nachlaß von schulden bedeuten: *einem ein schenki tuon* einem einen nachlaß gewähren. *Pfand-lȫsi* war loskauf eines pfandes. *Fridbrëchi* ist im 15./16. jh. ein friedensbruch. *Nider-legi* kommt in derselben zeit für niederlage im kampfe vor. *Rūmi* räumung ist besonders in der wendung *ein rūmi tuon* eine räumung vornehmen im 15./16. jh. belegt, ferner i. s. v. plünderung: *nach diser rume und plünderung.* Nach dem Davoser landbuch von 1596 mußten die leute mit ihren waffen *uff die mustry* erscheinen, das heißt zur musterung.

Setzi bedeutete unter anderm fischrecht: *der die setzi hat*; *schleiffi*, *schleipfi* die möglichkeit, das recht, holz zu schleifen: *die burger sont ouch han schlaiphe* (14. jh.). *Rīmi* (von *rīmen* zählen) kommt im 16. jh. in Graubünden für berechnung, zuzählung von alpvieh vor: *mit so vil feh*, *als vil der rymyn ist* (urbar des klosters Cazis von 1512); jetzt sagt man zum beispiel im Rheinwald *d'rīmi^{n}g ist 240 chüe*; *d'alp ist 240 chüe g'rīmt*. — *Tag-leisti* erscheint (neben häufigem *tag-leisti^{n}g*) um 1500 für tagsatzung. *Leisti* 'einlager wegen körperverletzung auf kosten des täters' lebt in der wendung *ei^{ne}m uf der leisti ligge^{n}* einem als gast durch längern aufenthalt lästig fallen, auch *er līd i^{n} der leisti* er ist bettlägerig infolge einer schlägerei oder trunkenheit. *Stündi* verzeichnet Stalder in seinem Idiotikon von 1812 i. s. v. aufschub, fristverlängerung. *Stall-banni* ist der stallbann bei viehseuchen, genauer die 'stallbannung'. *Scheidi* bedeutet in älterer zeit scheidung, sonderung von abstimmenden; *d'meister-scheidi füere^{n}* heißt noch jetzt 'sich die meisterschaft anmaßen'.

Regelmäßig wiederkehrende und zugleich andauernd wiederholte tätigkeiten bringt das bäuerliche und häusliche leben mit sich, auch das handwerk.

D'milch wird (auf der alp) *jedi mëlchi g'mësse^{n} und uf-g'schribe^{n}* die milch wird jedesmal beim melken gemessen und aufgeschrieben. *Grächi* ist die vorbereitung zum melken, das anziehn der zitzen; *säugi*, *säuggi* das künstliche säugen, das aufziehn und mästen mit milch: *nā^{ch} der säuggi* heißt nach dem entwöhnen.

Alljährlich kehrt die *flachs- und hanf-rößi* wieder, das ausbreiten des flachses und hanfes zum zwecke des röstens; ferner die *blǖwi*, das *blǖwe^{n}* quetschen des hanfes oder der gerste; die *bleichi* die arbeit des bleichens; die *eri* pflügung; die *rueri*, *rüeri* das hacken, besonders die behackung der weinberge; die *wemmi* weinlese, das *wemme^{n}*. Oder die leute *händ d'heuwi im tue^{n}* sie sind am heuen; sie sind *an der blackte^{n}-brüiji* am blacktenbrühen; *si hend morn d'būchi* sie haben morgen die wäsche, oder *si sind an d^{e}r bachi* am backen.

Büezi ist die arbeit des *büezens* des flickens, nähens, meistens wohl eine andauernde arbeit. *Der rock ist i^{n} der machi* in arbeit; *ich ha^{n} müesse^{n} d'schueh i^{n} d'machi gē^{n}*

= *zum mache*ⁿ *gēⁿ*; ein handwerker oder auch ein besteller *hät öppis i*ⁿ *der machi* in arbeit oder, allgemeiner, man hat etwas in aussicht, im auge.

Dergleichen ausdrücke für (mehr oder weniger) bestimmte arbeiten werden auch sonst nicht selten zu allgemeineren redensarten: *a*ⁿ *d'mali* (oder *mali*ⁿ*g*) *cho*ⁿ, eigentlich ans mahlen kommen, bedeutet über etwas aufgeklärt, klug werden; *rībi*, eigentlich das einmalige 'reiben' von hanf usw., hat auch den sinn von mal, 'tour': *die ērder rībi* ist das frühere mal; ein armer, der von haus zu haus verpflegung und herberge erhält, sagt: *i*ᶜʰ *will-di*ᶜʰ *de*ⁿⁿ *di nāchgänder rībi hippe*ⁿ d. h. beim nächsten umgang, das nächste mal überspringen. — Auch *chēri* (neben *chēr* m. f.) heißt unter anderm runde, tour, kehrordnung: *d'chēri fare*ⁿ seine runde fahren, *chēri um mache*ⁿ abwechseln, von einem zum andern gehn; *es gōt der chēri na*ᶜʰ der reihe nach; *chēri* ist auch eine arbeit, die der reihe nach verrichtet werden muß, auch eine arbeit überhaupt, ein geschäft (im besondern übrigens auch die drehung der kinder, des jungen im mutterleibe, wie *chērete*ⁿ).

Weitere vorgänge, die einer bezeichnung bedürfen und darum etwa durch *i*-feminina bezeichnet werden, sind verweis, zank, wortwechsel. Im Wallis gibt man *en schuri* oder *en belzi*, d. h. eine zurechtweisung (von den zeitwörtern *ūs-schure*ⁿ auszanken, *belze*ⁿ schmähen). *En fuchti* oder *en pfūfi* ist ebenda ein zank, ein wortwechsel (zu den zeitwörtern *fuchte*ⁿ zanken, schelten, *pfūfe*ⁿ fauchen, aufbrausen).

Beim spiel der kinder gibt es etwa *en umme*ⁿ*-rīti*, ein tolles herumtreiben, herumspringen, vielleicht auch *e*ⁿ *fälli* (zu *fälle*ⁿ), *es hed ei(n)s fīn en fälli g'gēn*, wenn etwa mehrere zugleich gefallen sind. Das Id. verzeichnet auch *tschimpfi* als spiel von kindern (zu *tschimpfe*ⁿ spielen, sich verweilen, wie die kinder tun). Allbekannt ist *figgi* für eine bestimmte vorteilhafte stellung der steine im brettspiel, die 'fickmühle', auch in übertragenem sinn: *das ist e*ⁿ *figgi für in*, ein vorteil, ein unvermutetes glück, eine stellung, die der schlaue auszunützen weiß. Auch *i*ⁿ *der brandi sī*ⁿ ist eigentlich ein spielausdruck und zwar beim jassen, und in allgemeinem sinn sagt man dann auch, ein ort sei *i*ⁿ *der brandi*, wenn niemand für einen verein aufzutreiben ist.

Auch das hangen und bangen, das schweben und kippen im wirklichen oder übertragenen sinn kommt in solchen wendungen zum ausdruck. *Do hett denn die hangi und b'langi emol en end*, z. b. das lange hangen, schweben eines rechtshandels oder ein *b'lange*ⁿ, sich sehnen. Man ist *uf der gueschi*, wenn man auf einem nicht ebenstehenden stuhle sitzt; *er ist uf der gnepfi usse*ⁿ, auf dem äußersten rand, er neigt sich zum falle, oder *in der gampfi*, *gimpfi* in schwankender lage, in der schwebe; *es ist in der gämpfi* es zieht auf beiden seiten der wage gleich; *er ist uf der gämpfi* es geht mit ihm zur neige.

Hebi (von *hebe*ⁿ halten) ist halt, festigkeit im eigentlichen und bildlichen sinne: *i*ᶜʰ *ha*ⁿ *kei hebi* ich kann nirgends anfassen, z. b. beim erklettern einer mauer; *es hät kei hebi* es haftet nicht, z. b. etwas gekittetes; *e*ⁿ *tünns mūrli häd kei hebi* keine haltbarkeit; *er hät kei hebi mē*ʳ er ist alt, gebrechlich, gedächtnisschwach, ist nicht zuverlässig.

Auch der zustand der ruhe läßt sich durch ein nomen actionis bezeichnen als handlung geringster stärke oder als ergebnis einer handlung, wie man etwa liest (Wunderlich-Reis, Der deusche satzbau 1, 142), oder eben einfach als art des verhaltens. Das bedürfnis nach solcher bezeichnung liegt ohne zweifel vor; darum gibt es verbalabstracta wie *ruewi*, *rasti*, *lūwi*, *hirmi* (zugleich für den ort der ruhe): ein erschöpfter muß *e*ⁿ *lūwi* oder *e*ⁿ *hirmi hä*ⁿ eine rast machen; *g'hirmi* ist auch die wegstrecke von einer rast zur andern: *das ist e*ⁿ *gueti g'hirmi.*

Halb ruhe, halb tätigkeit ist es, wenn ein jäger *uf d' fuchs-passi gāt* auf die fuchslauer, oder wenn bergführer *uf der lotzi sind* auf der lauer nach fremden.

Soweit überhaupt der mundartliche bedarf an wirklichen nomina actionis geht, soweit ist auch die *i*-bildung im ursprünglichen abstracten sinne fruchtbar gewesen und auch jetzt noch lebenskräftig, zum teil neben den ableitungen auf *-i*ⁿ*g* (*leisti*, *leisti*ⁿ*g*) oder *-ete*ⁿ (*chēri*, *chērete*ⁿ) und andern (der wettbewerb ist sehr stark), zum teil sogar ausschließlich.

Freilich stellt Hodler (Beitr. z. wortbildung und wortbedeutung im berndeutschen s. 137) fürs berndeutsche fest,

es haben nur noch wenige solche *i*-deverbative abstracten sinn, sie erscheinen meist in formelhaften wendungen oder seien 'specialisiert'. Ähnlich wird es sich auch andernorts verhalten. Im gesamt-schweizerdeutschen aber ergibt sich noch eine recht ansehnliche lebenskraft dieser abstracta in wirklich abstracter anwendung.

Betrachtet man einschlägige bezeichnungen für seelische vorgänge und zustände, so wird man häufig eine verdichtung zu irgendwie 'vorhandenen' fähigkeiten oder kräften oder beinahe 'concreten', dinglich vorgestellten 'teilen' der seele beobachten. Seelische vorgänge können ja, wie v. d. Gabelentz (Die sprachwissenschaft^2 s. 237) sagt, 'ein für allemale nur im wege des gleichnisses, versinnlicht, zur sprachlichen verkörperung gelangen'. Und im volkstümlichen vorstellungskreis sind solche 'versinnlichungen' und verdinglichungen sogar ernst gemeint.

Stalder verzeichnet (in seinem Idiotikon vom jahr 1812) ein weibliches wort *weli*, *welli* (zu *welϵ*^{n}, *wellϵ*^{n} wollen) und umschreibt: 'freyer wille, arbitrium im uneingeschränkten sinn' und gibt als beispiel: '*ich hab die welli ihn zu lieben*, heißt: ich kann ihn lieben, oder nicht, oder ihn gar noch hassen'. In den von Bachmann herausgegebenen 'Beiträgen zur schweizerd. grammatik' 11 und 14, arbeiten von Brun und Baumgartner, findet man *weli* wahl (zu *welϵ*^{n} wählen), wahrscheinlich dasselbe, was Stalder meint. — Die wörterbücher von Frisius und Maaler (aus dem 16. jh.) kennen *fähi* (zu *fahen* fangen) i. s. v. fassungskraft: *Captus*, *vähe* (*fähe*) *oder vermügenheit des verstands*. — Jetzt sagt man etwa: *er hät merki g'ësse*^{n} er hat verstanden, *er hät kei*^{n} *merki g'ësse*^{n} er hat nicht verstanden. — *Der wille*^{n} *ist besser g'sī*^{n} *als d'mögi* als das vermögen, die kraft; *dë*^{r} *hät ϵ*^{n} *gueti mögi* starke eßlust, leistungsfähigkeit im essen. — *Das g'schëht us lūter pīggi* aus geheimem groll (zum zeitwort *bīggϵ*^{n} stechen, necken, ärgern). — *Gunni* gunst (zu *gunnϵ*^{n} gönnen) kommt vor in den redensarten: *ei*^{ne}*m* (*d'*)*gunni gë*^{n} einem recht geben, wie etwa schwache eltern dem verzogenen kinde; *ϵi*^{ne}*m kei*^{n} *gunni ha*^{n} einem nicht gewogen sein; *d'gunni bi ei*^{ne}*m verlüre*^{n} die gunst einbüßen. Im südwalserischen (Alagna) kommt *b'schündi* midleid vor (zu ahd. *scunten*, mhd. *schünden* antreiben,

anreizen). *G'schämi, schämi* ist schamgefühl: *de^r fuchs ... schlīcht, fuchsrōt vor g'schämi, hei^m*. Oder man fragt: *hesch de^{nn} kei^n schämi mē^r im līb?* —

Einer zeichnet sich aus durch *e^n gueti lachi* eine gute gabe, anlage zum lachen. Einen andern tadelt man wegen seiner *flauderi* flatterhaftigkeit, unbeständigkeit (zu *flaudere^n* flattern, flatterhaft sein). — *Er hed aber ei^{n}s sī^n füeri* heißt: er hat wieder einmal seine laune, eigentlich seine launenhafte aufführung; *füeri* kommt auch für einmalige fahrt, ausflug, besonders mit ungeschicktem verlauf und in andern anwendungen vor. — *Er macht's g'schwind i^n der pfurri* in der eile (zu *pfurre^n* surren, eilen). *Er ist scho^n i^n der (uf der) reisti* sagt man von einem der früh auf ist; Matthys setzt darum im Nidwalder idiotikon ein 'abstractum' *reisti* geschäftigkeit (zu *reiste^n* hasten) an; vielleicht ist aber ursprünglich gemeint auf der holzbahn, holzrutsche.

Er chunnt öppen e^n mal in eso e^n jäuchi inne^n heißt: er verfällt etwa in die laune, etwas zu tun, nimmt 'einen anlauf' zur arbeit. *Jäuchi* (zu *jäuche^n* jagen, scheuchen), ist überhaupt, was zwar heftig, plötzlich auftritt, jedoch ebenso rasch verläuft, z. b. eine atembeklemmung, angst, übelkeit, eine wallung des zornes, ein heftiger, plötzlicher anfall von fieber, krankheit: *er het nu^r umhi^n e^n jäuchi*, z. b. anfälle von zahnschmerzen; *er het e^n bösi jäuchi g'ha^n* ein schweres leiden.

Hört man da von schmerzen, krankhaften zuständen und vorgängen, so drängt sich eine neue gruppe solcher 'abstracta' auf. Auch die sind aber mehr als 'abstracta', es sind bezeichnungen mehr oder weniger verdichteter, verdinglichter 'erscheinungen' (auch dieses wort erscheinung schwankt ja zwischen sein und wesen), es sind zum teil, namen mehr oder weniger wesenhafter übel.

Zuerst fällt einem aus dem ahd. die ehrwürdige *bēnrenkī* und *bluotrenkī* und *lidirenkī* aus Merseburg ein. *E^n ränki* eine verrenkung, z. b. *e^n achsle^n-ränki* eine ausrenkung der achsel kann es jetzt noch geben; *d'raihi were^n*, d. h. die verrenkung heilen kann man durch reibung oder besprechung (wie in Merseburg).

Manche leute plagt *d'glider-rīßi* das gliederreißen, *d'bīßi* das hautjucken, *d'schwini* die schwindsucht, eigentlich das

schwinden, die abmagerung, *e^n pōri* ein krankhafter husten-anfall, ein heftiger anfall bei fieberkrankheit, eigentlich ein 'erheben', *bōre^n*. Scherzhaft sagt man von leuten, die die kränkelnden spielen: *de^r hed d'bërzi* (von *bërze^n* stöhnen, keuchen, kränkeln).

Beim rindvieh trifft man *d'fülli* (von *fülle^n*, daneben auch *d'völlni* adj.-abstractum von *voll*), das blähen, auflaufen nach übermäßigem genuß von jungem gras oder wegen erkältung. Die pferde trifft die *haupt-mördi*, *-mürdi* (*haupt-murd* n. m.), der ansteckende, unheilbare rotz, dem namen nach ein hin-morden (*mörde^n*, *murde^n*, *mürde^n*).

Den reben schadet die *b'sängi* oder *sängi*, der gelbe rost, den kiefern die *schütti*, eine krankheit, die sich im abfallen von nadeln äußert, eigentlich das herabschütteln, *schütte^n*, der nadeln.

Ist mit einer handlung ein fest verbunden, dann fällt natürlich auch dieses mit allem drum und dran unter die bezeichnung des nomen actionis, oder das wort weckt unter umständen sogar wesentlich oder ausschließlich den gedanken an das drum und dran.

Tauffi, ahd. *touffī*, got. *daupeins*, ist wörtlich und eigentlich 'das eintauchen'. Die 'handlung des taufens' ist noch jetzt der kern der vorstellung. Aber wie mancherlei schließt sich daran, 'abstractes' und 'concretes'. *Morn isch tauffi*: der pfarrer denkt dabei: ich habe zu taufen; vielleicht dazu: ich habe eine predigt zu halten; ich werde im feierlichen rock durch die kirche schreiten, vor die taufgesellschaft treten; oder: morgen ereignet sich § 3 meiner befugnisse, meiner obliegenheiten. Der küster denkt ans läuten, an handreichungen, an ein in die hand schlüpfendes trinkgeld. Die eltern des täuflings sagen mit den worten *morn isch tauffi* außer dem wesentlichen etwa noch: es ist ein festlicher, feierlicher tag; oder: es gibt zu kochen, zu bewirten, zu erfreuen. Einem geladenen weckt das wort *tauffi* vielleicht nur das bild eines reichen mahles mit gläsergeläute. Dem täufling erzählt man später: *a^n diner tauffi hämmer no^ch wacker 'tanzt — der öhi isch au^ch a^n dini tauffi cho^n, aber erst z'ābe^nd — di ganz tauffi isch us-g'fare^n*.

Für kirchliche, häusliche und ländliche feste sind *i*-deverbativa 'typisch' (wenn die bequemen fremdwörter

auch zu beanstanden sind). Die einschlägigen bezeichnungen bilden eine lebendige, fruchtbare gruppe. *Chilbi* aus *chilch-wīch*, *chilch-wīchi* kirchweihe, kirchweihfest als hauptfest hat wahrscheinlich besonders starken einfluß ausgeübt.

Die *hūs-räuchi*, *-räucki*, *-rūchi*, *-b'räuki*, ursprünglich wohl eine handlung (ein 'act') von religiöser bedeutung, ist jetzt ein häusliches fest, eine mahlzeit für freunde und nachbarn nach dem einzug in ein neugebautes oder neugekauftes haus, keine 'räucherung' mehr. Die bereicherung und zugleich verarmung des wortgehaltes hat sich ähnlich wie bei *tauffi* vollzogen. Eine wirkliche beräucherung der viehweiden, die zur zeit der sommersonnenwende zur vertreibung von feldgespenstern und hexen vorgenommen wird, ist die *weid-b'räuki*. Die *laub-räuki* war (beleg von 1572) eine obrigkeitlich verbotene lustbarkeit des volkes, eine 'laubräucherung', vielleicht feuer zur zeit des laubtriebes (*merze*ⁿ*-fūr*) zum schutz des jungen laubes gegen schädliche dämonische einflüsse. — *Laub-risi* laubfall, herbst, ist auch der name des herbstlichen dankfestes.

Auch bei der *fëld-sëgni* feldweihe im frühling, segnung des feldes durch den geistlichen, schließen sich allerlei nebenvorstellungen an die des 'actes'. Sonst ist für segnungen *sëge*ⁿ m. gebräuchlich, z. b. *hūs-*, *stall-*, *vih-sëge*ⁿ ('literarisch' auch *sëgnung*). *Fëld-sëgni* ist eben eine feier, ein fest, der ausdruck darum dieser sach- und namengruppe angepaßt: 'begrifflich nahe verwante worte lieben das gleiche suffix' (Kluge, Nom. stammbildungslehre s. 1). *Chrūzi* ist ein bittgang mit kreuz und fahnen von kirche zu kirche, offenbar auch mit allerlei 'drum und dran'. Derb und verächtlich kann man *chilche*ⁿ*-schleppi* für die kirchliche trauung sagen, *chilche*ⁿ*-schleppi ha*ⁿ für hochzeit halten.

Nach schluß der heuernte findet die *sëge*ⁿ*se*ⁿ*-henki*, *gable*ⁿ*-henki* statt, nach beendigung des dreschens die *pflegel-henki* (der *pflegel-henket*), die *pflegel-legi* oder *-ledi*, *tröscher-ledi* (eigentlich wohl *pflegel-legi* das weglegen der flegel, *tröscher-ledi* drescher[ein]ladung und erst 'secundär' auch *pflegel-ledi* und *tröscher-ledi*), ein festschmaus mit allerlei lustbarkeiten. Der bauer hängte nach vollbrachter arbeit unter einer gewissen feierlichkeit, wohl mit einem spruch, das arbeitsgerät am

bestimmten orte für das nächste jahr auf: daher diese und ähnliche namen. Die deverbativen namen bleiben, auch wenn der durch das verbum bezeichnete 'act' gar nicht mehr vollzogen wird. 'Die *sichel-henki* (*sichel-henkete*ⁿ, *sichlete*ⁿ), *sichel-legi*, das fest nach der getreideernte, ist 'auch einer der haupttage im bauernleben', schreibt Gotthelf, 'ein tag aus dem tausendjährigen reich'. Das sind nach einer aufzeichnung von 1792 'freudenfeste, allervorderst zu schuldigem dank für gottes gute gaben und hiernächst zu erfreuender erkenntlichkeit gegen die ermüdeten arbeiter', sie gehören zu den 'kostlichen mahlzeiten' (1642) — sicher nicht zum rein 'abstracten'. Zum gleichbedeutenden *sichel-lösi* verweist das Id. auf eine alte erinnerung aus dem Aargau: daß am schluß der ernte die schnitter ihre von hause mitgebrachten sicheln 'dem bauer gegen ein mahl als pfand hinterlegten', wie auch die drescher ihre flegel zur *pflegel-lösi* oder *-recki* (zu *recke*ⁿ den arm nach etwas ausstrecken); darnach wurden also die sicheln von den schnittern, die flegel von den dreschern wieder gelöst. Ein dichter läßt 1813 das dreschervolk jubeln *mer lǒsiⁿd deⁿ pflegel mit chüechleneⁿ īⁿ*, d. h. wir lösen den dreschflegel mit küchlein ein.

Eⁿ schänki (zu *schänke*ⁿ einen trunk spenden) war (sehr häufig und verbreitet) eine bewirtung mit trank und speise, eine gasterei (die örtliche bedeutung 'schenke', wirtshaus ist auf schweizerischem boden nicht volkstümlich), *eⁿ hōch-zīt-schänki* war ein hochzeitsschmaus, *rǟteⁿ-schänki* eine bewirtung anläßlich der erneuerungswahl des stadtrates, *meister-schänki* ein zu ehren eines neuen zunftmeisters veranstaltetes gelage; *māl-schänki* ist ein trinkspruch bei der gemeinsamen mahlzeit an der *senneⁿ-chilbi*, ein formelhafter trinkspruch, ursprünglich die bewirtung und das mahl selbst: mit der bedeutung 'trinkspruch' verflüchtigt sich der sinn wieder ins abstracte; da heißt der verlauf also: abstract-concret-abstract.

B'schūri (*b'schūreteⁿ*) ist im Rheinwald das schwärzen mit ruß, das *b'schūre*ⁿ, als belustigung am aschermittwoch.

Ein festlicher anlaß ist auch die *scheidi*, *schāff-scheidi* (*schāff-scheid* m. f.), eigentlich die verteilung der schafe auf die besitzer bei der rückkehr von den alpen, dazu aber eben ein fest mit markt, schmaus und tanz.

E^{n} *schiessi*, ein schützenfest (auch *schiesse*^{n} n., *schiessete*^{n} f., *schiesset* m. n.) ist im Appenzellerland auch mehr als 'ein schießen' im abstracten sinn, der wichtigste der drei jährlichen tanztage; es wird 'von morgens 10 bis nachmittags 3 uhr geschossen und von nachmittags 1 uhr an bis nachts 11 uhr getanzt' — der tanz währt also doppelt so lang wie das schießen: das ganze heißt dennoch *d'schiessi*.

Geht oder kommt einer *uf d'schau*^{w}*i* oder *uf d' g'schau*^{w}*i*, d. h. zur prüfenden besichtigung von tieren oder sachen vor abschluß eines kaufes, oder *uf d'schau*^{w}*i* i. s. v. brautschau: *we*^{nn} *ma*^{n} *uf d' g'schaui gōt, isch·ma*^{n} *blind* —, oder *uf g'werg'schaui*, d. h. zur heerschau, so haben wir ein wirkliches verbalabstractum vor uns, hingegen etwas 'concretes', wenn *i*^{n} *der stadt e*^{n} *g'schau*^{w}*i* ***ist***, d. h. eine ausstellung, *g'schau*^{w}*i* als schaugelegenheit und das zu schauende samt nebenumständen.

Spitzfindig und unnötig erschiene vielleicht die frage, ob verbalabstracta wie *tauffi* activ eder passiv gemeint seien, — unnötig die feststellung, daß beide 'meinungen' vorliegen können, bald die eine, bald die andere, nämlich *bi mīner tauffi*: 1. als man mich taufte, 2. als ich getauft wurde. Es führt da ein verlockender, aber jetzt zu weit abseits verleitender weg zu bedeutenden problemen, z. b. zu gedankengängen Schuchardts über die natur des verbs (z. b. in der abhandlung über 'Das baskische und die sprachwissenschaft' in den Wiener sitz.-ber. 1925). Jedes verb ist nach Schuchardt von haus aus 'indifferent', d. h. weder activisch, noch passivisch; activ und passiv sind keine dem vorgangswort innewohnenden eigenschaften, sondern 'relationen' in denen es zu andern satzelementen steht. Die verbalabstracta, so scheint mir, stimmen gründlich zu dieser auffassung.

Besonderes augenmerk verdient noch der übergang ins persönliche oder wenigstens ins gesellschaftliche, der bei wörtern für solche veranstaltungen und 'versammlungen' leicht möglich ist (auch mit 'versammlung' können ja die versammelten leute gemeint sein). Aus Brugmanns Kurzer vergl. gr. (s. 336 f.) wäre allerlei zu entnehmen über collectiva mit abstractformantien, übrigens auch über die femininform als ausdruck der vorstellung des collectiven.

Eine *tauffi* i. s. v. taufgesellschaft ist schon über den weg gegangen. Nach dem Id. ist ferner *e*[n] *gumpi* (zu *gumpe*[n] hüpfen, springen) eine gesellschaft junger leute, die hier und da einen tanz veranstalten, auch einer ihrer vergnügungsabende — eher 'umgekehrt' eine 'tanzerei' und auch eine tanzgesellschaft: *e*[n] *lustigi gumpi isch es g'sī*[n] es war eine lustige tanzerei, tanzgesellschaft; *g'hörst au*[ch] *zu dëre*[n] *gumpi?* zu dieser tanzbelustigung oder -gesellschaft.

Die *hetzi* war in Davos bei einem treibjagen auf wölfe diejenige abteilung der jäger, welche, im gegensatz zu den 'hueten', in langer kette geradewegs auf das wolfsgarn losrückte. Auch da ließ sich natürlich etwa sagen, 'es gehöre einer zur *hetzi*', d. h. zur hatz (abstract) oder eben zu den hetzenden. Im Davoser landbuch von 1596 steht, die hetz- und hutmeister sollen *allwegen bey der hetzi bleiben und hutt und hetzi rucken allgmachlich mitainandren zu dem garnn* . . .: *Domit weder hutt noch hetzi gebroche*[n] *werde*; es heißt auch *buben soll man ann die hetzi furen . . . stellen.*

Beim wort *lësi* lesung, frühpredigt konnte sich leicht die bedeutung 'conventikel' herausbilden: 'man nannte in St. Gallen die (geistlichen) conventikel lesenen' (Id.); '1612 wird den feiltragern anbefohlen, am sonntag morgen *in den lesenen* das almosen einzusammeln', d. h. in den lesungen, in den conventikeln.

Hūs-höri ist (in einem beleg von 1525) eine haushaltung, hausgenossenschaft, die gemeinschaft 'der zum hause gehörenden', eigentlich die 'haushörigkeit' (beiläufig bemerkt: ein sehr hübsches beispiel für solche verwendung eines abstractums für eine gesellschaft ist *hūs-g'sängli* n. für die hausangehörigen, die sich zum singen zu vereinigen pflegen).

Sehr verbreitet ist *chilch-höri* für kirchgemeinde, pfarrei, den umfang derselben und die gesamtheit der zu ihr gehörigen, eigentlich und wesentlich gerade dies: das zugehören zur kirche, dann die zugehörige gemeinschaft. Den zusammenhang der bedeutungen sieht man in fällen wie *das isch eine*[r] *von ǖserer chilchhöri*, es redet einer vor der gesamtheit der zur kirche gehörigen, vor der genossenschaft, vor der landsgemeinde, vor der versammlung, und es kommt einer zur *chilchhöri*, der 'versammlung' im 'collectiven' und auch im

mehr oder weniger 'abstracten' sinn. Man muß diesen sinn an den anfang der entwicklung stellen, obwohl er im Id. aus alter zeit viel schwächer belegt ist als die bedeutung kirchgemeinde, pfarrei (was ja begreiflich ist). — In einem beleg von 1386 steht im sinn von *chilch-höri* auch *chilch-losi* (zu (*lose*ⁿ lauschen, hören).

Ein ähnlicher übergang vom abstracten zum wesen, freilich hier zum tier, aber sogar zum einzelnen, nicht nur zum 'collectivgebilde' der handelnden gemeinschaft, zeigt sich bei *menni* und *für-leiti*.

*E*ⁿ *menni* (zu *menne*ⁿ zugvieh antreiben, mit zugvieh fahren, befördern) ist ein gespann, fuhrwerk mit zugtieren, mit zweien oder einem: *d'menni wëtte*ⁿ heißt das zugtier einspannen; *das feld ist ze buwen mit einer starken menni* (1468); *seinem bueben, der im die mäni traib, baiß er* (ein wolf) *ain or ab* (Vadian). *Menni* (teilweise auch m. n.) ist auch ein einzelnes zugtier, meist ein rind: *d'spūse*ⁿ*fuer* (das brautfuder) *chound am morged frie mit zëhe*ⁿ, *fufzëhe*ⁿ *meni*.

*E*ⁿ *für-leiti* (zu *für-leite*ⁿ befördern) ist ein rind oder ein pferd, das vorgespannt wird, wenn man z. b. einen gefällten baum von der stelle schaffen will (also das *vor-g*ᵉ*spann*), eigentlich die 'beförderung' oder eben das 'befördernde gespann' oder gar das tier.

In solchen fällen wird das nomen actionis zum nomen agentis (in den eben gebotenen beispielen freilich nicht für einen persönlichen agens, sondern für ein tier).

Bekanntlich kommt auch das gegenteil vor, nomen agentis im sinne des nomen actionis: wörter wie *sūfzer*, *schluchzer*, *jūchzer*, *walser*, *schlīffer* (schleifwalzer) sind im grunde nomina agentis und doch sozusagen 'abstracta'.

Bezeichnungen für arbeiten von hirten und bauern dienen zu zeitbestimmungen und können zu zeitbezeichnungen werden.

Ein schönes und offenbar altes beispiel ist das wort *hirti* (neben *hirte*ⁿ m. f., vom zeitwort *hirte*ⁿ hirte sein, das vieh treiben, füttern usw.), eigentlich das füttern, die fütterung, dann auch ('collectiv') die herde, die weide, — und in zeitlichem sinn, wenn man fragt *welli hirti hem-mer?* d. h. wie spät ist es? oder wenn man sagt: *zu gueter hirti*, d. h. zu rechter zeit,

oder *du hest aber ei*ⁿ*s* (wieder einmal) *e*ⁿ *längi hirti g'häbe*ⁿ, du hast lange gesäumt. Das wort führt, so stellt das Id. (2, 1649) fest, auf lebensverhältnisse zurück, in welchen die zeit noch nach der regelmäßig und zwar früher allgemein, jetzt noch teilweise dreimal wiederkehrenden fütterung des viehs gemessen wurde (ähnlich hat sich bei *imbiß* der zeitbegriff 'mittag' entwickelt, umgekehrt bei *mal* aus dem begriff eines zeitpunktes der einer mahlzeit; s. noch im Id.).

Spricht man von der *heu*ʷ*i*, der arbeit des heuens, so kann natürlich auch die zeit der heuernte mit gemeint oder wesentlich gemeint sein: *um d'heuwi um* oder *i*ⁿ *der heuwi isch es g'sī*ⁿ, d. h. als wir heuten, während dieser arbeit, in dieser zeit; *jetz chund denn d'heuwi* das heuen, die heuzeit (*heuet* m. heuernte ist ja sogar monatsname geworden, für den juli).

In rebgegenden ist die *boge*ⁿ*-heldi* (der *boge*ⁿ*-heldet*) eine frühjahrsarbeit, das umbiegen und einstecken der letztjährigen schosse, auch die zeit, da man dieses *boge*ⁿ*-helde*ⁿ besorgt, gelegentlich auch ein für diese arbeit besonders günstiger tag, etwa nach einem warmen regen: *hüt hät's e*ⁿ*mōl e*ⁿ *rēchti boge*ⁿ*-heldi!*

D'rīsi, laub-rīsi ist die zeit des laubfalls, wo *'s laub rīset*, auch *laub-rīsi* (wie *laub-rīs* f., *laub-riset* m.) das fallen des laubes, die zeit des laubfalls, der herbst überhaupt, auch das herbstliche dankfest: *bis zur nāchste*ⁿ *laub-risi ist dänn der Heiri nümmen ume*ⁿ, d. h. bis zum herbst wird er gestorben sein. Eine bauernregel lautet: *spāti laub-risi, spāte*ʳ *früeli*ⁿ*g.* Das wort *laub-risi* ist (wie auch *laub-ris* f. n. m.) in der mehrzahlform 'laubrisinen' häufig in 'terminen', fristbezeichnungen, der älteren rechtssprache, 1. als genauere bestimmung neben 'jahr': *N. lobt des koufs recht wer ze sin nün louprisinen zehen jar uß* (schon 1396); *welcher die güeter hat nün jar und zechen lobrisinen unberüefft, dem sol es niemant angewinnen* (1417); *wer vogtbari güeter inn hat nün jar und zehen laubrisenen unangesprochen, den sol ein vogt dabi schirmen* (1423); 2. als bezeichnung des jahresumlaufs wie 'frühling, sommer, winter': *nün lobrissinen, das ist nün jar* (15. jh.); *wenn unrechter gloub gleich vil laubrisinen gewäret, so ist er darumb nit recht* (1582).

Eine fruchtbare bedeutungsgruppe der *i*-feminina, bei der man auch zwischen abstract und concret schwankt, bilden bezeichnungen für wind und wetter.

Schütti als vorgangsbezeichnung geht auf das (durch den wind bewirkte) herabschütteln der baumfrüchte: *wenn ein schütti kumpt*, heißt es in einem beleg aus dem 16. jh. und ferner *sy sönd warten der windschüttinen*, also mit dem zweiten fall der mehrzahl. Es läßt sich sagen, *wind-schütti* sei schon ein bischen 'concret' gemeint, als der schüttelnde wind, nicht ganz 'abstract' als vorgang des herabschüttelns; so auch *e^{n} schütti* (oder *schüttete^{n}*), *rëge^{n}-schütti* ein regenguß, *e^{n} bërg-schütti* ein starker platzregen, wie er den bergen eigen ist, *e^{n} fōn-schütti* ein nach föhn eintretender heftiger regen oder schneefall — der 'schneefall' oder der 'fallende schnee'; auch wendungen wie *e^{n} schütti* (*es schütteli*) *rëge^{n}* oder *e^{n} schütti schwāre^{r} rëge^{n}* zeigen den zusammenhang zwischen naturvorgang und naturding.

Tag-schmelzi heißt witterung, bei der es tagsüber taut, während der nacht friert. Das ist ein ziemlich abstracter, wenn auch nicht rein abstracter sinn; auch die mehrzahl wird angewendet: *tag-schmelzene^{n} sönd im früeli^{ng} nöd guet.*

Schmelzi als vorgangsbezeichnung (für das schmelzen des schnees) wird besonders in der zusammensetzung *schnē^{w}-schmelzi* gebraucht. Auch da sieht man, schon in älteren belegen, den übergang zu 'concreter' bedeutung, z. b. an einer stelle aus einem Zürcher ratsbuch von 1542: *als . . . der summer yetz an der hand und deshalb durch die schneeschmülzinen und große wasser schaden und hindernüß zu ersorgen* (bei der Eglisauer Rheinbrücke); oder in Gulers Rätia 1616: *der Tarten, so wol ein kleines, aber bisweilen, wann es durch schneeschmelzinen und starke rägen antrieben wirt, ein sehr wüetendes wasser ist*: da ist mit *schnē^{w}-schmelzi* nicht sowohl der vorgang gemeint, sondern vielmehr das wasser, die wasserflut, mag auch der vorgang des schmelzens, 'die schneeschmelze', noch mehr oder weniger deutlich mit gemeint sein. Dergleichen fälle sind besonders lehrreich für die erkenntnis des zusammenhanges abstract-concret.

Eine andere verdichtung hat dem wort *schnē^{w}-schmelzi* zu einer örtlichen bedeutung verholfen: oberster grat eines

gebirges, wo der schnee an beiden seiten herabschmilzt. In Scheuchzers 'Naturgeschichten' 1708 liest man: *diesere dorsa heissen auch schneeschmilzen, weilen daselbst der schnee früher pflegt abzugehen.* Das wort kommt besonders in grenzbestimmungen vor, wie *scheidi, land-scheidi.* Friedlis 'Bärndeutsch' 1908 stellt fest: 'da (im frühling) fließt das schmelzwasser so reichlich von jedem grat ... daß schon deswegen von altersher der *schneeschmelzi* gleich dem *rein* grenzbestimmende bedeutung zukam'. Das Id. (9, 966) bietet zahlreiche belege aus älterer zeit, z. b. *was schneschmilzi gäbe herwert, gehörte gen Baden, und was schneschmilzi gäbe hinwert, gehörte den von Vißlispach* (1456); *min guot ... stost ... zuo der andern sitten an des meyerhoffs von Urdorff güeter ob sich, so witt die schneschmülzi nitt sich gat* (1502). *Schnē^w-schmelzi* kommt denn auch mehrfach als flurname vor. Eine entsprechende bedeutungsreihe läßt sich beim wort *schnē^w-schleiffi* beobachten.

Doch es sollte ja noch nicht von orten, sondern von wind und wetter die rede sein. In älteren aufzeichnungen, z. b. chroniken, ist oft von *wassergüssenen* d. h. überflutungen, überschwemmungen die rede: *ein solche wassergüssi, dass die Eulach ist übergangen,* steht in Meyers Winterthurer chronik 1544; *ein sölich regen, daß man nacht lüt uf die blaiche schickt, die linwat ufzeheben, damit sie vor der güßi errett wurde* bei Vadian.

E^n jäuchi (zu *jäuke^n* jagen), eigentlich (wie schon erwähnt) 'was zwar heftig, plötzlich auftrittt, jedoch eben so rasch verläuft', ist unter anderm ein kurzer regenschauer (auch *e^n jäukete^n*). Im selben sinne gilt auch *e^n schäuki* (zu *schäuke^n* stoßen, fortjagen, verscheuchen): *iez chund denn wider e^n schäuki* ein regenschauer, eigentlich ein gejag, ein jagendes wetter. *E^n bauwi* ist ein in stößen daherfahrendes stürmisches unwetter, eigentlich ein bellen (vom zeitwort *bauwe^n*), ebenso *e^n hauzi* (im Id. bei *bauwi*), *e^n gäutschi* (oder *gäutschete^n*) ein starker regen, eigentlich ein geplätscher, ein geplatsch. Stalder verzeichnet *witteri* schauer (zu *wittere^n* schlecht wetter werden).

In wetterregeln mit der bedeutung 'morgenrot — abendkot' vernimmt man allerlei solche nomina actionis (neben adjectivabstracten), z. b. *morge^nd-rȫki* — *abe^nd-schlörzi* oder

abeⁿd-flözi oder *abeⁿd-böggi* (*-röki* zu *rökeⁿ* sich röten; *-schlörzi* zu *schlörzeⁿ* durch nassen kot gehen, daß es klatscht und spritzt; *flözi* zu *flözeⁿ*? und *flöz* nasse stelle im boden; *-böggi* zu *bötgeⁿ* sich vermummen).

Ist es lange regnerisch oder neblig, so *sochet's* oder *giᵇt's eⁿ sochi.* Von der wäsche auf nasses wetter übertragen wird *būchi. Strūchi* kalte bise mit schnee im frühling, *'s ist eⁿ strūchi g'sīn* (Vals), gehört wohl (wie *strūchi* heiserkeit, erkältung) zu germ. **streukan* über etwas hinstreichen, gleiten, nordisch auch laufen, rinnen, schweizerdeutsch *strūcheⁿ* oberflächlich pflügen (vgl. Schade, Altd. wb. 881).

B'hicki (mit gleichbedeutendem *b'hick* n. m., *g'hick* m. n. zum zeitwort *b'hickeⁿ*, *g'hickeⁿ* gefrorenen reif ansetzen) ist gefrorener nebel, rauhreif: *d' b'hicki gōt hüt nüd ūf* d. h. schmilzt nicht. — *Jetz giᵇt's aber en bränni* oder *en rĕchti brāti* sagt man im Wallis bei großer sommerhitze. *Sängi* (zu *sängeⁿ*, eigentlich sengen) ist dagegen im Wallis und bei Bündner Walsern die beißende winterluft, ein kalter wind, der an gewissen orten, besonders auf berggräten weht, auch der winterwasserdunst, namentlich über rietboden: *dā d's ried ueher hed's doch en grūsami sängi.*

Hilwi (zu *hilweⁿ* sich stellenweise dünn bewölken) ist leichtes überzogensein des himmels, — ein bißchen 'concreter' leichtes gewölk, feiner nebel, *eⁿ zarti hilwi* leichter wolkenflor am ganzen dunstkreis, *ruchi hilwi* zerzaustes, zerrissenes gewölk, *tünn-hilwi* dünnes, leichtes gewölk. — *Eⁿ hēli b'zügi, b'sügi* (zu *be-zügeⁿ* überziehen) ist schleierartiges gewölk, das den blauen himmel noch durchscheinen läßt, meist vorbote schlechten wetters.

Noch ein weiterer zusammenhang zwischen naturvorgang und naturding oder zwischen natur'erscheinung' im abstracten und solcher im concreten sinn drängt sich auf, nämlich, wie schon angedeutet worden ist, der übergang zum örtlichen.

Es ist von der *laub-rīsi* die rede gewesen oder der *laub-rīsi.* Zum zeitwort *rīseⁿ*, *rĭseⁿ* fallen gehört natürlich auch *rīsi* für eine abschüssige stelle, wo steine herabgleiten oder herabrollen, *rīsi* bergschlipf, erdschlipf. In älteren belegen blickt noch die abstracte bedeutung durch, der vorgang: *die*

grusame ***rise und bergfall*** *an dem Bürgenberg* steht in einem beleg von 1601 und dann in eben derselben quelle *die yngefallene rise am Bürgenberg*; *heißt es an der risse*, (so erklärt ein beleg) *weil alda vor jahren ein groß stuck von dem Bürgenberg in den see hinundergefallen.* 'Abstracte' bedeutung spricht auch noch aus folgender umschreibung für *steiⁿ-risi*: *fall oder glitschen ganzer lasten von steintrümmern* über die bergwände ins tal. Gewöhnlich ist aber *rīsi* örtlich gemeint, steile, lockere halde, holzrutschbahn: *er ist durᶜʰ* (*über*) *eⁿ risi ab z'tōd g'falleⁿ*; *d'risi ūf* gehn nur füchse und dachse, *d'risi ab* (vielleicht noch teilweise mit abstractem sinn) häufig reisigsammler mit der bürde. — Auch *eⁿ rutschi* ist eine rutschung, ein erdrutsch, auch mageres heuland, (eine *schnēʷ-rütsche* ein schneerutsch). Ähnlich braucht man *schlipfi*, *ërd-*, *schnēʷ-*, *steiⁿ-schlipfi*; ferner *steiⁿ-ränni* (zu *ränneⁿ* in eilige bewegung setzen, rasch gehen), wenigstens als namen eines abhangs (derartige wörter sind überhaupt häufig als ortsnamen). *Rīsi* heißt übrigens auch eine stelle starken gefälles in einem wasserlauf, wo das wasser mit großer macht, stärker als anderswo, fließt, auch *ab-rünni* (zu *ab-rinneⁿ*) z. b. eine kleine stromschnelle; *bach-fließi* der lauf, das bett eines baches; *brūschi* (zu *brūscheⁿ* rauschen, brausen) ein wasserfall, so auch *rūschi*, was zudem der name einer großen wässermatte ist: *miⁿ g'hört jetz auᶜʰ d'rūschi guet: es giᵇt g'wüß anger wëtter.* Auch in solchen fällen berührt sich das **nomen actionis** mit dem **nomen agentis** — *eⁿ brūschi* oder *rūschi* ist ein wasserfall, der *brūschet*, *rūschet*, der das geräusch vollführt. Geradezu nomina agentis sind auch wörter wie *chnūʷ-biegi* für einen abschüssigen weg, *wageⁿ-brëchi* (*-brëcheⁿ* f.) für eine steile straßenstelle.

Auf die geländegestaltung bezieht sich auch der bergname *Rigi* (jetzt allerdings z. t. männlich unter dem einfluß von *Rigibërg*), zum zeitwort *rigeⁿ* fälteln u. ä., wegen der schichtung, der streifen, der bänder, auch *in deⁿ Rigeneⁿ* am Schilt bei Glarus, *Jans uffen Riginon* (1386) und ähnliches. Der flurname *senki* geht natürlich auf eine senkung, *büri*, *būri* dagegen (zu *büreⁿ*, *būreⁿ* emporheben, *er-büreⁿ* erde aufhäufen) auf eine landauffüllung am seeufer (eine natürliche oder künstliche?); schon im ahd. sprachschatz kommt *hōhburī*

als umschreibung von lat. *agger*, *tumulus* vor. *Büri* lebt übrigens auch noch in abstracter anwendung für eine bewegung, eigentlich in die höhe (das zeitwort *büre*ⁿ heißt heben) in den wendungen: *nid büri tue*ⁿ oder *mache*ⁿ sich nicht rühren, seltener *nid bùri sīⁿ* (?).

Chränki als flurname betrifft eine stelle, wo das tal sich verengt, wohl eigentlich eine wendung der talseiten (zu *chränke*ⁿ wenden, kehren; *chrank* m. heißt straßenkrümmung; vgl. mhd. *krenke* 'taille'). Eine *chlemmi* ist eine unwegsame stelle, z. b. im gebirge; eine *stelli* nach Stalder ein ort, wo man nicht weiter fortkommen kann, in der sprache der fischer — ebenfalls nach Stalder — 'gewisse plätzchen in der (?) see, wo eine jede fischart sich gleichsam con amore ansiedelt'.

In verschiedenen *i*-namen örtlichen gehaltes kommt die anwendung, der nutzen, der gebrauch zum ausdruck.

En etzi, *ätzi* (zum zeitwort *etze*ⁿ nähren, abweiden lassen u. ä.) ist eine weide, besonders auch als maßbestimmung ein stück weide, das in einem tag abgeätzt werden kann. Die bedeutung 'grasfütterung' mag den übergang von der abstracten zur örtlichen bedeutung zeigen: *g'nueg etzi ha*ⁿ. — *Vor-ǟtzi* (mit *ǟ*, zu *ǟtze*ⁿ zu essen geben, füttern u. ä.), gleichsam vorspeisung, das zwischenmahl der tagelöhner um 10 uhr früh, zeigt in der ersten umschreibung 'vorspeisung' den zusammenhang zwischen abstract und concret, und dazu kommt mit örtlicher bedeutung *säu-ǟtzi* für den gang, der bei den schweineställen vorbeiführt oder bei den futtertrögen, also für den ort, wo man den schweinen ihr fressen hineinschüttet. Frisius umschreibt *propellere in pabulum, auf die füetere treiben*; *fueteri*, *füeteri* ist also fütterung, weide. — *Sümmeri* (auch *sümmeriⁿg*, zum zeitwort *summere*ⁿ vieh über den sommer auf einer alp oder allmende halten) ist der sommeraufenthalt des viehs auf der alp oder allmende (soweit 'abstract'), aber auch die alpweide, sogar flurname: *Sömmeri*, *Sommeri* der übergang der bedeutungen vollzieht sich in fällen wie: vieh *i*ⁿ *der sümmeri ha*ⁿ oder *i*ⁿ *d'sümmeri gëⁿ*, *tue*ⁿ — in die 'sömmerung', sommerweide; *er het e*ⁿ *gueti, e*ⁿ *schlĕchti sümmeri* sagt der küher von einer alpweide. —

Eine frühlingsweide für das rindvieh, die weide, auf die man das vieh zuerst hinausläßt, ist *en us-lässi*; wiesland, worauf das gras nicht abgeweidet, sondern gedörrt wird, ein heuland oder heubezirk *e*ⁿ *heuwi*; eine verbotene weide *e*ⁿ *g'schändi*, *e*ⁿ *g'schenti* (zum zeitwort *g'schänden* schädigen): *schi länt d's vëh in die g'schenti läuffu*ⁿ; es wird einer auf der *g'schenti* ergriffen. Wendungen mit gleichbedeutendem *g'schand* m. f. n. zeigen den zusammenhang zwischen abstractem und concretem sinn: *uf der g'schand sī*ⁿ; *am g'schand sī*ⁿ; *a*ⁿ*s g'schand gā*ⁿ.

Damit sind zu den ortsbezeichnungen, die auf erscheinungen und vorgängen der natur beruhen, weitere benennungen gefügt, deren grundwort sich auf menschliche anteilnahme bezieht.

Dazu kommt als namengebend besonders der gründliche und sozusagen schöpferische eingriff der rodung, damit der häufige flur-, hof- und ortsname *Rūti*, übrigens auch noch 'appellativ' *e*ⁿ *rūti schlahn*, vielleicht noch 'abstract' *rūti mache*ⁿ ein stück land umbrechen und das gesträuch darauf verbrennen. — Der übergang kann oder konnte sich etwa in fällen folgender art vollziehen: *morn gon-mer a*ⁿ *d'rūti* an die arbeit des rodens, die rodung — am nächsten tag kann es schon bedeuten oder mitbedeuten: an den (teilweise) gerodeten platz — schließlich ist es nur dieser — die arbeit ist ja vorbei.

Es gab auch ein *rūti-rëcht*: 'das für rodungen geltende recht'; in einem beleg des Id. von 1559 sieht man schön, daß das recht zum *rūten*, aber auch das recht auf das gerodete gemeint sein konnte, also 'die rodung' oder *Rūti* im abstracten und concret-örtlichen sinn. Es ist sehr erwähnenswert, daß auch dieses abstracte wort *rūtirëcht* als flurname vorkommt.

Dazu gesellt sich das ebenfalls sehr verbreitete wort *schwendi* (zu *schwende*ⁿ roden); auch *sengi*, *senggi* (n. und f.; zu *sänge*ⁿ sengen), namen (wie *sang*, *sange*ⁿ u. ä) für orte, wo durch brandrodung von wald wies- oder ackerboden gewonnen worden ist, oder wo durch abbrennen des wiesbodens die fruchtbarkeit erhöht worden ist, oder wo dann die sonnenwirkung besonders erkennbar ist.

Eine *schelli* ist ein grundstück, das von der grasnarbe befreit worden ist durch *schelle*ⁿ schälen, land umbrechen.

Auch eine gruppe von ackerbezeichnungen tritt hervor: *e^{u} mist-wendi* (zu *wente^{n}* wenden) für einen acker, der nach dem neubruch zum zweitenmal umgeackert wird; die bauern müssen einander *rad-wendi* geben, radwendung, d. h. gelegenheit und raum zum wenden des pfluges; *tretti-(trett-)acher, treppi-acher* gilt auch für einen acker, auf welchen der nachbar beim pflügen hinausfahren darf, um den pflug zu wenden; auch das wort *vor-fälli* (*für-, fur-fälli*) sowie *grund-fälli*, geht auf den raum zwischen zwei äckern, auf welchen ungehindert die erste furche je der zwei benachbarten äcker aufgeworfen werden kann, übrigens auch samt dem wort *ërd-trägi* auf die erde, die beim ziehen der ersten furche, beim hacken, auch durch rutschung oder schwemmen sich am einen ende ansammelt und die gewöhnlich wieder zur ausgleichung an den andern saum des gutes geschafft werden muß: das nennt man *vor-fälli trǟge^{n}*, daher eben auch *ërd-trǟgi*.

Noch in sehr zahlreichen fällen ließe sich der zusammenhang zwischen abstracter und örtlicher bedeutung, der übergang des nomen actionis zum nomen loci nachweisen. Ortsbezeichnungen auf *-i* bilden wohl die fruchtbarste, die am meisten 'typische' gruppe schweizerdeutscher nomina loci, sicher eine gruppe mit deutlichem charakter. Es ist natürlich und notwendig, daß das wort für die handlung auf deren ort 'übertragen' wird, daß die bezeichnung der handlung die vorstellung des ortes weckt, sie zugleich oder vorwiegend oder ausschließlich weckt.

E^{n} schërmi (wie *schërm* m. f. zu *schërme^{n}* unter dach bringen u. ä.) ist ein platz, wo man geschirmt ist, eigentlich 'die schirmung': man *ist i^{n} der schërmi* unter dach, man *chont a^{n} d'schërmi* — der zusammenhang zwischen handlung und ort ist klar.

Man führt das vieh zur *tränki* d. h. zur 'tränkung', aber eben auch oder sogar ausschließlich zum 'tränkort'. Mit *der tränki isch es ūs* mit dem tränken ist es aus, oder eben 'concreter' mit der tränkgelegenheit, mit dem brunnen. Das *tränki-rëcht* war und ist das recht auf die benutzung eines fremden brunnens oder baches, das recht zur 'tränkung', das recht auf den tränkort, das recht zum tränken und auf die tränke.

E^n *schepfi*, *schöpfi* ist ein ort, wo man schöpft, meistens wasser; im Wallis heißt *schepfi*, *a*^{n}*-schepfi* eine stelle, wo eine wasserleitung gefaßt, von einem bach abgeleitet wird. Auf diese anwendungen gehen flurnamen zurück, z. b. *Schöpfe-Zelg* oder *wiesen in der Wasserschöpfe*.

Ma^n *tuet nessle*^{n} *i*^{n} *d'rȫzi*, man legt nesseln zum *rȫze*^{n} mürbe machen ein, legt sie in die pfütze, die grube; *si lige*^{n}*d* oder *sind uf der rȫßi* oder *uf der spreiti*. *Bleiki* ist das bleichen und die bleiche. Man gibt garn *i*^{n} *d'būchi* zum bauchen, in die bauche, oder rohes leder *i*^{n} *d'rüsti* zur zurüstung, an deren ort, in die gerberei.

Man hängt fleisch *i*^{n} *d'bräuki*, *i*^{n} *d'räuki*, *räuchi*, d. h. in die beräucherung, in den rauch oder eben, örtlich gefaßt, in den rauchfang oder ins balkenwerk über dem herde: und das ist eben auch *d'räuki*, der ort des räucherns, nicht nur die räucherung.

Es ist einer *g'rad bi der a*^{n}*-richti*, beim anrichten der speisen, am platz des anrichtens. *Ma*^{n} *tuet spän uf de' grĕchchi* auf den ort der feuerbereitung im herde: *grĕchchi* (zum zeitwort *grĕche*^{n} zubereiten, rüsten) ist eigentlich die zubereitung, das rüsten, tatsächlich noch in abstractem sinne (wie früher erwähnt) die vorbereitung zum melken, das anziehen der zitzen. Das *welli-loch* (*well-loch*) ist in der sennhütte die kesselgrube, worüber der kessel zum sieden, *er-welle*^{n}, hängt.

Örtliche bedeutung geht nicht nur geradewegs aus 'abstracter' hervor, sondern auch aus 'instrumentaler'. Die zuletzt erwähnten beispiele neigen sich schon nach dieser seite. Es gibt natürlich grenzfälle, fälle mit beidseitiger beziehung.

Wendet man sich übrigens den massenhaften gegenstandsbezeichnungen auf *i* zu (im ahd. sind sie ganz selten), wie *schlīffi* vorrichtung zum schleifen, *brĕchi* hanf- oder flachsbreche, *schepfi* gefäß zum schöpfen, *henki* vorrichtung zum aufhängen, z. b. gespanntes wäscheseil, *schießi* schießgerät, *b'schießi*, *b'setzi* (straßen-)pflaster, dann muß man zum voraus darauf verzichten, eine jede mit einer abstracten bedeutung zu verknüpfen und eine 'übertragung' nachzuweisen. Denn da ist sehr vieles den einmal vorhandenen 'typischen' gruppen

durch 'analogie' nachgeschaffen und eingefügt. Aber dem aufkommen der gruppen möchte man immerhin auf die spur kommen.

v. Bahder erwähnt (s. 130) das 'bei den alten abstracten hervortretende bestreben, die handlung auf einmal einzuschränken und so zu dem concreten gegenstand, durch welchen die handlung bedingt ist, hinüberzuleiten' (der gegenzug, sagt er, ist die entwicklung vom einzelnen ins allgemeine, vom nomen agentis oder instrumenti zum nomen actionis).

Paul (Prinzipien[4] s. 363) führt aus, die bezeichnung der dauernden, wiederholten tätigkeit führe zum verlust des charakters eines nomen actionis, es entwickle sich daraus die bezeichnung eines bleibenden zustandes, z. b. bei *verfassung*, *stellung*, und von hier aus sei dann auch die weiterentwicklung zu dingbezeichnungen möglich.

Ein weg vom abstracten zum gegenständlichen führt von der arbeit über den ort der arbeit zur einrichtung und vorrichtung. Manchmal hat es mit dem ort sein bewenden, z. b. bei *räuki*: man hängt das fleisch *iⁿ d'räuki*, in die beräucherung, den rauch, den rauchfang, ins balkenwerk über dem herd, *iⁿ d'räuki*; da empfindet man den ort, die einrichtung nicht 'instrumental', weil sie nicht gehandhabt wird. Ähnlich ist es etwa bei *mali* vorrichtung zum mahlen, mühle, mahlgang. Besorgt man *d'blackteⁿ-brüeji* das blacktenbrühen — *mer sind aⁿ der blackteⁿ-brüeji* — dann ist man *aⁿ der blackteⁿ-brüeji*, d. h. am ofen mit kessel im freien, am *brüeji-loch* oder *būchi-loch*: man ist an der arbeit und am ort der arbeit, an der dazu dienenden einrichtung.

Bringt man den hanf oder flachs *iⁿ d'blǖwi*, d. h. zum 'bleuen', klopfen, quetschen, oder *zur rībi*, d. h. zum 'reiben', dann kommt er *iⁿ d'blǖwi*, d. h. eben in die zum *blǖweⁿ* dienende vorrichtung, eine art pochwerk mit schweren holzklötzen, oder *iⁿ d'rībi*, d. h. die durch wasserkraft oder von einem tiere getriebene vorrichtung zum *rībeⁿ*, die aus *rībi-steiⁿ* und *rībi-bett* besteht und übrigens meist mit einer getreide-, auch öl- oder stampfmühle, *stampfi*, in verbindung steht. *Er hät mi^ch iⁿ der rībi g'haⁿ*, d. h. 'in den fingern', oder *d'rībi ab'stelleⁿ* mit irgend etwas aufhören: solche redensarten vermitteln auch zwischen abstracter und örtlich-gegenständlicher

bedeutung, ferner das *rībi-gëld* (= der *rīber-lōⁿ*), der lohn für die bedienung der *wërch-rībi* oder *hanf-rībi*. *Rībeneⁿ*, reibevorrichtungen, gibt es dann weiterhin von verschiedener art, auch solche, denen man nicht nachzugehen braucht, allerlei geräte zum handhaben, kaffeemühlen und dergleichen. Noch eine anwendung des wortes, die eng mit der abstracten zusammenhängt, ist zu erwähnen: *rībi* für einen balkeneinschnitt bei Wettungen (eine *nuet*), also offenbar eine 'reibungs'stelle. Und mit dem hanfreiben hängt eine weitere zusammen: hat eine hausfrau nicht genug hanf für *eⁿ rībi*, so reiben etwa zwei zusammen: für *eⁿ rībi*, d. h. für ein 'reiben' und zugleich heißt es: soviel hanf, als auf einmal 'gerieben' wird oder zum 'reiben' nötig ist (wie man auch sagt *iᶜʰ han öppeⁿ drei rībeteⁿ, mēr nid*), — in solchen und ähnlichen fällen wird das nomen actionis zur maßbezeichnung.

Das verhältnis zum zeitwort scheint mir bei solchen gegenstandsbezeichnungen noch sehr eng zu sein (wenn auch ein bißchen lockerer als beim reinen nomen actionis). Auf keinen fall läßt sich bestätigen, daß etwa nur diejenigen abstracta, bei welchen der zusammenhang mit dem zeitwort fehlte, bedeutungsübergängen ausgesetzt waren, wie es bei v. Bahder (s. 4) scheinen möchte. Sogar die mäßigere aufstellung von Wilmanns (Deutsche gr. 2, 191) erfährt durch die schwzd. beispiele eine berichtigung: daß sich ein solches wort um so weiter vom verbum entferne, je mehr es zum concretum werde.

Glīßi (zu *glīßeⁿ* glänzen) ist abstract, kann aber concreter werden: das glänzen — die glänzende erscheinung — die glänzende oberfläche: *d'glīßi blendet miᶜʰ* der glanz, das glänzende blendet mich. Bei *glästi* (zu *glästeⁿ* glänzen und *glast* m. glanz) tritt der zusammenhang auch schön zutage; es bedeutet glanz. *'s ist alls eíⁿ glästi* heißt 'eigentlich': es ist alles éin glänzen, éin glanz, und gemeint ist oder kann sein: der ganze boden ist klares eis. *Der hafner glästet die häfen mit silber-gläste* (1667). *Wënd-er naᶜʰ d'glästi frësseⁿ!* wollt ihr noch die glasur, das email fressen! ruft man heißhungrigen zu. Beim wort *gletzi* (zu *gletzeⁿ* glänzen, vgl. auch *glatz* m.) verzeichnet das Id. nur die bedeutung schimmernde fläche, glatteis; aber ein ausruf wie *es ist eíⁿ gletzi!* 'alles

eine einzige eiskruste' heißt natürlich im grunde auch 'alles éin glänzen, éin glanz'.

Mit *gīri* (*gīr*) meint man 'ursache oder — concreter — stoff des *gīrens* (kirrens) in den schuhen' — es kauft einer *gīri* oder *rūggi* (zum schallwort *rūgge*ⁿ) *für d'schueh.*

Fueteri, füeteri bedeutet in älteren belegen außer fütterung (und weide) auch 'furragierung im kriege' und ganz concret 'futter'. Der zusammenhang der abstracten und concreten bedeutung erhellt aus belegen wie: *das die landsknecht uf fuotery gangen. Die fynd hattend grossen mangel an der fuoteri, wolltend darumb herüber ziehen, fuotery zu reichen* (holen).

Stalder bietet *stübi* abendglocke, 'eine glocke, womit man die leute warnet, daß sie sich von der gasse in die stube begeben sollen oder vielmehr womit man sie von der gasse stäubt (stübt)', so führt er aus, fügt aber bei 'doch nur in der zusammensetzung *stübi läuten*': und das weist auf abstracte grundbedeutung, an die sich die concrete bedeutung 'abendglocke' ganz natürlich angeschlossen hat: *stūbi-lūte*ⁿ das abendläuten — die abendglocke. Dieses wort *stūbi* kennt man noch jetzt (in Klosters): es *lütet stūbi* die abendglocke läutet, — auch in übertragenem oder noch abstractem sinn: *tüet rächt, ir buaben, sus lütet's däⁿⁿ stūbi!*

*'s chind häd e*ⁿ *hinder-häbi am vatter* das kind hat einen rückhalt am vater, etwas concreter eine stütze. *Hinder-häbi* (zu *hinder-ha*ⁿ) heißt auch das hintergeschirr der zugtiere, womit sie den wagen, wenn es bergab geht, zurückhalten — offenbar auch auf grund jener abstracten bedeutung 'rückhalt': *es fält a*ⁿ *der hinder-häbi* es fehlt am rückhalt, an der dem rückhalt dienenden einrichtung. Zum teil mag freilich die zuerstgenannte abstracte anwendung *'s chind häd e*ⁿ *hinder-häbi am vatter* von dieser concreten aus 'übertragen' sein: es führen wege hin und her.

Beim wort *gnepfi* (zu *gnepfe*ⁿ wanken, kippen) kann man auch sehr schön den übergang vom abstracten zum örtlich-concreten beobachten: *er isch uf der gnepfi usse*ⁿ er neigt sich zum falle, ist auf der schwebe — soweit abstract — er ist auf dem äußersten rande — somit örtlich-concret, und ferner kann *gnepfi* ein ding sein, das selber *gnepfet* oder

zum *gnepfe*ⁿ dient, z. b. ein zugnetz an einer stange zum fischfang. *Es ist uf der gnepfi* kann man mehr abstract mit 'auf der schwebe', mehr concret mit 'auf der wage' umschreiben und demgemäß eben auch auffassen. Das ist ein grenzgebiet zwischen abstract und concret — da sind die begriffe und die wörter selber *uf der gnepfi*.

Verzeichnet das Id. bei *bünti* nur die bedeutung 'faß zum *bünte*ⁿ d. h. zum laugen', dann klingt doch aus einem zusammenhang wie *öppis i*ⁿ *d'bünti tue*ⁿ noch der abstracte sinn heraus. Ähnlich ist es, wenn man (in der kattunfabrik) *i*ⁿ *der flotschi* die tücher *flotschet* d. h. sie ein- und austaucht. Und bei wörtern für brühe, übermaß an flüssigem, pfütze wie *schwetti* (zu *schwette*ⁿ platschen), *schlirggi* (auch *schlirggete*ⁿ, zu *schlirgge*ⁿ schmieren), *fletzi* (zu *fletze*ⁿ ausgießen, platschen), *sēki* (vgl. *söke*ⁿ platschen), *schlözi* (zu *schlöze*ⁿ etwas herumschmieren u. ä.): *es ist e*ⁿ *rĕchti schlēzi i*ⁿ *der strāß*, oder *der dokter hed-mer e*ⁿ *rĕchti schlēzi g'gĕ*ⁿ eine unangenehme medicin — bei solchen und ähnlichen wörtern liegen die abstracten vorstellungen geplatsch, sudelei, schmiererei zugrunde, die natürlich sehr leicht ins concretere hinüberfließen.

Noch eine weitere sondergruppe läßt sich im bereich des gegenständlichen unterscheiden.

Mit der bachi sind-mer fertig, d. h. mit dem backen sind wir fertig (soweit abstract), mit dem brot sind wir fertig, das brot ist fertig, der brotvorrat ist da: concret, das 'resultat', das ergebnis, das 'innere object'. *D'bachi isch nid g'rōte*ⁿ das backen ist nicht geraten, das brot ist nicht geraten: der zusammenhang zwischen abstract und concret liegt auf der hand. *Über de*ⁿ *wümmet händ-mer e*ⁿ *bachi brōd 'brūcht* während der weinlese haben wir soviel brot gebraucht, als auf einmal gebacken wird. *Bachi* heißt auch (wie *bach* m.) — als maßbegriff — soviel mehl, als auf einmal verbacken wird: *es langt no*ᶜʰ *für e*ⁿ *bachi* es reicht noch für ein einmaliges backen (abstract), für den bedarf eines backens (concret).

Vom 'schlechthinigen' abstractum *bachi* arbeit des backens geht schwerlich ein solcher concreter gebrauch aus. Aber *d'bachi* als das 'diesmalige', das 'einmalige' backen,

das mit einem bestimmten 'quantum' und 'resultat', mit einer bestimmten masse und menge und einem betimmten ergebnis verbunden und zwar innig und wesentlich verbunden ist: eine solche *bachi* im eingeschränkten und gerade durch die einschränkung wesentlich bereicherten sinne wird reicher und dichter, 'concret'. Gibt es überhaupt ein rein abstractes *bachi* arbeit des backens (im allgemeinen)? Nein, in wirklichkeit ist es immer und 'von anfang an' ein bestimmtes, 'diesmaliges' backen mit seinen wichtigen bedingungen und seinem vor allem wichtigen ergebnis; der wortsinn mußte nur 'aufgehn' und 'festwerden', wie das brot im ofen aufgeht und — aus sich selbst — eine kruste bildet.

Ein rock *ist iⁿ der machi* in arbeit; *das ist keiⁿ machi* heißt: das ist keine (gute) arbeit und zwar mehr oder weniger concret — wie auch das wort 'arbeit' den sinn 'ergebnis der arbeit' annehmen kann: man versorgt eine 'arbeit' im schrank. So ist *büezi* die arbeit des *büezens*, des flickens, nähens, aber auch das genähte, die naht: *d'büezi ist schlëcht* die arbeit des flickens, die flickerei, die naht. *Eⁿ lȫti* ist eine verlötete stelle: *d'lȫti isch g'machet* die lötarbeit, die lötstelle; *eⁿ haspi* (wie *eⁿ haspeteⁿ*, zu *haspeⁿ* haspeln) ein maß garn, ein strang: *mer macheⁿd nochʰ eⁿ haspi*, d. h. eigentlich noch einen 'gang' im haspeln, wirklich aber noch einmal das ergebnis eines haspens, einen strang; in der weberei ist *eⁿ reiti* die strecklänge des zettels — was auf einmal geschlichtet und geputzt wird (zeitw. *reiteⁿ*): *eⁿ reiti wëbeⁿ*, auch *eⁿ reisi* (zu *reiseⁿ* richten). *Eⁿ reiti* heißt auch ein bettbezug; *aⁿ-spreiti* nach Stalder leinwand für ein bett (zu *aⁿ-spreiteⁿ* ein bett mit frischer leinwand versehen). *Spreiti* gibt Stalder für flachs oder hanf, der 'gespreitet' ist. Bei *rō̄ßi*, *rȫßi* belegt das Id. noch die abstracte bedeutung 'das ausbreiten des hanfes, flachses zum *rō̄ßeⁿ*, *rȫßeⁿ* neben der concreten 'ausgebreitete hanfstengel' (auch pfütze, grube zum einlegen wie früher erwähnt); fügungen wie *d'rō̄ßi b'sorgeⁿ* oder *d'rō̄ßi ist vertṻflet* oder (nach einem literarischen beleg): *es kam ihnen eine unerwartete ausgabe, die rösse fehlte* (d. h. mißriet) — derlei fügungen vermitteln zwischen dem sinn 'arbeit des *rȫßens* und der bedeutung 'zum *rȫßeⁿ* bestimmte hanfstengel', auch ein satz wie *mit der rȫßi sind-mer fertig.*

E^n tag-eri ist soviel land, als man in einem tage mit einem gespann *ere^n* pflügen kann, ein mannwerk (das wort 'werk' zeigt dieselbe verdichtung).

D'mëlchi — die abstracte bedeutung ist früher erwähnt worden: *d'milch wird jedi mëlchi g'mësse^n* — kann auch der ertrag eines melkens sein, das gemolkene: *d'mëlchi wird g'mësse^n*.

Rūmi (zu *rūme^n* leeren, säubern) heißt nicht nur räumung, säuberung, sondern auch (wie *rūme^n* f.) die kruste, die sich beim kochen von milch, brei, suppe am kochgeschirr bildet, beim anrichten zusammengescharrt wird; *ūs-rūmi* ist gras- oder heuabfall aus der krippe. *Rǖti* heißt unter anderm auch ausgerodetes holz: *rǖti brünne^n*; *bränni* unter anderm 'collectiv' was zum *bränne^n*, zur feuerung dient, was brennt, verbrannt wird: *im hërbst mueß-me^n für bränni sorge^n*; *fǖri* ist brennstoff, holz für herd und ofen; *a^n-fǖri* kleines holz zum anzünden des feuers: *d'a^n-fǖri isch verläderet* (verlodert), *aber 's fǖr isch doch nid a^{n}g'gange^n*. *Rëspi* (zu *rëspe^n* zusammenraffen) heißt dürres gesträuch und laubholzreisig. *Streuwi* ist streue; *schütti* kann (abgesehen von abstractem sinn) bedeuten 'was geschüttet ist', z. b. aufgeschüttetes stroh, strohlager, auch erdaufschüttung, erdwall.

Leicht und lehrreich wäre der nachweis, daß andere deverbative abstractbildungen, z. b. die feminina auf *-i^{n}g* und *-ete^n*, die masculina auf *-et* sich in denselben bedeutungsgruppen entfaltet haben wie die *i*-feminina (beiläufig habe ich solche bildungen erwähnt).

Noch beachtenswerter ist aber eine andere tatsache: der nicht zum voraus zu erwartende parallelismus zwischen verbalabstracten und adjectivabstracten.

Mustert man die heerschar der schweizerdeutschen adjectivabstracta auf *-i*, die bildungen nach der art von ahd. *tiufī* tiefe, *hōhī* höhe, schwzd. *chelti*, *wärmi*, *größi*, dann ergeben sich fast dieselben bedeutungsgruppen wie bei den verbalabstracten (beiläufig bemerkt: Paul, Deutsche gr. 5, 68 kennt bei den adjectivabstracten nur eigenschafts- und gegenstandsbezeichnungen). Die grundlage ist doch

gründlich verschieden: hier handlung, dort eigenschaft. Was bedeutet dem wesentlichen unterschiede gegenüber die blasse ähnlichkeit, die mit der gemeinsamen bezeichnung 'abstracta' ausgedrückt wird! Und doch geht das adjectivabstractum beinahe dieselben wege der sinnentfaltung wie das verbalabstractum, oder besser gesagt, es erreicht auf seinen besonderen wegen fast dieselben ziele wie dieses.

Auszugehen ist also da von der bezeichnung der eigenschaft: adjectivabstracta 'führen die eigenschaft als lebloses ding (gedankending) selbst ein' (Sütterlin, Die deutsche spr. der gegenwart s. 127). Wahrscheinlich waren sie ursprünglich und überhaupt früher nicht so abstract gemeint. Osthoff wird recht haben, wenn er schreibt (in seinen Forschungen [2, 96], die immer noch zu den allerbesten arbeiten über wortbildung und wortbedeutung gehören): 'auch die abstracta werden in älteren zeiten der sprachlichen formenbildung viel individueller gefühlt worden sein, als wir solche begriffe mit unserm modernen abstrahierenden denkvermögen heutzutage aufzufassen pflegen. Wenn dichter und mythologen zu allen zeiten und in jeder sprache begriffe wie *liebe*, *anmut*, *tugend*, *tapferkeit* u. dgl. ohne weiteres zu personificieren imstande sind, so wird eine ähnliche denk- und anschauungsweise wohl auch der sprachbildende mensch früherer jahrhunderte solchen begriffen entgegengebracht haben.'

Der abstracte gebrauch steht in voller blüte: *es chunnd nid uf d'grȫßi a*^{n} es kommt nicht auf die größe an. *Rüefft dë*^{r} *e*^{n} *lṻti!* ruft der laut. *Dë*^{r} *isch e*^{n} *bleichi!* der ist aber bleich! *D'ermi isch ei*^{ne}*m kei*^{n} *schand* das armsein, die armut ist für einen keine schande. *Me*^{n} *cha*^{n} *'s brod vor elti nümme*^{n} *ësse*^{n} man kann das brot vor älte nicht mehr essen. *Dë*^{r} *acher hät e*^{n} *schȫni breiti* dieser acker hat eine schöne breite. *I*^{n} *d'breiti und i*^{n} *d'längi wachse*^{n} in die breite und in die länge wachsen. *Uf kei*^{n} *wīti und breiti* weit und breit nicht — da zeigt sich schon eine verdichtung des abstracten zum concreten, zum räumlichen, örtlichen.

So auch in fällen folgender art: *mer händ 's heu*^{w} *i*^{n} *der breiti* das heu liegt ausgebreitet auf der wiese; *alli breiti*

der ganzen breite nach; *er hed d'geiß alli breiti dür*^{ch} *d'wise*^{n} *ūf'tribe*^{n} d. h. weit zerstreut; *breiti* ist auch die breitseite des dorfes, sehr häufig in flurnamen ausgedehntes ebenes feld, z. b. schon 1283 *daz hus an der breiti*, ferner die tenne, der tanzplatz. Ähnlich entfalten sich bedeutungen von *wīti*: *das isch doch kei*^{n} *wīti!* eigentlich keine ‘weitheit’, aber auch kein weiter raum; *uf d'wīti gā*^{n} aufs feld hinaus; *i*^{n} *der wīti* im freien. — *Ma*^{n} *hed d's holz grad i*^{n} *der g'hendi* in der nähe, abstract und räumlich, örtlich. — *Frīi*, *freini* heißt freie aussicht, *i*^{n} *d'frīi g'sē*^{h} in die ‘freiheit’, in ‘das freie’ sehn.

Bȫsi, abstract mangelhafte beschaffenheit, schlechter zustand, kann eine unfruchtbare stelle in wiesen und äckern bezeichnen, ferner eine für menschen oder vieh gefährliche stelle im gebirge: *i*^{n} *d'bȫsi cho*^{n} kann man auf einer bergreise. *Jiz sī*^{n}*-mer us der bȫsi use*^{n}: da zeigt sich der zusammenhang zwischen abstractem und räumlich-concretem sinn — beide auffassungen sind möglich —, der sprechende kann den satz abstract meinen: aus der bösen lage, dem bösen zustand, — der hörer ihn räumlich-concret auffassen: aus der bösen stelle. *Bȫsene*^{n} sind in Uri steil abfallende wildheuplätze; bei Nufenen am Hinterrhein heißt eine felsschlucht *in der bȫsi*. *Gǟchi* heißt steilheit, aber auch halde, abhang; *heiteri* schwindlige beschaffenheit, aber auch schwindlige stelle. *E*^{n} *wildi* ist, im gegensatz zu *zǟmi*, eine unwirtliche gegend, etwa auch eine hohe alp. *Uf d'rūchene*^{n} (mehrzahl zu *rūchi* eigentlich rauhheit) werden etwa noch schafe getrieben; *rūchi* ist auch wie *megeri* — im gegensatz zu *feißi* — eine weide oder wiese, wo nicht gedüngt wird: *er ist hüt in d'rūchi ge*^{n} *mēje*^{n}, — übrigens auch das trockene, rauhe heu, das auf solchen wiesen wächst: *d'rūchi*, *d'megeri mēje*^{n}, *ī*^{n}*tue*^{n} das magerheu mähen, einheimsen.

Schon bei Notker findet man *die hohina* (*altitudines*) *dero bergo*, also *hȫchene*^{n}, mehrzahl zu ahd. *hōhī*, schwzd. *hȫchi*: in wendungen wie *i*^{n} *d'hȫchi gā*^{n} oder *d'hȫchi hā*^{n}, *di rēcht hȫchi hā*^{n} d. h. die ‘höhe’ im abstracten sinn, aber eben auch den ‘höhepunkt’, die höchste stelle, also räumlich-concret — in solchen fällen kommt man dem zusammenhang und übergang auf die spur. Oder *er hät angst vor der tüffi* vor der tiefen

beschaffenheit, vor dem tiefen abgrund, vor dem tief-sein und vor dem tief-seienden.

Oder man sagt *d'grüeni ist schō*ⁿ und meint (abstract) das grünsein, die grüne farbe der wiese, (concret) die grüne wiese. Im Taminagebiet kommt *d'gelbi* als name für einen ehemaligen firnboden vor; zwischen Fondei und Sapün am fuße der Weißflueh trifft man *schwärzi* für einen geländestrich mit auffallend schwarzem gestein neben hellem kalkstein. Auch *bläuwi* tritt als flurname auf: *wiesen in der blöhni*, auch für die seetiefe: fischer fahren *zwüschet dem dorf und der au uf der bläui bis usen uf d'wīßi.*

Die erwähnten mehrzahlformen *rūchene*ⁿ, *hōchene*ⁿ geben zu einer grundsätzlichen bemerkung anlaß.

Verschiedene sprachforscher, z. b. Noreen (s. 370. 379) haben hervorgehoben, 'daß das, was man als abstract bezeichnet, ... durch den mangel oder wenigstens die überaus beschränkte möglichkeit einer numerus- und speciesbeugung morphologisch gekennzeichnet' sei, 'daß den abstracta gewöhnlich die pluralform, in der regel auch der artikel fehlt, d. h. daß bei ihnen auch die kategorien numerus und species meist keine rolle spielen'. Mit der feststellung über den artikel ist, scheint mir, nicht viel anzufangen. Die mehrzahlbildung dagegen verdient beachtung. Auch Wackernagel erwähnt in den Vorlesungen über syntax (1, 96) als etwas beachtenswertes die möglichkeit, die vor allem den klassischen sprachen eigen sei, abstracta in den plural zu setzen, und fügt bei, im deutschen seien solche mehrzahlformen selten. Wipf schreibt im buch über die Mundart von Visperterminen (s. 127), ein plural komme nur bei denjenigen *i*-abstracten vor (und zwar adjectiv- und verbalabstracten), 'die secundär concrete bedeutung gewonnen haben', und braucht die wendung: 'abstracta, also nur im sg. vorkommende fem'.

Es kann aber immerhin mundartlich z. b. *strick vo*ⁿ *verschidene*ⁿ *stärchene*ⁿ oder *tickene*ⁿ oder *längene*ⁿ geben oder *tüecher vo*ⁿ *verschidene*ⁿ *breitene*ⁿ, *schueh vo*ⁿ *verschidene*ⁿ *grōßene*ⁿ, *stange*ⁿ *vo*ⁿ *verschidene*ⁿ *hōchene*ⁿ, *händschuch vo*ⁿ *verschidene*ⁿ *wītene*ⁿ — also mehrzahlformen zu *stärchi*, *ticki*, *längi*, *breiti*, *grōßi*, *hōchi*, *wīti* und zwar in rein abstracter

oder sozusagen abstracter anwendung (entsprechend übrigens auch im schriftdeutschen: 'verschiedene längen, größen'), wenn auch wahrscheinlich häufiger die einzelform gesetzt wird.

Es handelt sich, glaube ich, nicht um eine beschränkte 'möglichkeit' der mehrzahlbildung, sondern um einen beschränkten bedarf. So gut wie es z. b. *seiffenstuck vo*^{n} *verschidene*^{n} *härtene*^{n} gibt, also eine mehrzahlform zum abstractum *härti*, wäre eine mehrzahlform zu *weichi* 'möglich', — aber man 'braucht' sie nicht und darum 'braucht' (im andern sinn) man sie nicht; d. h. man bedarf ihrer nicht, und darum ist sie nicht gebräuchlich — oder, wie man sagt, 'es gibt keine'. Wohl aber spricht man von *weichene*^{n} im concreten sinn, nämlich weichen körperstellen, lenden: *weichene*^{n}, mehrzahl zu *weichi*. Und das wird schon richtig sein: pluralform weist 'im allgemeinen' (wenn auch nicht immer) auf 'concretisierung', verdichtung hin.

Das erwähnte 'abstractum' *rūchi* kann sich auch auf rauhheit der witterung beziehen (eine solche gruppe ist uns auch bei den verbalabstracten entgegengetreten) und — ebenfalls mit einer art verdichtung — eine 'periode' rauhen, kalten wetters, besonders im frühling, bezeichnen: *das ist e*^{n} *rūchi! — Es stëckt no*^{ch} *e*^{n} *rūchi dahinne*^{n} rauhes wetter ist noch im hinterhalt. Auch da offenbart sich die 'concretisierung' besonders darin, daß mehrzahlformen gebildet werden: *de*^{r} *wī*^{n} *g'rōtet dō nit, es gi*^{b}*t im früeli*^{n}*g z'vili rūchene*^{n} der wein gerät da nicht, es gibt im frühling zu viele rauhe wetterrückfälle; *bis in alli rūchene*^{n} bis in die härteste spätzeit des jahres. Bei Vadian ist zu lesen: *im abrellen viel groß schnee und weret das wetter bis zuo ingendem maien mit vil rüchinen.* Die mehrzahl zu *chelti* kälte findet man z. b. bei Sprecher 1672: *kältinen sind jeder zeit unglücksvorbedeutungen gewesen.* Auch *chüeli* ist kühle 'temperatur', etwas dichter 'kühle witterung', *wermi* das gegenteil: *hüt isch e*^{n} *wermi!*

Es gilt — wenn es auch kleinlich und kümmelspalterisch anmutet —, feine und feinste tönungen und übergänge zu zu beachten, fast verschwindende schwankungen zwischen abstract und concret, kaum spürbare verdichtungen, die etwa ein wörterbuch noch keineswegs verzeichnet und auch nicht

verzeichnen kann, die es höchstens etwa, wenn es so feinfühlig wie das Schweizerische idiotikon ist, durch die auswahl der belege andeutet.

D'wermi han-i^ch lieber als d'chelti: da meint man das warm- oder kalt-sein, aber meistens eigentlich nicht so abstract, sondern eher das warm- oder kalt-seiende. *Im jänner chunnt di grōß chelti* oder *d'chelti bricht* — kaum ganz abstract 'das kalt-sein', darauf wendete man auch nicht den ausdruck 'brechen' an. Auch *d'ofe^n-wermi* ist übrigens fühlbar und greifbar, mit händen zu greifen. *D'früeli^ngs-wermi trībt 's gras use^n*, nämlich das warm-sein oder eben verdichtet die warme 'temperatur', die warme luft. *D'chüeli*, *d'frischi vom wald* ist nicht nur die kühle beschaffenheit des waldes, sondern die kühle 'wesenheit', die kühle waldluft.

Mittwuche^n-hübschi wärt bis am donstig 'mittwochhübschheit', schön wetter am mittwoch währt bis donnerstags. Sehr verbreitet sind wetterregeln wie *ābe^nd-rōti — morge^nd-schōni* oder *ābe^nd-rōti — morge^n-tōti* (auch bei den verbalabstracten ist diese gruppe erschienen). *Wasser-grōßi* bedeutet regenguß, überschwemmung, hochwasser: *do ist d'wassergrōßi cho^n*, so schon in einem belege von 1470: *wann eine große wassergröße kummt.* Stalder bietet *wëtterlichi* (zu *wëtterlich* regnerisch) für regenwetter.

E^n wind-heiteri ist eine helle stelle am bewölkten himmel bei stürmischem wetter; *nacht-heiteri* (zu *heiter* und zu *heitere^n* hell werden) aufheiterung des wetters während der nacht (ein ungünstiges wetterzeichen). *Morge^n-heiteri* umschreiben schweizerische wörterbücher aus dem 16. jh. mit *sublucanum tempus*, also morgendämmerung: da tritt somit wesentlich etwas z e i t l i c h e s hervor. *Tag-heiteri* heißt tageshelle und 'besonders die beiden grenzpunkte': *vo^n einer tagheiteri zur andere^n* vom morgen bis zum abend. Auch *tag-lūteri* bedeutet morgendämmerung und einbruch der nacht. *Früehi* heißt frühe: *in aller früehi* sehr früh. *Gāchi* ist frühe zeit in anderm sinne: *es ist kei^n gāchi me^r* es ist nicht mehr zu früh, z. b. eine schuld zu bezahlen. *E^n lëtzi spāti* ist eine sehr späte zeit.

Jüngi heißt jugendliches alter: *buebe^n vo^n sīner jüngi*, ferner jugend, jugendzeit: *i^n der jüngi grōß tue^n und i^n der elti verratzge^n*.

Längi bedeutet 'prägnant' eine lange zeit: *en ēwigi längi mache*ⁿ; *uf d'längi* auf die dauer; *d'längi macht d'strengi* auch eine leichte arbeit wirkt auf die dauer ermüdend, die dauer vermehrt das übel: *d'längi* das 'lang-sein' und das 'lange sein'. *In einer kürzi* in kurzer zeit, in nächster zukunft kommt im 16. jh. vor.

Bī 'r ābri (zu *āber*, *āber* schneefrei) heißt in der schneelosen zeit, nicht nur im schneelosen zustand, *ābri* übrigens auch (örtlich) vom schnee befreiter erdboden.

Eine weitere fruchtbare gruppe, die ebenfalls ihre entsprechung unter den verbalabstracten hat, läßt sich wieder mit *bösi* einführen: es hat sich einer verletzt *und do isch 's-em z'bösi g'rōte*ⁿ die verwundung hat einen schlimmen verlauf genommen, sie hat zu einem bösen zustand, zu einem krankhaften zustand geführt. *D'bösi schlohd-em use*ⁿ, *will use*ⁿ sagt man von einem, der einen leichten ausschlag, besonders um den mund herum, hat: die 'bosheit' will heraus, auch eine böse masse. *E*ⁿ *bösi* ist auch eine kleine wunde. *E*ⁿ *schärffi im bluet* äußert sich in ausschlägen: eine unreinheit im blut, schlechte säfte (somit concret).

Chränki, *chränkni* (zu *chrank* und *chränke*ⁿ körperlich angreifen, schwächen), ist der zustand des krankseins und zwar, so führt das Id. aus, dem grade nach, verschieden von *chranket*, einer bestimmten krankheit der art nach. Es hat einer *e*ⁿ *lämi im rëchte*ⁿ *bei*ⁿ d. h. lahmheit oder lähmung (zu *lām* und *läme*ⁿ). Es leidet einer an *engi* engbrüstigkeit, atemnot; auch ein einzelner anfall kann gemeint sein. *Blödene*ⁿ, mehrzahl zu *blödi*, sind schwächeanfälle, ohnmachten: *d'blödene*ⁿ *nënd öberhand* bei einem kranken, oder auch *d'lüggene*ⁿ, mehrzahl zu *lüggi* schwäche, leichte ohnmacht. *I*ᶜʰ *überchomme*ⁿ *dëre*ⁿ *bengene*ⁿ, mehrzahl zu *bängi* bangheit, beklemmung. Solche mehrzahlformen verdienen beachtung.

Sēri ist das wundsein, entzündetsein einer hautstelle, concreter diese stelle selbst: *wie ist alls e*ⁿ *grūsammigi sēri!* klagt einer mit einer kopfwunde. Der übergang ins concrete und damit die fähigkeit zur mehrzahlbildung zeigt sich auch z. b. bei *fūli* fäulnis, vereiterung, eiter; *fūlene*ⁿ sind geschwüre. *Fūli* braucht man natürlich auch für faulheit, trägheit und schläfrigkeit.

Bezeichnungen seelischer eigenschaften, zustände, fähigkeiten oder — etwas dichter, fast concret — seelischer kräfte, mächte — *bōsi* für bosheit, unwille, Zorn, auch die veranlagung dazu — darf man denn auch hier als besondere gruppe darstellen, mag auch der unterschied gegenüber rein abstracter anwendung nicht groß sein.

Über das eigenschaftswort *busper* und über die *busperi*, die frohe laune, den guten humor, hat man E. Schwyzer in der Festschrift zu A. Bachmanns 60. geburtstag erzählen hören. *Frōi*, *frōni* ist frohheit, frohgefühl: *i*^{ch} *bin e*^{n} *frōni g'sī*^{n}*!* ich war doch äußerst froh; *frīi*, *frīni* freundlichkeit, güte: *mit frīni lōd er si*^{ch} *scho*^{n} *füere*^{n}; *er ist en ēbigi frīni mit-mer g'sī*^{n} vor außerordentlicher freundlichkeit; *güeti* ist unter anderm gutmütigkeit, freigebigkeit, gefälligkeit, *ungüeti* üble laune, schlauheit; *lindi* milde, sanftmut; *rūchi* derbheit, rauhes, ungeschliffenes wesen; *rōschi* herbheit, strenge: *d'rōschi brūche*^{n} strenge anwenden; *täubi* zorn; ebenso *läu*^{w}*i* eigentlich lauheit (zu *lau* und *erläue*^{n} zornig werden); *gähi* eigentlich jähheit, auch übereilung, jähzorn; *g'mächi* langsamkeit, bequemlichkeit; *schlēwi* (zu *schlēw* und *erschlēwe*^{n} matt, lässig werden) mattigkeit, lässigkeit; *schlimmi* pfiffigkeit, schlauheit, 'intelligenz'; *ärgi* argheit, schlauheit, verschmitztheit; *g'schīdi* gescheitheit: *was-em a*^{n} *der g'schīdi abgūd, häd-er a*^{n} *der grōßi.*

Das abstractum *liebi* — nach Paul (Deutsche gr. 5, s. 68) adjectivabstractum zu *lieb*, nach Behaghel (Deutsche syntax 1, 24) verbalabstractum zu *lieben*, tatsächlich beides (es ließen sich eine menge derartiger fälle mit doppelter beziehung aufweisen) — *liebi* wird auch persönlich 'concret' gebraucht für geliebtes 'wesen', geliebte, schon im Morgant: *myn junkfrow und myn liebe, ich bitt dich. Er streit* (stritt) *um die schöne syner liebe.* Das wort war auch mit besitzanzeigendem fürwort oft nur höfliche anrede (wie 'euer gnaden'). Spreng schreibt: *euer lieb ist ein altfränkischer kanzelgruß* = 'geliebte im herrn'. Für das luzernische gilt nach dem Id. noch jetzt *euer lieb und andacht* als anrede an die kirchliche gemeinde: *euer lieb und andacht, stehet auf!*

Den übergang vom abstracten zum 'collectiv'-persönlichen sieht man bei *g'meini* und *g'meinsami*: *g'meini* heißt nicht nur 'gemein'heit, sondern auch gemeinde; *g'meinsami*

bedeutet gemeindewesen, auch gemeindegebiet. Man erinnert sich auch an die aufforderung, es ziehe jeder 'zu seiner freundschaft und genoßsame'. *Genōßsami* kommt im älteren schweizerischen schrifttum oft vor für genossenschaft im rechtlichen sinn, für die gesamtheit der in rechtlicher gemeinschaft stehenden leute, noch jetzt für genossenschaft, auch für genossenschaftlichen besitz, nutzungsanteil. Mit seiner doppelten beziehung zum eigenschaftswort mhd. *genōʒsam* und zum hauptwort mhd. *genōʒ(e)*, schwzd. *genoß* konnte ein solches wort eine brücke bilden zu *i*-ableitungen von hauptwörtern wie *burgersami* für die gesamtheit der bürger eines ortes, *pūrsami* für die bauernschaft: *di rĕchti, wĕrschafti pūrsami*, auch für landwirtschaftlichen betrieb: *e*ⁿ *pūrsami füere*ⁿ; *er ist uf der pūrsami erzoge*ⁿ *worde*ⁿ.

Einen weiteren übergang vom abstracten zum concreten, zum körperlichen im engern sinn, mag das wort *g'redi* vor augen führen; es geht (abgesehen von allerlei anderem) folgenden weg: *g'redi* geradheit, gerader wuchs, wohlgestalt — die schriftsprachlichen umschreibungen zeigen den übergang recht hübsch.

Weichi heißt unter anderem die 'weiche körpergegend', die weiche, lende, ebenso *lindi*, auch *höli* (zu *hol*) die lendengegend (man sagt auch *ei*ⁿ*s in hole*ⁿ *līb* ein streich in die weichen); *wilchi* (zu mhd. *wilch*, *wëlc* weich?) bedeutet weiche, auch wölbung der fußsohle.

Zum schluß des überblickes über die adjectivabstracta soll *d'bōsi* auch noch den weg zum schlechthin gegenständlichen weisen. *E*ⁿ *bōsi* kann auch eine schadhafte stelle im tuch, an kleidern, ein fehler, ein schaden sein; *e*ⁿ *lüteri* ist auch eine abgenutzte stelle am gewebe, ebenso *e*ⁿ *heiteri*, auch *e*ⁿ *blōdi*.

Rāßi schärfe ist auch die (frisch geschärfte) schneide des messers, der sense: *d'rāßi isch verdorbe*ⁿ die schärfe ist verdorben oder (concret) die schneide; *mit der rāßi isch es nid wit her! Rāßi* kann auch eine scharfe kante, ein (scharfer) berggrat heißen. Mit *schärffi* kann ebenfalls die schneide eines werkzeugs, einer waffe gemeint sein.

Glätti glätte, glattheit heißt auch glatte ebene, die verkleinerungsform *glettili* ein ebenes plätzchen (an abhängen),

in der glätti ist ein hofname; *glätti* bedeutet ferner glatteis, glasur, ferner bleiglätte (in diesem sinne als ableitung von *glätte*ⁿ). *Häli* schlüpfrigkeit kann eine mit glatteis überzogene stelle bedeuten: *uf dëreⁿ häli, glätti schlipft man ūs* auf dieser glätte, auf diesem glatteis gleitet man aus.

Gräwi grauheit heißt auch schimmelansatz: man muß etwas wegwerfen *wëgeⁿ der gräwi* wegen des grauseins, wegen der grauheit, wegen des grauen schimmels, — weil 'es grau ist', weil 'graues da ist'. *Bläuwi* bläue ist unter anderm (wässeriger) branntwein vom erstmaligen brand, ferner (von *blau* und von *bläueⁿ*) waschblau, auch ein färbemittel. *Gilwi* (zu *gilw* gelb, *gilweⁿ* gelb färben, gelb werden) heißt gelbe farbe, gelber anstrich, gelbe teigmasse zum bestreichen der fladen; *bërg-gilwi* kommt in älterer zeit für ein mineral vor.

Frischi kälte heißt auch, wie *chüeli*, ein ort zur abkühlung warmer speisen, *frischi* ferner die käsemilch. *Sūri* bedeutet saure beschaffenheit, säuregehalt (schon etwas concreter): *dëʳ wīⁿ hät sūri, hät vil sūri,* dem weine *d'sūri nëⁿ*; ganz concret bezeichnet *sūri* auch saure molken zum scheiden der milch.

Fëtti und *feißi* ist fettigkeit, abstract und concret, *feißi* auch das fett des bodens, auch düngstoff, dünger.

Ebni, eigentlich wagrechte lage, auch *hōl-ebni* oder *chipfen-ebni* ist die unterlage auf der vorderachse des wagens, auch die unterlage, worauf der grendel am pflug ruht.

Röschi, rōsti (unter anderm herbheit, strenge) bezeichnet auch die steigung des daches, die winkelgröße der dachfirst, wie *schrägi*: *das tach hät eⁿ starchi, eⁿ stotzendi rōschi, es hät vil, wenig rōsti* — soweit abstract oder wenig concret, — aber auch die oberste kante des daches, wo die beiden flügel zusammenstoßen, somit concret: *er sitzt uf der rōsti* zu oberst auf dem dach, auf dem dachgiebel: dieser heißt eben auch *d'rōsti.*

Oberi heißt dachboden. — *Rundi, ründi* ist rundung, runde form, gestalt, im besonderen der rundbogen am Emmentaler bauernhause und ähnliches, übrigens auch der fersenteil am strumpfe, *d'längi* das rohr; *aⁿ ründi* (zu *rund* und verb *ründeⁿ*) heißt die stelle, wo die rundung eines gefäßes sich

nach dem obern rande zu erweitern beginnt: *voⁿ der aⁿ-ründi aⁿ*.

Es ließe sich zum schluß noch die frage aufwerfen, ob die *i*-feminina tatsächlich im grunde abstracta gewesen seien, ob sie nicht etwa 'von anfang an' irgendeine beziehung überhaupt zum grundbegriff ausgedrückt haben, vielleicht schon ursprünglich auch concretes. Beachtenswert ist auf alle fälle, daß die indogerm. sprachwissenschaft gewissen von jeher als abstractsuffixe bezeichneten suffixen jetzt eine concrete grundbedeutung zuschreibt, wie z. b. aus einigen arbeiten im Streitberg-festband von 1924 zu ersehen war.

Bei unsern *i*-abstracten lassen sich die mannigfaltigen bedeutungen sehr wohl aus der abstracten ableiten, und die dargestellten zusammenhänge bleiben bestehen: auch wenn schon 'von anfang an' gewisse concreta oder dergleichen neben den abstracten gestanden hätten, so wären immer noch concreta aus abstracten hervorgegangen und zwar auf den dargestellten wegen und natürlich auch auf anderen.

Die ergebnisse über die grundtatsachen solcher sinnentfaltung lassen sich natürlich auf weitere abstractbildungen der deutschen sprache und anderer sprachen anwenden.

Gerade zur bedeutungslehre können die mundarten vieles und wesentliches beitragen. Das Schweizerische idiotikon zum beispiel breitet eine fülle gesichteten stoffes vor dem forscher aus. A. Bachmann ist für alle einschlägige arbeit ein stets hilfsbereiter ratgeber.

Ich schließe mit dem ausdruck des dankes an das unerschöpfliche werk und der verehrung für seinen meister.

CHUR. M. SZADROWSKY.

ALTFRIESISCHE STUDIEN.

1. Textkritisches.

1. In der zweiten Rüstringer küre (in Heusers Altfries. lesebuch,[1]) Heidelberg 1903) s. 39: *and warth ther-with thet twā and siuguntich punda leyd*, ist der verbindungsstrich zwischen *thēr* und *with* zu streichen. —

2. In der sechsten küre (ib. s. 40) heißt es: *thera monna skil wesa allerek umbewllen an mēnēthon, an monslaga, an hōrdōme, an swēsbedde. sā fīr urgripin nebbe, thet hī ēnere karīna skeldich sē.* Die einfachste besserung scheint mir zu sein, daß man *thet an ēnige thinge* nach *bedde* ergänzt. Der punkt nach letzterem ist dann in ein komma zu verwandeln. Vgl. die parallelstelle s. 120 aus R².

3. Im 2. landrecht ib. (bei Heuser s. 45) lautet der schluß: *thet hit nāhwedder froste ne hungere ne nā nēne unidēne dāthe ne urfari.* Hier sind *froste, hungere* und *dāthe* natürlich instrumentale; es ist unbegreiflich, wie Heuser mit v. Richthofen verba wie *frosta* oder *frostia* und *hungera* (!) ansetzen kann. *Unidēn* fehlt, wie so viele andere vocabeln, im glossar.

4. Am schlusse des 4. landrechts (bei Heuser s. 46) steht die bestimmung: *ac jef hiri brōther thā fletjeva brīda wili and tiōna, sā mōt hiūse tiōna and halda mith twām hondon anda wīthon būta strīde.* Hier kann *tiōna and halda* unmöglich richtig sein: die beiden ersten worte sind entweder einfach zu streichen, oder *tiōna* ist in *hebba* zu ändern.

5. Im 10. landrecht (s. 48) lautet der anfang: *sā hwērsāma ēna eina monne bitegath thera twira wenda ēn: rendes, jeftha rāues, thiūuethe thredda wordis* ist *jeftha* gewiß hinter *rāues* zu setzen.

6. Im 11. landrecht (ib.): *and hī thenne wili biseka, thēr thī nāt sīn is*, will Heuser *thēr* in *thet* ändern. Die stelle ist aber ganz in ordnung da *thēr sīn* 'dessen' bedeutet.

7. Im 19. landrecht (s. 50) heißt es: *ac hwērsāma benetha werpth opa enne mon, thēr nēn dolch neth*, was sinnlos ist,

[1]) Vgl. die anzeigen von Hettema, Museum 10, 327. Siebs, DLZ. 24, 2628. Jaekel, Zs. fdph. 38, 250. Kock, Lunds univ. årsskr., n. f. avd. 1, bd. 15, no. 3 f.

denn ein toter kann doch nicht mehr verklagt werden. Ich möchte *ēn mon* hinter *thēr* ergänzen, wodurch die stelle klar wird. Der lat. text hat *nec est ibi vulnus.*

8. *Thit is thet twintegoste londriucht: sā-hwērsā Northman an thet lond hlāpath and hiā enne mon fāth and bindath* etc. Hier ist nicht mit Kock *north* in *morth* zu ändern, da ja von wikingern die rede ist, vgl. bei Heuser s. 51, z. 6 f.: *thruch thet grāte morth, thēr hī ēr mith thā wītsingon efremid heth.*

9. Im 23. landrecht (s. 52) heißt es am schluß: *sā wesere ēnes berskinzes campa binna thrium etmēlon to fiuchtande*, das ich nicht verstehe. Vielleicht ist einfach *camp* hinter *campa* zu ergänzen.

10. In § 8 der Rüstr. rechtssatzungen (Heuser s. 55 oben) heißt es vom seedeich: *enne geldene hōp, thēr umbe al Frīslond līth, thēr skil on wesa allera jērdīk ivin-hār ōron.* Dieser ganz sinnlose satz ist zu bessern, indem man *on* streicht und *jērdīk* in *jēr(a)līk* 'jährlich' ändert.[1]) Hinter *ōron* gehört dann ein punkt, wie bei v. Richthofen, und nach *to-swilith*, das im glossar fehlt, ein komma statt des punktes.

11. Ebenda geht es weiter: *thā strēte thes wintres and thes sumures mith wegke and mith weine to farande.* Heuser erklärt mit Richthofen *wegke* = ae. *wecg* 'keil', obgleich es schon Taalk. bijdr. 2, 184 f. richtig mit ae. *wicg*, as. *wiggi* 'pferd' verglichen war (s. auch van Helten, Zur lexicol. des altostfries. s. 379). Hier wird aber eher falsche schreibung als ablaut anzunehmen sein. Auch das *-gk-* statt *-dz-* ist merkwürdig und gewiß nicht ursprünglich, vgl. auch *egge* in demselben abschnitte.

Ebenda heißt es von dem deichanwohner: *sā hāgere alsā grātene fretho opa thā dīke, alsāre ova thā wīlasa werpe and alsāre ova thā weida stherek-hovi.* Das sinnlose *werpe*[2]) halte ich für verschreibung statt *were*, dativ von *wer* = ae. *wær* 'meer'; *wīlās* ist natürlich 'weglos' und für *weida* ist *wīeda* zu schreiben (so schon van Helten s. 21).

[1]) Denkbar wäre auch: *thēr skil on wesa allera jēralīk ēn dīk* usw. Vielleicht erklärt sich dadurch der fehler noch besser.

[2]) Das Heuser vergeblich zu erklären sucht, obwohl die mnd. übersetzung *worpe* bietet, was *werpe* im fries. original voraussetzt. Auch van Helten s. 21, note 3 rät falsch auf 'gerichtsstätte'.

13. Nach dem satze ib. *hethere thenne būta dīke alsā felo hēles londes and grēnes turves, thetterne dīkstathul mithi halda mugi*, fehlt ein nachsatz des inhalts: 'so halte er ihn in ordnung', vgl. van Helten a. a. o. s. 21.

14. In § 11 (Heuser s. 56) ist die stelle: *thet hīt hebbe alle ūtad alsā blī, sā hiūt hede anda were ebrocht* von van Helten a. a. o. s. 56 durch parallelstellen erklärt worden. Danach steht *bli* für *bi līke gōd* 'ebensogut' und Heusers ansatz *blī* 'schön' im glossar ist zu tilgen.

15. In § 13 (Heuser s. 57 oben): *ēne merk hwīta selovere* ist zu lesen: *ēne merk* ⟨*bī*⟩ *hwīta selovere*, vgl. *al fulla merk bī selovere and bī golde* s. 59, z. 2 v. u. Auch *an* wäre eine mögliche ergänzung, vgl. *twintich merk tō bōte an golde and an selovere* R. 116, 20.

16. *Thet is al frīsesk riucht, thetī prēstere hāch to wētande ur sthereka* etc. beginnt § 15 (Heuser s. 57). Das hier und auch sonst vorkommende *wēta* 'bestimmen, entscheiden' fehlt im glossar.

17. In § 20 (Heuser s. 58): *sā-hwēr-sā ma enne mon skūfth pet and apōl*, l. ⟨*a*⟩ *pet and a pōl* 'in pfütze und in pfuhl', vgl. van Helten, Zur lexicol. des altostfries. s. 19. Heuser macht aus *apol* einen *ā-pōl* 'wasserpfuhl'!

18. In den Rüstringer bußtaxen (bei Heuser s. 60) heißt es: *sā-hwā-sā ōtheron ēna reilbenda dēth*, was Heuser unter *hr-* als 'riegelfesselung' erklärt! Hierbei wird sich schwerlich jemand etwas denken können. *Reil* ist für *hrem* verschrieben, vgl. van Helten a. a. o. s. 184, der allerdings *reil* trotz der varianten noch gern retten möchte.

19. Es heißt weiter: *thī hāgosta irthfal of widzia ieftha of weine*, und Heuser bringt es fertig, *widzia* mit v. Richthofen als 'wiege' statt 'pferd' zu erklären, obgleich im folgenden nur von einem erwachsenen die rede ist!

20. Im zweiten abschnitt s. 61 schreibt Heuser: *slei-tōtha fara hāfde*, was nach der fußnote *slei-tōth afara hāfde* gelesen werden soll! Es ist natürlich *slei tō thā fara-hāfde* 'schlag zum vorderhaupte', wie schon v. Richthofen im wörterbuch richtig bemerkt.

21. Im Rüstringer sendrecht (bei Heuser s. 63 unten f.) wird berichtet: *thā thet was, thet Rūmera, thā unriuchta liōde,*

paus Leo ūtbrēcon sīna twā skēna āgon, thā hwet wī Frīsa thā kinig Kerle ... sigun hundret folkes santon. Hier ist *thā hwet* 'bis' nicht mit van Helten a. a. o. s. 151 in *thā hwīli* zu bessern, da es im mittelenglischen in *(al)hwat* eine genaue entsprechung hat, vgl. die belege in Mätzners wörterbuch 1, 57 unter β und 2, 539 unter δ, die besonders im kentischen zahlreich sind. Hier steht *hwat* = *þat*, das vielleicht aus älterem *a-*, *o-þat* < ae. *oð-ðæt* entstanden ist oder durch weglassung von *til.* Im ae. findet sich allerdings auch schon *ðæt* nach *bídan*, vgl. Orosius ed. Sweet s. 160, 30 f.: *and híe þéah ... gebidon þæt se ege ofergangen wæs.*

22. Ib. ergänze *thetma an sante Pederes dōme ⟨thruch⟩ thet blōd al to thā onclēvon wōd.*

23. Ib. ergänze *thā urjef god ūse hēra ... thā paus Leo twā āgon alsā skēne, alsā thēr ⟨ēnich mon⟩ hede to Rūme, jeftha to Letteren ēnich mon hede* usw. Oder ist *hede* vor *to Rūme* zu streichen?

24. Ib. (Heuser s. 66) ergänze *sā-hwēr-sā thī tegothere clagande kumth and thī werere thet wrēith, thete hūsing ⟨th⟩ene ⟨tegotha⟩ him rāflike halde* usw.

25. Ib. (Heuser s. 67) oben: *sā-hwā-sā thene hēlega bonnena fretho brekth mith fiuchte thā ōres mith unriuhte. Wili thēr ēnich hēmēthoga fīror wrōgia* usw. Hier gehört natürlich ein komma vor *wili*!

26. Ib. ergänze *sā brekth hī to frīseska riuchte sextich skillinga ... and ⟨is⟩ thes ēthes lās; an⟨d⟩ alle thī* usw.

27. Ib. *sā werth him edōmad and edēled thiu niuent hille.* In *niuent*, das in der mnd. übersetzung durch *grundlōs* wiedergegeben wird, möchte ich eine verschreibung für *nitherste* sehen; van Heltens vorschlag, in *niuule* = *nivule* 'tief' zu bessern, scheint mir wenig ansprechend.

28. Am schluß des abschnittes „vom jüngsten gerichte" (Heuser s. 69): *fori ūs and fori all mansesklik slachte* ist natürlich *mannesklik* zu lesen.

29. In § 90 des Brokmerbriefes (Heuser s. 70) l. *sāne mōter nāuder feder ne mōder ... thes unjērega bernis erwe sella, hi⟨ā⟩ ne ⟨ne⟩ drīwe thērtō hunger* etc., d. h. 'es sei denn, daß sie dazu hunger treibe'. Auch *⟨hit ne sē, thet⟩ hiā drīwe* wäre möglich, vgl. § 93 am schluß.

30. Ib. § 92 ergänze zu anfang: ⟨*hwāsā nimth*⟩ *thes alderlāsa gōd* usw.

31. In § 106 (Heuser s. 73): *alf alsā stōr* l. *half.*

32. Ib. § 111: *and hebbe ēn kinde-teyn* ist abzutrennen: *kind e-teyn*, vgl. *kind tein* in der jüngeren handschrift.

33. In § 124: *halt ma⟨ne⟩ to bēcnum* bedeutet 'bei fackellicht', vgl. van Helten s. 161, γ.

34. Ib. § 132 (Heuser s. 77): *hīr ne skel nēn līfrēta wesa tuiska londum*, ist *lī* = *hlī* 'schutz, obdach' und dahinter ist wohl der dativ *thā* zu ergänzen, s. Jaekel, Zs. fdph. 38, 253.

35. Ib. § 142 (Heuser s. 79): *and halt* (*halde* B) *hine ur ēnne fenszena* (*fensza* A) bedeutet: 'und hält ihn für (als) einen gefangenen', also ist *ur* in *fore* zu bessern, vgl. v. Richthofen im Wb. s. 1109 b. Heuser hat *ūr enne fensza* (nach A) im glossar unerklärt gelassen. Dasselbe gilt für § 145.

36. Ib. § 153 (Heuser s. 82): *sprecht* ⟨*hī*⟩: *„nāut und hend"*. Letzteres ist das part. praet., ist also in *-hent* zu ändern.

37. Ib. § 154: *and* ⟨*hīr*⟩ *berne fon fele hūsa jeftha fule hūsa* ist von Heuser s. 123 mißverstanden worden: *fele* steht für *fē* 'wenig', vgl. v. Richthofen im Wb. s. 751 b.

38. In den Emsinger texten (s. 86 unten) ist überliefert: *and thenna thiu thiustera nacht and thī nēdtkalda winter ūr thā tūner hleth.* Für das letztere ist gewiß *hlepth* 'läuft' zu bessern.

39. In denselben texten (Heuser s. 88 oben) l. *and thā scōpe⟨r⟩ Eva fon sīne ribbe.*

40. In den *Quinque claves sapientiae* (bei Heuser s. 89) heißt es in der mitte: *thette gerne a riuchtlike thingum fulwinge*, was natürlich in *-bringe* zu bessern ist.

41. Ib. *ander under riucht nima and riucht ūt-geva*, l. *āuder* statt *ander.*

42. In den zusätzen zur 16. küre (Heuser s. 91) steht oben: *hī ne muge thā sende mith festa ond thet fereth mith fiā gefelle.* Für letzteres lese man *befella.*

43. Ib. l. *and āch āc thī frī⟨a⟩ Frēsa ond thā wīthum ti witane, hwet sīnra werka sē.* Hinter *werk* scheint ein ausdruck wie *'wīte'* zu fehlen.

44. Ib. (Heuser s. 92) *end ma hine befereth ūr sōche end ūr sēde.* Nach van Helten s. 292 ist *sōthe* 'sättigung' (zu got. *sōþ*) zu lesen.

45. Ib. unten: *end hī thā kenenges menta ūrtiucht end tho there ōthere fēth,* steht *tho* für *to.*

46. Ib. s. 94, z. 5: *end hī thenna tō ēne ōthere hūse fletech urde,* l. *flechtech* 'flüchtig', das im glossar fehlt.

47. Ib. (Heuser s. 94) in der siebenten überküre: *end hī thenna to ēne ōthere hūse fletech urde,* l. *flechtech,* vgl. v. Richthofens Wb. s. 745.

48. In dem 25. Hunsingoer landrecht (ib.): *and werth thenna bi⟨h⟩rōpen and befol⟨g⟩ad and elle skeldech birecht,* ist das letzte wort in *biret,* nicht mit Heuser in *bireth* zu bessern. Es kommt von *birēda* 'überführen', das aber nichts mit ae. *berǣdan* 'beraten' zu tun hat, wie Heuser im glossar angibt, sondern zu got. *rōdjan* gehört.

49. A. a. o. heißt es weiter: *sā skel hī thene mon ōther sā diūre jelda, sā thā liūde thene frethe bigripen hebbe, antene frethe ōther sā diūre fella, jeftha hī āch te wari⟨an⟩e thet northhalde trē.* Im glossar vermißt man eine erklärung dieses *ōther,* das nach v. Richthofen s. 973 a 'noch einmal so' bedeutet.

50. Die Hunsingoer gesetze (Heuser s. 95) sagen: *thā warther* (Christus) *alle brekanden to bōden ebern*; *bōden* ist natürlich in *bōte* zu bessern.

51. Ib. (Heuser s. 96): *wēra thiū merk skel thet ōther stonda thredda stunde thā tiān merk to thā scatha te rēkane* ist mir trotz alles nachdenkens dunkel geblieben.

52. Ib. *thit jeld hētat ēne jeldstōpa,* l. *het* 'heißt', wenn nicht *se* 'sie' hinter *hētat* zu ergänzen ist.

53. Ib. l. *elles āchse umbe alle wendar ti ondert⟨i⟩āne.*

54. Ib. *thā mat alra ērest sette, that jeld, . . . thā weldesein nōwet,* l. *-seit* statt *-sein.*

55. Ib. *thā settent thā tuelef apostola thet, thetse hire brōtherdēl thēr-mithe urleren hede.* Hier ist das *thet* nach *apostola* wohl zu tilgen, oder l. *setten.*

56. Ib. ergänze: *antī dōm scolde stonda ti ⟨tīd⟩ and ti ēwa*: 'für zeit und ewigkeit'.

57. Ib. *alsā hit edēth,* l. *ē dēth* 'immer tut' (*ē* = *ā*).

58. Am schlusse der verse vom hut Abbas heißt es s. 97:

> **that herem nember nerthe,**
> **thăch scelt al gōd wertha.**

Hier ist für *that* offenbar *thăch* 'wenn auch' zu lesen.

59. In der 2. strophe des Privileges[1]) Karls des großen (Heuser s. 97) lautet der text:

> **Hī welde him alsā waldlīke**
> **thagethan, thēr hī fon riuchta scolde bihalda thā kening**
> **Karls kairska rīke.**

Mit van Helten, Zur lexicol. des altostfries. s. 323, ist *bihalda* in die erste zeile hinter *him* zu stellen, *thagethan* bessere ich in *thene tegethan* (nicht bloß *tegethan*!) und ergänze *jova* vor *scolde*, vgl. str. 20, 2.

60. Str. 5, 2 f. (Heuser s. 98): *hī fōrim thā* l. *fōrin.*

Ib. 3 f. **Thā ⟨thā⟩ sassiska hēran thit fornōmin,**
up thā felda ⟨h⟩iā thā Frēsum tojōnis kōmin.

61. Ib. str. 6, 2: *of-slōgma ⟨of⟩ thā Saxum bēthe thene erma and thene rīka.* Das komma hinter *Saxum* ist falsch! Auch in str. 6, 4 steht *of thā Saxum.*

62. Ib. str. 8, 1 f. l.:

> **Thā hī thet ⟨hede⟩ fornomen,**
> **thet him thī Saxinna hēra alle bunden ⟨wērin⟩ komen.**

So sind wohl die ungrammatischen reime *fornōm* und *kōm* zu bessern; für *thī* ist natürlich *thā* zu schreiben.

63. Ib. str. 9, 4 l. *to hira londe hiā weder kōm⟨in⟩ mith hālika lowe.*

64. Ib. str. 12, 1:

> **thī kening thit sērelīke**
> **kundegia lēt alle sīne keningrīke.**

Hier gibt *sērelike* keinen sinn; steht es vielleicht für *wērelīke* 'wahrheitsgemäß'?

65. Ib. str. 18, 3 (Heuser s. 99):

> **hiā fundent and hiāra rēde,**
> **hiā welde thā kening Kerle jowa bēthe burg ande liūde.**

Der reim verlangt *stede* 'stadt' für *liūde.*

---

[1]) Vgl. dazu Schnorr von Carolsfeld in der Milkaufestschrift s. 339.

66. Ib. str. 19, 3:

> hī jof him mithā allere ārista
> jeftha thā māsta.

Lies *ērista* : *mērista* im reim!

67. Ib. 20, 4: *thiū mōste emmer . . . māre velika stān.* Man lese *mār ēwelike* 'ewig'; das wort hat nichts mit mnd. *vēlich* 'sicher' zu tun!

68. Ib. str. 22, 1 l.:

> Thāg ⟨ne⟩ wēnik ande mīne sinne,
> thet hiā bi willa āngne hēra gewinne.

69. Ib. str. 25, 2: *ut mōstinse him hiera hēr lēta . . . waxa.* l. *iit⟨a⟩* 'doch' = *jīta* (ne. *yet*) statt *ut.*

70. Ib. str. 26, 1 f.:

> Hī bibād hit him thā keninglīke,
> alle thī Frēsa, thēr wēre sterik and rīke.

l. *thā* statt *thī.*

71. Ib. str. 29, 3:

> Thisse brēf ma thā frī⟨a⟩ Frēsa jof and sīne hond,
> mith dole and mith ērum hī wider fōr⟨in⟩ usw.

Für *dole* ist nach str. 9, 4 wohl *love* zu lesen.

72. In den Fivelgoer texten (Heuser s. 102) heißt es oben: *thetter ainer muge libba, thēr ēne dolch one hebbe.* Für *ainer* l. *niner* = *nīn-thēr* (*nīn* = *nēn*).

73. Ib. l. *jefte in ēn schipe wēpande and ⟨h⟩rōpande ⟨sent⟩ mithā frāna.*

74. Ib. (Heuser s. 103), cap. 4: *thet hit nēn mon ne binerethe, bitetszie jefta bitūne.* Man lese *binere thā* ('oder') *bitetszie* und *bitēne* 'einzäune' oder *bitiūne* 'beanspruche'.

75. Ib. 11: *allera monna hwelikum binna durum bīther handlēsene.* Letzteres ist ein druckfehler für *hāudlēsene* 'hauptlösung'.

76. Ib. *hwether sā'r den onkemen wēre* steht *den* für *then.*

77. Ib. s. 104: *sā is alle londa ēr an kāp frei,* l. *allera* und *frī.*

78. Im gedicht vom ursprung des rechtes (Heuser s. 107) v. 10:

> ende dae herde wel folbrochte

steht *herde* für (*h*)*ērnde* = *ērende* 'auftrag' und hat nichts mit ae. *heord* 'herde' zu tun! Dann ist natürlich *dat* für *dae* zu lesen.

79. Ib. v. 11: *deerna wralda neen keyser mochte*, l. *deer an wralda* 'den in der welt', sc. 'vollbringen' konnte.

80. Ib. v. 18 (Heuser s. 108): *als deerse entwā sprēken*, l. *al-deer* 'da wo', vgl. v. 19.

81. Ib. v. 23 f.:

> deer da⟨t⟩ riucht oen standet,
> op dat paellaes mēled.

Für *standet* l. *stant* (: *hand*); da der zweite vers auf *aldus* reimen sollte, ist vielleicht zu bessern: *mēled op dat paellaes*⟨*hūs*⟩.

82. Ib. v. 29: *ende myt grāta frewelheed kirte.* Letzteres soll auf *gette* reimen, wird also für *kette* 'kündete' stehn.

83. In dem gedicht vom h. Willibrord (s. 108 f.) v. 23 f.:

> ende hēt et, eerse von him schate,
> datse al hiara landis therwa bytochte.

Statt *bytochte* lese man *biratte*, praet. von *birēda* 'bereiten'; *schate* ist = *schatte.*

84. Ib. v. 25 f.:

> ende hyt himmen habba lethe,
> endese dat ymmermeer toe riuchte hilde.

Der reim wird durch einsetzung von *gette* 'hüteten, beobachteten' statt *hilde* hergestellt. Für *lethe* ist die schwache nebenform *lette* erforderlich.

85. Ib. v. 28: *hōse deer-efter neen koningh of nete.* Der reim auf *leide* 'legte' verlangt *opseide* statt *of nete*; Heusers *of breide* 'davonzog' ist ganz unwahrscheinlich.

86. Das dritte gedicht (Heuser s. 109 f.) v. 13 ff.:

> mit tonghere ende mit blixen
> ende mit sō freeslika bēre,
> datter neen sonna schynd,
> ōers dan dat fyoer, deer fan dā himel ran.

Die reime sind hier gänzlich in unordnung geraten. Vielleicht ist *sēre* 'sehr' hinter *blixen* zu ergänzen, statt *schynd* die alte form *schēn* einzusetzen und statt *ran* ein neugebildetes praet. *rēn* von **rīna* = ae. *rīnan*, *rignan* = got. *rignjan*, das ja im ae. auch analogische starke formen bildet.

87. Ib. v. 20: *datter nimmen libba dorste.* Es fehlt ein reim auf *bēre*, vielleicht *mēre?*

88. Ib. v. 22: *en det folck trāst ghaef* l. *ende dā folke.*

89. In dem stück aus dem Rudolfsbuche (Heuser s. 110 f.) erg. v. 14 f:

deer eer sonder ērem wēren onder alle mannes fōtem,
want joe dȳ dyvel dyne raed gehaef ⟨to bōte⟩.

90. Ib. v. 28 f:

dine raed hȳ mit jō noem,
dattī tō dā roemscha hēre coem.

Man lese: *dine raed ȳ mit him noemen, dattī ... coemen.*

91. Ib. (s. 112) v. 34 f. l.:

want joe di aerste koningh ... frī deeld hadde ⟨to-hand⟩
ende jemna frī joun hede Asyaland.

92. Ib. v. 41: *ende dyne heidene daed slōghen*, usw. l. *dā* statt *dyne.*

93. Ib. v. 46: *hoe dā alda riucht wāren daen* soll auf *bigonnen* reimen. Man lese also *wonnen* statt *daen.*

94. Ib. v. 48 ff. sind abzuteilen und zu bessern:

dae Joeden scrēvense fan hēr Mōyses boecken,
ende dā Grēken fan hiara wȳsdoeme ⟨kloeke⟩,
ende fan judāesche scrifte ⟨to hand⟩,
ende fan dā hēran fan Egiptera land.

Bei Heuser stehen v. 49—50 in éiner zeile.

95. Ib. v. 51: *dae Grēken dat hiāse bynoemen* etc. Hier ist *hiāse* zu tilgen, da der folgende vers mit *hwatsoc* beginnt.

96. Ib. v. 53: *wantse dat byscrēven an dā Dyonistra.* Dies mehrfach vorkommende wort ist mir unklar.

97. In der geschichte von Karl und Radbod (Heuser s. 113) erklärt Heuser in anmerkung 7 *hlackade* durch ae. *hlihhan*, mit dem es aber nichts zu tun hat; *hlackia* entspricht vielmehr gr. *κλάζω* < **klágjō*, vgl. ae. *hlacerian* 'auslachen'.

98. Ib. s. 114, z. 11 f.: *dat ma jemna dēye, dan ȳ alle ayn werde*, l. *dat* für *dan.* Heuser erklärt *dēye* 'töte' aus ae. *gedéaþian* (sollte *déadian* sein!), es ist also älteres *dēdia.* Natürlich hat es mit *dāia*, *dēia* 'dulden' = as. *adōgian* nichts zu tun! Schließlich kommt ne. *die* von aisl. *deyja.*

99. Ib. z. 14 wird der dativ *rēma* 'ruder' = ae. *réoma* gesetzt. Es kommt aber von lat. *rēmus*, der nom. heißt *rēm*.

100. Ib. z. 15: *ende fōlen ūt mittā ebba also fȳr*, l. *fōren*.

101. Ib. z. 21 *ende traeste⟨de⟩ se ende leerdese.*

102. Ib. z. 25 f.: *ende een axa op sȳnre aexla.* Die anmerkung dazu lautet: „*axa* 'achse', ae. *eax*". Natürlich ist *axa* 'axt' = ae. *æx*, dagegen *axla* 'achsel' = ae. *eaxl*.

103. In den Magnus-küren (Heuser s. 115) steht z. 5: *bicronghen* 'erlangten'; dies kann nicht zu ae. *cringan* 'untergehen' gehören, sondern ist eine nasalierte form von *krīga*, vgl. nhd. *tunken* neben *tauchen*.

104. Ib. s. 116, z. 3: *hoe leed dat koningh Kaerl was!* Aus dem zusammenhang ergibt sich, daß *liāf* statt *leed* zu lesen ist.

105. Ib. z. 8: *dat ma deer-of doch tyēnade*, l. *tyēndade* 'zehntete'; *thiānia* 'dienen' paßt hier gar nicht.

106. Ib. s. 118, z. 13 f.: *aeck bond Magnus oen syn stef dis koninges heertēken, hoed alle dā folkere trou wēre, dat* etc. Dieser gebrauch von *hō* (= *hū*) für *dat* hat parallelen im me. und ne., vgl. das NED. unter *how* 10, desgleichen griech. ὡς.

107. Ib. s. 21: *ramed* bedeutet 'ausgebessert', zu *ramia*, *remia* = ae. *remian*.

2. Zu Heusers glossar.

Heusers glossar läßt vieles zu wünschen übrig. Mit benutzung der von den recensenten des buches beigebrachten besserungen und ergänzungen stelle ich hier das bei längerer benutzung als fehlend oder fehlerhaft ermittelte zusammen.

acht(e) hat mit ahd. *āhta* nichts zu tun, da es ja sonst **ochte* heißen müßte. — Dasselbe gilt von *achtia*, das Heuser mit ahd. *āhtōn* zusammenbringt; *echta* = ae. *ēhtan* existiert überhaupt nicht. — *ā-fretho* ist 'sonder-', nicht 'rechts-friede'. — *alder* = *al-thēr* fehlt, ebenso *and(e)* 'an, in' und *ang* = *ēnich*, *eng*. — Streiche *ā-pōl* 'wasserpfuhl', denn *a* ist hier praepos. — *āra* 'früchte' gehört zu ahd. *ahar* 'ähre', nicht zu ais. *aurar*. — *bekwardich* 'rückwärts' fehlt, ebenso *belda* 'ausstatten'. — *bēken* bedeutet auch 'fackel'. — *bere* 'scheune' ist ein sehr zweifelhafter ansatz. — *bēre* 'lärm' fehlt. — *berjelda* ist 'gerichtsuntertan'. — *berning* ist 'neffe'. — *berthe* ist 'bürde' (got. *baúrþei*); ae. *byrþ* 'geburt' gibt es nicht! — *bi-erved* heißt 'erben habend', 'mit erbe ausgestattet'. — Es fehlen *bi-folgia* 'verfolgen', *bi-grīpa* 'festsetzen', *-hrōpa* 'berufen', 'beschreien', *-liāga* 'belügen', *-nēta* 'benutzen', *-riuchta* 'entscheiden; sich reinigen', *-skera* 'beschneiden',

-thenka 'bedenken', *-thinga* 'belangen', *-wella* 'beflecken'. — *birēda* 'beweisen' hat mit ae. *berǣdan* nichts zu tun, es ist got. *rōdjan*. — *bi-skiffa*: l. *-skifta*. — *bi-wend* ist auch 'beschädigung'. — *blī* 'schön' ist zu tilgen. — *blōdelsa* 'blutige wunde' fehlt. — *bobba-burg* ist 'mutterleib' (B. H.). — *bonn* ist auch = *bonnere*. — Es fehlen *bregge* 'brücke' und *brēid* 'braut'. — *breke*, *brekma* ist 'strafgeld'. — Es fehlt *dei-mēth* 'tagemahd' und *dekma*, *degma* m. 'zehnte', ferner *dern-sōne* 'heimliche sühne' (B. H.). — *dīk-stathul* ist 'deichfuß', nicht '-kappe, -krone'! — Die erklärung von *distik* 'täglich' aus *dega-ek* ist schwerlich richtig. — Es fehlt *drecht* 'schar'; *efta* 'wieder'. — *ētele* ist nicht 'anklage', sondern 'übereinkunft'. — *endia* 'enden' fehlt, desgl. *ēr-tichta* 'frühere anklage'. — *erve-mēde* ist 'erbschaftssteuer'. — Es fehlen *etgēr* 'nebenspeer', *ētzen* 'eichen', *even-hār* 'gleichhoch', *ēwe* 'ewigkeit', *ēwelik* 'ewig', *fē* 'wenig', *fēle* 'feile', *fēra* 'führen'. — *fensza* ist 'gefangener'. — *fereth* kann nicht 'missetat' bedeuten. — Ein *fiā-ēth* bezieht sich auf bewegliches gut. — *fiārdung* ist '¼ mark'. — *file* ist eher 'feld'. — Es fehlen *flechtich* 'flüchtig', *folgere* 'beistimmer', *fore-mund* 'vormundschaft'. — *frāna* ist alter gen. pl., vgl. ahd. *frōno*. — l. *frēgia*. — *frēta* gehört zu ae. *frǣt*, nicht zu ahd. *freideo*! — Es fehlt *frethofest* 'zu büßendes, friedensgeld verwirkend'. — *froste* ist dat. von *frost*; es fehlen *ful-bringa* 'vollbringen', *ful-kuma* 'ausgetragen werden', *fule* 'viel'. — *fulfensze* heißt 'voll zu eigen'. — Es fehlt *gadia* 'vereinigen', *gēie* 'buße', *gelden* 'golden'. — Für *gergewe* l. *gēr-*. — *gerne* ist bloß schlechte schreibung für *jerne*. — *gersfelle* ist auch 'ungebüßt'. — Es fehlt *gēta* swv. 'bestätigen, hüten'. — *gland*: ein nl. *glend* kenne ich nicht. — Unter *god* fehlt ~ *wob* 'kostbarer stoff'. — *halda* bedeutet auch 'vorenthalten'. — *haldere* 'inhaber' und *halinge* für 'herbeiführung' fehlen. — *hals-slek* l. *slēk*. — *hanzoch* fehlt (s. *hemzoch*). — *haunia* hat mit ae. *hāwian* nichts zu tun! — *hāved-leina* steht für *-līna*. — *hāvding* heißt auch 'kläger'. — *hēia* ist = ae. *hēgan*, nicht *hegian*. — *hēlich-drachta* ist keine 'heilige versammlung', sondern der raum um die kirche, wo die heiligenbilder oder reliquien getragen wurden. — *helpe* 'hilfe' fehlt. — *hemethoga* ist nach anderen = *hēmēthoga* 'gemeindegeschworener'. — *hemliacht* ist kaum = *himil* ~. — *hemzoch* stände besser unter *henzoch*, da es doch zu *hongia* gehört; *em* ist also = *ein* zu lesen! — Es fehlen *herd* 'hart' und *herde* 'arbeit' (ahd. *harti*). — Es fehlt *heva* = *hava* 'habe'; *herwelike* 'streng, schwer' ist zu tilgen (l. *ēwelike* 'ewig'). — Es fehlt *hlackia* 'lachen' (zu ae. *hlacerung*). — *hlēth* gehört nicht zu ae. *hlīewan*, sondern steht für *hlepth* 'läuft', zu *hlāpa*. — *hlōth* ist nicht 'einbrecherbande' sondern 'herd'. — Es fehlt *hlūd* 'laut, schall' und *hō* = *hū*, *hodir* = *hweder*, *hōf* 'huf', *homelinge* 'verstümmelung', *hongia* 'hangen'. — *hreil-bende* steht für *hrem* ~. — *hrene* 'geruch' und *hrena* 'riechen' haben kurzen vocal und sind natürlich von *hrēne* 'rein' zu trennen (vgl. ae. *hrenian*)! — *hundred* ist auch 120. — Ein verbum *hungera* sollte selbst Heuser für unmöglich halten! — *hūs-lotha* 'hausabgabe' hat mit ae. *loþa* 'rock' nichts zu tun. v. Helten stellt es mit -ō- zu got. *laþōn* 'einladen'; man könnte auch an aisl. *lóð* 'wachstum, ertrag' denken. — Es fehlt *huā* 'hangen'. — Unter *hwā* wäre *thā-hwet* 'bis' zu erwähnen. — *jā-*

hwelik ist aus *ia* = *eo-hw.*, nicht aus *gi-ā-hw.* entstanden. — *jechta* bedeutet auch 'zustimmen'. — *jeld-stōpa* bedeutet 'beisteuer zum wergeld' das *o* ist lang! — *jēta* 'noch' hat länge, daneben steht *ita*. — Neben *jeva* steht wfries. *jova*. — Es fehlt *in-lēda* 'einführen'. — *ūr-wetir* 'binnenwasser' ist ein sehr zweifelhafter ansatz, l. *ūr w.* 'über wasser'. — Es fehlen *īta* = *jēta* 'noch' und *ivenes* = *evenes* 'gleichmäßig'. — *kar-festere* hat mit *carīnārius* nichts zu tun! — Es fehlt *kerta* 'kürzen', *kest-friōnd* 'gewählter blutsfreund'. — *k(n)eppet* kann nicht 'knopf' bedeuten, höchstens 'geknöpft'. — *kōna* hat gewiß nichts mit nl. *koenen* zu tun. — *kringa* ist nicht = ae. *cringan*. — *krocha* bedeutet 'feuerbecken'. — *lebba* 'geloben' fehlt. — Statt *lema* l. *lemma*. — *lēt* 'unfreier' hat langes *e*. — *lētma* bedeutet dasselbe. — *letta* 'hindern' und *līava* 'gattin' fehlt. — *litik* l. *lītik*. — Es fehlt *lof* 'lob'. — *lond-ēthele* l. *-ēthel* — *lond-sēta* 'pächter' fehlt. — *lunglaga* steht für *lund-*. — Es fehlt *mār* 'nur', *mēitele* = *man* ~, *mēne* 'vorsatz'. — *minnera* kann nicht 'lieber' heißen! — *mis-era* 'unberechtigt pflügen' fehlt. — *mōdwilla* bedeutet 'absicht, wille, gesinnung'. — *nā-wet* ist = *nā-wiht*. — *neil-diūster* (l. *-thiūstre*) hat mit ahd. *nebil* nichts zu tun, *neil* ist nur verstärkend, wie nhd. *stock-*. — *nī*, *nēi* 'nah, setzt eine grundform **nēg* voraus, analogisch gebildet wie *hāg* neben *hāch*, vgl. auch nd. *nǟʒər* *nǭʒer* 'näher' zu *nǭ*. — Zu *niuent* vgl. oben unter nr. 23. — Es fehlt *nōwet* = *nāuwet*. — Afries. *ongneil* 'augenwinkel' entspricht dem ae. ~*nere*, ~*nora*. — *om(ma)* 'atem' hat mit *ēthma* nichts zu tun! — Es fehlt *on-sprēkia* 'anfechten'. — *ond-wardia* bedeutet auch 'überantworten, ausliefern'. — Es fehlt *ōr* = *ōther*. — *ord* bedeut auch 'anfang'. — Es fehlt *ose* 'rinne', *ōther* = *āhweder*, *oven* 'ofen', *over-hōria* 'ehebrecher'. — *pende* ist 'pfandnehmung'. — Unter *pet* streiche *ā-pōl*. — Statt *pisle* l. *pīsel*. — *rāflike* 'in räuberweise' fehlt. — *rīkenge* bedeutet 'vergabung'. — Es fehlt *sanna*, *senna* 'streiten' (nicht = aisl. *senna* < **sanþjan*, was afries. **sētha* ergeben hätte!). — Ferner fehlen *sēd* 'strick' und *sēde* 'sättigung'. — *sel(f)-skēta* ist kein 'bogenschütze', sondern ein 'ballistarius'. — *sia* l. *siā* 'nachkommenschaft'. — *sin-higen* l. *-hīgen*. — Es fehlen *skerd* 'schartig', *skeria* 'über die glühende schar gehn', *skiftene* 'entscheidung', *skōia* 'schauen' (= *skāwia*). — *skūle* ist 'versteck'. — *slek* l. *slēk*, es hat nichts mit nd. *slege* zu tun! — Es fehlt *smithe* 'schmiede' und *soer* 'seit' (< *sether*), *sprēkia* 'sprechen', *stēde* 'stetig, fest', *sunder* 'sohn'. — Statt *sunder-ācht* l. *-acht*. — *swarta bende* und *swang* sind eher 'böswillige' bande und güsse. — *tale-len* l. *-lēn*, es ist vielmehr 'abrechnungsamt', *talemon* ist 'abrechner'. — Es fehlen *talia* 'zählen, rechnen', *tām* 'nachkommenschaft', *tella* '(er)zählen, berechnen'. — *thāch* heißt auch 'obgleich'. — Es fehlt *thing-stapul* 'richtblock'. — Das masc. 'dieser' ist eher als **thes* anzusetzen = ae. *þes* (Heuser schreibt allerdings *þis*!). — Es fehlt *thochta* 'gedanke'. — *thrē* '3' hat seinen vocal wohl von *ēn* und *twēne*. — *thredziā* ist = *thredda siā* und von *thredkniā* zu trennen. Zu *thurva*: auch im as. sind *durran* und *thurban* verwechselt! — Es fehlt *tiāndia* 'zehnten'. — *to-breka* und *-renda* gehören nicht unter *tō* 'zu'! — Es fehlen *tō-halda* 'anrechnen', *to-swilia* 'verdorren'. — *togta* steht doch für

thochta. — Es fehlen *tusk* 'stoßzahn', *twijelde* 'doppelte', *ūder* = *āhweder*, *un-twiwilik* 'unzweifelhaft', — *un-helande* gehört doch unter *un-*, nicht unter *und-*. — *ūr-kuma* bedeutet auch 'aufgebürdet werden'. — *ūr-dēl*, *-dēla* gehören zu *ur-*, nicht zu *ūr-*! Unter *ur-* fehlen: *-bera* 'verwirken', *-dwā* 'vertun', *-heria* 'verheeren'. — *ur-fella* heißt auch 'niederschlagen', 'zu falle bringen'. — *ur-grīpa* heißt 'sich vergreifen'. — *ūt-fiachta* bedeutet nicht 'ausfechten', sondern 'durch verteidigung anrichten'. — *warst* bedeutet 'gastmahl'. — *wegk* ist 'pferd', nicht 'keil' (Kern). — Es fehlt *weldegia* 'bestimmen'. — *wende* bedeutet auch 'bestandteil' (B. H.). — *wēra* 'wahren, bekräftigen, beweisen' hat *ē* (zu *wēr* 'wahr') und ist von ae. *werian* 'kleiden' wohl zu trennen! *wēre* 'aber, sondern' hat auch länge, weil aus *ni wēre* 'es wäre denn' entstanden. — *wēse* : *weiso* ist ahd., nicht as. — Es fehlt *wēta* 'bestimmen, entscheiden'. — *widze* heißt auch 'pferd' (ae. *wicg*), wie schon Kern gezeigt hatte. — *wī-lās* ist 'weglos'. — Es fehlt *wilkere* 'willkür, wille'. — *wita* ist auch 'beweisen, beschwören'. — Es fehlen *wīte* 'strafe', *with-drīva* 'wieder beitreiben', *witlik* 'bekannt'. — *withume* (mit kurzem *i*) gehört nicht zu *wīa*! — Unter *z*: *kerke* und *ketel* sind nd. oder nl. — *szeremon* ist 'mann' (zu *kerl*) und nicht 'geistlicher'; *ziāke* ist nicht gleich ae. *ceāce*!

3. Zu van Heltens altostfriesischer grammatik.[1])

S. 1, § 1 sagt der verf., daß *a* vor *l* bleibe, wie aber *del* und *smel* lehren, gilt diese regel nur vor *l* + cons. (vgl. auch Siebs, Pauls Gr. 1², 1178, 2). Das neben *skel* erscheinende *skal* kann unbetonte form sein, wie *ak* und *wain-path* und braucht nicht mit Siebs als ausgleichung nach *skalt* erklärt zu werden. Daß in *wain-path* das anlautende *p* das *a* erhalten habe, wie van Helten meint, ist höchst unwahrscheinlich. — S. 2, § 2. *lef* 'schwach' dürfte langes *e* haben, vgl. ae. as. *lēf*. — *slein-tōth* ist gewiß in *slei-* zu bessern. — S. 3, § 3 *α*. *wongare* ist 'mangelhafte kleidung'. — S. 5. Für *let* 'libertus' l. *lēt* (ahd. *lāz*). — S. 6 oben. *fregia* 'fragen' hat langen vocal, vgl. as. ahd. *frāgōn*. — S. 7, § 5 *α*. *bēn-sete*, *-setich*: l. *-sēte*, *-sētich*. — Ib. anm. *ebba* hat doch umlauts-*e*, vgl. as. *ebbia*, *ieta* 'noch' langes *e*, vgl. ae. *ȝēta*, *ȝīeta*; gegen umlauts-*e* in *rekenia* sprechen die wfäl. formen mit *ia*. — S. 11, *γ*. Das *-e-* in *hrem-bendan* ist richtig, vgl. ae. *hremman*. — Ib. *δ*. Ebenso ist *-e-* in *berning* ganz in der ordnung. — S. 12, § 10 oben. In *neil-thiūstre* steckt doch *neil* 'nagel', wohl nach mustern wie *~*fest*, vgl. unser *stock-finster* nach ~*taub*. — Ib. *ε*. In *et* ist das *e* aus *a* entstanden, vgl. ae. *æt*, aisl. got. *at*, in *met(h)* steckt altes *e*, vgl. gr. *μετά*. — S. 13, z. 5. L. *coleg* 'mit kohle' (statt kohl). — Ib. *β*. *corbiscop*, *crone*, *Rome* haben langen vocal, dasselbe gilt von *dom* s. 15, *γ*. (*δῶμα*). — S. 15 unten. Über die quantität von *frum-* und *hrūmeg* herrscht doch

---

[1]) Es ist natürlich **nicht** meine absicht, **alle** versehen in diesem buche richtig zu stellen, sondern nur auf eine anzahl besonders auffallender und wichtiger. Vgl. auch die anzeige von Kauffmann, Lit.-bl. 1891, sp. 395 ff.

wohl kein zweifel. — S. 16, § 15. *ēre* 'ehre' hat gewiß nicht urgerm. *ē*². — S. 17, *γ*. Die wörter mit *ā* statt *ē* sind offenbar nd. lehnwörter. — Ib., § 16. *tiā* 'linie' gehört nicht zu got. *tēwa*, sondern, wie van Helten Zur lexicol. des altostfries. berichtigt, zu *tiā* 'ziehen'. — S. 18, § 17. *omma* 'atem' wird ebenda richtig zu got. *-anan* (also **onma* > *omma*) gestellt. — S. 19, z. 3. über *rīra* vgl. van Helten, Lex. s. 124, anm. 12, wo er *tīra* vorschlägt.¹) — Ib. *δ*, anm. Wegen der wechselnden quantität von *līik* vgl. Siebs s. 1221. — Ib., § 20. Zur bedeutung von *hlōth* vgl. jetzt van Helten, Lex. s. 179. — S. 20, *ξ*. In *thā* und *twā* ist nicht *ō* > *ā* geworden, sondern hier liegt analog. *-ā* nach den mehrsilblern vor, das dann in betonter stellung dehnung erfuhr. — S. 21, *α*. Alter diphthong in *wāsend* wird durch ahd. *weisont* erwiesen. — *biwainia*, *-weinia* ist lehnwort. — S. 24. *ēre* 'ehre' hat natürlich altes *ai*, an. *æra* ist ein spätes nd. lehnwort. — Ib. Einfluß von *frōwe* auf *fōmne* etc. ist doch unwahrscheinlich. — S. 26, § 24 *α*. Über *siāma* urteilt van Helten in der Zs. fdw. 7, 289 anders. — Ib. *β*. *crius* hat keinen alten diphthongen. — S. 29. Zu *esxehalt* vgl. jetzt Lex. s. 100 f. — Ib. *heila* 'kopf' kann nicht aus **havila* entstanden sein. — Ib. Statt *urmela* l. *urmēla*; *sered* steht für *serwed*. — S. 32 oben. *glende* ist = *gliande*. — Ib. Für *let-slachta* l. *lēt-*. — S. 36, z. 6. Ein ae. *fyrderian* gibt es nicht, l. *fyrðran*. — *fremo* 'nutzen' hat *i*-umlaut von *a*, vgl. ae. *fremu* < **frami*; allerdings kommt im Heliand auch *frumi* = ahd. *fruma* vor. — In *frucht*, *fruchtane*, *tuchte*, *umbe* liegen wohl mnd. lehnwörter vor; natürlich ist auch *kundig* nd., ebenso *koning*. — S. 38, § 32. In *grētkempa* ist eher *i*-umlaut von *ū* anzunehmen, vgl. Lex. s. 157. — In *wōste*, *-ne*, *wōst-nesse* hat nicht *st* den umlaut verhindert, sondern es liegt anlehnung an **wōst* = mhd. *wuost* 'wust' vor. — S. 39, § 35 *α*. In *ēm* 'oheim' < **au-haim* hat *ai* umlaut bewirkt, vgl. Behaghel, Beitr. 20, 344; auch Soester *ǫimə* zeigt umlaut. — S. 43, § 42. *nētha* 'wagen' hat *ē* als *i*-umlaut von *ō* < *on* < *an*, also ist von **nōþjan*, nicht **nenþjan*, auszugehen. — S. 44 oben. *achte* ist = ahd. *ahta* und gehört nicht zu ahd. *āhta*, ae. *oht*; dasselbe gilt von den verben *achta*, *achtia* und der ableitung *achtene*; auch *facht* 'frucht' hat altes *ă*. — *fēth* entstand aus **fōhiþ*, nicht aus **fenhiði*, der pl. *fāth* < **fuāth* < **fōhaþ*. Auch *kētha* und *tēth* sind ähnlich falsch erklärt, denn der umlaut ist sicher jünger als der nasalschwund! — *dūst-slēk* kann nicht zu mnd. *donen* 'schwellen' gehören, da dessen *d-* auf altem *th-* beruht, vgl. ae. *ðunian*. Eher ist ne. *dust* 'schlag' heranzuziehen. In *tegotha* und der endung *-ath* ist die länge wegen schwachtonigkeit gekürzt. — S. 45, § 47. Warum soll der vocal in *sinhīgen*, *ēmūtha*, *skeltāta* schon kurz sein? — S. 48, § 51. *umbe* geht wohl auf **umb* + *bi* zurück und hat deshalb keinen umlaut. — S. 54. *bēn-sētich* hat langes *e* im zweiten nebentonigen gliede, vgl. mhd. *sæze*. — S. 66 oben. In *dern-lendenge* sehe ich einen fehler für *-sendenge*. — S. 69, § 82. In *iā-hwelik*, *-hweder* steckt kaum das präfix *gi*. — S. 74, § 84. *wlite-wemmelsa* und *-wlemmelsa* brauchen nicht identisch zu sein. — Ib., § 85 *β*. *dol* und got. *dwals* stehen im ablautsverhältnis. —

¹) In dem satze *alsā ri werthe thī thīna hewa* will van Helten *rūre* lesen. Möglich wäre auch **rinze* = ahd. *ringi* 'gering'.

S. 77, § 89 *α*. In as. *heru-bendi* steckt doch got. *hairus* 'schwert'. — S. 79, § 92 anm. 2. In *jecht* 'gicht' steckt altes *j-*, denn es gehört zu ahd. *jehan*, nach Lessiak, Zs. fda. 53, 101, während es Sommer, W. u. S. 7, 102 zu ai. *yakṣma-* 'krankheit' stellt. — S. 85, § 108. *tond*, *unse*, *hrinder*, *mund*, *kundich*, *ondris* sind keine fries. formen. — S. 88, § 114 *ε*. *skiffa*, *skiffene* stehen für *skifta*, *skiftene*; die formen ohne *-t-* beruhen auf der 2. 3. sg. ind. praes. des verbs und dem praet. *skifte*, *e-skift*. — S. 89, § 116 *β*. In *self-sketa* neben *-sketta* liegt wohl vereinfachung der doppelconsonanz in schwachbetonter silbe vor. — Ib., § 117 *α*. *heila* 'kopf' kann nicht aus *havila*, *neil* nicht aus *nevil* entstanden sein. — S. 93, § 122 *β*. Das praet. von *kētha* 'künden' sollte lautgesetzlich **kēthde* lauten, vgl. ae. *cȳðde*, woraus me. *küdde*, *kidde*, *kedde* wurde; im afries. erklären sich die formen *kette* etc. als analogiebildungen nach solchen wie *grette*. So richtig van Helten in Beitr. 14, 266 a. — Auch die ib. unter *γ* besprochenen formen *hlette*, *rette* etc. für **hledde*, *redde* erklären sich als analogiebildungen, ebenso wie ne. *felt*, *meant*, *dreamt* u. a. m. — S. 94, *δ*. In *wertene* für *werdene*, *fiārteng* für *fiārdung*, *ondertia* für *ond(w)erdia* sind gewiß nur schlechte schreibungen zu sehen, da in späterer zeit stimmhaftes *th* > *d* wurde und anlautendes *th* > *t* oder *d*, sodaß unter dem einfluß historischer orthographie eine starke verwirrung im gebrauch von *d*, *t* und *th* entstand. — S. 95, § 123 *α*. Warum soll afries. *th* „besser eine affricata" genannt werden? — S. 96, *α*. *elmētha* 'gemeinde' stellt der verf. in der Lexicol. des awfries. s. 21 zu *mūth*; *sātha* 'rasen' entspricht mnd. *sōde*, grundform also **sauþa* (schwerlich zu *sieden* gehörig), *sethen* 'mal' ist unbetonte form von *sīthum*, wie *sether* für *sīthor*. — Ib., *β*. *aththa* 'richter' wird kaum aus **āthwa* entstanden sein, aber auch die erklärung aus got. **aiþida* ist wenig ansprechend. — S. 100 unten. Ob *frētha* neben *frēta* 'profugus' ein anderes wort ist? — S. 103, *ϑ*. Daß *gh* in *ganght* die spirans bezeichne, ist undenkbar; dasselbe gilt für *ganch*, *gangh* s. 104. — S. 104, *λ*. *omma* hat mit *ēthma* nichts zu tun. — S. 106, § 128. Daß *z* in *enze* und *thredzia* dasselbe bezeichne, ist unwahrscheinlich. — Ib., § 130. *zeremon* wird besser aus *zerel-mon* erklärt. — S. 107, § 133. *kerke* neben *zerke* ist niederdeutsch. — S. 108 oben. *kind* ist auch lehnwort, wie *kerl* und *rīke* (s. 109). — S. 110, § 137. *hrembend* ist das ursprüngliche, nicht *hring-*. — S. 143 *α*. *heya* kann auch zu ais. *heyja* gehören. — Ib. As. *regin* hat keinen „irrationalen" vocal. — S. 114, *β*. *sleitōth* ist besser als *slein-*. — S. 117, anm. Kann *hreilmerk* als „dunkel" gelten? — § 147. *nēn* ist nicht = ahd. *nihein*. — L. *urmēla* statt *-mela* (as. *mahlian*). — S. 120, *γ*. *teddre* entspricht ae. angl. *tēdre*, aws. *tíedre*. Wie verhält sich dazu aber mnd. *tēder*, nl. *teeder*, *teer*? — S. 122. In *martil* = *martir* kann auch dissimilation vorliegen; für *let* l. *lēt*. — S. 125. *clānum* 'kleiden' steht wohl für *clāthum*. — Ib. unten. Ein *dal* 'tal' ist afries. undenkbar. — S. 127, § 154. Sollte das *-a* von dem sg. *jēra* und *ēwenda* sich nicht durch den satzzusammenhang erklären, vgl. *binna*, *anda*, *a jēra*, *a sunna ēwenda bifara*, also stets nach *-a*! — S. 130, § 156. *rwōgia* steht für *wrōginga*. — S. 131, § 159. *ebbete* setzt gewiß kein **abbitjo* voraus. — S. 132, § 160. *mid-rede* (nicht *-rēde*) gehört zu ae. *mid-hriðre*. — S. 135, § 165 *α*. *hlōth* bedeutet eher 'herd' als 'turma'. —

S. 136, *β*. *bere* fasse ich als 'einhegung' (ahd. *bara*), nicht als 'dreschdiele'. — S. 143, § 176. *acht* hat kurzen vocal (ahd. *ahta*, ae. *eaht*) und bedeutet nicht 'gerichtliche verfolgung', desgl. hat *fachte* kurzes *a*; die bedeutung 'anfassen' ist unrichtig; *cost* ist kein *i*-stamm, sondern lehnwort. — S. 144. Auch *tocht*, *tucht* kann kein fries. *i*-stamm sein. — S. 148, § 181 anm. *haet* 'haß' ist gewiß kein *u*-stamm. — S. 187, § 240. Über *sethen* vgl. oben zu s. 96, *α*. — S. 189, § 242. Der dat. pl. *himman*, *-en* in E und F soll aus *him* mit dem unflect. *man* 'mann' zusammengesetzt sein. Ich möchte es eher mit Siebs für ein compositum aus *him* + dativendung *-an*, *-en* halten, vgl. nhd. *ihnen* < *in* + *en*, *denen*. — S. 192, oben. Das einmalige *dat* für *thet* ist gewiß nd. — S. 193, oben. *tha* neben *thām* ist schwerlich alt; entweder ist es satzphonetisch entstanden, oder beruht auf schlechter schreibung (*tha* für *thā*). — Ib., § 247. Zu *that*, *dat* vgl. oben zu s. 192. — S. 196, § 252. Ein got. *hwȧta* kenne ich nicht, afr. *hweta*, *-e* vergleicht sich urnord. run. *-eka*, ahd. *ihhā*, Soester *iəkə*. — S. 199, § 259. Auch in *jāhweder* möchte ich nicht das präfix sehen. — S. 207, § 269. *ūt-sēn* gehört eher zu *-sīga*. — S. 214, *δ*. *bitech* 'nimmt fort' zu got. *tēkan* scheint mir sehr problematisch. — S. 215, oben. Die erklärung von *gunga* ist wenig glaubhaft. — S. 221. *wera* 'gewähr leisten' ist von *wera* 'wehren' zu trennen. — S. 224. *glūpa* ist ein st. verbum, *hūda* kein *ja*-stamm. — S. 225. *sanna* entspricht nicht aisl. *senna* < **sanþjan*; *skiffa* ist = *skifta*, für *slāta* l. *slātia*. — S. 226 f., § 289. Formen wie *lette*, *latte slette*, part. *birat* usw. sind natürlich mit kurzvocal anzusetzen (vor doppelconsonanz). — S. 230. *fagia* hat kurzes *a*, vgl. Zs. fdw. 7, 281, *frēgia* dagegen langes *ē*, vgl. as. *frāgon* (Soester *frǭʒən*). — S. 231, z. 6. L. **hlāpia*. — S. 246, mitte. *kund*, *onder*, *tond*, *mund* zeigen keinen grammatischen wechsel, sondern sind einfach nd. lehnwörter.

Exkurs zu afries. *sē* und *kriōze*.

1. Afries. *sē* 'sei' (opt.) statt *sī* verdankt sein *ē* dem einfluß der formen *duē* 'tue', *fē* 'fange' und *hwē* 'hange', vgl. ais. *sēr*, *sē* 'sei' nach *tēr*, *tē* und *sēr*, *sē* 'sehe', wie Sturtevant, Mod. lang. notes 40, 28 f. richtig erklärt. Er hätte aber auch auf die übereinstimmung der 1. sg. *sjā* : *tjā* : *sjā* hinweisen sollen!

2. *kriōze* 'kreuz' habe ich Beitr. 48, 468 kaum richtig erklärt, halte vielmehr jetzt *iō* aus *iū* für einen versuch, das *ṻ* des grundwortes (mhd. *kriuze*) wiederzugeben. Man vergleiche mengl. *eu* > ne. *iu* in franz. wörtern wie *due* etc. (s. Jordan s. 204 f.).

4. Zu den lateinischen lehnwörtern des altfriesischen.

Beitr. 45, 34 ff. habe ich aus von Richthofens wörterbuch und den ergänzungen van Heltens die latein. lehnwörter des afries. zusammengestellt. Nach abschluß meines afries. wörterbuchs kann ich diese liste noch vermehren.

Es sind hinzuzufügen: *alterista* m. altarpriester (mlat. *altarista*) — *ampel* ampel (l. *ampulla*). — *anker* m. anker (l. *ancora*). — *berbier* m. barbier (afrz. *barbier* < ml. *barbārius*). — *brēvia* swv. aufschreiben (l. *breviāre*). — *examinīria* swv. prüfen (frz. *examiner*). — *fīk* feige (l. *fīcus*). — *flamme* f. flamme (l. *flamma*). — *fondēria* swv. fundieren (frz. *fonder* < l. *fundāre*). — *glōse* f. glosse (l. *glōssa*). — *jode* m. jude (l. *jūdaeus*). — *kasel* f. frauenkleid (l. *casula*). — *kersna* f. pelzrock (ml. *cursina*). — *kesta* swv. bezahlen (zu l. *constāre*). — *klām*, *klēm* zank; anklage (afrz. *claime*, zu l. *clāmāre*). — *klērikāl* geistlich (l. *clēricālis*). — *klēsie* f. umzäunung (zu ml. *clūsa*). — *kor* n. chor (l. *chorus*). — *kōsia* swv. kosen (l. *causāre*). — *kovent* m. kovent (l. *conventus*). — *kūper* m. küfer (ml. *cūpārius*). — *līn* lein (l. *līnum*). — *līne* f. leine (l. *līnea*). — *merser* m. händler (zu l. *mercēs*). — *orden* m. orden, ordnung (l. *ordo*). — *palme* f. palme (l. *palma*). — *panser* m. panzer (ml. *pancerium*). — *papīr* papier (l. *papȳrus*). — *par* par (l. ~). — *paradīs* paradies (l. *paradīsus*). — *pelin* m. pfühl (l. *pulvīnus*). — *pelser* m. kürschner (ml. *pelliciārius*). — *pēne* f. strafe (l. *poena*). — *perd* n. pferd (ml. *paraverēdus*). — *pīl* pfeil m. (l. *pīlum*). — *plāge* f. plage (l. *plāga*). — *plantia* swv. pflanzen (l. *plantāre*). — *platt* platt (ml. *plattus* < gr. πλατύς). — *predikere* m. prediger (zum folg.). — *predikia* swv. predigen (l. *praedīcāre*). — *prīsia* swv. preisen (afr. *prisier* < l. *prētiāre*). — *professie* f. gelübde (l. *professio*). — *prokrāter* m. hausbesorger (l. *prōcūrātor*). — *prōve* f. pfründe (ml. *proba*). — *pūr* rein (l. *pūrus*). — *purgēria* swv. säubern (l. *purgāre*). — *quartēr* viertel (frz. *quartier* < l. *quartārius*). — *quīta* swv. freimachen (ml. *quītāre* < l. *quiētāre*). — *quittancie* f. quittung (frz. *quittance*, zum vor.). — *regēria* swv. regieren (l. *regere*). — *reventer* remter (l. *refectōrium*). — *soldīe* f. söldnerheer (zu l. *solidus*). — *spunne* f. spund (l. *puncta*). — *stāt* m. stand (l. *status*). — *studēria* swv. studieren (l. *studēre*). — *summe* f. summe (l. *summa*). — *text* m. text (l. *textus*). — *ūre* f. stunde (l. *hōra*).

KIEL, im märz 1926. F. HOLTHAUSEN.

DIE BILDUNGSWEISE VON *BRINGAN*.

Nach Brugmann, IF. 12, 150 ff. geht germ. *bringan* zurück auf idg. *bhrenk-* (mit palatalem *k* und *n*); dieses zerlegt sich in *bhr-* zu **bherō* und *enk-*, vgl. gr. ἤν-εγκον und ἐν-ήνοχα (beide redupliciert); *bhrenk-* ist also eine verschränkung zweier synonymen verbalstämme. Für eine solche verbindung, die man geradezu als beiordnende zusammensetzung (ai. dvandva) auffassen kann, lassen sich bei Homer gewisse vorstufen belegen, gerade für das unmöglich erscheinende verbaldvandva.

Rein syntaktisch, also keine zusammensetzungen sind verbindungen wie *πάντων μὲν κρατέειν ἐθέλει, πάντεσσι δ' ἀνάσσειν* *A* 288 (die fortsetzung *πᾶσι δὲ σημαίνειν* stammt von einem andern), *πολεμιζέμεν ἠδὲ μάχεσθαι* *B* 452, *ὅ μ' ἀνείρεαι ἠδὲ μεταλλᾷς* *Γ* 177, vgl. die negierten beispiele *μή τι σὺ ταῦτα ἕκαστα διείρεο μηδὲ μετάλλα* *A* 550 und *καὶ λίην σε πάρος γ' οὔτ' εἴρομαι οὔτε μεταλλῶ* *A* 553 (diese rein syntaktischen beispiele sind hier nur zu erwähnen, nicht vollständig mit unterscheidung der einzelfälle vorzuführen).

Im gegensatz zu diesen beispielen hat die verbindung *γιγνώσκω, φρονέω* (wahrscheinlich volkstümlich, weil sie der als bettler verkleidete Odysseus gebraucht) *π* 136. *ρ* 193. 281 weder eine besondere bestimmung noch eine verbindung durch eine conjunction, aber der erste bestandteil *γιγνώσκω* ist noch gesondert flectiert, hier liegt also noch eine (asyndetische) syntaktische verbindung vor.

βάσκ' ἴθι *B* 8. *Θ* 399. *Λ* 186. *Ο* 158. *Ω* 144. 336 ist noch eine syntaktische verbindung wie *γιγνώσκω, φρονέω*, aber es war schon möglich, *βάσκ'* als (elidierte) stammform aufzufassen. Ob die elision von *βάσκε* die einheitlichkeit von *βάσκ' ἴθι* wesentlich erhöht, hängt davon ab, ob *βάσκ'* auch sonst vorkam.

Dagegen kann *στρεφεδινεῖν* in *στρεφεδινήθην δέ οἱ ὄσσε* *Π* 792 nur eine zusammensetzung (und zwar ein dvandva) mit dem verbalstamm *στρεφε-* an erster stelle sein (zwei *e*!), vgl. entsprechende zusammensetzungen wie *ἀρχέκακος* mit *e* und das gegensätzliche *στροφοδινοῦνται* mit nominalem erstem bestandteil (zwei *o*!), vgl. *στρόφος*. Aischylos, Agamemnon 49 ff.: *τρόπον αἰγυπιῶν, | οἵτ' ἐκπατίοις ἄλγεσι παίδων | ὕπατοι λεχέων στροφοδινοῦνται.* Sowohl die stammform *στρεφε-* als *βάσκ'* läßt darauf schließen, daß *στρεφεδινεῖν* nach einheitlich empfundenen verbindungen von imperativen gebildet wurde. Vgl. in Goethes Urfaust am beginn des auftritts, dem in Faust I *Trüber tag, feld* entspricht: *steh nur, steh, wälze die teuflischen augen inngrimmend im kopf herum.* Ein anderer dichter hätte statt der wiederholung *steh nur, steh* und einfachem *wälze* einfaches *steh* und die zusammenstellung *rolle, wälze deine teuflischen augen* gebrauchen können.

Bhrenk- ist noch einheitlicher als *στρεφεδινεῖν*, durch seine schwundstufe ohne vocal, die sonst im praes. im ersten

basisvocal nicht vorkommt, während *βάσκ'* und namentlich *στρεφε-* mit zwei vollen stammvocalen ohne elision von der gewöhnlichen praesensform nicht abweicht. *Bhrenk-* hatte wie die verbindung *βάσκ' ἴθι* im gegensatz zu *στρεφεδινεῖν* nur éinen wortaccent, dieser eine wortaccent bedingt die schwundstufe *bhr-*. Die form *enk-* ist hervorgegangen aus einer form oder formen mit betonung des themavocals (aor. oder praes. wie das der sechsten indischen klasse), die im imperativ wegen ihrer actionsart nahelag. Vgl. *enk-* in *ἤν-εγκον*.

Die eigentümliche bildungsweise von *bhrenk-* läßt im germ. die bildung eines idg. perfects nicht zu und bedingt für *bring-* die bildung des germ. 'schwachen' praeteritums. Immerhin konnte ein 'starkes' verbaladjectiv mit *n* gebildet werden, das nach H. Paul altertümlicher ist als das 'schwache' mit *t*. Der ablaut von *bringan* kann nur durch analogiebildung nach *beran* erklärt werden (eingetreten zu einer zeit, wo noch *brengan* gesprochen wurde). Dann muß sich allerdings der lange vocal im plural des praet. (falls er nicht dem kurzen *a* des singulars analogisch weichen mußte) bis zur wandlung von *ē* > *ā* gehalten haben, weil sonst *ēnht* über *enht* > *īht* geworden wäre. Ein deutliches beispiel für analogischen ablaut beim schwachen verb nach einem starken verb ist auch *wirken* nach *werden*, mit den ug. stammformen:

praes.	praet. sg.	praet. pl.	verbaladj.
werkj-	*warht-*	(*w*)*urht-*	(*w*)*urht-*
werþ-	*warþ-*	(*w*)*urð-*	(*w*)*urð-*

Diese analogiebildung ist älter als der übergang von *e* vor *j* > *i*, wie die von *bringan* nach *beran* älter als der übergang von *e* vor gedecktem nasal > *i*.

MÜNCHEN, december 1925. RUDOLF BLÜMEL.

ZUR ETYMOLOGIE DES NHD. *LEER*.

Zu den dunklen worten des deutschen wortschatzes gehört auch das nhd. adjectivum *leer*. Kluge hat eine sehr unsichere vermutung: „vielleicht sind got. *lasiws* 'kraftlos, schwach',

ags. *leswe* 'schwach' (mhd. *erlęswen* 'schwach werden') sowie an. *lasenn* 'zerstört' die nächsten verwanten von *leer*";[1]) Weigand-Hirt bezeichnet das adj. als ein wort 'unbekannter herkunft' und Paul verzichtet in seinem wörterbuch auf jeden erklärungsversuch. Verlassen scheint heute die m. w. zuerst von Adelung gegebene und dann im Mhd. wb. und von Lexer wie von Heyne ins DWb. wie in sein eigenes wörterbuch aufgenommene herleitung. Diese dürfte jedoch richtig sein. Man muß sich nur die bedeutungsentwicklung anders vorstellen.

Die ältere nhd. und mhd. form des nur im westgerm. belegten wortes ist das im süden erhaltene *lær*(*e*); das *ē* der heutigen schriftsprachlichen form ist wie das *ē* in den in gleicher weise gebildeten nhd. adj. *angenehm* und *bequem* jüngeren datums und md. herkunft (Wilmanns, Gramm. 1³, 283. Paul, DGr. 1, 1, 185). Die ahd. as. form hieß *lâri*, und so lag Adelungs erklärung sehr nahe, das wort sei ein mit *i̯*-suffix zum st. v. *lesen* auf der ablautstufe des praet. pl. gebildetes adjectivum, also aus **lāsi̯a-* entstanden.[2])

So weit ist alles gut. Weniger glücklich war man aber, als man weiter ging und sich bemühte, den sinn des wortes mit dieser lautlich vorzüglich passenden herleitung in einklang zu bringen. Nach dem Mhd. wb. und Lexer wäre die urspr. bedeutung 'wo schon ist gelesen worden'. Aber die in dieser weise gebildeten adjectiva haben bekanntlich nicht den sinn des part. perf., sondern gerundivische bedeutung: sie sind adjectiva possibilitatis und necessitatis. Das hat Heyne erkannt, und er kehrte deshalb zu der erklärung Adelungs ('im eigentlichsten verstande vielleicht, von hohlen räumen und allen gefäßen') zurück, indem er ausführte, wie das wort 'wie aus der alten anwendung noch zu ersehen, zunächst jedenfalls auf einen behälter, ein gefäß oder sonst einen raum, in den eingelesen, gesammelt werden muß, der also noch inhaltlos ist' sich bezogen hätte (DWb. 6, 507; ähnlich im eigenen wb.).

---

[1]) Vgl. wb. 1, 939.

[2]) Der grammatische wechsel ist ja in älterer zeit auch in anderen formen des wortes, freilich spärlich, belegt: mhd. *lâren*, conj. *lære*, *geleren* (Mhd. wb. 1, 1006ᵃ).

Aber auch diese deutung ist mißlich. Denn das wort muß nach analogie der anderen mit *i̯a*-suffix zu den verben gebildeten adjectiva possibilitatis zunächst von denselben substantiven verwendet worden sein, die als directes object zu den finiten formen des verbums *lesen* treten, also von wörtern der bedeutung 'korn', 'obst', 'wein'; 'feld', 'baum', 'weinberg' u. dgl. Aber bei der herleitung aus *lesen* scheint das ausgeschlossen, denn man käme dabei zu der bedeutung 'reif' wie etwa bei den adjectiven *reif* selbst (ahd. *rīfi* : germ. wz. *rīp* 'schneiden', 'ernten') oder an. nnorw. *skjærr* (< **skäri̯a-* : an. *skera* 'schneiden', also 'zum schneiden geeignet', 'reif', vom korn oder feld gesagt) und nicht zu der bedeutung 'inanis', 'vacuus'.

Diese schwierigkeit löst sich aber, wenn man annimmt, daß das wort *leer* urspr. nicht von der eigentlichen ernte, nicht vom schneiden der frucht und von der eigentlichen obst- und weinlese gesagt gewesen sei, sondern gerade vom pflücken der ähren und trauben, von der nachlese. Wenn der besitzer das feld geschnitten und die garben zusammengezogen oder gar eingebracht, als die eigentliche weinlese am berge stattgefunden hatte, dann war — und ist — das feld, bez. der berg 'pflückbar', *läri*, *lær(e)*, *leer*, für die armen, deren vorrecht es bei den Deutschen wie bei den verschiedensten anderen völkern gewiß seit undenklichen zeiten ist, die auf dem boden liegen gebliebenen ähren, die zurückgebliebenen oder herabgefallenen trauben zusammenzulesen. Dieses recht muß von jeher für die armen leute sehr wertvoll gewesen sein. Finden wir doch schon im Deut. die vorschrift: *wenn du deinen weinberg gelesen hast, so soltu nicht nachlesen, es sol des frembdlingen, des waisen und der witwen sein* (24, 21; ähnlich Lev. 19, 10) und von der armen Ruth lesen wir ja, wie sie den reichen Boas bittet: *laß mich aufs feld gehen und ähren auflesen, dem nach, vor dem ich gnade finde* (Ruth 2, 2).

In den alten gesetzen der germ. völker finde ich dies armenrecht nirgends belegt. Dafür enthalten die von und für unsre wenig weichherzigen bauernvorfahren geschriebenen gesetze strenge paragraphen, welche unter androhung sehr schwerer strafen die frucht der felder schützen, so z. b. der fünfte paragraph im Bygninga balker der altschwed. Söder-

mannalag, der die überschrift *um axa plockan oc læsning* ('von der ährenlese') trägt, ferner Sachsenspiegel 1, 2 art. 39: *swe naehtes korn stelt*, Schwabenspiegel 1, 170: *der gras oder korn stilt*; 1, 173: *der nachtes korn stilt* u. a. Aber existiert hat dies armenrecht doch. Und die naturgemäß entstehenden reibereien und streitigkeiten zwischen den armen, die auf ihrem zwar ungeschriebenen, aber herkömmlichen recht bestanden — und es wohl auch manchmal mißbrauchten — und dem knauserigen bauer, der die ährenlesenden weiber und kinder mit scheelen blicken ansah, lassen sich vor jahren und jahrhunderten wie heute vielfach vernehmen. Der schwäbische bauer schimpft auf die leute, die *auf'm ungerecheten ähren* d. h. ähren lesen, bevor er mit dem rechen die ähren zusammengelesen hat,[1]) die armen klagen *'s ist bös ächeren, wo de gīzhals schnīdt.*[2]) Beides ist mit übertragenem sinn sprichwörtlich geworden.

Besondere beachtung verdient eine von Grimm in seinen Weisthümern aus einer schwäb. urkunde verzeichnete stelle:[3]) *demnach zue erndzeiten es leider dahin kommen will, wann die frucht noch uf dem veld und güetern, daß die jenige personen, so dem ähren nach gehen, gar ab der garben die ähren schneiden und böszlich hinweg nemen und nit erwarten bisz die velder ler, so solle hiemit das ähren gänzlich ingemein abgestellt sein bisz der acker ler und abgeraumpt, alsdann der von alters her allein das nachähren vergonnt sein soll.*

Hier begegnen wir, denke ich, dem wort *leer* in seiner urspr. umgebung: *bisz die velder ler, biß der acker ler.* Freilich die alte bedeutung 'bis die felder, der acker pflückbar ist' war wohl zu der zeit, wo jene bestimmung abgefaßt wurde, ebenso wenig mehr erhalten wie heute, wenn das volk sagt *der baum, s feld ist lär.* Das bei der prägung des wortes vorherrschende vorstellungselement kann frühzeitig durch ein anderes erst zurückgedrängt und dann verdrängt worden sein.

---

[1]) Fischer, Wb. 1, 120.

[2]) In Stein am Rhein aufgezeichnet, Schweiz. id. 1, 69 f.

[3]) 6, 286 (vgl. Fischer, Wb. 1, 119 f.) aus Nacher-Memmingen bei Nördlingen, nach einer abschrift des 17. jh.'s, z. t. aus dem *salbuch* des Nördlinger hospitals v. 1366.

Wie fast alle worte muß auch dieses im munde verschiedener leute verschiedenen sinn gehabt und der jeweilige sinn muß von der socialen und persönlichen lage des sprechenden wie von der situation abgehängt haben. Der ungeduldig dem augenblick, wo sie mit dem ährenlesen anfangen durfte, entgegensehenden armen witwe bedeutete der satz *das feld ist leer* 'das feld ist pflückbar', 'man darf auf dem felde pflücken' (denn 'er' hat geschnitten), dem bauer aber hieß er in erster linie 'das feld ist abgeräumt', 'es ist nichts mehr da (zu holen)'. Und diese bedeutung ist, denke ich, allmählich bei dem worte durchgedrungen.

Wenn die hier vorgetragene erklärung richtig ist, ist also *leer* eines von den vielen urspr. zur sprache des ackerbaus gehörenden wörtern, die dann mit erweiterten oder sonst veränderten sinn auf andere gegenstände und verhältnisse übertragen worden sind. Ich denke besonders an die von Meringer in seinen bekannten abhandlungen (IF. 16 und 18) behandelten wörter *art*, *arm*, *arbeiten*, *pflegen*, *pflicht*, *üben* usw.

LUND, 29. märz 1926. AXEL LINDQVIST.

DIE HERULER.

Die vielerörterte frage nach den sitzen der Heruler ist durch die arbeit O. v. Friesens, Röstenen i Bohuslän och runorna i norden under folkvandringstiden (Uppsala univ. årsskrift 1924. IV), in der die runenfunde mit den Herulern in beziehung gebracht werden, von neuem in den vordergrund gerückt worden. Daß das volk ursprünglich einen teil Südskandinaviens bewohnt hat, ist unbestritten, zweifelhaft aber, welche gebiete ihnen hier zuzuweisen sind. Much (Hoops' Reallex. 2, 518) entscheidet sich für Seeland, Bremer u. a. für für Småland, Halland, Schonen und Blekinge. In der zweiten hälfte des 3. jh.'s erscheinen Heruler in zwei abteilungen auf dem festland, die eine an der seite der Goten in Südrußland, die andere an den küsten der Nordsee. Jordanes Get. 23

erzählt auf grund eines berichtes des norwegischen königs Rodulf, der am hofe des Ostgotenkönigs Theoderich weilte, daß die Heruler von den Dänen vertrieben worden seien, und es liegt nahe, dies auf jene zeit zu beziehen, um so mehr als sich spätere verhältnisse damit nur schwer in verbindung bringen lassen; in der erinnerung der germ. völker sind oft weit zurückliegende vorgänge mit großer treue festgehalten worden. Daß ein teil der auswanderer und zwar der bei weitem größte sich nach osten wante, läßt vermuten, daß der ausgangspunkt zum mindesten nicht in Seeland allein, sondern vor allem im südöstlichen Schweden zu suchen ist. Der dänische stoß muß von norden her gekommen sein und einen keil in die Heruler hineingetrieben haben. Friesen behauptet, daß die Westheruler in Südjütland fuß gefaßt und hier bis ca. 500 in fortdauernden kämpfen, die in den moorfunden zum ausdruck kämen, gegen die vordringenden Dänen standgehalten hätten; von da seien die bekannten wikingerzüge nach den küsten Galliens und Spaniens ausgegangen; dagegen sei die existenz einer niederlassung des volkes am Niederrhein zu verneinen. Vor einer genaueren prüfung der quellen hält diese ansicht aber nicht stand. Zunächst ist hervorzuheben, daß die Westheruler nur ein kleines völkchen gewesen sind, das den übermächtigen Dänen nicht lange hätte widerstand leisten können, und nur der östliche zweig über eine größere volkszahl und macht verfügte. Daß das in dänischen runeninschriften vorkommende wort *erilar* mit dem volksnamen nichts zu tun hat, ist schon von anderer seite betont worden. Die erste nachricht über das auftreten von Herulern in der Nordsee bietet der panegyriker Mamertinus, wonach *Chaibones Erulique viribus primi barbarorum locis ultimi* bei einem einfalle in Gallien von dem kaiser Maximian im j. 286 geschlagen wurden. Es scheint sich um eine unternehmung zur see gehandelt zu haben, die von der cimbrischen halbinsel ihren ausgang nahm; denn die Chaibonen dürften mit den anderweit bekannten Avionen identisch sein, deren wohnsitze auf den nordfriesischen inseln zu suchen sind. Maximian hat die kriegsgefangenen Heruler wie auch zahlreiche andere Germanenstämme unweit der Rheingrenze für den römischen heeresdienst verpflichtet, wie wir aus der

Notitia dignitatum ersehen. Das von ihnen gestellte *auxilium palatinum* (*numerus Erulorum*) wird im 4. jh. mehrfach genannt. Sie sind damals auf römischem reichsboden am Niederrhein oder in der nähe der grenze angesiedelt worden, da eine nationale ergänzung der mannschaften sonst nicht durchführbar gewesen wäre — die berichte lassen ihre fortdauernde homogene zusammensetzung erkennen — und, was von besonderer wichtigkeit, diese truppe in der regel in enger verbindung mit den Batavern erscheint. Vgl. Ammian 20, 1, 3: *moto velitari auxilio, Aerulis scil. et Batavis.* 20, 4, 2: *Aerulos et Batavos.* 27, 1, 6: *Erulorum Batavorumque vexillum.* 27, 8, 7: *Batavi et Heruli*, wohl auch 16, 12, 45: *Batavi venere cum regibus*, wo statt des sinnlosen *regibus* wohl zu lesen ist *Erulis.* Wenn damals noch Heruler in der cimbrischen halbinsel zurückgeblieben sind, so haben sie sich bald darauf, durch die aussicht, im römischen dienste ihre kriegs- und beutelust zu befriedigen, verlockt, mit ihren niederrheinischen stammesgenossen vereinigt. Denn sichere spuren von ihnen begegnen uns in jenen gegenden nicht mehr. Das zeugnis der Veroneser völkertafel (Notitia gentium aus dem 4. jh.), die Heruler zwischen Rugiern und Sachsen aufführt, beweist dafür gar nichts. Die gesichtspunkte, nach denen dieses verzeichnis angelegt ist, sind unverkennbar: es sollen aufgeführt werden zuerst die Britannien heimsuchenden völker, sodann die Nordgermanen und weiter die stämme, die sich an der Rhein- und Donaugrenze bemerkbar gemacht haben. Aber in dieses schema passen nicht die Rugier, die noch in Pommern wohnten, von wo sie niemals das römische reich beunruhigt haben, und erst im 5. jh. an der Donau auftraten; sie können nur später und zwar an falscher stelle eingesetzt sein. Und auch die Heruler gehören nicht hierher, sondern an die Donau, wie schon Müllenhoff D. A. 3, 313 richtig erkannt hat; es sind nicht Westheruler, sondern Ostheruler zu verstehen, die ja allein eine größere geschichtliche rolle gespielt haben. Um 475 berichtet Sidonius Apollinaris Ep. 8, 9 v. 31 ff., daß der von den fernsten küsten des Oceans stammende meerfarbige Heruler am hofe des Westgotenkönigs Eurich weilte. Der ausdruck *imos Oceani colens recessus* darf nicht gepreßt werden, er muß nicht notwendig auf die

nordischen länder, sondern kann auch auf die niederländische küste bezogen werden, die dem gesichtskreis der bewohner des westgotischen reiches schon weit entrückt war. Der zweck der herulischen gesantschaft wird klar durch den brief Theoderichs Cassiodor Var. 3, 3, der in derselben fassung gleichzeitig an die Thoringer, Warnen und Heruler gerichtet ist. Es war hiernach die bedrohung durch benachbarte völker, die die Heruler veranlaßt hat, die hilfe des damals mächtigsten Germanenstaates in Gallien anzurufen. Eurich hat diesem gesuche folge gegeben: *recolite Eurici senioris affectum . . . quotiens a vobis proximarum gentium imminentia bella suspendit.* Wer ist unter diesen *proximae gentes* zu verstehen? Much denkt an die bedrohung der (nach seiner ansicht damals noch auf Seeland wohnenden) Heruler durch die Dänen und bringt damit die vorhin erwähnte stelle des Jordanes in verbindung. Aber mit den so entfernt wohnenden Dänen anzubinden hätte Eurich weder ein interesse noch die macht gehabt. Daß vielmehr nur die salischen Franken gemeint sein können, zeigt der weitere hinweis Theoderichs auf die von diesen beständig drohende gefahr: *nam si tanto regno* (dem westgotischen) *aliquid praevaluerit, vos aggredi sine dubitatione praesumit* (Chlodowech). In Jütland hätten die Heruler von den weit entfernten Franken nichts zu fürchten gehabt. Aus Sidonius dürfen wir entnehmen, daß damals eine westgotische flotte (die ja auch gegen die seeräuberischen Sachsen tätig gewesen ist) auslief und die bedrängten gegen die angriffe der „Sygambrer“ (der dichter sah in Bordeaux den hierher in gefangenschaft gebrachten „greisen Sygambrer“, d. h. den fürsten, der sich den ihm abgeschnittenen haarschmuck wieder wachsen ließ) geschützt hat. Unter diesen hat man aber in dem poetischen sprachgebrauch jener zeit die germ. anwohner des Niederrheins, insbesondere die Franken zu verstehen.

Als die (Ost)heruler im jahre 512 ihre denkwürdige wanderung von der Donau nach Skandinavien unternahmen, trafen sie nach dem genauen berichte Prokops (B. G. 2, 15) in der cimbrischen halbinsel nur Warnen, aber keine stammesgenossen an. Ebenso hatten die Dänen sich dort noch nicht festgesetzt; denn es heißt: die Heruler zogen an den Dänen

vorbei (παρέδραμον). Diese sind also auf den benachbarten Inseln wohnend zu denken; sie würden ja auch ihre alten feinde schwerlich durchgelassen haben.

Ich glaube, daß diese darlegungen genügen werden zu erweisen, daß eine dauernde herulische niederlassung nur am Niederrhein, nicht in Jütland bestanden hat. Dort sind auch die Thoringer und Warnen zu suchen, an die Theoderich gleichlautend wie an die Heruler schrieb, weil für sie dieselben voraussetzungen, die bedrohung durch die Franken und ihre unterstützung durch Eurich zutrafen. Daß diese Thoringer und Warnen nicht mit den gleichnamigen völkern in Mitteldeutschland und Schleswig identificiert werden dürfen, habe ich anderswo ausgeführt; die von mir beigebrachten gründe hat Friesen leider nicht gewürdigt.

DRESDEN, 18. febr. 1926. LUDWIG SCHMIDT.

ÜBER DEN MHD. DIPHTHONG *EÜ*.

Mit *eü* sei hier der deutlichkeit wegen jener diphthong bezeichnet, der aus ahd. *ęw* < *aw*(*-i*, *-j*) hervorgegangen ist; in der gewöhnlichen grammatischen praxis mag er zweckmäßiger bloß durch *eu* wiedergegeben werden. Es handelt sich hier bekanntlich um folgende fälle: *geüwe-geü*, *heüwe-heü*, (*ver-*) *deüwen-deü*(*e*)*n*, *dreüwen-dreü*(*e*)*n*, *vreüwede-vreü*(*e*)*de* und *vreüwen-vreü*(*e*)*n*, *streüwe-streü* und *streüwen-streü*(*e*)*n*[1]); dazu kommt noch das jetzt scheinbar allgemein als lehnwort betrachtete *leüwe-leü*.[2])

[1]) Hieher gehört außerdem der obd. ortsname *Oy* = 'Au' (Behaghel[4] § 158,1) bei dem eine ahd. nebenform **ęwa* < *awja* (trotz Kögel, Beitr. 9, 527) neben *auwa-ouwa*, die dann mhd. dieselbe entwicklung wie ahd. *gęwi*, *hęwi* durchmachte, angenommen werden muß. Dagegen sind die umlautsformen der 2. 3. sg. ind. praes. von *houwen* (*höuwest*, *-et*), die lange vorkommen, zweifellos junge analogiebildungen, wie schon Bahder hervorhob (Grundl. d. nhd. lautsystems s. 221—23 passim).

[2]) Über die verschiedenen ahd. und mhd. formen und die frage der entlehnung s. bes. den ausführlichen artikel in Schades wb. und dazu Kauff-

I.

Die erste frage ist nun die: wie ist dieser (wahrscheinlich noch spahd.[1])) diphthong *eü* eigentlich entstanden?

An der wende des ahd.-mhd. gab es da wohl drei parallelformen: 1. die ahd. kurzform mit dem geschlossenen umlauts-*ẹ*: *gẹwe*, *dẹwen* usw.; — 2. die ahd. form mit dem nichtumgelauteten *ou*: *gouwe* (*gou*), *douwen*, *drouwen* (*drouen*), *vrouwede* (*vrouede*, *vroude*) usw.; — 3. die jüngern formen mit *eü*.

Eine entstehung dieses letztern dipththongs aus den formen mit *ou* durch umlautung > *öu* ist nicht möglich, weil der umlaut des *ou* vor *w* auch mhd. (obd. und md.) durchgehend unterblieb (Paul, Mhd. gr. § 40, anm. 6).

Deshalb ist die bis in die neueste zeit wohl ziemlich allgemeine erklärung die, daß dieser durch contamination aus den beiden ahd. formen hervorgegangen sei.[2]) Wie man sich aber lautlich die jedenfalls auffällige entstehung eines diphthongs von der phonetischen gestalt *ẹü* oder *əü* durch mischung von geschlossenem *ẹ* und *ou* eigentlich zu denken hat, dafür gibt es, glaube ich, bisher keine nähern ausführungen.[3]) Mir scheint, daß man dabei auf einem vor den junggrammatikern liegenden standpunkt verblieben ist, indem man diese construction einfach aus dem schriftbild abstrahierte.

Demgegenüber hat neuerdings Paul in seiner DGr. 1, 2 zum erstenmal, wenn ich nicht irre,[4]) eine lautgesetzliche erklärung gegeben, wobei er sich allerdings an den verschiedenen stellen etwas widerspricht. An der einen stelle

---

mann, Beitr. 12, 207 ff. Bei der annahme der entlehnung aus lat. *leo* bleiben aber eben die formen mit *ou* (spahd. *louwo*, mhd. *louwe*, *lowe*, *lawe*, frnhd. *lau* [*lawe*, *law*]) unerklärt; man kann dann nur eine analogiebildung nach den obigen fällen annehmen (so Bremer, Beitr. 13, 386 f.), doch fehlt dabei diesem tiernamen die geistige beziehung zu jenen toten gegenständen.

[1]) Vgl. die ahd. nebenformen *freuwida*, *freuwan*, *streuwen* und *leuwo* (Schades und Weigand-Hirts wbb.); dazu Braune, Ahd. gr.[3.4.] § 114, anm. 3 und 4.

[2]) Schon Kögel, Beitr. 9, 529; jetzt z. b. noch Michels in seinem Mhd. elementarb. ([3.4.] § 67, unter d).

[3]) Kögel erklärt a. a. o. diese kurz und bündig für 'ohne schwierigkeit'.

[4]) In der letzten (10./11.) aufl. seiner Mhd. gr. (1918) § 40, anm. 6 geht er aber wie früher noch immer nicht näher auf die sache ein. Vgl. aber auch Braune § 114, anm. 3.

(§ 118*) heißt es nämlich 'im mhd. wurde *ew* [in *frewis*, *frewit*, *frewita* usw.] zu *euw*', an anderer (§ 166) dagegen: 'nach ausstoßung eines folgenden vocals ist *w* mit dem vorhergehenden vocal zu einem diphthong verbunden: mhd. *freude* (*fröude*) aus ahd. *frewida*, mhd. *freut* aus ahd. *frewit*, mhd. *freute* aus ahd. *frewita* usw.', bez. (§ 96) 'in *freude* = mhd. *fröude* liegt zusammenziehung aus ahd. *frewida* vor'. Eine lautgesetzliche entstehung des *eü* aus dem ahd. *ęw* erscheint auch mir als das einzig wahrscheinliche, um nicht zu sagen: das einzig mögliche; nur bedarf diese noch der nähern begründung.

Gegen die lautliche entwicklung von *ęw* < *euw* kann wohl nichts eingewendet werden. Diese erklärt sich meines erachtens am besten so, daß sich bei dem höchst wahrscheinlich noch ahd., sicher aber zu beginn des mhd. erfolgten wandel nochmals der gleiche vorgang vollzog, der schon früher zu den formen mit *ouw* < *auw* < *aww*(*-j*) geführt hatte, nämlich daß das folgende *-i* (*-j*) eine gemination des noch halbvocalischen *w* hervorrief und dann das vocalisierte erste *w* sich mit dem *ę* zu einem diphthong verband.[1]) Daneben kann *eu* noch auf eine zweite weise entstanden sein. Dabei ist freilich Pauls andere annahme, vocalisierung des *w* nach ausstoßung des unbetonten vocals in vorconsonantischer stellung abzulehnen, weil *w* vor cons., wie wir bei der gleich noch zu besprechenden erscheinung sehen werden, in den meisten maa. lautgesetzlich zum verschlußlaut *b* (*p*) wurde. Dagegen kann sich der halbvocal *w* in intervocalischer stellung direct zu *u* vocalisiert haben (also *gęwe* > *geue* > *geu*, *vręwede* > *vreuede* > *vreude*, *vręwet* > *vreuet* > *vreut* usw. [nicht umgekehrt: *vręwede* > *vręwde* > *vreude* usw.]). Da die maa., wie sich nachher zeigen wird, verschiedenartige formen aufweisen, so ist bei der einen diese, bei der andern jene entwicklung vorauszusetzen: in den maa. mit lange andauernder erhaltung des intervocalischen *w*, wie im hochalem., muß die entwicklung in der ersten weise vor sich gegangen sein, was ja auch durch die feste schreibung *-ðuw-* unzweideutig erhärtet wird; in den maa. mit frühem schwund des intervocalischen *w* kann

[1]) Die apodiktische behauptung Kögels, Beitr. 9, 526, daß aus *ewi* 'auf lautlichem weg niemals *euwi* entsteht', kann daran nichts ändern.

und muß vielleicht z. t. sogar die letztere entwicklung angenommen werden, möglicherweise gingen hier teilweise auch beide entwicklungen neben oder auch nacheinander vor sich. Das wort *leü* kann in unserm falle den völlig gleichen entwicklungsgang mit und wie die sicher einheimischen worte durchgemacht haben; daneben ließe sich aber auch an einen directen übergang des frmhd. *leowe* und des ahd.-mhd. *leo* > *leuwe*, *leu* denken.

Der vorgang hat übrigens noch eine jüngere (wohl noch dem 13., jedenfalls dem 14. jh. angehörende) parallele: den wandel von intervocalischem *-âw-* > *-au-* [1]). Behaghel (§ 256) nimmt hier einen merkwürdigen wandel von *-âw-* > *-ôw-* > *-auw-* > *-au-* an, wobei ich die einschiebung des zwischenglieds mit *ô* nicht begreife; er denkt offenbar, wenn ich ihn recht verstehe, an eine entwicklung des *u* aus dem *w* analog unserm vorher an erster stelle genannten fall. Das scheint mir aber deshalb unwahrscheinlich, weil dazu die voraussetzung, ein *i* der folgesilbe, fehlt; man müßte denn bei den adj. (wie *blâwer*) eine geminierende wirkung der endung *-iu* und übertragung auf die übrigen formen annehmen, was ganz unwahrscheinlich und auf die subst. (wie *brâwe*) nicht anwendbar ist. Hier kann es sich also nur um eine vocalisierung des intervocalischen *w* > *u*, wie sie oben als zweite entwicklungsmöglichkeit angeführt wurde, zu einer zeit, als *w* noch halbvocalischen charakter hatte, handeln (also *brâwe*, *blâwer* > *braue*, *blauer*). Die tatsächlich vorkommenden formen mit *-auw-*, die Behaghel wohl zu seiner erklärung veranlaßten, können sich aber nur so erklären, daß das *w* erst nachträglich wieder nach analogie anderer fälle mit intervocalischem *w* nach diphthong (wie *bauwen*, *frauwe*, *schauwen*, *reuwen* und dem obigen *euw* < *ęw*) — vielleicht auch bloß graphisch —

---

[1]) Im inl. vor cons. und im ausl. wurde das *w* hier wie sonst nach vocal und liquiden (ausweislich der meisten maa.) lautgesetzlich zum verschlußlaut *b* (*p*). Wenn in diesen stellungen trotzdem *au* erscheint (z. b. im elsäß. [Beitr. 13, 242, § 82] oder obersächs.), so beruht das auf übertragung aus der intervoc. stellung. Übrigens ist der intervoc. wandel von *âw* > *au* nicht überall eingetreten, indem entweder *w* erhalten blieb (z. b. altbair. oder in teilen des ostfränk.) oder auch schwand (z. b. schwäb. [Kauffmann § 144, anm. 2] oder ostfränk. gebiete).

eingeschoben wurde; übrigens müßte das geographische auftreten solcher formen noch festgestellt werden.

Bisher war lediglich von der entstehung des *eu* d. h. *e* + *u* (!) die rede. Es bleibt aber noch dessen weiterentwicklung zu *eü* zu betrachten. Auch hiefür, glaube ich, ist das folgende *i* die ursache, zumal der ganze vorgang in dieselbe zeit wie die ausbildung des allgemeinen *i*-umlauts fällt. Anderseits könnte man auch an eine assimilierende wirkung des vorausgehenden *ę* denken. Letztere kommt allein bei *leü* in betracht, falls es reines fremdwort ist.

Hier noch eine bemerkung: in ahd. zeit herrschen bair. fast durchaus die *ou*-formen, im alem. und fränk. überwiegen die *e*-formen (Braune § 114, anm. 1). Im frnhd. kommen umgekehrt gerade im bair. von anfang an die erstern überhaupt kaum noch, im alem. öfters nur noch in älterer zeit (bis anfang 16. jh.) vor, während sie im md. häufig bis zur mitte des 16. jh. und dann noch öfters (bes. ostmd.) neben den *eü*-formen erscheinen (Bahder s. 221 ff.). Eine erklärung hiefür weiß ich nicht. Doch läßt sich auch bei manchen andern lauterscheinungen eine merkwürdige umkehrung der dialektischen verhältnisse vom mhd. zum frnhd. beobachten.

II.

Die andere frage lautet: ist dieses *eü* wirklich so durchgehend mit *öu*, dem uml. von *ou*, zusammengefallen, wie gemeinhin angenommen wird? Mit diesem bedingungslosen zusammenwerfen dieser beiden diphthonge begeht man, wie mir scheint, den nämlichen fehler, wie früher durch dasjenige des diphthongs *iu* mit *û̈*, dem uml. von *û*.

Das ganze problem kann hier nicht gelöst werden und ist vielleicht überhaupt nicht lösbar. Dazu wäre ein erheblich weiteres ausgreifen und ein bedeutend umfänglicheres material notwendig.

Das mhd., d. h. hier wesentlich das 13. jh., übergehe ich, weil da einstweilen die voraussetzungen fehlen. Ob aus den reimen nennenswertes zu gewinnen sein wird, erscheint mir fraglich, da sie wohl meist neutral sind.[1]) Bleibt also noch

[1]) Das gilt auch von den in Michels' Elementarb. (§ 67, anm. 4) zusammengestellten reimen.

die untersuchung der orthographischen verhältnisse, die ganz ähnlich beim diphthong *iu* zu ergebnissen führte. Als grundlage dazu ist jedoch die veröffentlichung der sämtlichen (ca. 5000) deutschen urkunden durch Wilhelm vorbedingung, obwohl sich darin dem stoff entsprechend nur ein teil der fälle häufiger (wie *geü*), manche aber überhaupt kaum finden dürften. Dieser mangel müßte eben durch eine sorgfältige auswahl entsprechender hss. des 13. jh.'s wettgemacht werden. In der ma.-literatur hat die frage bisher kaum beachtung gefunden, nur fürs schles. besitzen wir durch Unwerth (Schles. ma., 1908, § 41) wertvolle angaben, wogegen man seiner complicierten erklärung, die auf einer falschen voraussetzung (dem mhd. uml. des *ou* vor *w*) beruht, nicht beistimmen kann. Übrigens sind die verhältnisse im mhd. und frnhd. offenbar noch nicht die gleichen wie in den heutigen maa. gewesen.

Deshalb beschränke ich mich auf die darstellung der frnhd. verhältnisse. Doch muß ich auch dabei eine gewisse einschränkung machen, indem mein material nicht auf einer specialsammlung, sondern lediglich auf den allgemeinen sammlungen zu meiner Frnhd. gramm. beruht (wobei ich allerdings die frage schon längere jahre im auge behalten habe) und aus den vorliegenden einzelnuntersuchungen zur frnhd. sprache nur wenig brauchbares zu gewinnen ist.

Vorausschicken muß ich zunächst einige bemerkungen über die verschiedenen *əü*-laute und ihre bezeichnung im allgemeinen, wie sie sich mir aus der zusammenfassung der verhältnisse in meiner gramm. ergeben. Dieses bisher ganz vernachlässigte capitel bedürfte einmal einer gründlichen und sorgfältigen untersuchung vom mhd. bis ins 17. und 18. jh., wodurch auch unsere frage und die noch immer nicht genügend geklärte des diphthongs *iu* erledigt würde. Denn die mannigfaltigen bezeichnungen für diese diphthonge müßten zuerst einmal genau von hs. zu hs. auf ihren besondern wert geprüft werden, um dann auf dieser grundlage ihre lautliche untersuchung vorzunehmen.

Nach dem eintritt der gemeind. (nhd.) diphthongierung gab es fünf, ihrem ursprung nach verschiedene *əü*-diphthonge: 1. mhd. *öü* = uml. von *ou*, bez. dessen weiterentwicklung; — 2. mhd. *eü* = ahd. *ęw*; — 3. den aus mhd. *û̈* (uml. von *û*) ent-

standenen diphthong; — 4. den aus umgelautetem diphthong *iu* hervorgegangenen; — 5. den für nichtumgelautetes *iu*.

Wo die diphthongierung nicht eintrat, wie im alem., oder im 14. und 15. jh. noch nicht eingetreten (bez. in der schrift durchgeführt) war, waren es deren natürlich zunächst nur zwei (nr. 1 und 2). Später kamen dann auch hier überall wenigstens schriftsprachlich die drei andern dazu.

Für diese diphthonge standen im obd. wesentlich drei zeichen zur verfügung: 1. *ȯu*, (*öu*, *oü*, *öü*, *oi*, *öi* usw.) — *ȯw* (usw.); — 2. *eu* (*eü* usw.) — *ew*; — 3. *ȧu* (*äu*, *aü*, *äü*, *ëu*, *ᵃeu* u. a. a.) — *ȧw* (usw.).

ȯu ist ein alem. und im 14. und 15. jh. (z. t. noch bis anfang 16. jh.'s) auch schwäb. zeichen zur ursprünglichen, phonetischen bezeichnung des ältern diphthongs (nr. 1 und dann auch nr. 2). Wenn daneben niederalem. (Straßb. hss. schon im 14. jh.) und schwäb. z. t. schon früh die schreibung *eu* erscheint, so wird dadurch lediglich die entlabialisierung des diphthongs angedeutet, nicht aber ein besonderer, von *ȯu* geschiedener lautwert damit bezeichnet.

ȧu ist ein (seit dem 13. jh. auftretendes) bair. und dann auch Augsburger zeichen. Im bair. ist es zunächst ein rein phonetisches zeichen, um die öffnung des ersten bestandteils nach *a* hin zum ausdruck zu bringen, und steht dann für alle in dieser richtung entwickelten *əü*-diphthonge (nr. 1—4) ohne etymologische beschränkung (bei nr. 3 und den wenigen fällen von nr. 1). Ob dieser phonetische gebrauch auch in Augsburg einmal gegolten hat, ist noch nicht festgestellt. Aber auch im bair. verschwindet dieser bereits in der hauptsache um die mitte des 15. jh.'s und bald darauf ganz. Von ende des 15. jh.'s ab wird *ȧu* überall — im bair. wie im schwäb. — nur mehr als etym. zeichen gebraucht, d. h. auf diejenigen fälle der aus mhd. *ü̂* und *öu* entstandenen diphthonge mit erkennbarer etym. beziehung zu *au*-formen in wortbildung und flexion eingeschränkt. Doch dringt *ȧu* in dieser neuen verwendung (gegenüber *eu*) erst in der zweiten hälfte des 16. jh.'s entschieden durch, ist aber auch in der ersten hälfte des 17. jh.'s noch nicht ganz fest geworden. Im alem. tritt dieses ostobd. zeichen zunächst niederalem. vereinzelt seit der ersten hälfte des 16. jh.'s auf, dringt aber erst (als

alem

bair

natürlich rein etym. zeichen) im letzten viertel vor und in der hauptsache durch, während im hochalem. dessen ein- und dann rasches durchdringen sogar erst ins erste viertel des 17. jh.'s fällt.

Aus der md. zeichengebung ist für die lautunterschiede nichts wesentliches zu gewinnen, weil hier der gebrauch der verschiedenen zeichen eine rein historische folge darstellt. Neben die ursprüngliche bezeichnung der alten diphthonge (*öu*, meist ohne umlautsbezeichnung *ou*, sonst auch *oi*, *ói*) tritt schon seit dem 14. jh. *eu* (*eü*), dessen verhältnis wie oben im niederalem. zu beurteilen ist, und dieses wird dann bis zum beginn des 16. jh.'s alleiniges zeichen für alle *əü*-diphthonge. An seine stelle drängt sich zunächst im rheinfränk. allmählich seit dem zweiten viertel des 16. jh.'s etym. *äu*, das sich hier im lauf der zweiten hälfte durchsetzt; um diese zeit folgt dann vereinzelt das mfränk. und schließlich seit ende des 16. jh.'s auch das ostmd. (und nordd.) nach, aber erst um die mitte des 17. jh.'s hat sich der etym. gebrauch des *äu* (gleichzeitig mit dem des *ä*) auf diesen gebieten im wesentlichen durchgesetzt. Ähnlich wie im ostmd. liegen die verhältnisse auch im nürnb. und ostfränk.

Zuweilen hat auch das zeichen *eü* — wenigstens im obd. — einen besondern lautwert gegenüber *eu*. Indes scheint dieser gebrauch verhältnismäßig jung zu sein, d. h. erst dem 16. jh. anzugehören, und spielt für unsern fall nur eine geringe rolle.

Die zeichen *ów*, *ew*, *äw* sind mehrdeutig, indem sie vocal (*ó*, *e*, *ä*) + cons. *w*, diphthong, ja sogar diphthong + cons. *w* darstellen können, worin im vorliegenden fall bei der regelmäßigkeit dieser schreibung noch eine besondere schwierigkeit liegt. —

Nun zur besprechung dessen, was ich bisher für die einzelnen maa. über unser *eü* ermitteln konnte oder doch zu können glaube.

1. Hochalemannisch.

Kiburger (Stretl. chron., hs. zweite hälfte 15. jh.): *göw*, *höw*, *fröid* (öfter). Mhd. *öu* vielleicht stets *öi*, vereinzelt vor *m* als *ö* (*trömen*). — Zür. Neues test., bei Froschouer 1524 und bei Hager 1524: *fróud* (oft), *fróuwen* (oft) neben zuweilen *freüd*, *freüwen*. Für mhd. *öu* steht *óu*, woneben

ersterer druck öfter *eü*, letzterer verzeinzelt *eu* zeigt. — Zür. bibel in 2°, 1524—29: *tröwen*, *fröuwen* (öfter), *zerströuwen zerströwen*, *der löuw*. Mhd. *öu* stets *öu*, anfangs (N. T.) zuweilen *eu*. — Zür. bibel in 16°, 1527—29: *höw*, *tröuwen*, *fröud* (öfter), *fröuwen*, *zerströuwen verströwen zerströwt*, zuweilen auch *freüwen* (öfters), *zerstreüwen*. Mhd. *öu* stets *öu*, sporadisch *eu* (nicht *eü*?). — Zür. Neues test. o. j. [1528] mit eigentümlichen sprachlichen abweichungen (scheidung *ei* : *ai* usw., s. Beitr. 47, 370 f., fußn. 4): *treüwen*, *freüd* (öfter), *freüwen* (öfter), *zerstreüwen*. Mhd. *öu* im gegensatz dazu fast durchaus *eu* (nur ganz vereinzelt *eü*); dagegen die gemeind. diphthonge (= mhd.-alem. *û*, *iu*) stets *eü* (außer regelmäßigem *euch*). — Zür. bibeln 1530, 1531, 1534, 1536, 1538, 1540/39, 1542, 1545, 1548, 1551, 1560, 1570 (und wohl bis ende 16. jh.): *göw*, *höw* und später *höuw*, *tröuwen* (öfter), *fröud* (sehr oft) *fröudig*, *fröuwen* (oft) *gefröuwt* und nur noch anfangs zuweilen auch *fröwen*, (*zer-*)*ströuwen* (öfter) *zerströuwt* und nur noch anfangs auch zuweilen (*zer-*)*ströwen*, *löuw*(*-en*) (oft); bloß anfangs (1531) noch isol. *freüd*. Mhd. *öu* ganz ausnahmslos *öu*. — Werdmüller (Houptsumma), Zür. 1552: *fröud* (sehr oft), *erfröuwen* (oft), *zerströuwen*. — Bullinger (Der widertöufferen vrsprung), Zür. 1560: *tröuwung*, *fröud*. Mhd. *öu* ausnahmslos *öu*. — Maaler (wörterb.), Zür. 1561: *göuw*, *tröuwen*, *fröuwen*, *ströuw ströuwen*, *löuw*. — Lavater (Von gespånsten), Zür. 1569: *tröuwen* (öfter), *fröud* (öfters), *fröuwen*, *die löuwen*. Mhd. *öu* ausnahmslos *öu*. — Lery-Manuel (Hist. d. statt Sancere), Bern 1575: *höuw*, *tröuwen* (öfter) *getröwet*, *fröuwen erfröwt*, *ströwten*. Mhd. *öu* durchaus *öu*. — Råbmann (Gastmal), Bern 1606: *göw* (öfter), *töwung* (verdauung), *fröud* (öfters) neben vereinzeltem *freud*. Mhd. *öu* hier schon meist durch etym. *áu* neben noch nicht seltenem *öu* gegeben. — Zür. Neues test. 1613: *hew* (öfter), *frewd* (öfter), *frewen* (oft), *zerstreuwen zerstrewen*; dagegen noch *tröwen* und *löwen*. Mhd. *öu* nun durchaus *áu*, daneben ganz vereinzelt *eu*. — Veltl. Blutbad, Zür. (oder anderwärtiger nachdruck?) 1621: *tröwen* (öfters). Mhd. *öu* als *áu*. — Stettler (Chronicon), Bern 1626: *gáw* (oft), *frewd*, *frewen*; aber *tröwen tröwwort* neben *trewung*. Für mhd. *öu* ist etym. *áu* völlig durchgeführt. — Zür. bibel 1665—67; *dreuen*, *freud*, *leu*. Mhd. *öu* als *áu*.

Turneysser (Admonition), Rorschach 1591: *döwung*. Mhd. *öu* aber stets *áu*. — Lussy (Reißbuch), Freiburg 1590: *tröwen getröwt*. Mhd. *öu* stets *áu*. — Ecker (Schandmaul L. Osianders), ebenda 1591: *göw*. Für Mhd. *öu* nur öfter *leugnen*. — S. Josephus, ebenda 1648: *frewd*, *frewen* (öfters); aber *er tröwet*. Mhd. *öu* (je einmal) *áu*, *eu*. — Cordus Evangelicus, ebenda 1651: *frewd*, *frewen* (beide öfters). Mhd. *öu* nur einmal *eu*. — Landelinus, ebenda 1652: *frewd*; *tröen*. — Teobaldus, Pruntrut 1630: *tröen*.

Im hochalem. ist offenbar schon früh — vermutlich bereits mhd. — ein zusammenfall der beiden diphthonge *eü* und *öu* eingetreten, der höchstwahrscheinlich dadurch erfolgte, daß ersteres, dessen *e* nach seiner genesis ursprünglich jedenfalls

geschlossen war, eine rundung > *öü* durch das folgende *w* erfuhr. Aus der schreibung des Bernbieters Kiburger darf man sicher keinen gegensatz mehr zwischen beiden herauslesen, da es sich hier lediglich um orthographische (durch die stellung bedingte) varianten handelt. Den völligen zusammenfall zeigen dann zweifellos die Züricher und Berner drucke des 16. jh.'s. Dabei herrschen für *eü* als besonderes charakteristicum die längern formen mit *-ôuw-* durchaus in intervocalischer stellung, wo sie später Froschouer sogar consequent durchführt, sind aber auch im ausl. häufig und nur in vorcons. stellung weniger gebräuchlich. Die anfangs gelegentlich vorkommende schreibung *eü* ist offenbar eine bloß orthographische variante, da sie gleichzeitig im selben umfang auch für *öu* erscheint. Eine ausnahme macht nur jenes merkwürdige Test. von ca. 1528, das zweifelsohne unter dem einfluß einer andersartigen schriftsprache steht, aber ebenso sicher dartut, daß auf andern gebieten noch ein deutlicher lautunterschied zwischen mhd. *eü* und *öu* empfunden wurde. Die nebenformen mit der schreibung *ôw* sind meines erachtens jedenfalls als diphthongisch (= *öü*), nicht als labialisiertes *ô* + *w* direct aus der ahd. kurzform *ęw* herzuleiten. Am beginn des 17. jh.'s bildet sich aber nun zunächst ein gegensatz von *ôu* (*ôw*) = mhd. *eü* und *âu* = mhd. *öu* heraus. Dieser ist indes nicht lautlicher natur (wie sich besonders deutlich aus den resten von *ôu* = *öu* bei Råbmann zeigt), sondern beruht darauf, daß man bei der übernahme des etym. princips aus dem gemeind. zunächst nur das fast durchgehend etym. gestützte *öu* (noch nicht dagegen die fälle mit mhd. *û*!) mit *âu* wiedergab, den etym. nicht gestützten *eü*-formen aber die alte schreibung *ôu* beließ; später führte man aber dann für die letztern das gemeind. *ew* (*eu*) ein mit ausnahme des zähen *trôwen*, das ich aber trotzdem unbedingt für diphthongisch (*ôw* = *öü*) halte, während *lôwe* nun wohl die ebenfalls erst dem gemeind. entnommene (aus *lęwe* labialisierte) kurzform darstellt; anderseits nahm *gâw* die durch *gau* gestützte gemeind. schreibung an. — Nicht so klar liegen die verhältnisse bei den genannten drucken aus den kleinern hochalem. orten: bei dem Rorschacher von 1591 und den Freiburger von 1590 und 91, welch letztere von dem aus Konstanz kommenden Gemperlin hergestellt

wurden, könnte die sache wie im angrenzenden niederalem. liegen; nachher sind sie wohl wie vorher zu beurteilen. Recht zweifelhaft erscheint mir, ob *trôen*, das dann wohl viel eher eine junge kürzung aus *tröuen* als eine labialisierte fortsetzung des ahd. *drẹwen* ist, mit rücksicht auf das bair. vorkommen (s. unten s. 124. 126 f.) überhaupt hierher gehört.

2. Niederalemannisch.

Twinger (Straßb. chron., hs. anfang 15. jh.'s): *fröude* (öfter). Mhd. *öu* ebenfalls *öu*. — Basler urk. des 14. und 15. jh.: *gôw* (sehr oft); *Lôwenberg* (zweimal vom jahre 1435). Mhd. *öu* durchaus *ôu* (*öu*). — Appenwiler (Basler chron., hs. 1444—71): *hôwe* (öfters). Mhd. *öu*: *die bôme*. — vor m (!)
Mentel-bibel, Straßb. ca. 1466: *freud* (oft), *freuwen frewen* (oft), *zerstrewen* (öfters). Mhd. *öu* als *eu*, *eu*, vor *m* aber auch *ô*. — Brant (Narrensch.), Basel 1494: *hew* (oft), *trôwt*, *freüd* (*freůd*) (oft) *freyd* (öfters), *frôwen freüwt*; *lôwin*. Mhd. *öu* durch *eü*, *ôu*, *öu*, *oy* wiedergegeben. — Murner (Narrenbeschw.), Straßb. 1512: *hewschrecken* (öfters), *trôwort* [reim *freüd* : *meid*]. Mhd. *öu* meist *eü* (*eu*), seltner *ôu* (*ôw*), vor *m* als *ô*. — Vlenspiegel, Straßb. 1515: *hew* (öfters). Mhd. *öu* als *eu*, vor labial *ô*. — Murner (An den adel), Straßb. 1520: *deuwen*. Mhd. *öu* als *eu* (*eü*), auch *ô* (in dem öftern *zôgen* zeigen). — Gengenbachs drucke, Basel 1513—23: *frôid*. Mhd. *öu* wechselnd *ôü*, *eü*, *ôi* (?). — H. Boner (Orosius), Colmar 1539: *gôw*. Mhd. *öu* = *eü* und *âu*. — Derselbe (Plutarch), ebenda 1541: *freŭen* (öfters) *frôwen*, *streŭen*. — Pictorius (Enchiridion), Mülhausen i. E. (Pet. Schmid) 1563: *hôw*, (*ver-*)*dôuwen dôuwung* (*ver-*)*dôwen dôwung* (alle oft), *strôwen*. Mhd. *öu* ausnahmslos *ôu*. — C. Spangenberg (Ehesp. und Chron. Corinth.), Straßb. (Emmel) 1567 und 1569: *trôuwen* (oft) *trôwung*, *freüd* (öfter), *freüwen* (öfter), *zertrôuwen* (öfter) *streüwen*. Mhd. *öu* ausnahmslos *eü*. — Planeten bůch, Straßb. (J. Rihel) 1570: *lôw*(*en*). Mhd. *öu* stets *eü*. — Paracelsus-Toxites (Trei tractat), Straßb. (Th. Rihel) 1570: *dôwen* (öfters), *trôwen*, *strôwen*; *lôwe*. Mhd. *öu* meist *eu*, vereinzelt schon *âu*. — Dieselben (Archidoxa), Straßb. (Th. Rihel) 1570: *lôw*(*en*). Mhd. *öu* als *eu* (?), *âu*. — Dieselben (Ettliche tractat), Straßb. (Müllers erben) 1570: *deuwen*. Mhd. *öu* als *eu*, isol. *âu*. — Etscheureütter (Heilsame båder), Straßb. (Müller) 1571: *dôuwung dôwung deuwung*. Mhd. *öu* = *eu*, *eü*. — Paracelsus-Toxites (De lapide philos.), Straßb. (Wyriot) 1572: *frewen*, *zerstrewen*. Mhd. *öu* = *eu*, *eü*. — Gesangbuch, Straßb. (Berger) 1572: *freüd*, *frewen*. Mhd. *öu* als *eu* (*eü*, *ew*). — Wurstisen (Pauli Aemilij Geschichten), Basel (Henricpetri) 1572: *Hennegôuwer*, *hôuw*, *trôwung*, *strôuwen*. Mhd. *öu* durchweg *eu*. — Fischart (Practick), o. o. [Basel?] 1572: *gôw* (öfters), *hôuw hôw* (öfter) *hew*, *trôwen* (öfters) *trôwt*. Mhd. *ôu* schon stets *âu*. — Ryff (Apothek), Straßb. (J. Rihel) 1573: *verdâwen*, *freüd*. Mhd. *öu* als *eü*, vereinzelt *âu*. — Rasser (Kinderzucht), Straßb. (Berger) 1574: *trôwung* (öfters), *freud*, *frôuwen* (öfters) *erfrewt*. Mhd. *öu* = *eu* (*eü*, *ew*), nur in einem wort öfter *âw* (*frâwlein*). —

Zeitung auß Franckreich, Basel (S. Apiarius) 1575: *zerstrewt.* Mhd. *öu* durchaus *eu.* — Spangenberg (Ehesp.), Straßb. (Th. Rihel) 1578: *tröwen* (öfter) *tröwung*; *löw(en).* Mhd. *öu* wechselnd *eu*, *du.* — Pantaleon (Beschreibung der statt Baden), Basel (o. dr.) 1578: *göw* (sehr oft), *frewen.* Mhd. *öu* stets *eu.* — Zeitungen, Straßb. (Berger) 1578 und 1584: *trewen*, *freud*, *zerstrewen.* Mhd. *öu* in ersterer unbelegt, in letzterer *du*, *eu.* — Golius (Onomasticon), Straßb. (J. Rihel) 1579: *göw* (öfters), *hew*, *döwen.* Mhd. *öu* als *eu*, ganz isol. *du.* — Derselbe (dasselbe), Straßb. (ebenda) 1585: *göw*, aber *dewen.* Mhd. *öu* als *eu*, woneben nun etwas öfter *du.* — Lorichius (Begriff), Freib. i. B. 1579: *fröud* (öfters). — Ramingen (Von aromaten), Straßb. (Müllers erben) 1580: *(ver-)dduwen* (öfters) *vnddüwig.* Mhd. *öu* durchgehend *du.* — Wurstisen (Baßler chron.), Basel (Henricpetri) 1580: *göw* (öfters). Mhd. *öu* = *du.* — Abschied Marbachs, Straßb. (Berger) o. j. [1581]: *freud* (öfters). Mhd. *öu* unbelegt. — Plieninger (Bedencken), Straßb. (J. Rihel) o. j. [1583]: *tröwen*, *erfröwen.* Mhd. *öu* = *eu*, seltner *du.* — Golius (Gramm. lat.), Straßb. (J. Rihel) 1590: *drewen*, *frewen.* Mhd. *öu* als *eu.* — Paracelsus-Huser (Bücher vnd schrifften), Basel (Waldkirch) 1589 —91: *höwmonat.* — Wirtz (Wundartzney), Basel (Henricpetri) 1596: *verdduwen.* Mhd. *öu* regelmäßig *du*, vereinzelt noch *eu.* — Moscherosch (Philander), Straßb. 1650: *hew*, *frewd*, *tröwen* (öfters). — Morandus, Freib. i. B. 1623: *tröuwen* (öfters), *erfröwen* (öfters).

Aus der orthographie der niederalem. hss. des 14. und 15. jh.'s läßt sich offenbar kein anhaltspunkt für einen lautlichen unterschied zwischen mhd. *eü* und *öu* gewinnen, da beide durchgehend mit *öu* (*iu* andere auch mit *eu*) bezeichnet werden. Ein solcher muß aber doch nach den spätern verhältnissen vorhanden gewesen sein, aber wahrscheinlich standen sich damals die zwei diphthonge noch recht nahe. Auch aus den schwankenden orthographischen bezeichnungen in den drucken des 15. und der ersten jahrzehnte des 16. jh.'s, bei denen das ringen zwischen älterer und jüngerer orthographie zum ausdruck kommt, läßt sich ein solcher noch nicht herauslesen. Vielleicht ist dies nach den Colmarer drucken Boners zuerst im zweiten viertel des 16. jh.'s der fall, während der Mülhauser druck, dessen hersteller zwar ein geborner und bei Lufft in die lehre gegangener Wittenberger aber dann bei Froschauer tätig gewesener factor ist, die hochalem. verhältnisse zeigt. Unverkennbar tritt jedoch die lautliche verschiedenheit nach der festigung der orthographie in der zweiten hälfte dieses jh.'s ans licht: auf der einen seite *öuw öw* für die meisten *eü*-formen, auf der andern *eu eü* fast immer in *freüd freüen* und ausnahmslos für mhd. *öu.* Hier

kann es sich nicht um eine bloß orthographische trennung wie im hochalem. des 17. jh.'s. handeln: denn diese wäre wie dort nur auf grund des etym. princips möglich gewesen, indem man einerseits für die etym. ungestützten *eu*-formen die traditionelle schreibung (*ǒu*) beibehielt und anderseits die *öu*-formen durch eine etym. bezeichnung von ihnen loslöste. Nun war aber für *ou* längst das gemeind. *au* vollkommen durchgedrungen und die etym. entsprechung für dessen umlaut könnte also nur *äu* sein, niemals aber das bis in die 80er jahre hinein ganz oder nahezu feste *eu*·*eü*. Wenn man also damals trotzdem in der lage war, die diphthonge *eü* und *öu* noch bez. wieder voneinander zu sondern, obwohl auch die traditionelle orthographie hierzu keinen anhaltspunkt bot, so wurde das zweifellos nur durch einen noch in der ma. bestehenden lautlichen unterschied ermöglicht. Welcher art dieser letztere war, ist freilich nicht mit sicherheit festzustellen, da die heutige ma. beide offenbar ganz zusammenfallen läßt (so die Ottenheimer ma. in *ęi* [Beitr. 13, 226, § 49], die Basler in *ai* [Hoffmann, Vocalism. v. Basel-stadt, diss. 1890, §§ 17 und 205]): vermutlich bestand aber die differenz in einer verschiedenheit des ersten bestandteils, indem dieser bei mhd. *eü* entweder noch die ursprüngliche geschlossenheit des umlauts-*ẹ* (*ẹi*) oder die reste einer lippenrundung (*öi*) oder aber sonst eine dumpfere aussprache (*ọi*, *ại*) zeigte, während er bei mhd. *öu* bereits eine offnere qualität (*ęi*) wie das mhd. *ei* angenommen hatte. Das *eü* in *freüd*, *freüen* ist sichtlich früh mit dem vertreter des mhd. *öu* zusammengefallen, was sich nicht nur aus dem obigen orthographischen zusammengehen beider, sondern auch aus dem umstand, daß bei *freüd* schon im 15. jh. öfter und scheinbar nur in diesem wort die entrundete schreibung mit *ei* vorkommt, erkennen läßt. Gegenüber den längern formen (*ǒuw*) sind hier im gegensatz zum hochalem. die kürzern (*ǒw*) durchaus vorherrschend; gerade das nebeneinander beider beweist aber wohl auch, daß wir es bei den letztern auch hier nicht mit einem fortleben der ahd. kurzformen (*ǒ* + *w*), sondern diphthongen mit geschwundenem *w* (*öü*) zu tun haben und die scheidung in in der zweiten hälfte des 16. jh.'s also nicht auf gegensatz von einfachem vocal (*ǒ* + *w* < ahd. *ęw*) und diphthong (um-

lauts-*öu*) beruht. Direct auf die kurzform wird man nur das constante *lówe* (< mhd. *lęwe*) zurückführen dürfen und müssen; dagegen liegt in *tróiwort* sicher eine secundäre kürzung aus *öu* vor. — An stelle der phonetischen tritt aber dann bald die etym. scheidung: für *eü* behalten noch einige zeit Basel und länger Freiburg das traditionelle *óu* (*ów*), ähnlich wie das hochalem., bei, während in Straßburg dafür von anfang an regelmäßig das gemeind. *eu* (*ew*) eintritt, ein rest der alten schreibung jedoch noch bis zur mitte des 17. jh.'s (Moscher.) fortlebt; an stelle des mhd. *öu* wird dagegen im letzten viertel des 16. jh.'s das etym. *áu* durchgeführt. Auf etym. anlehnung an das umlautslose (*ver-*)*dawen* beruht wohl auch die öftere schreibung (*ver-*)*dáuwen*, *verdáwen*.

3. Schwäbisch.

Weingartner pred. (14. jh.): *fróde.* — Hs. aus kloster Reute von 1391: *fród.* Mhd. *öu* auch als *ó* (*glóbig*). — Württemb. urk.: *hów* (Tüb. 1410 öfters, Stuttg. 1497) *hówen* (Urach 1415), *strów* (Stuttg. 1497). Für mhd. *öu* steht in den Württemb. urk. des 15. jh. *óu*, *ów* (*ói*), daneben auch *ó* vor labialen (*bóm*, *glóbig*) und in *lógnen*. — Sachsenheim (verschiedene hss.): *verdówen*, *freud frewd* (oft und meist) *fróudlos*, *erfrót*, *strówen*; *lówe.* Mhd. *öu* als *óu*, *ó*, *oe.* — Georg v. Ehingen (hs. ende 15. jh.): *fród.* — Ingold (Gold. spiel, Augsb. hs. von 1450): *hówschrikel*, *fród*, *frówen frówt* (öfters). Mhd. *öu* dagegen stets *áu*, auch *á*. — Küchlin (Augsb. reimchron., hs. vollendet 1461): *fród*, *fréwen*. — Hätzlerin (Liederb., geschr. 1471): *dráwen* (: *fráen*), *fräd*, *fráen* (: *dráwen* und : *dem mayen*) *erfrát erfreut*, *stráen strát* (: *durchwáht*). — Dieselbe (hs. von Hartliebs Verbot. kunst, zwischen 1456—76): *frád*, *frát.* Mhd. *öu* als *áu*, meist *á*. — Georgspiel (verfaßt Augsb. 1473): *fráud* (öfters) *fred* (öfter), *fráwen* (öfters). Mhd. *öu* = *áu*, *á* (*glábig*). — Vocabular, Ulm (Hohenwang) ca. 1465: *verdeuwen*, *freuwen*. Mhd. *öu* als *e*, auch *oe*, *eu* (?). — Vegetius (Rittersch.), Ulm (derselbe) ca. 1475: *zerstrewen*. Mhd. *öu* = *ew*, *e*. — Stainhówel (Aesop), Ulm (Zainer) 1475: *góu gó.* Mhd. *öu* = *óu*, *ó*. — Nicl. v. Wyle (Transl.), Eßlingen (Feyner) 1578: *gów*, *hów*, *fróid*; *lówen.* Mhd. *öu* als *ó*, auch *áw*. — Buch d. weish., Urach (Feyner) o. j.: *fród*; *lów.* Mhd. *öu* als *óu*, *ó*, *á*. — Heyligen leben, ebenda (derselbe) 1481: *freüd frewd.* Mhd. *öu* als *ó*, auch *eü*. — Plenar, ebenda (derselbe) 1481: *freüd frewd*, *frewen*, *zerstrewen*. Mhd. *öu* hier als *á*, auch *eü*. — Plenar, Reutlingen (Ottmar) 1482: *freúd* (öfter), *freúen frewen*. Mhd. *öu* = *áu*, *á*. — Kalender, ebenda (Greyff) 1490: *heü* (öfters), *freüd.* Mhd. *öu* = *áu*, *eü*, *á*, *ó*. — Elucidarius, ebenda (derselbe) 1491: *deüwen.* — Schaidenreisser (Odyssea), Augsb. (Weissenh.) 1537: *tröwen* (öfter), *freüd* (oft) *freüdig*, *freüen frewen frówen* (öfters), *zerstrówen*; *der lew.* Mhd. *öu* fast durchaus *eü*, ganz isol. *áu* und sogar *óu* (*getróumet*). — J. Andreae

(Hauptart. christl. lehr), Tüb. (Morharts wittib) 1563: *freidigkeit* (öfter). Mhd. *öu* durchaus *eü*. — Derselbe (Erinner. v. d. bibel), ebenda (o. dr.) 1568: *freidigkeit*. Mhd. *öu* als *eu*, *du*. — Holtzmann (Spiegel d. weyßh.), Augsb. (Ulhart d. j.) 1571: *hewschreck*, *verdewen*, *freüd* (oft), *erfröwen* (oft und stets), *zerströwen*; *löw(en)* (oft). Mhd. *öu* stets *du* (*dw*). — Meckhard (Widerlegung J. Lach) Tüb. (Hock) 1578: *freud frewd*; *lewen* (öfters). Mhd. *öu* durchaus *eu*. — Frischlin (Fraw Wendelgardt), ebenda (derselbe) 1580: *gew* (öfters), *frewd* (öfter). Mhd. *öu* = *eu*, *ew*. — Der pfleger v. Augspurg gegenbericht, Augsb. (Schönigk) 1587: *frewd*. Mhd. *öu* = *du*. — Frischlin (autogr. hss. von 1590): *fröd* (: *blöd*), *freuwen erfröwt* (: *steht*). Mhd. *öu* durchaus *du*. — L. Osiander (Bawren postilla), Tübingen (Gruppenb.) 1598—1600: *trdwen* (öfters), *frewd* (stets), *frewen* (stets); *der löw*. Mhd. *öu* ausnahmlos *du*. — Henisch (wörterb.), Augsb. 1616: *gdw*, *ddwen*, *drdwen*. — Weckherlin (Triumf), Stuttg. (Rößlin) 1616: *fraid* (sehr oft in prosa und versinnerm und stets so). Mhd. *öu* stets *du*. — Derselbe (Frewden-fest), Tüb. (Werlin) 1618: *betröwen*, *freud frewd* (öfter und stets). — Derselbe (Oden), Stuttg. (Rößlin) 1618—19: *frewd* (oft) *fraid* (noch oft im reim : *ai* [= mhd. *ei*], dagegen im versinnern nur mehr vereinzelt), *frewen* (: *beschrayen*). Mhd. *öu* durchaus *du*. — Fischer (Weltsucht), Ulm 1623: *frewd* (öfters). Mhd. *öu* = *du*. — Albertinus (Cammerherrn), Augsb. 1645: *tröwen*. Mhd. *öu* durchaus *du* (*dw*).

Die beurteilung der schwäb. verhältnisse im 14. und 15. jh. ist deshalb schwierig, weil die beiden diphthonge weder von Bohnenberger (Schwäb. ma. im 15. jh., 1892, § 95) noch von Kauffmann (Gesch. d. schwäb. ma., 1890, § 95 anm.) auseinandergehalten werden und aus ihren belegen eventuelle orthographische unterschiede vielfach nicht festlegbar sind. Immerhin scheint es, als ob die in manchen hss. und drucken (Ingold, Plenar 1481 und 1482, Kalender) gemachte unterscheidung zwischen *öw* bez. *eü* (*ew*) = mhd. *eü* und *du* (*d*) = mhd. *öu* noch nicht etym. natur sei, da andere Augsb. hss. (Hätzl., Georgsp.) *du* für beide verwenden. Bei Schaidenreisser tritt dann eine dem elsäß. des spätern 16. jh.'s analoge scheidung hervor, die meines erachtens wieder nur lautlichen wert haben kann. Ob ein solcher der schreibung *freidigkeit* in Tübinger drucken aus der zweiten hälfte des 16. jh.'s zukommt, erscheint dagegen fraglich, da hier bereits eine vermischung mit mhd. *vreidec vreidicheit* vorliegen kann; im übrigen unterscheiden diese die beiden diphthonge nicht mehr. Dagegen ist offenbar der form *fraid* bei Weckherlin eine besondere bedeutung beizumessen; denn hier kann es sich nicht um eine bloße bezeichnung der entrundung, die durch

ei nicht durch *ai* zum ausdruck gebracht zu werden pflegt, handeln. Die schreibung *ai* bezeichnet im schwäb. bekanntlich in der regel den mhd. diphthong *ei* und zwar ist es gerade bei Weckherlin in den beiden Stuttgarter drucken noch fast consequent, in dem Tübinger aber etwa in der hälfte der fälle (überall abgesehen von festem *ei* in *ein*, *kein* und den unbetonten silben) der fall. Ferner wird *ai* von manchen Augsb. schreibern des 15. und von verschiedenen schwäb. druckern des 16. jh.'s in charakteristischer weise in *fraind*, *fraintlich* gebraucht (Bohnenb. a. a. o. § 87, s. 119. Götze, Drucker d. reformationsz., 1905, nr. 3, 8 und 67). Nun war mhd. *ei* (über *ai*) damals schon lange (spätestens wohl im 14. jh.) in *ǫi* (*ǫę*), das in der westhälfte des westschwäb. (grenze Stuttg.-Tübingen) dann weiter > *ǫv* (*ǫə*) wurde, übergegangen (vgl. Bohnenb. § 76); der nicht umgelautete diphthong *iu* aber ist im schwäb., wo er sich (abgesehen von einem kleinen westl. gebiet) als *ui* hielt, speciell vor nasal ebenfalls zu *ǫi* (*ǫę*) gewandelt worden (Fischer, Geogr. d. schwäb. ma., 1895, s. 41). Demnach dürfen wir für mhd. *eü* aus der obigen schreibung *ai* gleichfalls einen ungefähren *oi* (oder *öi*) erschließen, während mhd. *öu*, das schwäb. im gegensatz zu andern maa. nicht mit ursprünglichem ahd.-mhd. *ei*, sondern nur mit dem um eine stufe zurückgebliebenen contractions-*ei* (< *egi*) zusammenfiel, wie heute *ai* (*aę*) (vor nasal in einem großen teile des gebiets *ẽ*) gelautet haben wird (Bohnenb. § 96), woraus sich dann auch die bereits besprochenen scheidungen *ðw* (*eü*) : *du* im 15. jh. und *ðw* : *eü* im 16. jh. zwanglos erklären. Daneben gelangt jedoch seit ende des 16. jh.'s die etym. trennung *eu* (*ew*) : *du* zur herrschaft, wobei *gåw*, *dåwen*, *dråwen* zuweilen eine etym. stütze in den umlautslosen nebenformen finden. Bei Holtzm. und bes. Frischl. niederschriften läßt sich bereits nicht mehr entscheiden, ob noch ein lautliches auseinanderhalten oder schon bloß noch ein etymologisches unter beibehaltung des traditionellen *ðw* beabsichtigt ist; letzteres gilt sicher von dem *ðw* des Weckherlin-druckes von 1618 und des Albertinus-druckes. — Noch ein wort über die kurzformen. Bohnenberger scheint solche für gewöhnlich wenigstens noch in der schreibung *ew* (*frewen* usw.) — seine ausdruckweise ist etwas undeutlich —

sehen zu wollen. In der regel handelt es sich bei den schreibungen *ew*, *o̊w* jedoch sicher um diphthonge, wobei *w* entweder den zweiten vocalischen bestandteil nach dem lautlichen schwund des intervocalischen *w* bezeichnet oder verkürzte schreibung nach mhd. art (für *euw*, *o̊uw*) vorliegt, wie durch die herrschenden diphthonge der ma. (Fischer, Geogr. s. 40 und Schwäb. wb. unter den betreffenden worten) erwiesen wird. Sichere kurzformen darf man dagegen wohl sehen in *fro̊d fred fråd* und dem verbalen *fro̊t fråt*, *go̊*, *stråen*; doch sind die reime der Hätzl. von *fråen* : diphthong zu beachten, und daß anderseits die reime dieser und Frischlins auf mhd. *æ*, *æ*, *e* wegen deren mundartlicher diphthongierung (Bohnenb. §§ 28, 32 und 56) nicht unbedingt beweisend sind. Dabei erscheint es mir für *fro̊d* (*fred*) bei dessen frühem auftreten nicht ausgeschlossen, daß hierin noch die alte kurzform mit *ę* (*o̊* entweder rundung vor *w* oder bloß graphisch für geschlossenes *e*) fortlebt, weniger sicher ist das für die vereinzelt belegten formen *fro̊t* und *go̊*; dagegen kann das *å* in *fråd*, *fråen*, *stråen* natürlich nur aus *åu* verkürzt sein. Bei *lew lo̊w* besteht doppelmöglichkeit, doch wird man bei den scheinbar meist auf kurzform zurückgehenden bildungen der ma. (s. Schwäb. wb.) in der regel diese anzunehmen haben.

4. Bairisch.

Megenberg (Buch d. natur, hs. zweite hälfte 14. jh.'s): *gåw* (oft) *geu* (vereinzelt), *håw håuschreck* (oft) *haeschreck*, (*ver*-)*dåwen* (öfter) (*ver*-) *dåut* (öfter) *dewen* (vereinzelt), *fråud* (öfters), *fråwen* (öfter) *fråut*, *stråwen* (oft) (*ge*-)*stråut* (oft); *leb* (öfter) *leben lebinn lewe*(*n*) (sehr oft) *lewinn*. Für mhd. *öu*, *û̈* und umgelautetes *iu* steht ohne etym. beschränkung ebenfalls regelmäßig *åu* (also auch in *såul*, *åul*, *åuter*, *kråutz*, (*un*-)*kåusch*, *fåuht*, *såufzigen* [neben *seufzen*], *påuteln*; *die låut*, *dåutsch*, *bedåuten*, *låuhten*); dagegen nichtumgelautetes *iu* durchaus *eu*, *ew*. — **Suchenwirt** (hs. anfang 15. jh.'s): *vråud vråwd* (beide öfter), gewöhnlich *frewd*, seltner *frew̆d* und vereinzelt *vreud*, ferner *vro̊d* (zweimal), *fråudenreich*, *frewen frew̆en frewͤen gevreut* und *fro̊wen* (alle je einmal), (*tze*-)*strew̆en* (zweimal) *tzestrewen* (einmal) *gestro̊wet* (einmal). Mhd. *öu* erscheint als *åu* (*åw*) und *ew̆*, etym. gestütztes *û̈* als *åu* und *eu eŭ*, umgelautetes *iu* nur ganz vereinzelt als *åu* gegenüber gewöhnlichem *ew̆*, öfterm *eu* und vereinzelt *ew*, *ewͤ*, *eŭ*. Nicht gestütztes *û̈* (*chrewtz*, [*un*-] *chew̆sch chewsch cheusch*) und nichtumgelautetes *iu* haben immer die schreibung *ew eu*, seltner *ew̆* (auch *eŭ*, *eŭ*), aber letzteres vereinzelt auch *o̊i* (*fro̊ind* neben öfterm *vrew̆nt*). — **Seffner** (Österr. chron., hs. erste hälfte

15. jh.'s): *freiwd freͣwd, streͣwen*. Mhd. *öu* ist *ew* (nur?, bloß vereinzelt zu belegen); mhd. (auch etym. nicht gestütztes) *û* und umgelautetes *iu* dagegen geben *ëu, ēw* (*eiö*), *ͣeu, ͣew, eů*. Hingegen erscheint nichtumgelautetes *iu* regelmäßig (ohne diakritische zeichen) als *eu ew*. — Andr. v. Regensb. (Bair. chron., hs. von 1441): *frewd* (öfters), *erfrâuen*. Für mhd. (auch nichtgestütztes) *û* und umgelautetes *iu* wechseln *âu* (*âw*) und (vielleicht häufigeres) *eu* (*ew*); nichtumgelautetes *iu* dagegen nur *ew*. — Füeterer (prosaroman Lanzilet, ende 15. jh.'s): für alle fünf diphthonge durchaus *eu* (*eü*), *ew*. — Pirstinger (Theologey), München 1528: *hey* (öfter), (*ver-*) *dâen* (*-ung*) (oft), *freyd* (öfters), *erfreyen, strey*, (*zer-*)*strâen* (sehr oft). Mhd. *öu* = *âw*, das vor *m* > *â* wird, *eü, ew*; mhd. *û* und umgelautetes *iu* = *eu, eü* (*eů, eů*) *ew* und *ei* (*ey*); mhd. nichtumgelautetes *iu* = *eu, eü* (*eů, eů*), *ew*. – Schmeltzl (Zwelffpoten), Wien 1542: *freudt* (subst.), *freüdt* (3. sg.). Mhd. *û*, *iu* = *eu, eü*. — Einleittung kaiser Maximiliani II., Wien 1566: *frewen*. Mhd. *û*, *iu* = *eu, eů* (*eü*). — Scherer (Pred. v. Gottsleichnambs fest und Scala Jacob) Wien (Nassinger und L. Formica) 1588 und 1595: *frewd freud frewdig, frewen*. Mhd. *öu* = *âu* (*âw*); dagegen mhd. *û* und *iu* stets *eu, ew*. — Derselbe (Lob vnd danck predig), Wien (L. Formica) 1598: *frewd* (öfter), *zerstrewen*. Mhd. *öu* und (etym. gestütztes) *û* = *âu* und *eu, eü*. — Albertinus (Lucifers kônigreich), München 1616: *hew* (öfters) *heu*, (*ver-*)*dâwen* (*-ung*) (öfter) *verdeut, frewd* (öfters), *frewen* (öfters), *zerstrewen zerstreut; lew, lôw*(*en*) (öfters). Für etym. gestütztes *öu* und *û* wechselnd *âu* (*âw*) und *eu* (*ew*); bei deren ungestütztheit und für mhd. *iu* stets *eu* (*ew*). — Denck (Miseriae vitae humanae), Wien 1631: *hew* (mehrmals), *frewd; lôw*(*en*) (öfters). Mhd. *öu* und etym. gestütztes *û* durchgehend *âu* (nur noch isol. *eu*). — Relation von Cocincina, Wien 1633: *die freüdt*. Mhd. *öu* und gestütztes *û* durchweg *âu* (für letzteres isol. *eu, eů*); mhd. *iu* immer *eu* (*eů*), *ew*. — Denck (Magnet stain), Wien 1643: *frewd, erfrewen* (öfters), *zerstraiet zerstrâet; lôwen* (öfter). Mhd. *öu* und gestütztes *û* wie vorher (*eu* stets nur in *eusserist, eussern*). Nichtgestütztes *û* (*keusch*) und *iu* als *eu*. — Schůlpl (Ewigkeit vorbott), Wien 1649: *hew, verdeyen* (: *erfrewen*), *drôen, frewd* (häufiger), *frewen* (öfters); *lôw*. Mhd. *öu* und gestütztes *û* in der regel *âu* (*âw, âü*) woneben seltner *eu* (*eů*); nichtgestütztes *û* (*beütel*) und *iu* durchaus *eu* (*eů, ew*). — Kraisser (Repertorium), München 1640: *gey* (sehr oft), *hew* (oft), *frewd* (öfters), *strew* (öfter). Mhd. *öu* und gestütztes *û* stets *âu*, ferner ein gestütztes *iu* in *brâwhaus*. — Derselbe (Compendium), Ingolstadt 1650: *gey* (oft), *hew hey* (beide öfter und wechselnd), *strew gestrew*. Mhd. *öu* und gestütztes *û* in der regel *âu* (*âw*) woneben aber ziemlich häufig noch *eu* (*eů, eů*) *ew* und für ersteres isol. *ey* (*die seygam*). Für nichtgestütztes *û* und für *iu* stets *eu* (*eů, eü, eů*) *ew*.

Fürs bair. geht also zunächst aus Megenb. hervor, daß mhd. *eü* schon zu beginn des frnhd. eine öffnung des ersten bestandteils erfahren, sich dadurch lautlich den in gleicher richtung weiterentwickelten diphthongischen vertretern von

mhd. *öu*, *û* (> *öu*) und umgelautetem *iu* mindestens sehr stark angenähert hatte und mit ihnen wenigstens graphisch zusammengefallen war, während sich anderseits alle vier scharf von dem dunkler gefärbten vertreter des umlautslosen *iu*, der heute entgegen dem gewöhnlichen *ai* (in Tirol teilweise *ọi*) für jene im größten teil des bair.-österr. gebiets als *oi* (Tirol *ọi* [sic!], oberpfälz. *öi*; nur westlich Isar-Achensee-Ziller-Eisack *ui*) erscheint, unterschieden. Denselben orthographischen standpunkt nehmen dann offenbar auch die folgenden hss. des 15. jh.'s, wenn auch mit geringerer consequenz, ein, wobei zu beachten ist, daß die diakritischen zeichen über *eu ew* bei Suchenw. lediglich eine genauere phonetische bezeichnung des gleichen lautes darstellen, während sie bei Seffner die ihm unbekannte bezeichnung *du* (er verwendet auch für secundäres *ä* durchaus *ë*, *e̊*, *ê*) im gegensatz zum einfachen *eu ew* ersetzen. Andere hss. machen aber überhaupt keinen orthographischen unterschied zwischen den verschiedenen diphthongen und dies gilt vielfach auch noch von den drucken bis in die zweite hälfte des 16. jh.'s. Gegen vollständigen lautlichen zusammenfall des *eü* mit den aus *öu*, *û* und umgelautetem *iu* entstandenen diphthongen sprechen indes vermutlich noch die auffälligen reste der schreibung *ów* bei Suchenw., mit denen sich das isolierte *ói* für nichtumgelautetes *iu* berührt, falls man diese nicht als ursprüngliche kurzformen (= ahd. *ẹ*) ansehen will, und auch gewisse spuren in der Tiroler ma., die auf eine ursprüngliche sonderentwicklung zu deuten scheinen (Schatz, Tiroler ma. [Zs. des Ferdinandeums 3, heft 47], 1903, s. 42—44): es wäre eben dann auch im bair. gebiet *eü* zunächst um einen entwicklungsgrad hinter *öu* zurückgeblieben. Höchstwahrscheinlich darf man noch aus der auffälligen schreibung *straien*, die oben erst aus der mitte des 17. jh.'s belegt werden kann, aber älter sein muß (s. Schede ad 8), auf eine lautliche trennung von mhd. *öu* schließen, indem *ai* als der gewöhnliche vertreter des mhd. *ei*, das sich in der ma. spätestens im 14. jh. zu *ov* weitergewandelt hatte, hier — ähnlich wie beim schwäb. *fraid* — einen dunklern diphthong (= *oi*, *öi*, *ại*) gegenüber mhd. *öu* (= *ại*) andeutet, da sonst als ausdruck der entrundung durchgehend das zeichen *ei* (*ey*) angewant wird. Dagegen bleibt eine besondere lautliche beurteilung der in manchen

drucken des 16. und 17. jh.'s häufigen bezeichnung *ei*, *ey* für *eü* im gegensatz zu den übrigen diphthongen sehr zweifelhaft, weil hier der mangelnde etym. zusammenhang anlaß zur vorliebe für das entrundete zeichen gegeben haben kann.[1]) Im übrigen beginnt sich die etym. scheidung der diphthonge, deren erste ansätze vielleicht schon bis Suchenw. zurückreichen, seit dem letzten viertel des 16. jh.'s auch in den bair. drucken allmählich durchzusetzen (hierher wieder auch gelegentliches *ddwen* im 17. jh.). — Was die kurzformen betrifft, so scheint mir bei den schreibungen *ew*, *ðw*, *dw* in anbetracht des frühen (jedenfalls noch vor den beginn der frnhd. zeit fallenden) schwundes des intervocalischen *w* die annahme solcher schon fürs 14. und 15. jh. unwahrscheinlich, später liegen da sicher keine mehr vor. Eine ausnahme macht nur *lew*(*en*), *lðw*(*en*), das entsprechend der in der heutigen ma. wohl ziemlich allgemein und damit übereinstimmend schon bei Megenb. geltenden form (*leb*, *lęwen*) durchgehend auf die ahd. kurzform (*lęwo*) zurückzuführen sein wird; letztere liegt möglicherweise auch noch *vrðd* zugrunde. Dagegen sind *haeschreck*, *verdden* und *strden* zweifelsohne erst secundäre verkürzungen aus dem diphthong vor *w* analog derjenigen von *au*, *äu* < mhd. *ou*, *öu* vor labial, wobei *d* das überoffne ('hohe') *a* der ma. bezeichnet (heute allgemein *strą*, *strąen*). Dieses offene *a* kann allerdings vertreter verschiedener mhd. laute sein: ganz ausgeschlossen ist aber, es hier (wie dies in der ma.-literatur zu geschehen pflegt) mit der ahd. *ę*-form in verbindung zu bringen, da der primäruml. im bair. ja durchaus geschlossen und an eine nebenform mit secundäruml., wofür allein dieses *ą* erscheint, in diesem fall nicht zu denken ist; die frage ist vielmehr nur die, ob hier überhaupt umlautsform vorliegt, weil im bair. sowohl *au* < *ou* als auch *äu* < *öu* vor labial in dem genannten *ą* zusammengefallen sind und für beide auch in der bair. schriftsprache der frnhd. zeit *d* (*der bdm* und *die bdm*) gebraucht wird (also die obigen formen auch = ahd. *houwi*, *douwen*, *strouwen* sein könnten). Ganz zweifelhaft erscheint mir dagegen die hergehörigkeit von *drðen*, bei dem in so später zeit

[1]) Merkwürdig ist, daß manche drucke des 16. und beginnenden 17. jh.'s auch eine scheidung zwischen dem aus *û* und dem aus *öu* entstandenen diphthong vornehmen.

sowohl ein fortleben des ahd. *drẹwen* als auch speciell im bair. eine verkürzung aus dem längst zu *äu* gewordenen *öu* ganz unwahrscheinlich ist; hier scheint mir eher *drohen* mit einem durch analogie nach *dräuen* hervorgerufenen uml. vorzuliegen. Letzteres wird besonders dadurch wahrscheinlich, daß *drohen* (*trohen*) die übliche bair. form im frnhd. zu sein scheint, neben dem allerdings auch bis zu ende der epoche öfter die sonderbare form *drowen* (*trowen*) vorkommt, bei der ich aber auch nicht an die erhaltung eines alten *ou* bis zur mitte des 17. jh.'s glauben kann, sondern das *ow* eher als *o* + cons. *w* fassen möchte, wo nun freilich wieder das intervocalische *w* höchst auffällig bleibt (oder sollte es sich um eine aus dem alem. eingedrungene form mit *ow* = *ou* handeln, da auch sonst in den bair. drucksprachen jener zeit zuweilen solche einflüsse zu beobachten sind?).

5. Übergangsgebiete.

Nürnbergisch.

Sachs (Gedicht, 1. und 2. buch), Nürnb. 1558 und 60: *gew*, *hew* (öfter), *dewen*, *dröwen*, *freud frewd* (beide sehr häufig), *erfreuen* (*er*-)*frewen* (oft), *strew*, *zerstreuen zerstrewen* (öfters) *zerströwen*; *löw*(-*en*) (öfter) *löben* (: *heben*). Mhd. *û* und *öu* durchaus *eu* (*ew*), letzteres nur völlig isol. *äu* (*die träum*). — Harsdörffer (Poet. trichter), Nürnb. 1647—48: *heu heuen*, *däuen*, *freude* (sehr oft) *freudig*, *freuen*, *streu*, *streuen* (öfters); *löw*. Etym. gestütztes *û*, *öu* durchaus *äu*.

Die Nürnberger chroniken des 14. und 15. jh.'s bieten kaum nennenswerte anhaltspunkte für die vorliegende frage, da schon Stromer offenbar alle *əü*-diphthonge durch *eu* (*ew*) wiedergibt. Über den Voc. teut. (1482) s. Bahder s. 222. Die bedeutung der belege in der fünften vorluth. Bibel (Kehrein bd. 1, §§ 133 und 119; dazu über den uml. von *û* und *ou* § 118 und §§ 133, 119 und 115) bleibt bei deren sprachlicher mischform (vgl. darüber Beitr. 37, 139, fußn. 2) ganz unsicher. Aber bei Sachs scheint in den vereinzelten *öw* für mhd. *eü* noch ein ähnlicher unterschied durchzublicken, wie wir ihn um eine ähnliche zeit im niederalem. und schwäb. beobachten konnten, d. h. hier jedenfalls: bei *eü* war die entrundung (wie noch heute bei nichtumgelautetem *iu*) noch nicht soweit fortgeschritten wie bei den aus mhd. *û* und *öu* entstandenen

diphthongen. Das material bei Harsdörffer ist wieder vom gewöhnlichen etym. standpunkt aus zu beurteilen. Die form *lôw(en)* ist sicher bei beiden als fortsetzung der ahd. kurzform anzusehen.

Ostfränkisch.

W. Rivius (Außzug vnd bericht der wurtzel China), Würzb. 1548: *dewung*. Mhd. *û* ausnahmslos *eu* (*öu* unbelegt). — Derselbe (Beschreibung d. bereyttung inn speyß vnd dranck), Würzb. 1549: *hew, verdewen dewung* (oft), *strewen*. Mhd. *û* und *öu* durchaus *eu* (*ew*). — Boaysteau (Theatre dv monde), Würzb. 1587: *hewschrecken, verdewen*. Etym. gestütztes *û* und *öu* durchgehend *âu*, woneben noch öfters *eu*.

Fürs ostfränk. ist aus der orthographie nichts zu gewinnen, weil zunächst für die ganze diphthonggruppe nur ein einziges zeichen gebraucht wird, später sich aber die etym. scheidung durchsetzt. Aber in der Bamberger ma. z. b. besteht insofern ein unterschied als *eü*, *û* und *iu* als *ài* erscheinen, *öu* aber meist als *ā* (Batz, Zs. f. d. maa. 1912, s. 29, §§ 74 u. 75 und s. 33, § 85) und das weist doch unzweifelhaft darauf hin, daß der ältere diphthong (*öu*) den drei jüngern um einen schritt in der entwicklung vorangegangen ist.

6. Ostmitteldeutsch und norddeutsch.

Ostmitteldeutsch.

Willichius (Scholia in Bucolica) 1534: als sächs. verzeichnet *luy* löwe. — Opitz (Poemata), Breßlau 1625: *hew hâw, verdewen* (: *schewen*) *verdâwen, drewen, frewde* (öfter : mhd. *ei*), *frewen* (öfters : *vernewen*), *gestrewt* (: *gemeyt*); *lôbe(n) lôwen* (in der ausgabe von 1624 aber auch : *befreyen*) *lewen* (: *schewen*). Etym. gestütztes mhd. *û*, *öu* überwiegend *âu*, daneben auch noch *eu*. — Logau (Sinngedichte), Breßlau o. j. [1654]: *ungedeuet* (: *ungekeuet*), *dreuen* (öfters). Etym. gestütztes *û*, *öu* regelmäßig *âu*, daneben zuweilen noch *eu*. — Lohenstein (Sophonisbe und Cleopatra), Breßlau 1680: *dreue(n)* : *lôwe(n)*. — A. Gryphius (Teutsche gedichte [?]), Breßlau und Leipzig 1698: *dreuen* : *lôuen, lôwen* (: *geben*). — Hoffmannswaldau (Gedichte), Leipzig 1697—1709: *lôu(en) lôwen lâu(en)*.

Fürs ostmd. ergibt sich aus der orthographie, bei deren langem festhalten an der einzigen schreibung *eu* für alle *əü*-laute nur wenig. Aber aus dem zeugnis des Willichius und der noch bis ins 18. jh. vorkommenden schreibung *lôu* (s. noch unten), bez. *lôwe* im reim : *ei, eu* ist mit sicherheit festzustellen, daß der diphthong *eü* wenigstens in diesem wort eine von den

übrigen *əü*-diphthongen sich unterscheidende, dunklere aussprache besaß. Auch die reime Opitzs[1]) beweisen weder gegen noch für den zusammenfall von mhd. *eü* und *öu* etwas: denn einerseits hat das fehlen von bindungen beider zueinander eine andere ursache (mangelnde reimmöglichkeit), anderseits ergeben die reime beider auf die gleichen sonstigen diphthonge, die in der ma. aber wieder unter sich lautlich unterschieden sind (mhd. *î* = *ai* [*ê*], mhd. *ei* = *ê*, mhd. *ǖ*, *iu* = *oi* [*ô*]), nur, daß Opitz beide mit zweifachem lautwert reimt.[2]) Dagegen zeigt uns die schles. ma. selbst mit aller deutlichkeit, daß mhd. *eü* und *öu* hier urspünglich vollkommen voneinander verschieden waren. An der verwickelten erklärung Unwerths (Schles. ma. § 41) scheint mir nur so viel richtig zu sein, daß *eü* ursprünglich hinter *öu* — ganz analog wie das aus mhd. *î* entstandene *ei* hinter altem *ei* — um eine entwicklungsstufe zurückblieb, also noch eine lippenrundung oder aber diphthongischen charakter besaß, als letzteres jene schon verloren hatte bez. monophthongiert war: das galt aber zunächst für das ganze gebiet, nicht bloß für das lausitzisch-schles., wie die reste des alten *ai* (*hai*) auch in andern gebirgsschles. maa. zeigen, und erst nachher trat allmählich eine weiterentwicklung ein, die einen zusammenfall mit *öu* bez. *ei* zur folge hatte. — Im übrigen kommt bei den Ostmd. seit dem 17. jh. in der schreibung das etym. trennungsprincip zum durchbruch, woneben die öftere *âw*-schreibung der *eü*-formen durch die umlautslosen formen des dialekts begünstigt wurde. — Im wort *lôwe* zeigen schreibung und reim das nebeneinanderstehen von ursprünglicher kurz- und langform.

Norddeutsch.

Rollenhagen (Froschmeuseler), Magdeb. 1595: *lewen* (: *darneben*) *lewe* (: *trewe*) *lôwen* (: *befreyen*). — Rose (Theophania und Holofern), Berlin 1647 und Hamb. 1648: *hew*, *drâwen drâw-wort*, *frewde*, *frewen*, *zerstrewen*. Für etym. gestütztes *ǖ*, *öu* scheinbar neben *âu* auch noch *eu*. — Schottel (HaubtSprache), Braunschw. 1663: *heu*, *dâuen dâwen deuen*, *dreuen drôuen*, *freud*, *freuen*, *strâu streu*, *strâuen streuen*; *leu lôu lôw*. — Brockes (Ird. vergnügen), Hamb. 1721—48: *lôu(en) leuen lôwe(n)*.

---

1) Jellinek, Beitr. 43, 286 ff.
2) S. Jellinek a. a. o. 294 f.

Im nordd. zeigt sich ganz dasselbe bild wie ostmd., nur daß es hier beim vorliegenden material noch etwas deutlicher hervortritt. Vermutlich handelt es sich dabei überhaupt nur um eine übernahme des ostmd. gebrauchs. Bemerkenswert ist hier noch die form *dröuen* bei Schottel.

7. Westmitteldeutsch.

Rheinfränkisch.

Livius-übers. (1.—3. aufl.) Mainz (J. Schöffer) 1505, 14 und 23: *freidenreich* (1505 *fredenrich*), *zurstreien zerstrewen*. Mhd. *û̂* ist *eu* (*eü*); mhd. *öu* erscheint in der 1. aufl. in der regel als *öi*, *oi*, *oü*, *öw* (*ö*), seltner als *eu*, *eü*, *ew* (vor labial auch *e*), in der 2. aufl. letztere zunehmend, aber noch in der 3. erstere nicht ganz verschwunden, woneben in allen aufl. vereinzelt auch *ei*, *aü*. — Alber (Fabeln), Franckf. a. M. 1550: *häw*, *verdäwen*, *dräwen* (öfters), *freud freudiglich*, *frewen*, *löw(en)* (sehr oft). Mhd. etym. gestütztes *û̂* etwa gleich oft *eu*, *äu*; mhd. *öu* überwiegend *äu* neben *eu*. — Biblia D. M. Luther, Franckf. a. M. (Rab, S. Feyerabend und W. Hanen erben) 1564: *löuwen* (vereinzelt) *löwen* (regelmäßig). Mhd. etym. gestütztes *û̂*, *öu* als *eu*, *äu* wohl in ähnlicher verteilung wie bei Alber. — Cisner (Auentini chronica), Franckf. a. M. (J. und S. Feyerabendt) 1580: *gäw*, *heuwmonat*, *dräwen dröuwen*, *freud*, *zerstreuwen*; *löuwen löwen* (öfters). Etym. gestütztes mhd. *û̂*, *öu* durchaus regelmäßig *äu*, neben nur ganz seltenem *eu*; ferner für *iu* infolge etym. stützung *äu* in *bierbräuwen*.

Fürs rheinfränk. liegt die sache zunächst ähnlich wie im niederalem., indem die schwankende schreibung keine lautlichen schlüsse zuläßt. In der zweiten hälfte des 16. jh.'s setzt sich dann das etym. princip durch, wobei teilweise eine stärkere neigung besteht, die *eü*-formen durch anlehnung an die nichtumgelauteten formen des md. ebenfalls durch *äu* zu geben. Immerhin zeigen aber die einzelnen reste von *öu* für *eü*, da bei den fraglichen druckern kaum niederalem. einfluß vorliegen dürfte, noch das gefühl für einen besondern lautwert.

Mittelfränkisch.

Spee (Tugendb. und Trutznachtig.), Köln 1649: *hew*, *frewd*, (*er-*)*frewen* (öfter), (*ver-*, *zer-*)*strewen* (öfter). Etym. gestütztes mhd. *û̂* fast durchweg *äu* neben noch öfterm *eu*, mhd. *öu* durchaus *äu*.

Das mfränk., das teilweise noch besonders zäh an der bezeichnung *eu* für alle *əü*-diphthonge festhält, ist mitte des 17. jh.'s zur festen etym. trennung übergegangen; für eine

etym. anlehnung der *eü*-formen besteht hier naturgemäß keine neigung.

8. Reformorthographen.

Beuther (Sleidan-übers. und die unter seinem einfluß stehenden Th. Rihelschen drucke), Straßb. 1570ff.: *gâw*, *hewmonat* (oft), *drâwen* (öfter) *drâwung*, *freude freudig*, *frewen*, *strewen strâwen*; *lôwe(n)* (öfter). Etym. gestütztes mhd. *û* und *öu* regelmäßig *âu*, daneben (hauptsächlich anfangs) nicht gerade selten noch *eu* (bes. für ersteres). — Schede (Psalmen), Heidelb. 1572: *betraiung*, *fraid(e)* (oft und stets), *fraien* (durchaus), *straien* (durchaus); *lēw*. Mhd. *û*, *öu* durchaus *eu*, für letzteres öfter auch *ai*. — Fischart (Lazius-hs. und reformdrucke), Straßb. und Basel 1574ff.: *gâuw*, *hâu* (öfter) *hâw* (öfter) *heu* (1580), *dâuen*, *trâuen trâuwen*, *frâud* (zunächst fast durchaus und häufig selbst noch 1588) *freud* (zunächst nur ganz selten, aber ganz überwiegend 1588), *frâudig* (öfter noch 1588) *freudig* (zuerst nur vereinzelt, häufiger 1588), *frâuen* (zunächst fast ausschließlich und noch 1588 vorkommend) *(er-)freuen* (zuweilen in den 70er jahren) *(er-)frewen* (gewöhnlich 1588), *straien streyen* (letzteres wohl entsprechend der sonstigen ersetzung von *ai* durch *ey* zwischen 1578—82); *der lew* (Laz.-hs.). Etym. gestütztes *û*, *öu* schon in der Laz.-hs. durchgehend *äu*, in den drucken (offenbar in wesentlicher übereinstimmung mit der entwicklung der normalen Straßburger druckersprache, s. 117f.) zunächst *eu*, *âu*, dann im lauf der 80er jahre letzteres immer mehr durchgeführt. — Piscator (Bibel-übers.), Herborn 1602ff.: *hâwschreck* (öfter), *drâwen*, *frâude* (öfter), *frâwen* (öfter), *zerstrâwen* (öfter); *lôw* (öfter) *lew*. Mhd. *û* und *öu* sind hier auffallenderweise völlig consequent als *eu* und *âu* geschieden. — Flemming (wo und wann?): *lôu* (nach Weigand-Hirts wb.).[1] — Zesen (Adriat. Rosemund), Amsterd. 1645: *drâuen*, *frâude* (sehr oft und stets) *frâudig* (öfters), *erfrâuen* (öfter) *erfrâulich*; *leu(en)* (öfter). Etym. gestütztes *û* und *öu* durchaus *âu* (dagegen *feucht*, *befeuchten*); ferner für *iu* infolge etymologisierender anlehnung in bestimmten worten ebenfalls stets *âu* (nämlich in *frâund* (*-in*, *-schaft*, *-lich*), *trâue trâu*, *die lâute*, *nâu*, *tâuer*, *abschâulich schâuen*; dagegen immer *deutsch*, *neun*, *leuchten* usw.). — Rist (Poet. schauplatz), Hamb. 1646: *heû*, *freûde* (*-eu-*) (sehr oft) *freudig*, *(er-)freûen* (*-eu-*) (öfter), *streû* *(zer-)streuen* (öfters); *lôu loû(en)* (öfter). Für etym. gestütztes *û*, *öu* durchaus *aû* (vereinzelt *âu*); für *iu* nur aber stets *aû* in *durchlaûchtig*. Für nichtgestütztes *û* und für *iu* immer *eû* (am anfang und schluß meist *eu*). — Rompler (Reimgetichte), Straßb. 1647: *hâu*, *freûd* (*-eü-*) (oft), *freûen* (öfter) *erfreûlich*, *strâuen streuen*; *lôw(en)*. Für mhd. *û*, *öu* durchaus bei etym. stützung und in *sâuftzen âu*;

[1]) Das citat kann ich in der ausg. von Lappenberg nicht feststellen. Bei der völligen verständnislosigkeit des herausgebers für die sprachgeschichtlichen probleme des frnhd. im allgemeinen und Flemings reformbestrebungen im besondern kommt dem beleg übrigens nur geringe bedeutung zu.

dann für *iu* wohl gleichfalls auf grund etym. erwägungen in einer anzahl von worten ebenfalls durchgehend *âu* (nämlich in *die trâu trâu(-lich)*, *nâu* [vereinzelt auch *nâü nâü*] *nâulich ernâuen*, *schâu schâuen*, *die râu* (*be-*) *râuen*, *kâuen*). Im übrigen *eü* (seltner dazwischen *eü*, nur sporadisch auch *eu*). — Simler (Gedichte), Zür. 1648: *hâw*, *drâwen* (öfters), *freüd*, (*er-*) *frewen* (öfter), *zerstrâwen*. Etym. gestütztes *û*, *öu* fest *âu*; nichtgestützt und *iu* wechselnd *eu* und seltner *eü*. — Schottel (Friedens sieg), Wolfenb. 1648: *heuschrekke*, *freude* (sehr oft) *freudig*, *erfreuen*, *streuen* (öfters); *leuen* (zweimal) *löuen*, *löwen*. Etym. gestütztes *û*, *öu* durchaus *âu* (für ersteres ganz vereinzelt auch noch *eu*).

Bei den meisten der reformorthographen ist das etym. princip vorherrschend, so daß hier für den phonetischen wert des mhd. *eü* nichts zu gewinnen ist. Und zwar kommt diese etymologisierende tendenz in zweifacher art zum ausdruck, indem die einen (Beuther nur zum teil, dann bes. Fischart und Zesen, teilweise auch Rompler und sogar Simler) in anlehnung an die md. *au*-formen *âu* (*âw*), die andern (so durchgehend Rist und Schottel) unter aufgabe oder in ermanglung eines etym. zusammenhangs *eu* (*eû*) schreiben. Fischart lernte die *au*-formen jedenfalls durch seinen frühen aufenthalt im rheinfränk. gebiet kennen; immerhin bleibt es auffällig, daß gerade er die *âu*-schreibung als erster consequent durchführt (die später immer mehr zunehmende *eu*-schreibung spiegelt auch hier deutlich den fortschreitenden verfall seiner reformorthographie wieder). Am merkwürdigsten bleibt dabei die einführung des *âu* in *frâude frâuen*, wo die *au*-formen selbst im md. damals kaum noch vorkommen; doch gebraucht sein lehrer Scheit noch im reim *erfrawen*. Zesen, der auch *frauen*, *strauen* noch als reimformen zuläßt, ist natürlich unabhängig von diesem und offenbar im anschluß an die ma. zu seinen schreibungen gekommen. Rompler dagegen mag, wie auch sonst, direct von Fischart und vielleicht Piscator, der theologe Simler wohl wieder durch Rompler und auch md. schreibgebrauch sowie die *au*-formen der Luther-bibel beeinflußt sein. Etwa anders liegt die sache bei Piscator: zwar steht auch er unter der unmittelbaren einwirkung der Fischartschen reformorthographie, daneben hat ihn aber hier doch offensichtlich das bestreben, die unterscheidnng seines Straßburger heimatsdialekts zwischen der alten länge *û* und den diphthongen *eü*, *öu* durch die orthographische trennung

eu : *du* zum ausdruck zu bringen, geleitet. — Für die phonetische beurteilung unseres *eü* sind dagegen einige andere dinge wichtig. Zunächst läßt die consequente *ai*-schreibung bei Schede im gegensatz zu der nur stark beschränkten für mhd. *öu* doch wohl darauf schließen, daß dieser noch deutlich einen lautlichen unterschied zwischen den beiden diphthongen empfand. Fischart mag *straien*, das er später selbständig > *streyen* umbildete, von Schede übernommen haben; da er aber im gegensatz zu diesem in den andern worten nie *ai* schreibt und sogar ganz unabhängig *fräude fräuen* durchführt, so muß er seine bestimmten lautlichen gründe für die annahme des *ai* gerade in diesem einen wort gehabt haben. Endlich wird durch md.-nordd. reformer — vor allem durch Rist — der besondere lautwert des *eü* wenigstens in *löu loü* wieder unzweideutig erwiesen.

III.

Zusammenfassend ergibt sich also meines erachtens aus dem vorstehenden etwa folgendes. Mhd. *eü* hat sich lautlich aus ahd. *ęw* entwickelt. Im hochalem. ist es wahrscheinlich schon in mhd. zeit durch labialisierung mit dem hier nicht entrundeten mhd. *öu*, dem uml. von *ou*, zusammengefallen. Auf dem größten teil des übrigen hd. gebietes scheint es dagegen noch längere zeit — z. t. noch während der ganzen frnhd. epoche und in einzelnen maa. (wie im schles.) noch heute — von *öu* lautlich unterschieden gewesen zu sein, indem es ein entwicklungsstadium hinter letzterm zurückblieb, dadurch daß sein erster bestandteil entweder die ursprüngliche geschlossenheit oder lippenrundung oder sonst eine dunklere färbung gegenüber jenem länger bewahrte.

Vielleicht gelingt aber auch diesmal einem mit den problemen der deutschen gramm. besser vertrauten eine befriedigendere lösung.

Übrigens stellt die frnhd. gramm. an die mhd. noch eine ganze anzahl von fragen, die dort bisher noch kaum oder gar nicht beantwortet werden; anderseits dürfte sie dieser auch ihrerseits noch bezüglich mancherlei kleinerer probleme, die von dortaus vielleicht gar nicht zu lösen sind (z. b. umlauts-

fragen), wertvolle winke geben, wie dies seiner zeit schon durch Bahders untersuchungen geschehen ist.

MÜNCHEN, den 22. märz 1926. VIRGIL MOSER.

MND. *RANTREDE.*

W. Voß, Nd. jahrb. 39 (1913), 119 ff., hat sich vergebens bemüht, dieses dunkle wort, das viermal in mnd. urkunden belegt ist, zu erklären. Von den vier belegen fallen drei auf den 23. und 24. bd. des Mecklenb. urkundenbuches (MUB.), zu denen Voß die wort- und sachregister geliefert hat. Es sind folgende stellen: *ahn witten Lubesschen penningen ranthrede bereth unde betalet* (MUB. 12928), urkunde vom 28. febr. 1396; *400 mark Lubescher pennynge, de se my rantrede beret, getellet und noghaftigen betalet hebben* (MUB. 13054), urkunde vom 9. jan. 1397; *de se my rantrede beret, ghetellet unnde betalet hebben* (MUB. 13631), urkunde vom 23. april 1400. Dazu kommt als vierter beleg aus Riedel, Cod. Brandenb. 1, 19, 391 ein schuldbrief vom 6. märz 1461, in dem es heißt: *an eyner summen . . . uthtorichtende und mit rantreden penninghen* [*to*] *betalende.* Aus dieser letzten belegstelle haben Lübben-Walther, Mnd. handwb. das wort übernommen, wo es als 'unbeschnitten (vom gelde)', aber mit fragezeichen (?) versehen, erklärt wird. Bei Schiller-Lübben, Mnd. wb. fehlt es noch.

Gegen Walthers erklärung hat sich schon Voß mit recht ausgesprochen. Er versucht einen anderen weg einzuschlagen, indem er das erste compositionsglied an *rant* = *rand* einzuknüpfen und *rantrede* = bis zum rande bereit, bis zum rande bar im sinne von 'ganz bar, barest' zu deuten sucht. Daß diese erklärung aber nicht voll befriedigt, hat Voß selbst erkannt, er versucht deshalb noch zwei andere lösungen von einer ganz anderen seite, die aber ebenfalls nicht ganz überzeugend sind, wie er selbst zugibt.

Ich schlage einen ganz anderen weg ein und knüpfe mnd. *rant-* an das mlat. *ranta* (neben *renta*, *renda* aus

mlat. *rendita*, lat. *reddita*) in der bedeutung 'census, praestatio, ertrag, einkünfte, zahlung, abgabe' an, das noch in den roman. sprachen (prov. *renda*, franz. *rente*, ital. *rendita*) weiterlebt[1]) und auch in die germ. sprachen übergegangen ist (afries. *rente*, mnd. mnl. *rente*, mhd. *rente*, *rent*). Zwar tritt das wort meist mit *e*-vocalismus auf, aber neben dem genannten mlat. *ranta*, das Ducange 7,15 zweimal aus einer urkunde vom jahre 1212 belegt,[2]) findet sich das wort auch in den germ. sprachen mit *a*-vocalismus. Mhd. *rant*(*e*) ist belegt bei J. Grimm, Weisth. 2,5, z. 11 in einer urkunde vom jahre 1321: *damit unser rante noch dheyne unser dinste gemynnert werde.* Ziemann, Mhd. wb. s. 303 bringt aus den Monumenta Boica 10,301 (ad 1446) einen beleg für *rant*, der auch bei Schmeller-Frommann, Bair. wb. 2², 125 gegeben wird (*so lang und wir dar geslos zu Aichach mit seinen herrligkaiten, ranten und gulten inn haben*). Zwei weitere beispiele für *rant*, *riant* aus den Mon. Boica 4,200 (ad 1488) *mit allen eren, rechten, gulten, nutzen, rännten, vanten, gesuchen* und 17,458. 395 *mit allen güetern, rianten, venten, zinsen, gulten* führen Schmeller-Frommann a. a. o. an. Im afries. ist *ranta* neben *rente* ebenfalls belegt. Richthofen, Altfries. wb. 992 verzeichnet aus einer urkunde vom jahre 1477 die stelle: *XX postulatus-golden ranta.*[3])

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß bei Otfrid das verbum *rentôn* 'herzählen, aufzählen, rechenschaft ablegen' (*sculîn iro dâti rentôn* 5, 19, 9, *bigondun sie rentôn forahtelên worton* 3, 20, 87) und das compositum *irrentôn* 'erörtern, auseinandersetzen' (*iz mag man irrentôn mit kurzlîchên worton* [*irrenten* F] 2, 9, 74) belegt ist, das sonst in älterer zeit nicht vorzukommen scheint (vgl. Graff 2, 531), dazu bair. *ranten* bei Schmeller-Frommann a. a. o. 2, 126 aus Mon. Boica 17, 414.

Was bedeutet nun mnd. *rantrede?* Das zweite glied ist natürlich mnd. *rede* 'bereit', engl. *ready* 'bereit, fertig',

---

[1]) Vgl. Diez, Et. wb. d. rom. spr.⁴ 267. Meyer-Lübke, Rom. et. wb. nr. 7141.

[2]) Charta ann. 1212 ex Archivo Castri Brientii: *CCC solidos de Ranta ... quamdiu hanc tenuerint Rantam.*

[3]) Die quelle ist Groot placaat en charterboek van Vriesland door G. F. baron thoe Schwartzenberg, Leeuwarden 1768, s. 671.

ags. *rǣdc.* Mnd. *rantrede* heißt also ‘zur abgabe bereit, zur zahlung bereit, fertig abgezählt’. In dieser bedeutung für *rantrede* geben alle vier belegstellen einen tadellosen sinn.

Mit ausnahme des mlat. *ranta*, das bereits in einer urkunde vom jahre 1212 auftritt, gehören alle belegstellen für *ranta* oder *rantrede* dem 14. und 15. jh. (1321—1488) an, was vielleicht nicht auf zufall beruht. Es liegt hier zweifellos ein terminus der mlat. urkundensprache vor, der dann in die germ. sprachen übergegangen ist.

SCHWERIN i. Mecklbg., august 1926.

ERNST SCHWENTNER.

ZU PFEIFFERS ECKHARTTEXT: DIE PREDIGT 45.

In seinem aufsatz ‘Zur überlieferung der Pfeifferschen Eckeharttexte’ schreibt Adolf Spamer, Beiträge 34, 336, d: ‘drei predigten stützen ihre autorschaft auf Stuttgart HB I Ascet. 6 . . . Daß unter der bezeichnung ‘Egghart’ sich der leser nicht sicher den meister Eckehart vorzustellen brauchte, oder daß er ihm wenigstens nicht alle predigten unter diesem namen zuschrieb, beweist eine alte randnote bei der predigt 45 (f. 43 v), zu beginn des stückes, ‘von růobe nota’, und s. 339: ‘doch haben wir oben gesehen, daß eine alte randnotiz dies ergänzend als Eckehart Rube deutete’.

Dies ist ein eigentümlicher irrtum, nur dadurch zu erklären, daß man in allen den meister Eckhart betreffenden verfasserfragen überskeptisch geworden ist und dazu neigt, ihm möglichst viel von dem abzuerkennen, was nicht einwandfrei als sein werk äußerlich bezeugt ist.

Schlagen wir nämlich die predigt 45 *In omnibus requiem quaesivi* (Eccles. 24, 11) auf, so zeigt sich bald, daß sie von *ruowe* ‘ruhe’ spricht, z. b. 152, 21 ff.: *Alse vil diu sêle ruowet in gote, alse vil ruowet got wider in ir. Ruowet si ein teil in ime, sô ruowet er ein teil in ir. Ruowet si alzemâle in ime, sô ruowet er alzemâle in ir.* usw.

Die randbemerkung ist also nichts weiter als ein hinweis auf den inhalt der nun kommenden predigt. Die schreibweise *ruobe* statt *ruowe* macht keine schwierigkeit; denn es liegt eine Stuttgarter hs. und die randnotiz eines schwäbischen lesers vor und in schwäbischen denkmälern des 14. und 15. jh.'s ist *b* für *w* zwischen vocalen nicht selten; belege für *ruowe* und seine ableitungen s. bei Weinhold, Alem. gr. § 155. Auch das heutige schwäbisch kennt solche formen noch in resten; vgl. Fischer, Schwäb. wb. 5, 464 ff.

Damit wird dem Eckehart Rube wohl das lebensfünkchen ausgeblasen sein: die randnotiz der Stuttgarter hs. kann jedenfalls nicht als zeugnis gegen meister Eckharts autorschaft herangezogen werden.

MARBURG (Lahn), 5. mai 1926. PAUL SPRUTH.

WORTDEUTUNGEN.

A. Zur religionsgeschichte.

1. An. *Kvasir*. Eine an. gottheit der dichterischen beredsamkeit ist der aus speichel erschaffene, schließlich zu einem rauschtrank gewandelte *Kvasir*. Vorausliegende form dürfte **kvasāiaz* sein,[1]) wohl aus *g^{u}osāi̯i̯o-s*;[2]) etwa zu nd. brem. *quasen* 'plaudern, schwätzen, ein gewäsche vorbringen' air. *bél* 'lippe' (**g^{u}etlo-*)? Idg. **g^{u}osāi̯i̯o-s* wäre dann 'schwätzer'

Es fällt auf, daß *Kvasir* aus speichel erschaffen wird. Man denkt an die *kawa-kawa* der Polynesier: die wurzel von Piper methysticum Forst. wird gekäut, das gekäute in eine schale gespieen, daraus der rauschtrank bereitet.[3]) Vielleicht, daß die erzählung vom *Kvasir* ähnliche praktiken ureuropäischer Ungermanen voraussetzt: in der tat käuen sich noch jetzt Tschuktschen und andere urvölker Nordasiens den fliegen-

[1]) E. Sievers, Ber. d. sächs. ges. d. wiss. 1894, 129 ff. und A. Walde, Ausl. 141 f. (danach Brugmann, Grundr. 2², 1, 186) klären das suffix auf.

[2]) Dieselben, ebenda über das idg. suffix.

[3]) L. Lewin, Phantastica 227 f. und Toxikologie² 366.

schwamm (Amanita muscaria Fries.), so verschaffen sie sich rausch und begeisterung. Der wirksame stoff ist das sog. pilzatropin.[1]) A. Byhan sagt von den Nordostasiaten:[2]) 'wenn jemand einen absud [von fliegenpilz] nimmt, wird er witzig, singt, tanzt, dichtet liebes-, jagd- und heldenlieder; dann stellen sich visionen, zuckungen und delirien ein, und schließlich verfällt der trinker in einen 12—16 stündigen schlaf'. Man wird die vermutung nicht ganz abweisen wollen, daß die Germanen die kräfte des fliegenschwammes gekannt und geschätzt haben, von ureuropäischen Ungermanen belehrt.

B. Zur volkskunde.

2. Ahd. *drûh*. An. *þrúga* 'art schneeschuh' gehört etymologisch zu ahd. *drûh* 'tierfalle, fußfessel',[3]) des weiteren zu an. *þrúga* 'to press', lit. *tráukiu* 'ziehe', lat. *truncus* 'klotz'. Man muß wohl von idg. **trāukō* 'drücke, ziehe, klemme, hindere' ausgehen, ein umstand der dadurch empfohlen wird, daß man letzthin in Irland, Schottland, Norddeutschland, Schweden usw. tretfallen (klemmfallen) für rotwild in mooren des öfteren gefunden hat.[4]) Nun entspricht der an. schneereifen seiner form nach einer ahd. *drûh* = nhd. *drauche* so, daß man annehmen kann, es sei die bezeichnung der klemmfalle auf die schneereifen der ungerm. vorbewohner des germ. und des idg. landes übertragen worden.

C. Zur grammatik.

3. Got. *hiufan* 'θρηνεῖν', an. *hjúfra* 'wehklagen', ae. *héofan*, as. *heoƀan*, ahd. *hiuban hiufan* sind ohne verwantschaftsnachweis.[5]) Vielleicht kann von idg. **(s)kēupō* 'schreie' ausgegangen werden, dann zu gr. *σκώψ κώψ* 'ohreule', aruss. *chupsti sja* 'sich rühmen', slov. *húpati* 'schreien', *hupáč* 'wiedehopf', serb. *hȕpnuti* 'rufe' (slav. *-ch-* = idg. *-sk-*, Brückner, KZ. 51, 221 ff.). Ein reimwort liegt vor in serb. *ȕpnuti* 'rufen', lat. *upupa* 'wiedehopf', nhd. dial. *auf* 'uhu'. Zum sematologischen vgl. noch gr. *ἄπαφος* 'wiedehopf', lit. *apúokas* 'eule'.

---

[1]) L. Lewin, Toxikologie[2] 409. [2]) A. Byhan, Die polarvölker 68.
[3]) Falk und Torp in Ficks Wb. 3[4], 194.
[4]) M. Haberlandt in Buschans Ill. völk. 3[2], 313.
[5]) S. Feist, Et. wb.[2] 191.

4. Got. *hvôpan* '*καυχᾶσθαι*', ae. *hwôpan* 'drohen' sind unerklärt.[1]) Vielleicht gilt eine grundform *(*s*)*kṷāpnō* 'schreie'; dann sind anzureihen lat. *vāpulo* 'bekomme prügel', russ. dial. *chinitĭ* (aus **chynitĭ*) 'tadeln, schelten' usw. Zum ablaut **kṷāpnō* neben **skūpnịō* vgl. lat. *suāvis* (d. i. **suādvis*) = gr. *ἡδύς* neben ai. *sūda-s* 'kost'.

BERLIN, 2. sept. 1926. JOHN LOEWENTHAL.

NACHTRÄGE.

1. Beitr. 49, 81 war der verwendung der erle in der färberei erwähnung getan worden. Dafür kann ich jetzt auch germ. belege beibringen. Der eine steht bei Johanne Nylænd, Norske plantefargar² (ed. R. Berge, Risør 1923) s. 13. Dort heißt es von der verwendung des erlenlaubes (*ôrelauv*) zum garnfärben: '*kokar garne saman med turka ôrelauv* ½ *time*'. Erhaltene farbe: dunkelgelb (*dim gul*). Der andere beleg steht im 'Pfadfinderkalender auf das jahr 1926/27' (Potsdam 1925) s. 84: 'erlenrinde nimmt man zum braunfärben von fischnetzen'.

2. Beitr. 50, 292 waren an. *ingi* 'princeps' *Yngvi* usw. zu got. *aigan* gestellt worden. Dagegen macht mir E. Lewy brieflich einwendungen. In der tat könnte auch an norw. *ingsa seg* gedacht werden, 'gni sig opad i kjælenskap, om kat og hund, og om brunstige dyr, Ma[ndalen] *hingsa* bespringe',[2]) falls zunächst 'sich bemächtigen': dann zu gr. *ἐνεγκεῖν* ai. *náśati* 'erreicht'; idg. **eñk̂én-* 'machtbereich' = an. *ingi* 'princeps'. *Yngvi* (germ. **inguz*[3])) = idg. **eñk̂ú-s* 'mächtig'.

BERLIN. JOHN LOEWENTHAL.

---

[1]) S. Feist, Et. wb.² 213. [2]) A. Torp Nynorsk et. ordb. 243.
[3]) Ad. Noreen, Namn och bygd 8, 1 ff.

ZUR HANDSCHRIFTENFRAGE DER THIDREKSSAGA.

In der handschriftenfrage der Thidrekssaga nimmt die stellung der schwedischen übersetzung (Sv [a, b]) zur norwegischen (Mb) und isländischen (A, B, [C]) überlieferung einen wichtigen platz ein. Auf der einen seite wird sie zu Mb gestellt,[1]) auf der andern seite wird ihre enge beziehung zu A, B betont.[2]) Im folgenden möchte ich auf ein bis jetzt übersehenes argument hinweisen, das verdient, mit zur beurteilung der frage herangezogen zu werden.

In cap. 220 der schwedischen übersetzung wird ein könig Iron erwähnt, den weder Mb noch AB kennen: Herbert trifft Hermen, den ritter könig Artus':[3]) *Sidan stigo the a theris hæstæ oc rido till en konung som iron het. Herbert war then welkomen oc ther giord till en hertoge oc bleff hooss jron konung langa stwnd.* Die entsprechenden stellen in den anderen handschriften lauten (Bertelsen 2, 59):

Mb *æptir þat stigr hann a sinn hæst. oc riða þau leið sina langar leiðir þar til er þau koma til konungs .i.*

A *siþann stiga þau aa sina hesta. og riða til hans riddara og stiga þar aa skip og sigla langt i brott j fjærlæg lend og koma til konungs eins.*

B *æptir þat stigr hann a sinn hæst. og riða þau alla leid þar til er hann kiemur til konungs eins.*

Ich nehme nun an, daß Sv für das *til konungs .i.* von Mb *til konungs iron* gelesen habe. Dies war sehr leicht möglich, da die namen häufig abgekürzt sind und sich für sonstiges Iron auch bloßes *i* findet. Die punkte, die *i* als zahl kennzeichnen sollten, können übersehen worden sein. Im urtext hat das *i* sicher eine zahl bedeutet, da ein späteres hinzufügen der punkte weniger wahrscheinlich ist als ihr

[1]) Vgl. H. Hempel, Die handschriftenverhältnisse der Thidrikssaga, Beitr. 48, 414 ff.

[2]) Vgl. O. Klockhoff, Studier öfver Þiðreks saga af Bern, Upsala 1880.

[3]) Sagan om Didrik af Bern, utg. af G. O. Hyltén-Cavallius, Stockholm 1850 ff., 1, 168.

fortlassen. Auch spricht schon die tatsache dafür, daß außer den schwedischen alle hss. *i* = *eins* lesen.

Da nun Sv stark zusammenzieht, also mehr eine kürzende bearbeitung als eine übersetzung darstellt, ist eine willkürliche hinzufügung eines namens wenig wahrscheinlich. Sv weist gegenüber den anderen hss. einen namensüberschuß von zwölf namen auf, und zwar außer Iron noch *Beyeren*, *Borgundia*, *Bælt*, *Fimber*, *Fyppoldhi*, *Hofferdh*, *Hænrik*, *Holsthen*, *Rygia*, *Torkeren* und *Yrian*. Von ihnen haben zunächst schon sieben keine bedeutung, da sie in den schlußcapiteln vorkommen, die weder in Mb noch in AB vorhanden sind: *Borgundia*, (cap. 386), *Fimber* (cap. 383), *Fyppoldhi* (cap. 386), *Hofferdh* (cap. 385), *Hænrik* (cap. 386), *Holsthen* (cap. 385) und *Rygia* (cap. 384).

Beyeren und *Torkeren* (cap. 8 schluß) sind in AB (1, 28) nicht vorhanden, in Mb fehlt noch das ganze stück. Ein vergleich läßt sich daher nicht sicher ziehen. Da aber beide namen in der beschreibung eines machtbereiches vorkommen, sind sie vielleicht auch in Mb vorhanden gewesen, da gerade bei solchen schilderungen Sv stark kürzt.[1]

Dagegen kann der schwedische übersetzer (s. 89) *Bælt* hinzugefügt haben, da er im gegensatz zu Mb und AB, die (1, 214) nur *sunð* haben, *oraswnd oc bælt* schreibt. Da diese hinzufügung sich aber ohne weiteres aus der geographischen kenntnis des Schweden erklären läßt, hat sie keine bedeutung.

Wichtiger ist nur der name des schwiegervaters könig Aldrians (Irungs): *Yrian*. Dieser name ist auch der deutschen überlieferung unbekannt: Mb und AB nennen (1, 319) keine namen: Mb *Ein konungr er nefndr Aldrian er reð firir niflunga landi hann uar rikr maðr oc hans kona er .i. riks*

---

[1]) Vgl. Mb *Nv sitr erminrikr konungr i sinu riki hann er yfir konungr i rumaborg. oc vm morg onnur stor konunga riki. oc til hans þiona oc luta allir konungar oc hertugar firir sunnan feall. oc þo riða annars staðar oc er han mestr oc rikastr konunga i þan luta heims er heitir europa. þvi at sealfir keisarar raða nu mest ut um bolgara land. oc vm gricland. En riki erminriks konungs stenðr allt ut til seofar þess er heitir aðrimar* (Bertelsen 2, 158) gegen Sv *koning Ermentrik war en mektwg konung sa at manga konunga oc hertwga skattade hanum. alt for sunnan mundia fiall* (s. 173).

konungs dottir. — A *Einn kongur hiet Alldrian er ried fyrer Niflungha lanndi og var rikur kongur. Hans kona var ein kongs dottir.* — B *Einn kongur hiet Alldrian er ried fyrer Niflungha lanndi. hann var rijkur, og hanns drottning.* Demgegenüber hat Sv (s. 126) *En konung som het aldrian oc radde fore nefflungeland. hans hustrv war yrian konungs dotter.* Der namenszuwachs könnte auch hier durch verlesung erklärt werden (*yrians* für *.i. riks*), doch spricht die namensform *öryan* der hs. b und auch das anlautende *y* selbst dagegen. Doch auch so ist dieser fall nicht mit der einfügung des namens *Iron* gleichzusetzen. Während *Iron* nur eine völlig untergeordnete rolle spielt, die keineswegs zu einer namensgebung anregen konnte, ist der name des schwiegervaters Aldrians (Irungs) schon für die genealogie der Burgundenkönige von interesse, um so mehr, als der könig durch das adjectivum *rikr* besonders hervorgehoben wird.[1])

Auch der zusatz dieses namens spricht daher nicht gegen die annahme, daß *Iron* durch verlesen in den text gekommen sei. Besteht sie aber zu recht, so muß der schwedischen übersetzung eine hs. zugrunde gelegen haben, die Mb näher stand als AB, da diese *eins* statt *i* gelesen haben.

Wenn nun allerdings die handschriftenfrage auch nicht auf grund dieses einzelnen arguments entschieden werden kann, so glaube ich doch, daß es mit großer innerer wahrscheinlichkeit spricht. Auf keinen fall aber darf es meines erachtens übersehen werden.

WISMAR, 18. october 1926. WILLY KROGMANN.

ZUR *U*-DECLINATION IM SPÄTGOTISCHEN.

Beitr. 46, 64 ff. habe ich unter den mustern für die umformung der *u*-declination im spätgot. auch die *r*-declination angeführt, indem ich irrtümlicherweise angenommen habe,

[1]) Wenn in A *riks* nicht steht, so besagt dies nichts: der text von B beweist, daß es auch in der vorlage von AB stand.

daß diese letztere im sing. dieselbe form im acc. wie im dat. aufweise. Jellinek, Gesch. der got. spr. § 121 hat es nun freilich nicht nur bedenklich gefunden, daß ich den *r*-stämmen großen einfluß zugeschrieben habe, sondern auch, daß die zahl der masculina mit wirklich gleichem dat. und acc. (von den typen *nasjands* und *reiks*) nur gering ist und von diesen wörtern auch keine genetive auf bloßes *-s* belegt sind. Dies letztere bedenken scheint mir nun durchaus unnötig zu sein, da die *u*-declination, die zugleich masculina und feminina umfaßte, als indifferent in bezug auf das genus empfunden werden mußte, zumal nach Jellineks eigenen ausführungen § 120 anm. 1 die feminina hier vielleicht sogar zahlreicher waren, als wie ich angenommen hatte. Als musterformen, deren gen. vor dem dat. (wie der gen. *sunaus*, *handaus* vor dem dat. *sunau*, *handau*) ein *-s* voraus hatte, genügten daher vollkommen die femininen typen *tuggō*, *managei*, *baúrgs*, wenn auch bei der schöpfung des acc. *sunau*, *handau* die gleichheit der acc. *nasjand*, *reik* mit den datt. *nasjand*, *reik* mitgewirkt haben könnte.

Immerhin dürften sich die acc. auf *-au* bei den femininen der *u*-declination etwas früher als bei ihren masculinen eingestellt haben. Ja vielleicht wird letztere annahme noch durch einen besonderen umstand bestätigt: im Marcus findet sich von jüngeren formen der *u*-declination außer dem nom. *Barteimaiaus*, an dessen auftreten höchstwahrscheinlich der unmittelbar voraufgehende gen. *Teimaiaus* die schuld trägt (vgl. Beitr. 46, 75 f.), nur der acc. *handau* (Beitr. 46, 70). Während nun diesem *handau* sechs accusative *handu* im Marcus gegenüberstehen, bietet dasselbe evangelium bei den masculinen der *u*-declination noch keinen einzigen accusativ auf *-au*, wohl aber 28 auf *-u*. Da nun der Marcus unter denjenigen teilen der got. bibel, die überhaupt die verwirrung bei den *u*-stämmen zeigen, wohl am frühesten geschrieben ist, so liegt in seinem femininen acc. *handau* vielleicht erst der erste ansatz zur neubildung vor. Darauf, daß gerade *handus* 'hand' zuerst eine nebenform im acc. erhalten hätte, könnten auch speciell noch *taíhswō* 'rechte hand' und *hleidumei* 'linke hand' hingewirkt haben. Dann aber hat *handus* wohl zunächst *fōtus* nach sich gezogen.

Da sich so gut wie bei der *u*-declination auch bei der *r*-declination der gen. (*brōþrs*) vom dat. (*brōþr*) nur durch das plus eines *-s* unterschied, und da nur wenige wörter letzterer klasse angehörten, so könnte man zunächst wohl erwarten, daß sich auch hier neben den ererbten acc. (*brōþar*) die form des dat. (*brōþr*) als acc. gestellt hätte. Wenn dies nicht geschehen ist, so mag hier vielleicht der accusativ an dem ihm gleichlautenden nominativ (*brōþar*) eine stütze gefunden haben. Der hauptgrund aber für die verschiedene behandlung der *u*-stämme und der *r*-stämme ist höchstwahrscheinlich ein anderer gewesen. Lag in der *u*-declination *-au* im dat. neben *-u* im acc., so waren das endungen, die sich sehr ähnelten: wo sich aber formen eines bestimmten wortes sehr ähnlich sind, können sie leicht vollständig einander angeglichen werden. So ist bei den griechischen *ōi*-stämmen der acc., der sich von seinem nom. ursprünglich durch den geschleiften accent unterschieden haben muß (**Λητῶ* aus **Λητόα* oder **Λητῶα*), diesem auch im accent angeglichen worden: es heißt hier im acc. *Λητώ* wie im nom., während sich bei den parallel flectierenden *ōs*-stämmen, deren nom. vor dem acc. auch noch das plus eines *-s* voraus hatte, die geschleifte betonung in letzterem (*αἰδῶ*) neben der gestoßenen in ersterem (*αἰδώς*) erhielt. Im griech. geschah die angleichung bei den casus der *ōi*-stämme eben nur infolge der schon bestehenden lautlichen ähnlichkeit, ohne daß musterformen mit im spiele waren (denn die neutra können doch nicht wohl für die femininen *ōi*-stämme ein muster abgegeben haben). Im got. aber wirkten die vereinigten typen *tuggō*, *managei*, *baúrgs* zunächst auf die feminina der *u*-stämme (und diese dann wieder auf die masculinen *u*-stämme); erleichtert aber wurde das eindringen des *-au* in den acc. hier dadurch, daß es einen sehr ähnlichen klang wie das ererbte *-u* dieses casus hatte.

Was nun die *r*-declination betrifft, so steht hier ja, äußerlich betrachtet, die accusativendung *-ar* der dativendung *-r* gerade so nahe wie bei der *u*-declination die dativendung *-au* der accusativendung *-u*, und man könnte unter solchen umständen zunächst wohl erwarten, daß sich nach dem vorbilde der typen *tuggō*, *managei*, *baúrgs* im acc. **swistr* nach dem

dat. **swistr* und danach dann auch im acc. **brōþr* nach dem dat. *brōþr* eingestellt hätte. In wirklichkeit aber steht *ar* bloßem *r̥* ferner als *au* bloßem *u*. Denn *ar* besteht aus zwei ganz verschiedenartigen lauten, einem vocal und einer liquida; *au* dagegen ist aus zwei vocalen zusammengesetzt und bildet daher eine in sich homogene lautgruppe. Nur das *au* ist im eigentlichen sinne diphthong oder vielmehr selbst eine art vocal und steht als solcher dem vocal *u* näher als die lautgruppe *ar* dem sonantischen *r̥*. Höchstwahrscheinlich wurde das *au* von den Goten nur als ein volleres *u* empfunden, als sie — allerdings nach dem muster bestimmter flexionsklassen — die dativform *handau* auch auf den acc. übertrugen, der bis dahin nur *handu* gelautet hatte.

BERLIN, 28. februar 1927. RICHARD LOEWE.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Anglia bd. 50, heft 4, bd. 51, heft 1. Halle, Max Niemeyer 1926. — s. 295—394 und s. 1—80.

Beiblatt zur Anglia bd. 38, nr. 1—5. Halle, Max Niemeyer 1927. — s. 1—160.

Archiv für das studium der neueren sprachen bd. 151. Braunschweig und Berlin, Georg Westermann 1927. — VII. 318 s.

Beck, Ernst, Lautlehre der oberen Markgräfler mundart. Mit einer karte [= Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten hrsg. von O. Bremer, bd. 10]. Halle (Saale), Buchhandlung des waisenhauses 1926. — XX. 282 s.

Behrendt, Leo, The ethical teaching of Hugo of Trimberg. [= The Catholic university of America, Studies in German no. 1]. (Diss.) Washington, D. C. 1926. — 61 s.

Beihefte zu den jahresberichten der Schlesischen gesellschaft für vaterländische kultur. Jahrg. 1. Nr. 1 und 2 (doppelnummer). Breslau 1922. — s. 1—30.

Leuvensche bijdragen, 18ᵉ jaargang. 2ᵉ & 3ᵉ aflevering. Bijblad. 's Gravenhage, M. Nijhoff 1926. — s. 43—78.

Bouman, A. C., Onderzoekingen over afrikaanse syntaxis [= Annale van die uniwersiteit van Stellenbosch, jaarg. IV, reeks B, afl. 3 (nov. 1926)]. Nasionale pers, Beperk, Kaapstad. Prys 2/6.

Dehne, Curt, Welche hörbaren ausdrucksmittel wenden ausgewählte meistersprecher an zur auswertung des Hamlet-monologes „Sein oder nichtsein"? (dazu eine wandkarte). Diss. Halle 1926. — 57 s.

Deuschle, M. J., Die verarbeitung biblischer stoffe im deutschen roman des barock [diss. von Amsterdam]. H. J. Paris, Amsterdam. — VIII. 179 ss.

Bruchstücke einer neuen fassung des Eckenliedes (A) hrsg. von C. von Kraus. I. II [= Abhh. der Bayer. akademie der wiss., philos.-philol. und hist. kl. bd. 32, abh. 3]. München, in komm. des verlags R. Oldenburg 1926. — 86 s. 4°.

Edda. Die lieder des codex regius nebst verwandten denkmälern hrsg. von Gustav Neckel. II. Kommentierendes glossar [= Germ. Bibliothek hrsg. von W. Streitberg II, 9]. Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung 1927. — XXXII. 216 s.

Friesische erzählungen aus Alt-Wangerooge von prof. dr. Enno Littmann. Oldenburg i. O., Ad. Littmann, 1922. — 32 s.

Gunnlaugs saga Ormstungu. Mit einleitung und glossar hrsg. von E. Mogk. 3. aufl. Halle, Max Niemeyer 1926. — XXV. 66 s. M. 2.

Henzen, Walter, Die deutsche Freiburger mundart im Sense- und südöstlichen seebezirk. [= Beiträge zur schweizerd. grammatik hrsg. von A. Bachmann XVI]. Frauenfeld, Huber & Co. 1927. — VI. 275 s. und eine karte.

Schweizerisches idiotikon. Bericht für das jahr 1926. Zürich o. j. — 12 s.

Jacobsen, Lis, Wimmer's farmer-stones. Særtryk af Acta philologica Scandinavica. København, Gyldendalske boghandel 1926. — s. 207—243.

Jahrbuch des freien deutschen hochstifts 1926 . . . hrsg. von Ernst Beutler. Frankfurt a. M. 1926. — 441 s.

Kent, Roland G., The textual criticism of inscriptions [= Language monographs published by the Linguistic society of America no. 2. Linguistic society of America], Philadelphia 1926. — 76 s.

Die goldene schmiede des Konrad von Würzburg, hrsg. von Edward Schröder. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1926. — 88 s.

Danmarks gamle landskabslove med kirkelovene udg. ved Johs. Brøndum-Nielsen under medvirkning af Paul Johs. Jørgensen. I, 5. Skånske lov, udarb. af Svend Aakjær. II, 1. Jyske lov, udarb. af Erik Kroman og Peter Skautrup. København, Gyldendalske boghandel. Nordisk forlag 1926 f. — s. 513 — 640 bez. VIII. 128 s.

Language. Journal of the Linguistic society of America. Vol. 2 no. 3. Menasha, Wis. 1926. — s. 157—204.

Literaturblatt für germanische und romanische philologie 48, nr. 3—4. Leipzig, O. H. Reisland 1927. — s. 89—168.

Neuphilologische mitteilungen, bd. 27, nr. 7/8, bd. 28, heft 1/2. Helsingfors 1927. — s. 193—256 und s. 1—64.

Müller, Walther, Der schauspielerische stil im passionsspiel des mittelalters [= Form und geist, arbeiten zur germ. phil. . . . hrsg. von Lutz Mackensen I]. Leipzig, Hermann Eichblatt verlag 1927. — 140 s.

John Page's Siege of Rouen. Krit. textausgabe . . . von Herbert Huscher [= Kölner anglistische arbeiten hrsg. von H. Schöffler 1]. Leipzig, Bernh. Tauchnitz 1927. — IX. 247 s.

Panzer, Friedrich, Volkstum und sprache. Rektoratsrede. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1926. — 23 s.

Mittelniederdeutsche predigtfragmente aus einer handschrift der universitätsbibliothek von Helsingfors, von Pekka Katara. Helsinki 1926. — II. 100 s.

Publications of the modern language association of America, vol. XLI, supplement: List of members, 1926. Menasha, Wis. [1926]. — s. LXVII—CCXXII.

Publications of the modern language association of America, 41 no. 4 [dec. 1926]. — Vol. 42, 1 Menasha, Wis. — s. 771—1043 und LXI—LXV bez. s. 1—254. I—LXIV.

Philological quarterly. Vol. 5, no. 4. Iowa City 1926. — s. 289—384.

Roumiguière, Henriette, Le français dans les relations diplomatiques. [= Univ. of California publications in modern philology vol. 17, no. 4, pp. 259—340]. Univ. of California press, Berkeley, Cal. 1926.

Sarauw, Chr. Nedertysk, en indledning til sprogets historie med et forord af L. L. Hammerich [= Studier fra sprog- og oldtidsforskning no. 142]. København, V. Pios boghandel 1926. — 48 s.

Schütte, Gudmund, Vor folkegruppe. Gottjod, de gotiske, tyske, nederlandske, angelsaxiske, frisiske og nordiske stammer i etnologisk fremstilling. 1. bind. Kjøbenhavn, H. Aschehoug & Co. 1926. — 299 s.

Schwarz, Ernst, Die ortsnamen des östlichen Oberösterreich [= Prager deutsche studien hrsg. von E. Gierach und A. Hauffen heft 42]. Reichenberg i. B., Sudetendeutscher verlag Franz Kraus 1926. — VII. 145 s.

Englische studien, bd. 61, heft 1. Leipzig, O. R. Reisland 1926. — s. 1—176.

Phonetische transkription und transliteration nach den verhandlungen der Kopenhagener konferenz im april 1925. Oxford, Clarendon press 1926. — 36 s.

Priester Wernhers Maria, bruchstücke und umarbeitungen hrsg. von Carl Wesle. Halle, Max Niemeyer 1927. — LXXXVIII. 324 s.

Christian Wierstraits History des beleegs van Nuys . . . nach dem originaldruck von 1476 hrsg. von Karl Meisen I. teil [= Rheinische beiträge und hilfsbücher zur germ. phil. und volkskunde hrsg. von Th. Frings, R. Meißner und J. Müller bd. 11]. Bonn, Kurt Schroeder verlag [jetzt Fritz Klopp, verlag] 1926. — 205 s. M. 6.

Wilcox, Frank Howard, Prévost's translations of Richardson's novels [= Univ. of California publications in modern philology, vol. 12, no. 5, pp. 341—411. Univ. of California press, Berkeley, Cal. 1927.

Wigalois der ritter mit dem rade von Wirnt von Gravenberc hrsg. von J. M. N. Kapteyn. I. bd. Text. [= Rheinische beiträge und hilfsbücher zur germ. phil. und volkskunde hrsg. von Th. Frings, R. Meißner und J. Müller bd. 9]. Bonn, Fritz Klopp, verlag 1926. — 95* und 506 s. M. 25.

Wolfram von Eschenbach. Sechste ausgabe von Karl Lachmann [besorgt von Eduard Hartl]. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1926.

Zeitschrift für deutschkunde. Jahrg. 1926, heft 11—12. — VIII und s. 721—844.

Zeitschrift für romanische philologie bd. 46, heft 2—4. Halle, Max Niemeyer, 1926. — s. 129—512 und 8 s. register zu bd. 45.

Zeitschrift für vergleichende sprachforschung bd. 54, heft 3/4. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1927. — s. 161—316.

Ziesemer, Walter, Mitteilung aus dem Preußischen wörterbuch. Königsberg i. Pr. 1926. — 23 s.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann Halle (Saale).

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Ausgegeben September 1927

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

BEGRÜNDET VON **HERMANN PAUL** UND **WILHELM BRAUNE**

HERAUSGEGEBEN VON

EDUARD SIEVERS

51. BAND. 2. HEFT

MAX NIEMEYER VERLAG
HALLE (SAALE)
1927

☛ Die herren mitarbeiter werden gebeten, zu ihren manuscripten nur lose quartblätter zu verwenden, nur eine seite zu beschreiben und einen breiten rand freizulassen.

INHALT.

Zur nachricht!

Manuscriptsendungen sind zu richten an professor dr. E. Sievers in Leipzig (C1, Schillerstr. 8). Es wird gebeten, größere arbeiten nicht ohne vorherige anfrage einzusenden.

Die herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, manuscripte druckfertig einzusenden und in den correcturbogen nach möglichkeit solche änderungen zu vermeiden, die mit zeilen- oder seitenumbrechung verknüpft sind. Die verlagshandlung trägt die kosten für die von der druckerei nicht verschuldeten correcturen nur in beschränktem maße.

Die verlagshandlung honoriert den druckbogen mit 16,— M. und liefert den verfassern 10 separatabzüge unentgeltlich: eine darüber hinausgehende anzahl ist spätestens während der correctur des ersten bogens bei der redaction zu bestellen und wird nur gegen berechnung geliefert. Reclamationen betreffs honorarzahlung und lieferung der separatabzüge sind direct an die verlagshandlung zu richten. Die honorarzahlung erfolgt nach schluß des bandes, die ausfolgung der separatabzüge nicht vor ausgabe des heftes.

Da die 'Beiträge' recensionen nicht bringen, so können der redaction eingesante schriften, soweit sie für die leser der zeitschrift von interesse sind, nur am schlusse der hefte unter 'Literatur' verzeichnet werden.

ELEGAST.

Müllenhoff spricht in der Zs. fda. 13, 183 die vermutung aus, die str. 12 von Dietrichs erster ausfahrt habe den namen des zwerges Elegast, der dort in v. 5 erscheint, 'wohl mittelbar' aus dem nl. gedichte von Karel ende Elegast. Diese möglichkeit läßt sich nicht bestreiten, aber die beiden gestalten, die da Elegast heißen, sind jedenfalls zu trennen; sie haben außer dem namen nichts gemeinsam: der 'meisterdieb' der in dem nl. gedichte (und in der entsprechenden episode des Karlmeinet) auftritt ist kein zwerg und der zwerg in Dietrichs erster ausfahrt ist kein dieb. Zunächst soll von dem letzteren die rede sein.

1. Der zwerg Elegast.

Sein name ist nur an jener einen stelle genannt und diese gehört der strophengruppe 12—15 an, die nur in der hs. w überliefert ist, in d keine stütze hat und sich auch sonst sofort und unzweifelhaft als jüngere einschaltung dartut (Zs. fda. 43, 216). Sie erzählt, die königin des hohlen berges habe den zwerg Elegast verbannt, er sei deshalb zu dem heiden gezogen, der an anderen stellen in w *Orgeis*, in h *Orkîse* heißt, und dieser habe sich auf die klage des zwerges hin entschlossen, ihn zu *rechen* und die königin zu bezwingen. Ein zweck der einschaltung ist also auf den ersten blick zu erkennen: sie soll den zug des heiden gegen die königin begründen. Zu allem überfluß sagt die str. 12 mit v. 11—13 noch ausdrücklich: *das was der erste anefank, dar umb der haidenische man die edeln künigin bezwank.*

Diese begründung war nun nicht nur dem ältesten gedichte fremd, es war überhaupt keine nötig: in *Orkîse* verbirgt sich der böse waldgeist der volkssage, und daß

dieser ein moosweiblein oder andere hilflose geschöpfe verfolgt, liegt schon in seinem wesen, braucht also nicht begründet zu werden; dasselbe gilt von der höfischen einkleidung, in der diese sage in der uns erhaltenen dichtung vorliegt: da ist der verfolger ein heide, ein *Sarrazîn*, die königin und ihre untertanen sind christen: — das ist grund genug dafür, daß er sie bedrängt.

Zu hoch dürfen wir überhaupt von dem bedürfnis des interpolators, verstandesmäßig oder dichterisch zu motivieren, nicht denken. Wäre es so groß gewesen, so hätte er zunächst die begründung selbst begründen müssen: wir erfahren aus seinen strophen zwar, daß der heide wegen der vertreibung des zwerges gegen die königin ausgezogen sei; warum sie aber Elegast vertrieben habe, erfahren wir nicht. Auch die antwort, die der heide dem zwerg auf seine klage erteilt, ist weder für diesen noch für den leser befriedigend. Er verspricht dem zwerge nicht etwa, ihn wieder in seine heimat zurückzuführen, sondern nur, ihn zu rächen, die königin sich *undertenig* zu machen, er will *ir den perk gewinnen an* und sie zwingen, ihm *all jar ein zins* zu geben, womit dem zwerg nicht geholfen ist. Von seiner heimkehr ist denn auch nirgends die rede, er ist und bleibt 'der vertriebene'. Damit hat er seine aufgabe erfüllt und verschwindet spurlos aus der geschichte.

Die einschaltung hat aber noch einen anderen zweck, der nach unseren begriffen weder logisch noch poetisch ist, aber sehr deutlich hervortritt: der verfasser der in rede stehenden strophen will zeigen, daß er den namen *Elegast* versteht, und er beweist das, indem er ihn in die jüngere sprache übersetzt. Das tut er nicht einmal, sondern auffallend oft, teils in immer neuen wendungen, teils in wiederholungen, indem er bald selbst erzählt, bald den zwerg redend einführt. Er begnügt sich also nicht damit, zu berichten: *die kunigin het ein geswerk, dem selben si verpot den perk* (12, 1 f.), *da zoch das zwerglein . . . hin zu dem haidenischen man* (13, 12 f.) — was vollkommen ausgereicht hätte und sachlich ohnehin durch die wortreichen ausführungen nicht erweitert wird —, sondern fährt fort: *das must hin weck in fremde lant* 12, 4, *es must hin weck von seinem gut* 12, 7, *muß*

ich also von hinnen 13, 10, *es kam hin in der haiden lant* 14, 1; *es ward von ir vertriben* 13, 3, *das si mich vertriben hat von meinem gut* 14, 10 f.; *sie weist es hin* 13, 4. Aber damit nicht genug. Wenn das adj. *ellende* nicht nur 'exul, peregrinus', sondern auch 'miser, miserabilis' bedeutet, so kann auch ein subst. *elegast*, das ja mit jenem den ersten compositionsteil und den wortsinn gemein hat, dieselbe bedeutungsentwickelung durchmachen. Und siehe da, auch diese bedeutung tritt immer wieder hervor: *dar an geschach im leide* 12, 3, *es clagt sein leit ser ane mas* 13, 5, *es clagt also ser* 14, 4, *ich clag euch* 14, 5, *ich clag euch das* 14, 12, *es wer geren beliben* 13, 6, *nun mag ich nimmer werden fro* 13, 9, *das ich mag nimmer frölich sein* 14, 9, *dar umb ward es gar ungemut* 12, 9, *dar umb bin ich gar ungemut* 14, 13, *sein hend begund es winden* 12, 10 *mich armen knechte* 14, 10. Das ist nicht zufall, nicht ungeschicklichkeit des erzählers, nicht schuld unseres schreibers von w, sondern deutlich greifbare absicht des verfassers der strophen. Zudem sind, wie ja nicht erst gesagt werden muß, beide 'übersetzungen', die dem leser so oft eingehämmert werden, vollkommen richtig.

Elegast ist also ein redender name und er ist weder der erste noch der einzige seiner art in der geschichte der Virginal. Dem ältesten bestande der dichtung gehören an *Parthenopê*, die 'mädchenhafte', als auszeichnender name für Helferichs gemahlin,[1] *Gamazitus* von rom. *gamoscio* 'gemse', welcher name die von *Orkîse* bedrängte jungfrau als jagdwild des bösen waldgeistes bezeichnen soll,[2] *Bibunc*, der 'zitterling', für den furchtsamen zwerg,[3] *Lewe* für Hildebrands roß,[4] *Vreise* für Hildebrands schwert,[5] was schon W. Grimm in der DHS.³ 302 einen 'verständlichen namen' nennt. Nicht so alt,[6] aber doch allgemein als überschrift des gedichtes in

[1]) Zs. fda. 53, 2.

[2]) Ebenda 43, 256, anm. 2.

[3]) Beitr. 49, 461 ff. und E. Sievers, IF. 43, 174 ff.

[4]) Die strophen h 108 und 185, wo der name erscheint, sind nach C. v. Kraus 'echt' (Zs. fda. 50, 26 f.), d. h. sie stammen von dem dichter der Virginal A.

[5]) Diesen namen gebrauchen die 'echten' strophen h 62. 108. 149 (ders. ebenda).

[6]) Zs. fda. 53, 1.

gebrauch, ist der name *Virginâl* für die königin des hohlen berges, eine durchsichtige übersetzung des griechischen *Parthenopê* ins lateinische.[1]) Die eingeschalteten strophen h 82—85[2]) bringen den namen des heiden *Orkîse*,[3]) der von rom. *orco*, 'hölle' stammt[4]) und den träger als böse, als einen unhold hinstellt. In der fortsetzung h heißen riesen *Glockenbôz*, *Klingelbolt*, *Schelledenwalt*, *Videlnstôz*, weil sie als riesen lärm machen, *Vellenwalt* und *Velsenstôz* weil sie in wald und gebirge hausen, *Bitterbûch* und *Wolvesmage* wegen ihrer gefräßigkeit.[5]) Einige von diesen riesennamen ändert w, ebenfalls in sofort erkennbarer absicht; so erscheinen in w neu *Felsenstrauch* und *Ösenwalt*.[6]) Die interpolation h 31—37[7]) nennt eine heidnische königin *frou Sebel* nach hebr. *zeb̄el* 'mist', die auch in d bezeugte strophe w 1 nennt den vater des heiden Orkise *Teriufas*, d *Terevas* nach hebr. *ṭərefā* 'ungenießbar, unrein', in der Janapas-episode[8]) heißt der bote des heiden, der die christlichen helden in einen höchst gefährlichen hinterhalt lockt, *Kober* wohl nach hebr. *qōb̄er*, 'begrabend', ein anderer ebendort heißt *Posel* (: *schnel*) nach hebr. *pasul*, vulgär *posel*, 'unbrauchbar, falsch, treulos'.[9])

Daß die dichter die bedeutung der namen kennen, zeigt durch das, was er von deren trägern aussagt, schon der verfasser der Virginal A bei den namen *Parthenopê*[10]) und *Bîbunc*:[11]) 'die mädchenhafte' wird wiederholt und von mehreren als *diu reine*, oder *kiusche*, *reine* gepriesen, der 'Zitterling' muß immer wieder *kumber*, *angest*, *sorgen* und *vorhte* ausstehn. Umgekehrt ist die wahl des namens Virginal

[1]) Zs. fda. 53, 3.

[2]) Über die strophengruppe h 79—92 s. Zs. fda. 43, 216 f.

[3]) Dieser kommt zwar auch in str. 132, 8 vor, ist aber auch da jüngeren ursprunges, s. C. v. Kraus, Zs. fda. 50, 27.

[4]) Jiriczek, DHS. 1, 237, anm. 2 und Zs. fda. 43, 256, anm. 2.

[5]) Über diese riesennamen s. C. v. Kraus, Zs. fda. 50, 64.

[6]) S. denselben ebenda anm. 2.

[7]) Derselbe ebenda s. 19 f.

[8]) Derselbe ebenda s. 119 f. 122 f.

[9]) Die kenntnis dieser hebr. wörter verdanke ich herrn professor dr. D. Herzog.

[10]) Zs. fda. 53, 2.

[11]) Beitr. 49, 462 ff.

veranlaßt durch den ausdruck *maget, geliutert und gereinet vor allem valsche,* den schon das älteste gedicht in str. h. 230, 2 ff. von der später und daraufhin so genannten gestalt gebraucht hat. Der 'unreine' heide *Teriufas* oder *Terevas* verdient seinen namen, weil er *in teüfels weise lebt* und menschen frißt w 1, der 'höllische' *Orkîse* und seine mannen *wellen gar der tiuvel wesen* (h 30,9. Die träger der unheilkündenden oder schmähenden namen *Kober* ('begrabend') und *Posel* ('falsch, treulos') gehören zu *der argen haiden schar, die in selbs schande merten mit mördiglicher tat*: sie wollen an den christlichen recken *ein mort began,* indem ihr *pot die herren da betrog, sein falscher munt den fürsten log* w str. 427, 1 ff.

Wir haben es also bei dem gebrauche redender namen und ihrer übersetzung innerhalb der geschichte der Virginalgedichte mit einer langen überlieferung zu tun, die durch die zahl der beteiligten leute geradezu an eine schule erinnert, und in die reihe dieser sinnvollen, durchsichtigen oder doch erklärbaren und für das wesen der träger bezeichnenden namen gehört als später ausläufer auch der des zwerges Elegast.

2. Der meisterdieb Elegast.

Dieser ist, wie gesagt, kein zwerg, sondern der schwarze ritter, den könig Karl trifft, als er, in der nacht von einem engel geweckt, ausreitet, um stehlen zu gehn. Das tut er dann unerkannt eben in des ritters gesellschaft, entdeckt dabei und dadurch eine gegen sein leben gerichtete verschwörung und macht wieder mit hilfe des ritters seine verräterischen gegner unschädlich.

Auch in dem nl. gedichte, das diese begebenheiten erzählt,[1]) ist Elegast ein redender name.

Karl gesteht sich selbst: *ic hebbe Elegast verdreven om cleine sake uut minen lande* 217 f., *hi en heeft lant noch leen, noch ander toeverlaet gheen* 222 f., *ic nam hem tland, des was hi here* 226, auch seine *ridders* und *serianten, die ic heb onterft al beide van lande ende van goede* 232 ff., ebenso *diese onthilde, ic daden verburen beide borch ende leen. hi en hevet toeverlaet gheen* 237 ff. Dasselbe sagt dann Elegast selbst:

[1]) Hrsg. in Hoffmanns Horae Belgicae 4, Lipsiae 1836.

ic hebbe goet ende lant verloren, dat ic hadde hier te voren 478 f. . . . *ende ic mijn goet hadde verloren, daer ic bi soude leven, ende mi die coninc hadde verdreven Carel uut minen lande* 511 f. *al heeft hi* [= *die coninc*] *mi bi quaden rade mijn goet ghenomen ende verdreven* 619 f. Daher muß er mit seinen leuten *in wildernissen ende in wouden* leben 241. 517 vgl. 1280, *in den woude* 1146, oder *in den dan* 1042, vgl. 1031.

So gewinnt der name auch hier die bedeutung 'pauper, miser': Karl spricht von der *armoede* 235 der geächteten und sagt *ic wane, hi* [= *Elegast*] *dicke sorge heeft* 221; der verlust seines landes *mach hem nu wel rouwen sere* 227 und Elegast selber klagt *mijn gheluc es so cranc* 485 und spricht von seiner *armoede* 963. Als der könig die treue des schwarzen ritters erkannt hat, nimmt er sich vor: *mach ic leven, hi sal verwinnen al sijn sneven* 1004 f.

Also auch in diesem gedichte werden die übersetzungen (dreimal *verdreven*!), umschreibungen und erläuterungen des namens immer von neuem wiederholt, viel öfter jedenfalls, als es die erzählung, der gang der ereignisse nötig machte. Auch dieser dichter will demnach zeigen, daß er den namen versteht, und wünscht, daß auch der zuhörer immer wieder auf seine bedeutung aufmerksam werde.

Wieder ist ferner *Elegast* nicht der einzige redende name: es geschieht *tInghelen* 5. 11. 1044, daß der *inghel* 16. 18. 41. 87. 91. 96 den könig zum stehlen weckt. Karl hatte viele pfalzen, aber die geschichte von dem rufe des engels heftet sich an Ingelheim. Daß der dichter mit namen spielt, wird durch dieses zweite beispiel bestätigt.

Erwähnung verdient in diesem zusammenhange auch der deckname, den sich Karl dem schwarzen ritter gegenüber beilegt: *ic ben ghehieten Adelbrecht* 570. Das ist gewiß ein name, mit dem sich ein könig sinnvoll bezeichnen konnte.

Der name Elegast erscheint jedoch nicht nur in der dichtung, sondern auch im wirklichen leben. So sind von Mone (HS. 144. Anz. 1836, 308) und von J. Grimm, Kl. schr. 2, 359 (vgl. Müllenhoff, Zs. fda. 13, 183) aus badischen und mainzischen urkunden des 13. und 14. jh.'s nachgewiesen: *in dem hinderin berge bî dem Elgaste*, *Conradus dictus Elegast*, *Walther Elgast* und *Henricus Eligast*, *Elgastes hube* in

Kenzingen. Diese sind, wie auch Müllenhoff a. a. o. annimmt, schwerlich aus der dichtung abzuleiten. Vielmehr wird das wort *elegast* eine ähnliche bedeutungsentwicklung durchgemacht haben wie das sinnverwante wort *recke*. Dieses bedeutete ursprünglich 'herumziehender krieger, abenteurer, fremdling', dann 'krieger, held'[1]) und konnte in diesem gehobenen sinne als personenname in gebrauch kommen. 'So liegt *Waracio* [zu *wreckeo*] als mlat. eigenname im 9. jh. vor, wie auch ahd. *Recko* als personenname vorkommt' (Kluge, Wb. s. v.). Auch *elegast* muß die bedeutung 'tüchtiger kriegsmann' gewonnen haben, begreiflich, denn nur ein solcher konnte sich als *gast* im *elilenti* durchs leben schlagen. Ein vater aber, der seinen sohn *Elegast* nannte, wünschte ihm damit natürlich nicht, daß er 'exul' und 'miser', sondern daß er ein 'vir fortis atque bellicosus' werden möge.

Als tüchtiger kriegsmann zeigt sich denn auch der Elegast des nl. gedichtes: wenn er es nicht schon vorher war, muß er es als geächteter geworden sein. Von seinem nächtlichen kampfe mit Karl sagt der dichter: *die swarte was sterc ende snel ende sine joesten waren fel, so dat die conine was in vare ende waende, dat die duvel ware*[2]) 396 ff., und der könig selber denkt *dese es ter wapene goet* 417, vgl. 546. Der kampf bleibt, da das schwert des schwarzen ritters bricht, unentschieden. In dem zweikampfe, der als gottesurteil die schuld *Egghcrics van Egghermonde* beweisen soll, sticht Elegast seinen gegner vom rosse 1302 ff., erlaubt ihm dann, wieder aufzusitzen, und schlägt ihm — abermals in gleichem streit — mit dem schwerte *tmeeste deel van den hovede* ab 1354 ff.

Doch ein wort wie *elegast* konnte seinen sinn auch nach einer anderen seite, nach der schlimmeren, abbiegen. Wiederum bietet sich das wort *recke* zum vergleiche dar. Dieses erscheint in der Schweiz mundartlich (*reck*) in der bedeutung 'landstreicher', und während das ags. *wrecca* bloß 'flüchtling, verbannter, unglücklicher' heißt, bedeutet das daraus entstandene

---

[1]) So darf der königssohn Siegfried mit selbstgefühl sagen *ich bin ouch ein recke*, wie bei Gunther *die küenesten recken* seien.

[2]) Früher hatte er ihn nur deshalb für den *duvel* gehalten, *om dat hi was so swart al* 287 f., vgl. 295 ff. An der oben angeführten stelle enthält der ausdruck *duvel* eine unwillkürliche anerkennung.

engl. *wretch* nicht nur 'elender, unglücklicher mensch', sondern auch 'nichtswürdiger, lump, schuft' (Kluge a. a. o. und die engl. wbb.). — Ähnlich verbindet das ahd. *warg* die bedeutungen 'vertriebener' (vgl. *wargus* = 'expulsus') und 'verbrecher', mhd. *warc* 'dient zur bezeichnung unheimlicher wesen, dann als schelte' (Mhd. wb. s. v.) und wird übersetzt mit 'mensch von roher, verbrecherischer denk- und handlungsweise' (Lexer). Auch dieser wandel des sinnes ist ja leicht begreiflich: wer in der fremde als ausgestoßener kraft und mut nicht auf rechtem wege verwerten konnte, wante sich eben oft dem unrechten außerhalb der gesetze zu. — So tritt uns denn auch unser Elegast als dieb und räuber entgegen. Karl zählt ihn gleich zu anfang der dichtung unter die *dieve, die den lieden met liste haer goet stelen ende roven* 204 ff., er wird *Elegast die dief* genannt 630 und im rückblick auf sein bisheriges leben nennt er sich selbst *rover* und *scaecman*[1]) 1279. Dazwischen ist, wie ja bei dem inhalte der erzählung und dem 'berufe' des helden nicht anders zu erwarten, im zusammenhange mit Elegast immer wieder vom *stelen* die rede 224. 245. 503. 505. 649. 667. 672. 829. 860. 923. 1162 oder vom *stelen ende roven* 636 und die allgemeineren ausdrücke *nemen* 255. 258. 524. 1023, *brenghen* (*in mijn ghewin*) 527. 929, *halen ende brenghen* 844 bezeichnen in dieser umgebung auch nichts anderes. Wenn daher Elegast vor dem gottesurteil den schöpfer um verzeihung bittet *na allen minen mesdaden* 1261 (vgl. 1263. 1268) und *sonden* (1266. 1272), so denken dabei er und die zuhörer nicht bloß an die allgemeine menschliche sündhaftigkeit, sondern vor allem an das räuberleben des schwarzen ritters.[2])

Aber andrerseits ist, weil wir dies im folgenden brauchen werden, hervorzuheben: so tief wie die bedeutung von *recke* oder *warc* sehen wir die des namens Elegast nicht sinken. Der dichter bewahrt dem manne, den er so nennt, seine achtung und ist sichtlich bemüht, ihn auch seinen zuhörern

[1]) So die sicherlich richtige verbesserung Hoffmanns für *scatman* der hss.

[2]) Man vergleiche das it. *bandito*, welches ursprünglich 'verbannter, verwiesener', dann 'straßenräuber' bedeutet; umgekehrt ist it. *bravo* nicht nur ein 'tapferer', ein 'haudegen', sondern auch ein 'gedungener meuchelmörder'.

lieb und wert zu machen. Karl gibt selber zu *ic hebbe Elegast verdreven om cleine sake uut minen lande* 217f. und dieser fügt hinzu, er habe das *bi quaden rade* getan. Da nun der könig nicht nur ihn und die seinen *onterft* hat *beide van lande ende van goede* 233f. und *en laetse niewers gheduren*, sondern auch erbarmungslos gegen alle vorgeht, die die geächteten aufnehmen: *diese onthilde, ic daden verburen beide borch ende leen* 237f., so steht der friedlose unter unwiderstehlichem zwange. Das bekennt der könig selbst: *hi en heeft lant noch leen, noch ander toeverlaet gheen, dan hi met stelen can bejaghen, daer op moet hi hem ontdraghen* 222ff. Er weiß, daß Elegast *dicke set sijn lijf te pande omt goet, daer hi bi leeft* 219f. So wird im voraus beglaubigt, was dann dieser von sich aussagt: *daer ic bi leve, moet ic stelen* 503. Aber ein gemeiner dieb und räuber ist er dennoch nicht geworden. Wieder ist es der könig selber, der ihm das zeugnis ausstellt, daß er unterschiede macht: *hi en steelt ghenen armen man, die bi siere pinen leeft. dat pelgrim ofte coopman heeft, laet hi hem ghebruken wel* 245ff.; *dus bejaecht hi hem omtrent, daer hi di rike lieden weet; hi neemt hem haren scat ghereet, beide silver ende gout* 261ff. Besonders abgesehen hat er es auf *biscoppen ende canoniken, abden ende moniken, dekenen ende papen* 250ff., denen offenbar auch der dichter nicht grün ist. Dasselbe beteuert später der schwarze ritter von seinem tun 504ff. größtenteils mit den nämlichen worten, während sich der angebliche Adelbrecht als einen ganz ruchlosen bösewicht von gemeinem schlage hinstellt: *ic pleghe te stelen over recht in kerken ende in clusen ende in alle godshusen. ic stele alderhande sake, en late niemen met ghemake, den riken noch den armen. ic en achte niet op haer carmen. en weet ghenen armen man, daer ic mijn ghewin weet an, en naem hem liever sine have, dan ic hem die mine gave* 571ff. — Was den könig betrifft, so gesteht Elegast, daß er *hem eens nam van sinen scatte sulke scaerden, dat cume ghedroech twe parden* 1023ff. Aber mit diesem diebstahl muß es eine besondere bewantnis gehabt haben — die freilich der dichter aufzuklären nicht nötig findet — denn als ihm der vermeintliche Adelbrecht vorschlägt, Karls *groten scat* zu bestehlen (610ff.), weigert er sich entschieden: *dat moet mi god verbieden! si en leven niet,*

diet mi rieden, dat ic den coninc dade scade. Trotz allem, was ihm der könig angetan hat, erklärt er: *ic sal hem al mijn leven goet vrient sijn na micre macht; in sijn scade en coom ic te nacht, want hi es gherechtich here. dade ic hem anders dan ere, ic mochts mi scamen voor gode, men mochts mi gheraden node* 616 ff. Dagegen bei Eggheric van Egghermonde, *daer moghen wi stelen sonder sonde* 649 f., denn der ist ein schlechter mensch. Nach der ansicht des schwarzen ritters ist also das stehlen nicht unter allen umständen ein unrecht und das ist offenbar auch die ansicht des dichters: auch ein dieb kann gott vor augen haben, wie an der eben angeführten stelle Elegast, ja man kann beim stehlen sogar den willen gottes erfüllen, wie in jener nacht Karl, dem in des herrn auftrag der engel zuruft: *vaert stelen* 21, 31, dann, als der könig nicht sogleich gehorcht, noch einmal böse — *als die was gram* —: *vaert stelen!* 43 f., und zum dritten male *vaert stelen ende wert dief* 93. Zu der nach den anschauungen des dichters richtigen erkenntnis kommt denn auch Karl gleich nach seinem ausritte: er findet mildernde umstände für die aus der menschlichen gesellschaft ausgestoßenen, *die den lieden met liste haer goet stelen ende roven*, bedauert ihr schicksal und bereut seine bisherige schonungslose härte gegen sie: *nemmermeer en ghevalt mi dat, dat ic man door cleinen scat sterven doe in al mijn leven* 204 ff. Darin bestärkt ihn dann die bekanntschaft mit dem schwarzen ritter: er lernt ihn als einen tapferen streiter kennen; gewahrt mit freudiger rührung, *dat hem Elegast die dief goet onste ende hadde lief* 629 ff. Später sieht und hört er, wie die entdeckung des mordplanes gegen den könig Elegast mit schmerz und größtem zorn erfüllt 933 ff., während sich Adelbrecht wieder im gegensatze zu ihm roh und gefühllos stellt: *sterft die coninc so es hi doot* 981. Das trägt ihm von dem schwarzen ritter so empörte vorwürfe ein, daß er sich abermals gestehen muß: *dits mijn vrient* 1002. Während des ganzen unternehmens hat er ferner nicht nur gelegenheit, seines *ghesellen* treue zu erproben, sondern auch die *behendichede* 760. 836, mit der er sein handwerk ausübt, und die zauberkunststücke zu bewundern, die er dabei anwendet. Daß er Elegast gefunden hat, rettet dem könig das leben.

Es hat sich also gezeigt: alle bedeutungen, in denen das wort *elegast* schillert, läßt der dichter hervortreten: der schwarze ritter ist *elegast* in dem sinne von 'räuber und dieb', weil er *elegast* in dem sinne von 'vertrieben, arm' ist, und eben deshalb muß er *elegast* in dem sinne von 'kampftüchtig, mutig' sein. Das ergebnis ist: der zuhörer oder leser ist ganz damit einverstanden, daß der schwarze ritter zum schluß von Karl wieder in gnaden und ehren aufgenommen wird und dessen schwester zur frau erhält, und das erscheint auch uns poetisch schön und gerecht begründet: Elegast hat mit ansehen müssen, wie roh der frühere gatte Karls schwester behandelt hat 905 ff., und darf sie nun dafür entschädigen; Eggheric van Egghermonde, ein großer des reiches und schwager des königs, fällt schmählich dahin als überwiesener hochverräter, lügner und prahler, an seine stelle aber tritt der arme, vertriebene Elegast, der dieb, um fortan an des königs seite zu reiten, als ob er sein bruder wäre (1016 f.) — verdientermaßen, weil er auch die anderen eigenschaften hat, auf die sein name hindeutet. —

Nichts als ein hinweis auf die bisher betrachtete geschichte ist die zuletzt von Müllenhoff (Zs. fda. 13, 184) herangezogene stelle aus dem Reinold von Montalban: *das det im* [= Karl] *got wol schyne zu Ingelheim uf dem Ryne, da er in det by nacht gan stelen mit Elegast.* Sie bringt nichts neues und bedarf keines weiteren wortes.

Eine andere geschichte von einem *Elgast* erzählt dagegen die zuerst im Bragur 2, 331 f. mitgeteilte strophe eines meisterliedes der Colmarer hs. (MSH. 3, 408 a. Bartsch XXXVI, 303, auch in Hoffmanns Horae Belgicae 4, III): *Elgast der wolde rîten von sîner bürge dan ûf stelen ... dâ vant er einen alten man ... bî einem jungen wîbe* und anderswo *ein alt wîp* und einen *jungelinc* beieinander liegen. Das *müet den helt* und *er stal den alten hin und brâht den jungen her.* Es wird wohl allgemein angenommen (so von Hoffmann und Müllenhoff), daß dieser *Elgast* derselbe ist wie der *Elegast* des nl. gedichtes und in der tat spricht dafür nicht nur der name, sondern auch die tatsache, daß auch er ein meisterdieb ist, ferner der umstand, daß er ein ritter ist — er hat eine burg — und zwar ein tapferer — er wird *helt* genannt. Allerdings ist

er zu der zeit, von der die strophe berichtet, kein vertriebener, da er ja *von sîner bürge dan* reitet, aber daß wir nun nicht wissen, warum er *steln* wollte, liegt nur an der kürze der darstellung, die sich auf eine offenbar als bekannt vorausgesetzte ausführlichere bezieht oder Elegast und seine schicksale überhaupt als bekannt annimmt. Der gegenstand der strophe hat ferner allerdings etwas schwankhaftes an sich, während die handlung von Carel ende Elegast in allem wesentlichen ernst ist. Aber auch das braucht uns nicht irre zu machen. Auch in dem nl. gedichte macht der meisterdieb einen spaß bei und in ausübung seiner kunst: während des einbruches in Eggherics burg hat er seinem gesellen Adelbrecht ein wunderbares kraut gegeben: *die sulc een hadde in sinen monde, hi verstont wat hanen craien ende honden biln.* Obwohl es dieser *hadde beloken tuschen sinen tanden*, nimmt es ihm Elegast später unvermerkt weg und *eiste* dann *sijn cruut weder; die coninc socht op ende neder in sinen monde,* aber *hi en mochts vinden niet* und glaubt, er habe *sijn cruut verloren. Doe loech Elegast echt ende seide onverholen: 'ic heb uw cruut ghestolen. ghi en weet van stelen niet een haer'. die coninc pensde: 'ghi secht waer'* 760 ff. Das vertauschen der männer jener beiden paare aber, durch welches gleich zu gleich gesellt wird, geht zudem auf ein gewisses bedürfnis nach gerechtigkeit zurück (wenn man so sagen darf) und dieses paßt zu dem wesen des schwarzen ritters, wie wir es aus dem nl. gedichte kennen lernen, um so besser, als es sich andrerseits doch zu dem gesetzlich festgelegten rechte wieder unbekümmert in widerspruch setzt.

Die form des namens ist in allen bisher betrachteten quellen, im Carel ende Elegast, im Karlmeinet, im Reinold von Montalban und in der strophe der Colmarer hs.[1]) immer *El(e)gast* oder im (Karlmeinet damit wechselnd) *Eligast.* Nur das dänische volksbuch, das eine in einzelheiten abweichende fassung der geschichte von Karl und Elegast enthält (s. J. Grimm, Kl. schr. 6, 38 f.) nennt den dieb *Alegast.* J. Grimm, der das nl. gedicht nur aus einem auszuge kannte

[1]) Für diese s. die ausdrückliche angabe von Bartsch s. 651. Danach ist die schreibweise *Algast* im Bragur und in v. d. Hagen's MS. 3, 408 a unrichtig.

(a. a. o. s. 37), fand die 'dänische recension älter und der anlage und ausführung nach viel besser als die holländische. Insofern ist auch wichtig, daß in der dänischen Alegast als ein rechter dieb dargestellt wird, woraus der spätere [nl.] reimer einen in unverschuldete ungnade gefallenen ritter gemacht, der sich also aus not mit dem raube abgegeben' (a. a. o. 39). Wir brauchen uns hier mit dem streite um höheres alter und innere vorzüge (vgl. Hoffmann a. a. o. s. V) nicht zu beschäftigen. Die frage, ob ritter oder nicht, ist für das wesen Elegasts nicht entscheidend. Daß er aber schon in der ursprünglichsten gestalt der sage als 'vertriebener' aufgefaßt war, lehrt auf jeden fall die wahl seines namens. Die dänische form *Alegast* würde zwar — wenn sie lautgesetzlich zu beurteilen ist — nicht auf *Aligast*, sondern auf *Alagast* zurückführen und auch dieser name ist bei Förstemann 1², 52, allerdings nur einmal, bezeugt, aber auch er würde 'ganz fremd' bedeuten. Je weiter wir aber der zeit nach hinaufrücken, um so gewisser ist der sinn des namens verstanden worden.

Das ergebnis ist: wo ein meisterdieb des namens Elegast erscheint, dürfen wir getrost annehmen, daß wir es mit derselben person zu tun haben, da beides, eigenschaft und name, miteinander zutrifft. Von ihr wird man auch den *Alegast* des dän. volksbuches nicht trennen, das ja in der hauptsache dieselbe geschichte erzählt. Eine maßgebende bedeutung möchte ich der letzteren namensform allerdings angesichts der übereinstimmung aller deutschen quellen nicht beimessen.

3. Elbegast und Erbegast.

Im jüngeren Titurel wird in str. 4105 ein *Elbegast* erwähnt, der *stelende was den vogeln eier ûz der brüete.* Sonst wird von ihm nichts berichtet.

Ein 'diebssegen', mitgeteilt von K. Aue in der Zs. des vereins für thür. geschichte 1, 188 und wiederholt von Müllenhoff in der Zs. fda. 13, 184, beginnt mit den worten: *ich beschwöre dich* [den dieb] *bei deinem meister Erbagast, der aller diebe meister ist.* Verbessert man *Erbagast* in *Erbegast,* so erhält man einen einwandfreien deutschen namen.

Ein anderer diebssegen, den Müllenhoff ebenda 15, 266 veröffentlicht — 'aus dem fürstlich Fürstenbergischen archiv zu Donaueschingen, geschrieben im jahre 1727 von dem Schattenmüller Lanzenberger bei Bonndorf in der Baar' — hebt an: *ich beschwöre dich bei meister Arbegast, der allen dieben ein maister war.* Der name *Arbogast*(*es*) ist wiederholt bezeugt (s. Förstemann), *Arbegast* ist dazu die jüngere gestalt.

R. Köhler hat in der Germ. 28, 127 auf einen oberösterreichischen, von P. Amand Baumgarten veröffentlichten diebssegen aufmerksam gemacht, dessen schlußworte lauten: *das verbiet' ich dem dieb oder diebin beim herrn Oberpapst, der über alle diebe oder diebin meister war,* wo *Oberpapst* sicherlich nichts weiter als eine seltsame entstellung von *Erbegast* oder *Arbegast* ist.

Daß mit *Erbegast* und *Arbcgast* trotz der leichten verschiedenheit in der bildung der namen dasselbe wesen gemeint ist, braucht man wohl nicht zu bezweifeln. Die frage aber ist: sind *Elegast*, *Elbegast* oder *Arbegast* einander gleich zu setzen?

J. Grimm nennt in der schon herangezogenen abhandlung 'Über Karl und Elegast' (Kl. schr. 6, 34 ff.) in der überschrift und im weiteren verlaufe den schwarzen ritter zunächst wie das nl. gedicht Elegast, nach der erwähnung der strophe des Titurel aber immer (dreimal) — abgesehen von dem citate aus der Colmarer hs. — Elbegast. Damit deutet er an, daß er Elbegast für die ältere gestalt des namens halte. In der DM. 1[4], 385 (unter XVII. Elbe. zwerge) steht dann: 'im Tit. 27, 288 (Hahn 4105) [heißt] ein berüchtigter dieb, der die eier unter den vögeln wegstiehlt *Elbegast* (verderbt *Elegast, Algast*)' und in n. 134 (nicht wie das register irrtümlich angibt 135), s. 385: 'für den namen des diebischen *Elbegast* kommt auch die entstellte form *Erbagast* vor'.

Diese ansicht J. Grimms ist dann maßgebend geblieben, obwohl keinerlei neue funde sie bestätigten.

K. Simrock macht auf den ort Algesheim 'in der nächsten nähe Ingelheims' aufmerksam, 'dessen ältester name urkundlich *Alegastesheim* lautet', fährt aber fort: 'Alegast ist aus Elbegast entstellt' (Loher und Maller s. X) und behauptet auch in seinem Handbuch der deutschen mythologie[6] 430: 'Elbegast,

der schlaue, berüchtigte dieb, heißt in dem nl. gedicht Alegast; er holt den kaiser Karl in Ingelheim zum nächtlichen stehlen ab. Hier ist auch er in die neufränksche sage getreten'.

Müllenhoff gibt seinem aufsatz, in dem er den diebssegen mit der namensform *Arbegast* mitteilt, die überschrift *Elbegast* und schließt aus den beiden segen mit *Erbagast* und *Arbegast*, 'daß es einmal einen gereimten diebsegen gegeben hat, in dessen anfang die verse (*ich beswer dich*) *bî dînem meister Elbegast, der aller diebe meister was* vorkamen' (Zs. fda. 15, 266).

Auch R. Köhler findet 'in der entstellten form *Erbagast* den bekannten *Elbegast*' (Germ. 28, 187), E. H. Meyer spricht von dem 'meisterdieb *Elbegast, Elegast, Algast*' (Anz. fda. 13, 25, anm. 1, vgl. desselben Germ. myth. 122. Mythologie der Germanen 165) und W. Golther sagt in seinem Handbuch der germ. myth. 129: 'in der Karlssage heißt ein berüchtigter dieb, der die eier unter den vögeln wegstielt, Elbegast. Der name deutet auf einen ursprünglichen alb'.

Der gemeinsame gedankengang ist also etwa folgender: *Elbegast*, *Elegast* (*Algast*) und *Erbagast* (*Arbegast*) bezeichnen dieselbe gestalt. Die richtige namensform ist *Elbegast*, ihr träger ist, wie sein name und seine eigenschaft als meisterdieb beweisen, ein alb[1]) und gehört als solcher in die germ., im besonderen in die deutsche mythologie.

Fragen wir uns nun zunächst: haben wir das recht, Elbegast für einen alb zu halten? Die antwort kann nur lauten: nein.

Der name *Elbegast* beweist keineswegs, daß sein träger ein alb ist. Das wäre bei einem zusammengesetzten namen höchstens dann der fall, wenn *alb-* dessen grundwort oder zweiter bestandteil wäre. Solche namen gibt es aber — vielleicht eben aus diesem grunde — im deutschen nicht.[2]) Der erste teil eines zusammengesetzten hauptwortes jedoch

[1]) Das elbische seines wesens schien dann durch den zwerg Elegast in Dietrichs erster ausfahrt beglaubigt zu werden.

[2]) Aus den nord. sprachen führt E. Mogk im Grundr. 3², 286 einige 'weibliche eigennamen' an wie *Þórelfr, Ketilelv*, durch die den trägerinnen wohl die schönheit angewünscht werden sollte, an der die elbinnen alle menschlichen frauen übertrafen.

kann im deutschen bekanntlich die verschiedensten verhältnisse zum grundworte ausdrücken. Ein name also, dessen bestimmungswort *alb-* ist, kann — sofern er überhaupt etwas 'bedeuten' soll, was man ja durchaus nicht von allen namen behaupten darf — alle möglichen beziehungen des trägers zu einem alb oder zu den elben meinen, ohne ihn deshalb selber als einen alb zu bezeichnen.

Das gilt sogar von dem namen *Alberîch*. Dieser erscheint auch 'sehr häufig' als menschenname (s. Förstemann) und sollte da gewiß nicht 'mächtig unter den elben, elbenkönig' bedeuten. Allerdings konnte er diesen sinn haben und bezeichnete dann natürlich einen alb, denn der könig der elben mußte selbstverständlich auch ein alb sein. Wenn aber der name diesen sinn haben sollte, so mußte das aus seiner verwendung, aus dem zusammenhange in sage oder dichtung hervorgehen — und wurde außerdem noch ausdrücklich gesagt: in den Nibelungen heißt Alberich *daz starke getwerc* und im Ortnit nennt er sich selbst *ein wildez twerc* und fügt hinzu: *mir dienet in Lamparten manec tal unde berc.* Damit ist der bisher noch nicht ausgesprochene name schon angekündigt und im voraus 'übersetzt', indem die bedeutung seiner beiden bestandteile angegeben wird, und nun folgt die zusammenfassung: *wil du mich gerne nennen, sô rüefe ot Alberîch* (118, 3 ff.).

Der name Elbegast also, um zu diesem zurückzukehren, bezeichnet an sich ebensowenig einen alb wie die namen Alboin, Alphart, Alpker u. a.

Auch die — einzige — leistung, die wir von Elbegast erfahren, daß er den vögeln eier *ûz der brüete* weggestohlen habe, macht ihn nicht zum alb, wenn auch von den elben öfter berichtet wird, daß sie diebisch seien. Denn gerade 'das stehlen der eier aus dem nest unter dem brütenden vogel weg scheint eine allgemeine diebssage zu sein, sie kommt namentlich in dem altfranz. *fabliau des trois larrons* vor und aus einer vermutlich anderen quelle erzählt sie Melander *in jocoseriis* I, p. 19 wieder'. So J. Grimm selbst a. a. o. Auch in den Kinder- und hausmärchen der brüder Grimm wird die geschichte erzählt. In dem märchen 'Die vier kunstreichen brüder' (nr. 129 der vollständigen ausgabe) wird der älteste

der 'vier söhne', die der 'arme mann hatte, ein gelernter dieb'; er soll seinem vater zeigen, was er kann: 'hol du die eier herunter, ohne daß der vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird' und er 'nahm dem vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf eier unter dem leibe weg'. Dann 'mußte der dieb die eier wieder auf den baum ins nest tragen und dem vogel, ohne daß er etwas merkte, wieder unterlegen' und er vollbringt auch das. Dieser älteste erweist sich also durch dasselbe kunststück wirklich als ein 'kunstreicher dieb', ja er leistet sogar mehr, als von Elbegast berichtet wird, ist aber deswegen kein alb, sondern ein mensch.

Nun behauptet allerdings Simrock (Loher und Maller X): 'Alegast ist aus Elbegast entstellt; so nennt die deutsche heldensage den schlauen berüchtigten dieb, den bruder Elberichs' und (ebenda XIII): 'Alberich oder Elberich ist nach der Wilkinasaga Elbegasts bruder'. In seinem Handb. der deutschen myth.[6] 430 führt er drei 'brüder' an: Alberich, Elbegast und Goldemar — ohne quellenangabe (vgl. ebenda 596). Aber woher er dieses verwantschaftsverhältnis hat, weiß ich nicht. *Alfrik* (*Alpris*), 'den berüchtigten dieb', finde ich in der Wilkina-, also in der Þiðrekssaga nur in c. 16. 17. 82 und 98. Auch W. Grimm (DHS.[3] 89) und Raßmann, der die saga übersetzt hat (s. 363 anm.), kennen keine andere stelle. Dort wird aber von einer solchen verwantschaft nichts erzählt, Elbegast und Goldemar kommen nicht vor und auch die anderen forscher, die in Elbegast einen alb erblicken, erwähnen nichts davon, obwohl sie eine solche stütze ihrer annahme sehr gut hätten brauchen können.

Das elbische wesen Elbegasts läßt sich also nicht beweisen und es ist besonnene vorsicht, wenn E. Mogk in seiner Deutschen myth. (Grundr. 3[2], 291) Elbegast unter den diebischen zwergen nicht anführt und den namen überhaupt nicht verwertet, offenbar, weil er ihn nicht für einen elbennamen hält. Auch in W. Müllers Myth. der deutschen heldensage erscheint er nicht und es gebührt ihm auch in der deutschen mythologie keine stelle. Höchstens dem zwerg Elegast aus Dietrichs erster ausfahrt könnte dort ein bescheidenes plätzchen gegönnt werden, eben weil er ein zwerg ist. Dieser aber hat mit dem meisterdieb Elegast nichts gemein, nicht einmal den namen.

Denn es ist eine ganz unbeweisbare behauptung, daß *Elegast* und *Erbegast* entstellungen aus *Elbegast* seien. Vielmehr sind alle drei rechtschaffene und ganz tadellose deutsche namen, die miteinander nur, wie ungezählte andere, den zweiten bestandteil der zusammensetzung gemeinsam haben, was allerdings selbstverständlich eine folge für die bedeutung der ganzen wörter oder namen in sich schließt. Wäre *Elbegast* die gemeinsame älteste grundform, so wäre nicht einzusehen, weshalb sie irgendwo hätte geändert werden sollen: jeder der träger eines der hier von uns besprochenen namen hätte ebensowohl jeden der anderen namen führen können. Der schwarze ritter heißt *Elegast*, aber könig Karl hat ihn und seine leute *onterft al beide van lande ende van goede* 233f., er hätte also auch anspruch auf den namen *Erbegast*. Er versteht sich ferner auf künste, die über die kräfte gewöhnlicher menschen gehn: er kennt und findet *een cruut, die sulc een hadde, hi verstont wat hanen craien ende honden bilen* 763ff., dann *consti behendichede* [vgl. v. 760], *daer hi alle die ghene mede slapen dede van dier sale ende ontsloot dan altemale sloten, die men met slotelen sloot, waren si cleine ofte groot* 836ff., zum einschläfern *seide Elegast een ghebede* 918, *er sprac sijn woort sonder vervaren* 921. Er ist ein meisterdieb, Karl weiß von ihm: *sinen list es menichfout* 265, und er rühmt sich dessen auch selber 530. Es wäre also gar nicht zu verwundern, wenn der dichter den namen *Elbegast für Elegast* eingeführt hätte. Statt dessen soll er *Elbegast* zu *Elegast* 'entstellt' haben. Und warum hätte er das tun sollen? Das wort *alf* ist ihm ganz geläufig, er gebraucht es dreimal, in der einzahl und in der mehrzahl (51. 775. 876) und ist, wie die stellen lehren, mit dem wesen derselben vertraut. Zu seinen 'übersetzungen' hätte er *Elbegast* ebensogut brauchen können, da ja der zweite bestandteil gleich ist; der erste bot einem dichter sogar noch mehr anregungen als der von *Elegast*.

Von dem *Erbegast* oder *Arbegast* der diebssegen erfahren wir nicht viel, nur, daß er aller diebe meister ist oder war. Aber das genügt, um sein anrecht auf seinen namen zu erweisen. Wie nahe in einer geschichte von einem meisterdieb die vorstellung lag, die durch den namen *Erbegast* aus-

gedrückt wird, lehrt u. a. das märchen vom 'meisterdieb', das in der sammlung der brüder Grimm als nr. 192 steht. Als dieser vor das elternhaus gefahren kommt, erkennt ihn sein vater nicht, denn er war *schon seit langer zeit in die weite welt gegangen*, es war *schon lange, seit er fortgegangen ist. Der fremde reichte dem alten die hand* usw. Das märchen schließt: *der erzdieb nahm abschied von seinen eltern, ging wieder in die weite welt und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.* Es ist begreiflich: in der heimat kann der meisterdieb sein gewerbe dauernd nicht ausüben, auch wenn er noch so geschickt ist. Der meisterdieb jenes märchens ist namenlos, aber er ist *erbegast* und könnte so heißen, die begriffe 'meisterdieb' und 'erbegast' hangen zusammen. Von einer anderen seite her bestätigt dies ein norw. volksmärchen.[1]) Auch dort ist 'der meisterdieb' *erbegast*, denn sein vater *hatte ihm gar nichts zu hinterlassen.* Auch er *kam weit herum.* Als er aber dann nach der heimkehr durch einige proben seiner kunst die hand der tochter des amtmannes gewinnt *und eine stattliche mitgift dazu*, ist damit die geschichte zu ende: *der meisterdieb lebte nun glücklich und in freuden; ob er weiter gestohlen hat, weiß ich nicht; hat er es aber getan, so war es sicher nur zum vergnügen.* Als er aufhörte, *erbegast* oder, was ja dasselbe bedeutet, *elegast* zu sein, hat er auch die frühere tätigkeit als meisterdieb nicht mehr betrieben, wenigstens nicht mehr berufsmäßig. Wir verstehen also leicht, wie ein meister aller diebe, der als solcher selber ein meisterhafter dieb sein mußte, zu einem namen kam, der besagt, daß er 'procul hereditate, patrimonio' lebt.

Der name *Elbegast* ist von niemand angetastet worden und bedarf daher hier keiner rechtfertigung. Er war gewiß bezeichnend für einen meisterdieb und jeder hätte ihn führen können. Aber das muß deshalb nicht der fall gewesen sein.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß wir es nicht mit einer überlieferung zu tun haben, die sich später in drei zweige teilte, sondern mit dreien, die sich ganz gesondert darbieten: in der geschichte von könig Karl und dem meister-

---

[1]) Die märchen der weltliteratur, hrsg. von Fr. v. d. Leyen und P. Zaunert, Nord. volksmärchen, 2, nr. 15, s. 67 ff.

dieb heißt dieser in allen deutschen berichten übereinstimmend und immer *Elegast*, der meisterdieb der segen heißt zweimal *Erbegast* oder *Arbegast*, das drittemal ist die letztere namensform mit höchster wahrscheinlichkeit zu erschließen, und ganz für sich allein steht der *Elbegast* der Titurelstrophe, der innerhalb der ganzen altdeutschen literatur nur an dieser einzigen stelle bezeugt ist.

Man hat auch kein recht zu der annahme, daß alle geschichten, die irgendwo von einem meisterdieb erzählt wurden, auf denselben helden hindeuten, und daß dieser Elbegast geheißen habe.

J. Grimm sagt (Kl. schr. 6, 40): 'ich glaube ..., daß die sage von Elbegast ehmals viel ausführlicher herumgegangen ist, und man alle seine streiche zu erzählen gewust hat, davon hier [in der dichtung von Karl und Elegast] nur der pferde- und schwertdiebstahl geblieben ist'. Das ist ja möglich, und dann könnten auf eine solche 'ausführliche' sage von demselben dieb sogar dinge zurückgehen, die später von meisterdieben verschiedener namen berichtet werden. Aber ebenso muß man mit der möglichkeit rechnen, daß an verschiedenen orten von verschiedenen meisterdieben erzählt wurde, von denen manche namenlos waren, einer Elbegast hieß, ein anderer Elegast, wieder ein anderer Erbegast oder Arbegast oder auch ganz anders.

Jedenfalls darf man nicht von einer allgemeinen annahme ausgehn, sondern muß die fälle einzeln ins auge fassen und kann dadurch zu verschiedenen annahmen geführt werden. Wenn etwa von einem meisterdieb an verschiedenen stellen verschiedene streiche unter demselben namen erzählt werden, die untereinander nicht unvereinbar sind, so mag derselbe meisterdieb gemeint sein. So haben wir oben nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß der *Elegast*, der den tausch in den liebespaaren vornimmt, als derselbe gelte, der in der sage von Karl dem großen erscheint. Umgekehrt: wenn dieselbe geschichte von zwei meisterdieben verschiedenen namens berichtet wird, so kann man doch zu dem schlusse gelangen, daß sie auf denselben helden hindeuten. So weist Simrock (Loher und Maller IX) darauf hin, daß 'die isl. Karlamagnus-saga statt des Alegast den Basin als den

dieb nennt, welcher mit Karl stehlen geht'. Hier muß ein name an stelle des anderen getreten sein und es kann sich nur darum handeln, welcher der ältere ist, was uns hier zu weit führen würde und auch nicht näher angeht. In einem fastnachtspiele von J. Ayrer 'Die zwei paar verwechselten eheleut und der markgraf von Rom', auf das R. Köhler, Germ. 29, 59 aufmerksam macht, heißt der vertauschende zauberer *Nigromanticus.* Obwohl hier ein ganz anderer name erscheint, wüßte ich nichts gegen die annahme zu sagen, Ayrer habe die strophe des meisterliedes der Colmarer hs. benutzt, die den tausch von *Elgast* berichtet. Ich wehre mich jedoch dagegen, daß in fällen, wo von meisterdieben verschiedener namen verschiedene taten erzählt werden, auf denselben meisterdieb geschlossen wird, bloß, weil jene namen auf *-gast* ausgehen.

Müllenhoff (Zs. fda. 13, 182ff.) lehnt die vermutung ab, daß für den *Elbegast* der Titurelstrophe und den *Erbagast* des diebssegens das nl. gedicht von Carel ende Elegast 'die quelle sei'. Ich möchte nach allem, was ich früher ausgeführt habe, noch einen schritt weiter gehn und sagen: die drei namen sind überhaupt voneinander unabhängig und es ist weder selbstverständlich noch beweisbar, daß sie dieselbe person meinen.

Nun könnte man allerdings einwenden: es wäre doch ein sonderbarer zufall, daß drei meisterdiebe ohne zusammenhang miteinander drei so ähnliche namen erhalten haben sollten. Es ist dies ja auch auf den ersten blick auffallend. Aber während ich für eine änderung von *Elbegast* zu *Elegast* oder *Erbegast* keine rechte erklärung wüßte, ließe sich jenes zusammentreffen, das sich ohnehin auf die silbe *-gast* beschränkt, wohl begreifen. Eben sie birgt den aufschluß in sich.

Alle drei fassungen wollen den helden in günstiges licht stellen, das an sich und im allgemeinen ehrlose geschäft des diebes soll wenigstens in einem vertreter als entschuldbar, gerechtfertigt, ja womöglich als geadelt erscheinen und ein mittel, diesen eindruck zu erwecken, ist eben der name.

Daß der dichter von Carel ende Elegast auf der seite des diebes steht, zeigt sich in dem gedicht auf schritt und tritt. Der *Elbegast* im Titurel wird schon durch seinen

namen emporgehoben und empfohlen: er soll zwar nicht selber ein alb sein, aber er ist (im stehlen) so geschickt wie ein alb oder er steht unter dem schutze der elben. Der name *Erbegast* oder *Arbegast* muß, wenn er gegen die diebe helfen, sie 'beschwören' soll, das wort sein, unter dem diese selber ihren meister kennen und anerkennen: dann darf er nur eine ehrende, mindestens schonende bedeutung haben. Wenn aber auf mehreren seiten das bestreben sichtbar wird, einen dieb mit einem achtungsvollen namen zu bezeichnen, — wie wir das eben wahrgenommen haben, — dann ist es nicht gar so seltsam, wenn sich aus derselben absicht auch ähnliche namen ergaben. Es braucht deswegen keiner aus dem anderen abgeleitet oder gar 'entstellt' oder 'verderbt' zu sein; das grundwort *-gast* bedeutet überall dasselbe: der träger des namens ist ein heimatloser und soll darnach beurteilt werden, die ersten bestandteile *ele-* und *erbe-* oder *arbe-* verstärken nur die deutlichkeit, die zusammensetzung mit *elbe-* hebt die bedeutung.

Eine wirkliche entstellung ist die namensform '*Oberpapst*' des oberösterreichischen diebssegens. Sie ist aber auch sofort als solche erkennbar und zu erklären: sie ist offenbar erst in einer zeit entstanden, als die bedeutung des namens *Arbegast* dem sprachgefühl verlorengegangen war, und aus dem bestreben erwachsen, an die stelle des unverständlich, also 'sinnlos' gewordenen namens einen halbwegs ähnlichen ausdruck zu setzen, bei dem man sich doch irgend etwas denken konnte, kurz, sie ist eine erscheinung der volksetymologie.

4. Karl und Elbegast.

Die verbindung dieser zwei namen stammt nicht aus unseren altdeutschen quellen, sie gehört aber doch der Karlssage an und läßt einen blick in die geschichte unserer wissenschaft tun.

Es wurde schon mehrmals hervorgehoben, daß die alten deutschen berichte den meisterdieb, mit dem Karl stehlen geht, einhellig *Elegast* nennen; im dän. volksbuche heißt er *Alegast.* Simrock zieht nun den ortsnamen heran, der in der ältesten urkundlichen gestalt *Alegastesheim* laute. Das

würde wie die dän. form auf einen *Alagast* weisen, und tatsächlich heißen die orte nach Förstemann 2[3], 66 in den ältesten urkunden (zweimal bezeugt) *Alagastesheim* (jetzt Gau-Algesheim und Wald-Algesheim). Ob der alte ortsname wirklich, wie Simrock meint, 'ein historisches zeugnis für das frühe dasein einer mythe' [von Elbegast] sei, scheint mir trotz 'der nächsten nähe Ingelheims' sehr zweifelhaft, auf die namensform *Elbegast* erlaubt er jedenfalls einen schluß nicht. Derselbe gelehrte vergleicht ferner den *Malagis*, der 'in dem nl. volksbuche auch den kaiser Karl zum dieb macht' und 'der dieb und zauberer ist wie Elbegast zwerg und dieb': 'da *-gast* im franz. nicht mehr verstanden ward und das vortretende *M* in *Adalger* und *Madelger* wiederkehrt, so sind wohl auch die namen [*Elbegast* und *Malagis*] dieselben' (a. a. o. XIII f.). Allein abgesehen davon, daß zauberer und zwerg nicht dasselbe ist, daß in dem nl. volksbuche nicht Malegis ein zwerg ist, sondern Klein Spiet, ferner daß Malegis dort nur insofern 'den kaiser Karl zum dieb macht', als er ihn aus rache in den ganz unverschuldeten verdacht des diebstahles bringt, würde ein franz. Malagis — falls er überhaupt in diesen zusammenhang hineingehört — auch wieder auf einen *Alagast* leiten und wieder nicht auf einen *Elbegast*.

Aber es hilft alles nichts: Simrock bleibt bei der von J. Grimm aufgestellten ansicht, daß *Elbegast* die ursprüngliche gestalt des namens sei. Da nun Simrock nicht nur forscher, sondern auch dichter war, konnte er zur tat schreiten und so verfaßte er ein gedicht 'Karl und Elbegast' und reihte es unter 'Ingelheim' in seine sammlung 'Rheinsagen' ein (in der von mir benutzten 9. aufl. als nr. 117, s. 240 ff.). So ist denn ein Elbegast in die sage von Karl dem großen gekommen und zwar ein zwerg Elbegast, allerdings erst im 19. jh.

Sehen wir zu, wie das geschehen ist, und welche folgen es gehabt hat.

Simrock rühmt sich, er habe die 'sonderbare dichtung von Caerl ende Elegast' in seinen 'Rheinsagen' 'nach der älteren gestalt behandelt' (Loher und Maller X), das wäre nach seiner und J. Grimms meinung die des dän. volksbuches.

Aber diese angabe ist nur zum teil richtig.[1]) Schon in der wahl des namens Elbegast geht er über jenes volksbuch hinaus, wo der dieb, wie er ja auch selber sagt, *Alegast* genannt wird. Obschon ferner der germanist Simrock wieder selber zugibt: 'Alegast erscheint hier zwar auch schon nicht mehr als diebischer geist' (a. a. o. IX), heißt bei dem dichter Simrock der von ihm eingeführte Elbegast immer wieder *der schlaue zwerg*, *der kleine wicht*, *der kleine* (zweimal), *der zwerg* (dreimal) und *das zwerglein* (dreimal) und zum deutlichen beweise, daß er aus der Titurelstrophe stammt, sagt er selbst von sich *ich stehle die eier aus der brut*. In der vorrede zu seiner erneuerung des Loher und Maller stellt Simrock fest: 'in dem dän. volksbuch von Carl Magnus ist der schauplatz in den Ardennen gedacht', in den 'Rheinsagen' aber spielt sich die handlung wie in dem nl. gedichte und sonst in und bei Ingelheim ab und die schlußverse Simrocks lauten: *von dem engel, der ihm zu stehlen gebot, hieß Karl die pfalz nun Ingelheim.* Den führer der verschworenen, die Karl ermorden wollen, nennt Simrock in seinem gedichte nicht *Remfred*, wie das dän. volksbuch, auch nicht *Eggheric* wie die nl. erzählung, sondern *Harderich*, 'denn Harderich heißt dieser verräter bei Albericus trium fontium' (Loher und Maller XIII), dem chronisten Alberich von Trois-fontaines, der 'etwa von 1232 an mit seinem werke beschäftigt gewesen ist' (Wattenbach, Deutschlands geschichtsquellen im mittelalter 2[6], 462).

Man sieht: Simrock hat, was ihm paßte, genommen, wo er es fand.[1]) Dazu hatte er als dichter volles recht, besonders wenn dadurch die dichtung dichterisch gewann. Das ist nun

---

[1]) In seinem 'Rheinland' ('Das malerische und romantische Deutschland, 8. bd.)[2], 228 sagt Simrock bei sonst gleichem wortlaute: 'nach der ältern lateinischen aufzeichnung'. Das ist wieder unvollständig, denn darunter kann nur (s. u.) eine stelle aus den 'Chronica' Alberici monachi Trium fontium (MG. SS. 23, 717, z. 56 ff.). verstanden sein, diese ist aber ganz kurz und erwähnt einen begleiter Karls, als er *monitu angeli ivit de nocte furari*, überhaupt nicht.

[2]) Nicht ohne berechtigung vermerkt also A. Kaufmann in seinen 'Quellenangaben und bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen', Köln 1862, s. 112 zu unserm gedichte: 'Nach Karl ende Elegast, mnl. gedicht . . ., und Alberici chron. ad. a. 788'.

freilich hier nicht der fall. Schon der anschluß an die dän. fassung wirkt nicht glücklich. Es fällt damit zu anfang der erzählung der zweikampf zwischen Karl und dem schwarzen ritter weg und zum schlusse das gottesurteil durch den zweikampf zwischen diesem und dem hochverräter. Weg fällt in Simrocks gedicht aber auch der dichterisch wohlbegründete abschluß der geschichte durch die vermählung von Karls lebensretter mit der witwe des treulosen vasallen, mit der auch die dän. fassung endet, wenn sie die frau auch nicht gleich der nl. als die schwester des königs bezeichnet. Dieser ausklang war eben nicht mehr möglich, wenn der held zu einem zwerg geworden war. Aber diese verwandlung in einen zwerg, mit der Simrock als dichter allein steht und die sein eigenes werk ist, die er also als dichter auch allein verantworten muß, hat noch eine üblere folge. In den alten quellen haben wir es mit einem menschen zu tun, der unsere menschliche teilnahme erweckt, besonders in dem nl. gedichte ist der schwarze ritter ein rechter mann, der sein schweres geschick mit würde und einer wilden lustigkeit trägt und in seinem unverdient tiefen fall hohen sinn bewahrt. Der zwerg aber, der nur *stipitzt* (22, 2), weil das stehlen nun einmal zum wesen der zwerge gehört, läßt den leser kühl und der dichter, der ihn geschaffen hat, weiß schließlich auch nichts mit ihm anzufangen und er muß, ehe die geschichte noch aus ist, verschwinden: *der kaiser ... ritt zu seiner pfalz in hast, den zwerg er aus den augen verlor, nie sah er wieder den Elbegast*, während im nl. gedichte der schwarze ritter den hochverräter überführt und straft.

Einfach unbegreiflich ist, wie Simrock mit Karl verfährt. Der zwerg fragt ihn: *wo willst du ... stehlen? 'Wo', sprach der kaiser, 'ist einerlei, wenn es nur sonst der mühe verlohnt'.* Also so spricht — nicht etwa ein gemeiner strauchdieb, ein einbrecher von beruf oder, wie in dem nl. gedichte, Karl, indem er sich als solchen verstellt, um unerkannt zu bleiben, — sondern der kaiser Karl in seinem eigenen namen. Und er fährt fort:[1]) *einen kaufmann weiß ich hier nahebei, und dort*

---

[1]) Um dem dichter nicht unrecht zu tun, setze ich die anführungszeichen genau so, wie ich sie in der 9. und ganz übereinstimmend mit

ists, wo ein bäuerlein wohnt. 'Der kaufherr hat schon längst zu viel, das bäuerlein heut erst geld gelöst: nun wähle dir wen du willst zum ziel und morgen sind sie von allem entblößt'. — So läßt Simrock den großen kaiser sprechen, der im mittelalter 'im bewußtsein der [deutschen] nation ... als gesetzgeber und gerechter richter fortlebte' (Scherer). Der zwerg aber, dem es gleichgiltig sein könnte, bei wem er stiehlt, nimmt die bedrohten in schutz: *dem bauer stehl ich nicht sein obst ... dem kaufherrn kostets auch den schweiß; ihn zu berauben, das bleibe fern* und schlägt schließlich den grafen Harderich vor: der ist *eine rechte plage für stadt und land ... er macht sich des volkes noth zu nutz ... er ist auch seinem herrn nicht treu, er wünscht sich nur des kaisers tod.* Auch diese begründung paßt nicht in den mund des zwerges, der weder gegen das volk noch gegen den kaiser pflichten hat. Das alles sind reste der sonst von Simrock aufgegebenen alten und echten vorstellung, der zufolge der meisterdieb ein mensch, ein landsmann der bestohlenen und Karls untertan ist. Die wendung wieder gegen den *reichsbaron, der sich*

---

ihr in der 6. noch zu des dichters lebzeiten erschienenen auflage der 'Rheinsagen' finde. Simrock weicht nämlich hierin zwar von unserem heutigem brauche in manchem ab und ist nicht einmal in dem gedichte selbst consequent, sein verfahren ist aber sichtlich überlegt und er erreicht auch, daß der leser, wenigstens bei einiger aufmerksamkeit, erfaßt, wen der dichter reden lassen will. Für den hier in betracht kommenden dialog zwischen Karl und Elbegast nämlich läßt sich folgendes beobachten: 1) die worte des zwerges stehen immer ohne anführungszeichen, reichen also bis zu dem nächsten anführungszeichen unter der zeile, mit dem rede des kaisers beginnt. 2) Was Karl spricht, hat immer anführungszeichen vorn und hinten, überflüssigerweise auch innerhalb seiner rede zu beginn einer neuen strophe. Rede des kaisers reicht also stets bis zu einem anführungszeichen über der zeile. 3) Wo rede und gegenrede unmittelbar aufeinander folgen, setzt Simrock — und das ist das deutlichste merkzeichen — einen gedankenstrich. Darnach habe ich oben die verteilung des dialoges vorgenommen und bin überzeugt, so den absichten des dichters gerecht geworden zu sein, so unglaublich mir selber anfangs das ergebnis für Simrock erschienen ist. Einigemal gibt er ja übrigens selbst geradezu an, wer spricht, und das erlaubt schlüsse auch auf andere stellen. — Ganz so wie ich faßt die verteilung des dialoges K. Hessel auf, der die 10. auflage der 'Rheinsagen' besorgt hat und er macht sie noch leichter erkennbar, indem er (234 ff.) auch die worte des zwerges unter anführungszeichen setzt.

mit sechszehn ahnen spreist, der *tut, als stützt' er altar und thron, doch nur birscht und baizt* ist bezeichnender für die demokratische und liberale gesinnung Simrocks als für den kaiser Karl, dem sie hier zugeschrieben wird.

Nein, wenn Simrocks gedicht als probe aufs exempel gelten darf, so muß ich sagen: so kann eine ursprüngliche sage von Karl und dem meisterdieb nicht ausgeschaut haben. Es ist eine neue blüte, die die sage von Karl dem großen da im 19. jh. getrieben hat, und sie ist anders als ihre echten vorgängerinnen, aber nicht schöner und nicht duftender. Wir aber sind nun an die wurzeln gelangt, aus denen die neue vorstellung aufgesprossen ist, daß der meisterdieb ein alb oder zwerg gewesen sei.

Der ehrwürdige mann, dem wir die erste aufmerksamkeit auf unsere fragen verdanken, ist zu dem schlusse gelangt: 'beiderlei sagen, die vom eierdiebstahl und Elbegasts bekanntschaft mit Karl sind meiner meinung zufolge uralt' (Kl. schr. 6, 40). Wie nun J. Grimm die mannigfachen uns erhaltenen tierdichtungen hergeleitet hat aus einem verlorengegangenen 'mächtigen tierepos, von dessen geschmälertem umfang die folgenden jahrhunderte fortgezehrt haben' (Reinhart Fuchs XIX), so erklärte er sich die verschiedenen überlieferten nachrichten über meisterdiebe aus ihrer herkunft von einer vorausgehenden und angenommenen 'ausführlichen sage'. Als ältester name des helden erschien ihm Elbegast, weil dieser auf die graue vorzeit des germ. heidentums hindeutet; er war ihm willkommen als anzeichen für das fortwirken des götterglaubens unserer ahnen. J. Grimms abhandlung ist im jahre 1811 erschienen, und wir befinden uns hier in der zeit und im gedankenkreise der romantik, der ja unsere wissenschaft so vieles und auch dauerndes zu danken hat. Aber so wie sich später die erkenntnis durchgerungen hat: 'von einer zusammenhängenden epischen tiersage, die J. Grimm als ein uraltes gemeingut fast aller völker erweisen wollte, finden wir weder in Deutschland, noch auch im norden und England eine sichere spur; eine solche sage hat es wahrscheinlich auch sonst nirgend gegeben' (Müllenhoff, Zs. fda. 18, 1), — so läßt sich auch in unserer weit kleineren sache der schöne gedanke des meisters nicht festhalten.

Simrock hat sich die ansicht J. Grimms zu eigen gemacht, der aber freilich an den dichterischen mißgriffen seines nachfolgers unschuldig ist. In der vorrede zu 'Loher und Maller' sucht er dann jene annahme auch wissenschaftlich neuerdings zu stützen, um dadurch den deutschen anspruch auf die sage gegen den Franzosen Gaston Paris zu verteidigen', der in seiner 'Histoire poétique de Charlemagne' 'uns Deutschen alles anrecht daran absprechen wollte' und 'uns nur den namen Elegast zugesteht' (a. a. o. VIII). Dabei verweist Simrock (X f.) ausdrücklich auf seine 'Rheinsagen' und erklärt die von uns schon angeführten schlußverse seines gedichtes als 'eine vermutung, die näher dahingeht, daß auch der name Ingelheims . . . durch unsere sage veranlaßt worden, die älter sei als die Karlssage, wie es die deutsche heldensage, welcher Elbegast angehört, unzweifelhaft ist, da schon Karl der große ihre lieder sammeln ließ'. Auch ihm also empfahl sich gegenüber der unleugbaren abhängigkeit der mhd. dichtungen über Karl von franz. vorlagen die namensform Elbegast durch ihren hinweis auf die zeiten des germ. heidentums, wohin die Franzosen ihre ansprüche nicht verfolgen konnten. So redet denn auch in dem gedichte der 'Rheinsagen' Karl den zwerg an *du heide, der du an klötse glaubst.* Simrock nimmt dann in der erwähnten vorrede s. VIII eine äußerung wieder auf, die er in seinem 'Kerlingischen heldenbuch' im jahre 1848 getan hatte: 'jene ältesten, noch deutschen volksdichtungen von diesem geschichtlichen lieblingshelden der Deutschen, die in ihrer rührenden einfalt weit mehr zum herzen sprechen als ihre späteren nordfranz. ausschmückungen, sind im gemüte deutscher dichter der neuesten zeit wiedergeboren worden und haben vielleicht mehr aussicht, im deutschen volksbewußtsein ihre auferstehung zu feiern, als die ältern im deutschen heidentum wurzelnden, uns schon allzu tief gesunkenen heldensagen'. Er gerät damit zwar in widerspruch mit sich selbst, aber die gründe seines verhaltens werden wohl klar: es sind nationale. Simrocks absichten sind also gewiß sehr löblich, aber zu überzeugen vermag er uns weder als gelehrter noch als dichter. Seine verdienste sollen nicht bestritten und sein fortwirken kann nicht geleugnet werden, aber gerade dieses fortwirken ist in unserem falle

nicht durchaus erfreulich, und wenn es die jugend erreicht, gar nicht.[1])

5. Arbogast.

Ein Arbogastes gehört der weltgeschichte an. Er war 'ein Franke heidnischen glaubens, trat in römische dienste und ... war der erste jener söldnerführer, welche ..., ohne selbst nach der krone zu greifen, doch die herrschaft völlig an sich rissen. Durch glänzende siege über die Franken, durch energie und unbestechlichkeit erhielt er sich die anhänglichkeit der soldaten ... Da er selbst durch seine barbarische herkunft vom throne ausgeschlossen war, stellte er für den occident einen neuen kaiser auf: Flavius Eugenius' (im jahre 392), wurde aber mit diesem in der schlacht am Frigidus (6. sept. 394) von kaiser Theodosius geschlagen und stürzte sich in sein schwert (O. Seeck in der Real-encycl. der klass. altertumswissensch. von Pauly-Wissowa 2, 415 ff.).

Hier haben wir also einen mann, für den als landfremden und krieger der name Arbogastes, mag er ihn sich selbst beigelegt oder ihn von anderen erhalten haben, bezeichnend war. Seinen zeitgenossen, den dichter Claudianus, veranlaßten seine stoffe, sich mehrmals mit ihm zu beschäftigen. Den namen konnte er im hexameter nicht aussprechen und es lag daher nahe, daß er sich erkundigte, was er etwa bedeute und

[1]) Ganz im anschluß an Simrocks gedicht, auch in der verteilung des dialoges, ist unsere geschichte z. b. erzählt in der sammlung 'Deutsche sagen' von Gustav A. Ritter, Berlin 1904, s. 477 ff. — Auch die im Österr. schulbücherverlag erschienene auswahl 'Deutsche sagen' von Hans Fraungruber geht in ihrer nacherzählung (2. bändchen = Deutschösterr. jugendhefte nr. 8, Wien 1924, s. 16 ff.) auf Simrock zurück, läßt also Elbegast (auch auf dem dazugehörigen bilde) als zwerg erscheinen und Karl sagen: 'wo es [das stehlen] geschieht, ist mir einerlei, wenn es nur überhaupt der mühe lohnt'. Jedoch ist hier — offenbar aus erziehlichen gründen — in dem dialog zwischen Karl und Elbegast das ärgste beseitigt, indem der vorschlag, einen kaufherrn oder einen bauer zu bestehlen, dem zwerg, die abwehr aber — allerdings in widerspruch zu der eben angeführten äußerung — dem kaiser in den mund gelegt wird. — Nur den namen Elbegast entnimmt aus Simrock — oder J. Grimm — Therese Dahn in 'Kaiser Karl und seine paladine' (1887), s. 167 ff., während sie sonst vorwiegend der nl. fassung folgt. — Simrock selbst hatte übrigens seine 'Rheinsagen' 'für schule, haus und wanderschaft' bestimmt.

wie er demnach zu ersetzen sei. Das konnte er in Mediolanum, wo er am kaiserlichen hofe in der umgebung seines gönners Stilicho tätig war, oder in dessen feldlager unschwer erfahren. Tatsächlich gebraucht Claudianus als ersatz für den unhandlichen namen zweimal eine übersetzung und sagt von Arbogastes: *Barbarus Hesperias exul possederat urbes Sceptraque deiecto dederat Romana clienti* [= *Eugenio*] (Paneg. de III. cons. Hon. 66 f.) und *Hunc* [= *Eugenium*] *sibi Germanus famulum delegerat exul* (Paneg. de IV. cons. Hon. 74). Beidemal ist *exul* im zusammenhange, für einen in römischen diensten stehenden heerführer ausländischer herkunft, neben *barbarus* und *Germanus* inhaltlich überflüssig und wirkt eben dadurch hier fast wie ein eigenname. —

Wichtiger für uns wird ein anderer träger dieses namens. Ein *Arbogastus* ist heiliger der katholischen kirche. Er war vom jahre 670—78 bischof von Straßburg und ist patron dieses bistums (Vollständiges heiligen-lexicon, hrsg. von J. E. Stadler und J. Heim, 1 [Augsburg 1858], 298 f.).[1] Von diesem *Arbogastus* berichten die Acta sanctorum unter dem 21. juli s. 171: 'de patria sancti antiqua disputatio est, Hibernus fuerit, an Scotus, an potius Aquitanus'. Die letzte annahme hält das genannte werk auf grund der ältesten quelle für die wahrscheinlichste. Jedenfalls stimmt die ganze überlieferung darin überein, daß er in Straßburg ein 'peregrinus' war. Jene älteste quelle ist nach den Acta sanctorum s. 170 f. eine aus dem 10. jh. stammende *vita* des heiligen, die seinem nachfolger Utho, bischof von Straßburg 950—65, zugeschrieben wird. Diese *vita* weiß von den früheren lebensjahren des heiligen fast nichts und sagt und begründet das auch selbst: *Sanctissimi sacerdotis Christi Arbogasti exortum, vel conversationem ejus a puero ad provectionem usque pontificatus, seu antiquitas oblitteraverit, vel scriptorum raritas non declaraverit, quia scriptio non docet, incertum habetur* (a. a. o. 177). Sie fügt jedoch an eigenen erdichtungen nichts hinzu, sondern begnügt sich damit, zu berichten: *Tradunt ... eum in temporibus Dagoberti regis,*

[1] Auch die namensform *Arbogastes* wird überliefert, s. AA. SS. a. a. o. 171. 'In Straßburg fand man 1767 siegel mit dem stempel ARBOASTIS EPS FICET, Le Blant I N. 350' (A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 1, 133, anm. 4).

cum sancta Ecclesia longe lateque flores doctrinae Catholicae suave redolentes diffunderet, et verbum Dei usquequaque prospere curreret, de Aquitania progressum, divino nutu (quod postea signis testantibus patuit) Argentinensis ecclesiae cathedram consedisse, susceptumque culmen regiminis felici gubernatione diu rexisse. Das ist die älteste und urspünglichste darstellung und der herausgeber in den AA. SS.[1]) bemerkt zu ihr mit recht: 'quid [Arbogastus] ibi [= in Alsatia] primum gesserit, seculi decimi scriptor usque adeo ignorabat, ut a profectione ejus statim ad episcopatum transiliat; quasi nutu quodam divino, ut primum advenerat, ad infulas esset evectus' (s. 172).

Schon früh aber hat sich das bedürfnis nach einer vorgeschichte seiner erhebung auf den bischöflichen stuhl eingestellt. Ein artikel der AA. SS. zum 19. juni, s. 869 ff. De Sancto Deodato bringt eine vita dieses heiligen, 'cujus auctor putatur fuisse Monachus loci [= Vallis Galileae in Vosago], sec. 9. vel 10.[2]) sed quam sec. XI. interpolavit Abbas Medianensis et approbavit Leo IX an. 1049' (s. 870 f.), die folgenden stelle enthält: *igitur ... Deodato ... prae ceteris comites ... cohaesisse feruntur isti, Arbogastus et Florentius: quorum prior in sacro nemore (quod Theutonico idiomate Heiligesforst vocitatur) eremitica vita est functus: indeque ad Episcopatum Argentinae civitatis est raptus* (s. 873).

Diese vorstellung von einem einsiedlerleben Arbogasts erscheint dann später auch in berichten über das leben dieses heiligen selbst:[3]) 'pene omnes, qui deinde scripserunt,

---

[1]) Als 'auct[or]' des artikels 'De Arbogasto Episcopo' ist gezeichnet P[etrus] B[oschius].

[2]) Der terminus ante quem ist das jahr 980.

[3]) Aber auch in den späteren nicht in allen: 'silet ..., qui Vitam ejus illam composuit, quam Lovannii anno Christi 1485. praelo subjectam fuisse diximus; non attingit vitam ejus anachoreticam Wymphelingus [s. 171: in Argentinensium episcoporum catalogo, quem primus edidit Argentorati anno Christi 1508]. Franciscus Guillimannus [nach Jöchers Gel.-lex. 'von Rudolpho II um das jahr 1609 zum kaiserlichen ... historiographo ernannt'] in Commentario suo de episcopis Argentinensibus pag. 92 ait, unum Florentium in eremum secessisse: ceteros autem, Arbogastum scilicet ..., quos ipsi socios itineris tribuit, Argentoratum esse progressos' (a. a. o. 173). Völlig durchgedrungen war also die annahme, Arbogast habe ein einsiedlerleben geführt, selbst in dieser späten zeit noch nicht und auch der verfasser

. . . solitariam ipsi [= Arbogasto] prius in Alsatia vitam attribuunt, quam sedem Argentinensem adierit' (a. a. o. 168). Diese entwickelung und ausgestaltung ist sicherlich durch den namen des heiligen, wenn nicht hervorgerufen, so doch wenigstens begünstigt worden. So sagt von ihm ein 'ecclesiae Argentinensis Breviarium excusum anno Christi 1489' (s. 168): *Jam vero annos adolescentiae ingressus, cum rerum suarum potestatem habere coepisset, tantam circa pauperes Christi curam habebat; ut in eorum alimenta, cuncta quae possederat, erogaret . . . Sanctus itaque Dei Famulus, toto desiderio in Dominum versus, patriae, parentibus, amicis, seculo denique renuntians, eremum concupivit: et in partes Francorum, Domino ducente pervenit. Ut sine solicitudine hujus mundi Deo totus vacaret, sedem hominum conversationi secretam elegit* (a. a. o. 169). Der verfasser des artikels in den AA. SS. fügt hinzu: 'Haec qui legit, meminerit Sancti nostri elogia sibi proponi, satis quidem modeste excogitata neque a verisimilitudine aliena, sed elogia tamen, non historiam. Neque amplius ipse illius Breviarii concinnator videtur exigere' (a. a. o. 172). Für uns aber, die wir uns hier mit dichtungen befassen, ist aus diesen angaben gerade das von wert, was über die geschichte hinaus und in das gebiet der legende, also in das der dichtung übergeht. Sie lehren uns hier, daß sich aus dem namen Arbogast und seiner bedeutung heraus dichterisch vorstellungen von dem träger gebildet haben, die der einfacheren und ärmeren ältesten überlieferung fremd gewesen sind.

Später ist das einsiedlerleben des heiligen noch weiter ausgeschmückt worden. Die AA. SS. sagen (s. 170): 'Ex quo inventa est ars typographica, auctores plurimi non orthodoxi tantummodo, verum etiam haeretici Acta S. Arbogasti vulgarunt, ita tamen, ut quo juniores ii sunt, eo fere proferant copiosius argumentum', — eine entwickelung, die sich ja auch anderswo nicht selten verfolgen läßt. Ich gehe hier auf diese dinge nicht weiter ein, weil das bisher angeführte für unsere

---

des artikels in den AA. SS. überläßt demnach hier dem leser die entscheidung: 'Itaque quae hoc paragrapho [= § III. Nomen, patria, parentes, vita ante susceptum episcopatum ducta] dedimus, tanti cuique sunto, quanti adducta pro iis momenta videbuntur'.

zwecke genügt. Darauf aber möchte ich hier noch hinweisen, daß auch die kriegerische bedeutung des namens Arbogast im cult des heiligen durchschimmert. Das erwähnte breviarium sagt von seinem tode: *de terris assumptus post longa hujus vitae certamina caeleste capitolium, tamquam miles emeritus a Christo coronandus intravit* (a. a. o. 170), was deshalb auffällt, weil er eines natürlichen todes gestorben ist und andere *certamina* aus seinem leben nicht berichtet werden, als sie eben mit jedem irdischen dasein verbunden sind.

Noch aus einem zweiten grunde ist für uns die legende des heiligen und sein name von interesse: es findet sich nämlich eine form dieses namens mit *l* statt mit *r*. Die AA. SS. berichten (a. a. o. 171): 'Arbogasti nomen Sancto nostro constanter attribuunt, quicunque de eo vel minimam ante seculum XVII. fecere mentionem; apud Germanos tamen vernaculo idiomate appellatur S. Algast, quo nomine insignitur etiam ejus ecclesia illa, quam supra diximus in Rhaetia haud procul Veldtkirchio percelebrem esse; ut fidem faciunt Bucelinus [nach Jöcher 'ein deutscher Benedictiner mönch in der mitte des 17 seculi] in Menologio suo, et in Topographia Rhaetiae Merianus [1593—1650]' und es wird (s. 170) 'Rhaetorum erga illum pietas' gerühmt, 'quippe qui ecclesiam ejus nomini sacram, haud procul Veldtkirchio ad fauces Montfortias, eo loco posuerint, ubi olim Divus habitasse memoratur, inquit Bucelinus in Menologio Benedictino ad hunc diem'. Die AA. SS. lassen die meinung jener, 'qui habitasse illum, utique nondum episcopum, aliquamdiu velint in Rhaetia' (s. 173), wieder dahingestellt sein, aber eine kirche des heiligen Arbogast steht heute noch an der stelle, die Bucelinus meint[1]) und die noch jetzt ein vielbesuchter wallfahrtsort ist. Die kirche liegt in einer überaus malerischen, von wäldern und felsen umgebenen klause in einer entfernung von 2 1/2 stunden nördlich von Feldkirch in Vorarlberg am verbindungsweg von Klaus und dem markte Götzis, etwa 20 minuten von letzterem entfernt. Johann Georg Prugger schreibt in seiner Chronik der stadt Feldkirch von 1685, s. 103: 'unter dem

[1]) Die folgenden angaben und citate verdanke ich der güte des herrn decans Anton Ender, stadtpfarrers von Feldkirch.

turm des schlosses Neu-Montfort, etwas weiter aufwärts ist eine kapelle dem hl. Arbogast zu ehren, welcher zuvor ein religios, hernach bischof von Straßburg war, hat aber seine wohnung lang an diesem ort gehabt. Dorthin ist eine große wallfahrt, auch allda eine gewisse bruderschaft aufgerichtet'. Und der schon genannte gelehrte Benedictiner Bucelinus sagt auch in seiner 'Rhaetia sacra et profana': 'Mox pagus Göziensis, et inde progressis ad laevam Clusa, ipsique desuper imminens castrum Montfortium, in faucibus item Clusae S. Arbogasti, ex Monacho Argentinensis Episcopi, felix longo incolatu domicilium, in templum conversum, et in exitu angustiarum pagus ad Clusam cognominatur'. Also auch in dieser gegend weit weg von Straßburg hat sich an den namen Arbogast die fromme sage geheftet, daß sein träger ein klausnerleben geführt habe. Wann zuerst die capelle gebaut wurde, ist unbekannt, der sage nach in uralter zeit. Urkundlich erscheint sie das erste mal im stiftbrief des frühmeßbeneficiaten von Götzis 1473 unter dem namen 'Arbogast in der klause'. Die jetzige kirche wurde von fürstbischof Ulrich VII. von Chur am 3. juli 1721 geweiht.[1])

Was den namen *Algast* anbelangt, so teilt mir herr decan Anton Ender freundlich mit: 'er mag im volksmunde früher so gelautet haben, heutzutage kennt das volk nur noch den namen Arbogast'. Aber wir brauchen deswegen die angabe des Bucelinus nicht in zweifel zu ziehen. Auch das 'Vollständige heiligen-lexicon', hrsg. von J. E. Stadler und J. Heim enthält die nachricht, der hl. Arbogast werde 'gewöhnlich Sanct Algast genannt' (1, 298). Nur sehen wir eines: die namensform mit *r* ist wenigstens hier nachweislich keineswegs eine 'entstellung' aus einer mit *l*, sondern *Algast* ist im gegenteil jünger als *Arbogastus* und hat sich auch nicht dauernd gegen die ältere und 'richtigere' gestalt des namens gehalten, die heute — offenbar infolge der vorgeschrittenen

---

[1]) Auf dem tabernakel des hochaltares befindet sich eine uralte statue, welche den hl. Arbogast als bischof in sitzender stellung darstellt. Die außenseite der kirche unter dem vorhause ist mit zwölf tafeln bedeckt, welche darstellungen aus dem leben des hl. Arbogast enthalten. Auf der sechsten tafel ist zu lesen: L. W. Pictor 1659.

volksbildung und durch den einfluß der geistlichkeit — wieder allgemein durchgedrungen ist.

Das dritte, was uns die legende des heiligen Arbogast bedeutsam macht, ist folgendes: schon die älteste *vita* des heiligen berichtet von ihm (AA. SS. 177:) *Cum sentiret imminere sibi diem extremum, in monticulo, urbi vicino, ubi sancti Michaelis est ecclesia constituta, sepulcrum sibi fieri praecepit, et eo se ferri ac sepeliri, imitans Salvatorem Christum, qui extra portam elegit sibi sepulcrum.* Der herausgeber bemerkt hiezu, daß dem 'assentiuntur omnes, qui vel epitomen Vitae ejus qualemcumque scripserunt' und fügt bei: 'Est quidem monticulus ille nunc Strateburgi moenibus inclusus, et non modo honestus, sed etiam oratorio S. Michaelis consecratus; at olim ante dilatatam urbem patibulo infamis, ut videre licet apud Merianum in Alsatiae topographia post paginam 36. tab. 1. id quod ante Wymphelingum aliosque passim illos secutos, notat Albertus Argentinensis [nach Jöcher 'doctor oder priester zu Straßburg, lebte im 14 seculo] loco hactenus non semel adducto [in Chronico apud Urstisium = nach Jöcher Urstisius, Tom. II scriptorum rerum Germ.], his verbis: etiam patibulum et locus supplicii malefactorum fuerat tunc, ubi jam est collis et capella sancti Michaelis . . .; ubi etiam beatus Arbogastus, pontificum Argentinensium sanctissimus, . . . sibi sepulturam elegit'. Das ist auch in die 'Deutschen sagen' der brüder Grimm übergegangen, die sich dabei auf Königshofens 'Elsässische chronik' (nach W. Grimms DHS.[4] 313 'um 1386') berufen und unter nr. 432. Sankt Arbogast s. 313 der 4. auflage erzählen: 'also ward er nach seinem tode begraben auf dem St. Michelsbühel, das war der Henkebühel, und stund damals der galgen da. Da baute man über sein grab eine kapelle in Sankt Michaels ehren, in dieser lag er viel jahre lang leibhaftig'. Das letztere versichert auch eine 'appendix' zur ältesten *vita* im Trevirensis: *At vero post multos annos inde translatus et ad coenobium Surburcae* [das könig Dagobert ihm zu ehren erbaut hatte] *deportatus, ibi est honorifice reconditus.* 'Viele jahre' hatte also die vorstellung, der heilige Arbogast liege unter dem galgen und den leichen hingerichteter missetäter begraben, auch einen örtlichen halt.

Nun begreifen wir erst recht, wie der name *Arbegast* und zwar keineswegs als 'entstellung' in die diebssegen geraten ist. Diese deuten zwar nirgends an, daß sie den heiligen dieses namens meinen, aber das ist ganz verständlich: sie stammen ja aus den kreisen derer, die sich von den dieben bedroht fühlten. Diese konnten in dem von den dieben verehrten *meister* nicht einen heiligen, sondern nur ebenfalls einen dieb, einen erz- und meisterdieb erblicken und in dieser annahme mußte sie in der älteren zeit sein name in dem sinne des 'geächteten' bestärken. Die diebe aber werden darüber anders gedacht haben: sie wählten sich zum beschützer ihrer freilich sehr unheiligen gilde den heiligen, der es nicht verschmäht hatte, nach dem tode an der stätte zu ruhen, wo ihresgleichen gehenkt wurden[1]) und wo die leichname verurteilter diebe 'den vögeln der luft erteilt' oder 'erlaubt' wurden.[2]) Auch bei ihnen konnte in einer zeit, da der name noch verstanden wurde, der gedanke mitwirken, daß sie ja, wenn auch in anderem sinne, selbst *arbegeste* seien, 'enterbte' des schicksales.[3]) —

Auch in einer neueren dichtung erscheint ein Arbogast als opfer, dann aber als sieger in einer diebsgeschichte und

---

[1]) Über den 'galgentod' der diebe s. H. Brunner, Deutsche rechtsgeschichte 2, 475: 'in den fränkischen rechtsquellen wird der galgentod als die selbstverständliche todesstrafe des diebstahls vorausgesetzt'. S. 601: 'als vollzugsarten der todesstrafe nennen die quellen der fränkischen zeit: 1) das hängen . . ., die hinrichtung am galgen, . . . die häufigste todesstrafe, die namentlich dem diebe zuteil wurde.' Vgl. ebenda s. 470, anm. 13. 473. 476. 642 und das DWb. s. v. 'galgen' s. 1167 f.

[2]) Den hingerichteten 'blieb das ehrliche begräbnis versagt' (Brunner a. a. o. 602).

[3]) Die gründe, weshalb genossenschaften, namentlich zünfte, einen heiligen als ihren patron betrachteten, sind nicht selten viel weiter hergeholt. So wird die hl. Barbara bei gewittern und von leuten, die in ihrem berufe von jähem tode bedroht sind, wie die dachdecker, die bergleute und die artilleristen, angerufen, weil ihren vater, der sie selbst enthauptet hatte, unmittelbar nachher der blitz erschlagen habe. Der apostel Bartholomäus ist beschützer der fleischer und der handschuhmacher, weil er nach der legende geschunden worden ist.' Den evangelisten Lukas, der nach der überlieferung maler war, verehren als ihren fürsprecher nicht nur die maler, sondern auch die buchbinder und die goldschmiede. Als himmlischer vertreter der maurer gilt der heilige Stephanus, weil er gesteinigt worden ist.

und als die diebe stellen sich schließlich 'elfen' heraus. Dieses immerhin merkwürdige zusammentreffen möge es rechtfertigen, wenn wir auch diesem dichtwerke — es ist Mörikes 'märchen' oder 'novelle' 'Der schatz', vollendet 1835, zum erstenmal erschienen 1836 — hier ein kurzes augenmerk zuwenden. Der held dieser märchennovelle, Franz Arbogast, ist ein ostersonntagskind und sein leben *steht unter der leitung eines wunderbaren schicksals.* Zwar wird er um vierhundert ihm anvertraute goldstücke — bis auf eines — bestohlen, aber es gelingt ihm, sie in dem *königlichen schatzgewölb, der heimlichen schatzkammer* des elfenstammes, der sie ihm gestohlen hat, wiederzufinden und dort gewinnt er auch das *krönlein* der elfenkönigin. Dieses *dient ihm* — er ist zu jener zeit *goldschmiedgesell — als modell zu einer größern arbeit, von der die welt behauptet, sie sei ein meisterstück der kunst, so unvergleichliche, sonst nie gesehene formen* weist sie auf.

Wäre eine solche geschichte aus dem mittelalter überliefert, so wäre es leicht, mit den mitteln Simrocks und anderer zu erschließen, daß auch hinter diesem Arbogast der meisterdieb Elbegast stecke, und daß dieser ursprünglich ein alb gewesen sei, der an geschicklichkeit im stehlen sogar die anderen elben übertraf, da er ja schließlich ihr *schatzgewölb* findet und ausleert; eben als alb habe er sich auch als kunstreicher schmied ausgezeichnet, was ja auch sonst von elben berichtet wird, sei aber dann durch das christentum in ein von allerlei geheimnissen umgebenes ostersonntagskind umgewandelt worden, wie anderswo ein alb geradezu in einen engel umgebildet worden ist. Dennoch wäre der schluß, wie eben unser märchen beweist, falsch und die geschichte lehrt uns, daß man auch bei dem zusammentreffen vieler und merkwürdiger umstände in solchen dingen vorsichtig sein muß.

Ich glaube auch nicht, daß Mörikes Arbogast mit einem *Elegast* oder *Erbegast* zusammenhangt. Der dichter hat den namen einfach dem kalender entnommen, wie eben im 'Schatz' die namen zweier kalenderheiliger, Gorgonius und Cyprianus, vom 9. und vom 21. sept. für die handlung von bedeutung sind. Gewählt hat er ihn wohl besonders deshalb, weil er ihm wohlklingend und altertümlich schien. Für solche namen

zeigt Mörike gerade im 'Schatz' eine gewisse vorliebe. Er schaltet eine 'sage' von einem grafen *Veit von Löwegilt* ein, dessen geschlechtsnamen er wohl aus dem namen des spanischen Westgotenkönigs Leovigild gebildet hat. Die gemahlin dieses grafen nennt er *frau Irmel*, was eine richtige koseform eines altdeutschen namens ist. Zwei elfenkönige heißen *Hadelock*, also ganz ähnlich wie *Havelo(c)k*, der held des ae. liedes.[1]) Auch die von dem dichter erfundenen ortsnamen *Achfurth* und *Egloffsbronn* wirken echt und alt und in diese reihe gehört wohl auch der name *Arbogast.*[2]) Daß aber der träger dieses namens auch bei Mörike der held einer diebs- und elfengeschichte ist, halte ich für zufall.

Wohl aber glaube ich, daß Mörike — und damit mündet dieser ausblick in erwägungen, die uns schon zu beginn dieses aufsatzes beschäftigt haben — die bedeutung des namens Arbogast erkannt oder geahnt hat, und halte es für möglich, daß ihn neben anderem eben diese bedeutung zu der wahl des namens bewogen hat. Dazu brauchte er nur zu wissen, welchen sinn das wort *gast* in der älteren sprache hatte, und das muß er gewußt haben. Luther gebraucht es in seiner bibelübersetzung für *ξένος* und in der alten bedeutung allein, in verbindung mit *frembde* oder im wechsel mit *frembdling* öfter (s. d. belege im DWb.) und in dessen werken war Mörike als protestantischer theologe sicherlich wohl beschlagen.

---

[1]) Dieses ist 1828 zum erstenmal herausgegeben worden (s. Zs. fda. 19, 124), der name könnte also zu Mörikes kenntnis gelangt sein. Umgebildet hätte er ihn dann nach deutschen namen wie *Hadebrand*, *Hadewig*, *Hademar*. Dadurch deckt sich nun aber — wieder ein wunderlicher zufall — Mörikes name vollkommen mit einem ags. *Heaðulāc*, welche wortgestalt J. Zupitza aus einer anderen 'English Metrical Romance' 'Torrent of Portugal' erschlossen hat, die aber Mörike nicht gekannt haben kann, denn sie ist 'first printed' 1842 (s. Zs. fda. 19, 129).

[2]) Auch in anderen dichtungen offenbart Mörike in ernst und scherz vorliebe für altdeutsche namen. Man erinnert sich an *Schön Rohtraut* mit der freilich 'schauderhaften orthographie', an *Jung Volker, genannt Warbelin*, nach dem ein berg *des geigers Bühl* genannt wird, im 'Maler Nolten', an *Gotelind* in der 'Ritterlichen werbung', an den *wirt und bräumeister Jörg Seysolff* und den *doctor Weylland* in der 'Historie von der schönen Lau'. Das neugeborene töchterlein eines gelehrten freundes läßt scherzend der dichter dem vater vorschlagen: *nennt mich Chriemhilden und Chlothilden, Gertrudis oder Irmengard* ('An O. H. Schönhuth').

Er bedurfte also hier gar nicht so gelehrter arbeit, wie er sie für sein 'Stuttgarter hutzelmännlein' laut 'anhang' aufgewendet hat.[1])

An 'redenden namen' ist im 'Schatz' kein mangel. Graf Veit von Löwegilt war *ein tapferer ritter* und auch sein sohn Hugo von Löwegilt *kam als tüchtiger kriegsmann in hohe gnade bei dem kaiser*. Die geheimnisvolle wohltäterin unseres Franz Arbogast und seiner braut, eine dame, die *von groß und klein als eine heilige verehrt* wird, ein *klösterliches leben führt*, zwar weltfremd ist, aber *die gabe der weissagung in hohem grade besessen haben soll* und das brautpaar ermahnt, *einander in gottesfurcht und frieden lieb zu haben*, heißt *Dorothea Sophia*. Die *leichenfrau*, die das gemüt des über den vermeintlichen tod seiner *kinderliebschaft* tief betrübten knaben mit einem schwachen hoffnungsschimmer erhellt, heißt *frau Lichtlein*. Das unheimliche wesen, das vor ihn hintritt und ihn mit *unbeschreiblichem grauen* erfüllt, sagt von sich selbst: *ich bin die frau von Scharlach oder, wie der liebwerteste doctor sagen, die fee Briscarlatina*. Der erzähler spottet in einer anmerkung über einen *jungen arzt, einen gelbschnabel*, der *sich viele jahre nachher nicht wenig auf die entdeckung zu gut tat, daß jene worte weiter nichts als eine sonderbare verstümmelung des lateinischen namens febris scarlatina seien*. Selbstverständlich will Mörike gerade durch diesen spott den leser aufmerksam machen und verhindern, daß ihm das wortspiel entgehe. — Ein fluß, dessen tal *mit einer kurzen beugung um das schloß, sich in das offene, flache land verläuft*, heißt *Sichel*, der name der poststation, in deren gegend unserem helden seine barschaft auf rätselhafte weise aus dem sorgfältig gepackten und wohlverschlossenen felleisen verschwindet und wo schon vorher *einem galanteriehändler sein kasten während des marschierens auf ganz unbegreiflich*

---

[1]) Man sehe übrigens, wie er sich beispielsweise dort zu einem sinnverwanten altertümlichen worte verhält. In dem märchen gebraucht er den vergleich: *so öd und traurig wie das Ulmer Elend* und erklärt im 'anhang': *Elend, ein garten in Ulm ..., auf dessen stelle ehemals vermutlich ein pflegehaus für arme pilger und fremdlinge war. Dergleichen anstalten hießen auch anderwärts elendhäuser, elende herbergen. Elend, ellend, aus el, fremd, und lend bedeutet überhaupt die irre, fremde.*

listige art, schubfach für schubfach, soll ausgeleert worden sein, ist Schwinddorf. Als sich Arbogast um den *weg nach Glückshof* erkundigt, dreht sich ein wegweiser von selbst und streckt seinen arm in die richtung *schnurgrad aufs graue schlößlein.* In dieses gelangt er sehr wider seinen willen dann auch, aber es stellt sich heraus, daß es wirklich sein 'glückshof' ist, denn er findet dort, wo er freilich auch graue und bange stunden verleben muß, seine schon längst als tot beweinte *kinderliebschaft* wieder und durch die verbindung mit ihr sein lebensglück.

So ein 'redender name' scheint mir auch Arbogast zu sein. Der held des märchens erscheint immer wieder als 'gast', bald im alten, bald im jetzigen sinne des wortes. Er wird schon als kind waise und muß in die fremde, wo ihn sein vetter, *der erste goldarbeiter in der hauptstadt, umsonst in die lehre* aufnimmt. Dieser schickt ihn zum *einkauf von steinen, die man im land nicht nach wunsch erhalten konnte, ... nach Frankfurt.* Unterwegs steigt er im wirtshaus 'Zum goldenen löwen' in Rösheim ab, aber daß er dort zu lange gast bleibt, wird ihm verhängnisvoll, denn es lenkt den verdacht der veruntreuung auf ihn und beim bezahlen der zeche bleibt das einzige seiner vierhundert goldstücke, *der lockvogel, mit dessen hilfe er die ganze goldene schar gar leichtlich wieder in seine hand würde bekommen haben, ... in den zähnen des goldenen löwen.* Als er sich endlich losreißt, kommt er *abends in eine gar betrübte gegend,* verirrt sich trotz der auskunft eines schäfers *auf der öden, verhenkerten heide* und gelangt endlich ins *graue schlößlein.* Dort wird er gast des ehepaares, das seine *kinderliebschaft* zu sich genommen hat. *Mein gast ist ernsthaft worden — warum?* redet ihn diese einmal an. Diesmal gerät ihm der aufenthalt zum heile. In der gesellschaft der geliebten, die er noch nicht erkannt hat, erblickt er einen zug von raben, die *der landgrenze zu fliegen. Der anblick gab mir neue kraft. Ja, ja, sprach ich halblaut, mit tagesanbruch wanderst du auch ... Ich fühlte einen namenlosen trost, als wenn es möglich wäre, mit wandern und laufen das ende der welt zu erreichen.* Aber nun findet seine irrsal ein ende, sein geschick wendet sich bald wunderbar und freundlich und er kann wieder heimkehren. — Auch in der

rahmenerzählung tritt uns der held als 'gast' entgegen. *Im ersten gasthause des bades zu K**, wo er verweilt, erzählt er seine geschichte und auch das ist nicht bedeutungslos, denn es wird ihm, der *den letzten teil seiner geschichte . . . nie gerne zu erzählen pflegt*, so möglich, sich dem drängen seiner zuhörer im hinblick auf seine baldige abreise zu entziehen. Dadurch bleibt über das 'märchen' die dämmerung gebreitet, die der dichter wünscht und braucht.

Trifft die annahme zu, daß Mörike die bedeutung des namens Arbogast, wenigstens des zweiten bestandteiles, verstanden, und in seiner weise, unaufdringlich und halb verschleiert, verwertet hat,[1]) so hätten wir in diesem Arbogast ein deutsches seitenstück zu dem lat. namen *Peregrina* für das mädchen, das als geheimnisvolle 'peregrina' in des dichters leben eintrat und wieder aus ihm verschwand und von der er sich vorstellt: *wie? wenn ich eines tages auf meiner schwelle sie sitzen fände, wie einst, . . . das wanderbündel neben ihr, und ihr auge . . . sagte: da bin ich wieder hergekommen aus weiter welt.*

Wenn also Mörikes Arbogast auch nichts mit Elbegast zu tun hat, so möge mir doch verziehen werden, daß ich seinen namen als einen, wie mir scheint, sinnvoll gebrauchten

---

[1]) Mörike hat auch namen übersetzt, so einmal einen griechischen ins deutsche: Dorothea in *Gotteskind* in 'Erzengel Michaels feder', ein anderes mal einen deutschen ins griechische: den seines freundes Karl Wolf in *Lykos*, weil er sich so besser in die antike gewandung des gedichtes 'Hermippus' schickte, die Mörike dem herrn *rector* zu ehren gewählt hatte. — 'Redende namen' gebraucht der dichter auch anderswo, so heißt im 'Maler Nolten' die standhafte freundin des helden *Constanze*, der überaus liebenswürdige, gastfreie pfarrer *Amandus* und der maler ringt sich zu der erkenntnis durch, daß seine für untreu gehaltene braut *Agnes* 'ein wahres gotteslamm' ist. — Selbstverständlich muß man auch hier unterscheiden: die namen Lolegrin für den 'lieblichen götterliebling, welcher ein lustigmacher bestellt ist seligen göttern' im 'Märchen vom sicheren mann' und Almissa für die verstorbene gemahlin des 'letzten königs von Orplid' — genau so heißt eine stadt in Dalmatien — sind gewiß nur ihres wohlklanges wegen gewählt und enthalten keinen verborgenen 'sinn' oder hinweis. Ein hübsches spiel mit dem gleichklang ohne inhaltliche oder etymologische verknüpfung ist es, wenn im 'Elfenlied', als 'bei nacht im dorf der wächter rief: 'Elfe!' ein ganz kleines elfchen . . . meint, es rief' ihm aus dem tal bei seinem namen die nachtigall oder Silpelit'.

hier angeschlossen habe, nachdem uns die namen Elegast, Elbegast und Erbegast so oft als ebensolche beschäftigt haben. Es ist damit an dichter des mittelalters auch aus der neueren zeit einer angereiht, der für deutsche vergangenheit, sage und dichtung immer feines und herzliches verständnis gezeigt hat, so daß es uns nicht zu wundern braucht, wenn er sich hier in der anwendung eines kunstmittels einmal unbewußt mit dichtern der vorzeit zusammenfindet.

6. Zum gebrauche 'redender namen'.

Zu diesem unerschöpflichen thema möchte ich nur ein paar kleine wahrnehmungen vorlegen, die gewiß auch andere schon gemacht haben, die aber in diesem zusammenhange frühere erwägungen ergänzen und bestätigen.

Übersetzt oder gedeutet werden nicht nur namen aus fremden sprachen wie Parzival: *der nam ist rehte enmitten durch*, sondern, wie wir gesehen haben, auch deutsche. Dies geschieht nicht nur mit namen, deren bedeutung von der allgemeinheit schon vergessen worden war oder die wenigstens schon im begriffe waren zu veralten, sondern auch mit solchen, die auch ohne erklärung noch jedermann verständlich waren. Im Wolfdietrich B 426, 20 erfährt der held von einer jungfrau, daß sie *Frômuot* heiße, und beglückwünscht sie dazu: *daz ist ein sæleger name . . .: heizent ir Frômuot, mit fröiden müezt ir sîn. fröide unde wünne müezet ir immer hân.* Und sie antwortet: *ich bin nicht fröidebære, swie ich Frômuot bin genant: fröide unde wünne ist mir unbekant. wir haben hie ze hûse tegelîchen leit.* Daß der sprechende auf den sinn des eben vernommenen namens eingeht, und daß die angeredete darauf erwidert, ist ohne weiteres begreiflich. Aber daß dazu einmal *sælec*, viermal *fröide*, zweimal *wünne* gebraucht werden und dann noch als gegensatz *leit* hinzutritt, das zeigt, daß der dichter freude daran hatte, mit seinem verstehen der bedeutung des namens zu spielen. Und doch waren *vrômüete* und *vrô(ge)muot* als adjectiva in gebrauch, bei Neidhart erscheint *Vrômuot* ohne worterklärung als personification und 'froh' wie in der zusammensetzung 'frohmut' auch der zweite bestandteil haben heute noch denselben sinn wie im mhd.

Aber gerade diese wiederholung, abwechslung und häufung beim auslegen ohnehin allgemein verstandener namen zeigt sich auch in anderen literaturen. Schon Homer erklärt den namen Astyanax aus dem walten des vaters dieses knaben (Il. 6,402 f.): *τόν ῥ' Ἕκτωρ καλέεσκε Σκαμάνδριον, αὐτὰρ οἱ ἄλλοι Ἀστυάνακτ'· οἶος γὰρ ἐρύετο Ἴλιον Ἕκτωρ* und ein zweitesmal (Il. 22, 506 f.): *Ἀστυάναξ, ὃν Τρῶες ἐπίκλησιν καλέουσιν· οἶος γάρ σφιν ἔρυσο [Ἕκτορ] πύλας καὶ τείχεα μακρά.* Und daß solche erklärungen bei den lesern anklang fanden, lehrt z. b. die stelle in Platons Kratylos 392 E, wo Sokrates sagt: *διὰ ταῦτα δή, ὡς ἔοικεν, ὀρθῶς ἔχει καλεῖν τὸν τοῦ σωτῆρος υἱὸν Ἀστυάνακτα τούτου, ὃ ἔσωζεν ὁ πατὴρ αὐτοῦ, ὥς φησιν Ὅμηρος.* Ebenso spielt der dichter etymologisch mit dem namen Hektors selbst (Il. 5, 472 f.): *Ἕκτορ, φῇς που ἄτερ λαῶν πόλιν ἑξέμεν ἠδ' ἐπικούρων οἶος*, auch das wird mit abwechslung wiederholt in Il. 24, 499 ff., wo Priamos zu Achilleus sagt: *ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστυ καὶ αὐτός, τὸν σὺ πρώην κτεῖνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης, Ἕκτορα* und noch einmal in Il. 24, 729 f., wo der held angeredet wird als *ἐπίσκοπος, ὅς τέ μιν αὐτὴν [= πόλιν] ῥύσκευ, ἔχες δ' ἀλόχους κεδνὰς καὶ νήπια τέκνα* und auch darauf antwortet der wiederhall aus dem kreise der leser: *Ἀλλ' ἄρα καὶ τῷ Ἕκτορι αὐτὸς ἔθετο τὸ ὄνομα Ὅμηρος; ... Ὁ γὰρ ἄναξ καὶ ὁ ἕκτωρ σχεδόν τι ταὐτὸν σημαίνει· οὗ γὰρ ἄν τις ἄναξ ᾖ, καὶ ἕκτωρ δήπου ἐστὶν τούτου· δῆλον γὰρ ὅτι κρατεῖ τε αὐτοῦ καὶ κέκτηται καὶ ἔχει αὐτό* (Platon, Kratylos 393).[1]

Noch etwas lehren die stellen aus Homer besonders deutlich. Wir sind geneigt, in solchem etymologischen ausdeuten ein 'vergnügen des verstandes und witzes' zu erblicken. Aber in der Ilias finden wir es hier viermal an stellen des tiefsten gefühles und der erschütterndsten wirkung: den namen des Astyanax erklärt der dichter das erstemal in der scene von Hektors abschied von Andromache, das zweitemal erinnert sich seiner bedeutung Andromache,

---

[1]) Wir haben hier also neben *Ἕκτωρ* einen *ἕκτωρ*, wie oben — si parva licet componere magnis — zu *Elegast* ein *elegast* angenommen wurde.

als sie aus der ohnmacht erwacht, in die sie über den anblick, wie Hektors leichnam dahingeschleift wird, gesunken war; den sinn des namens Hektor deutet einmal Priamos, als er Achilleus um die leiche des sohnes anfleht, dann Andromache, als sie den toten gatten empfängt. Ein seitenstück dazu bietet die deutsche heldendichtung: als Dietrich erfährt, daß bis auf Hildebrand alle seine mannen gefallen sind, *do erschricte er dirre mære: des gie im wærlîchen nôt, wan er leit sô grôzez zer werlde nie gewan. er sprach: 'unt sint erstorben alle mîne man, sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrîch. ich was ein künec hêre, vil gewaltic unde rîch'.* Scherer nennt das zwanzigste lied der Nibelungen 'in situation und charakteristik das ergreifendste, was die mhd. volkspoesie überhaupt hervorgebracht hat'. Wie muß nun jener bittere hinweis auf den namen, der soeben seinen sinn verloren hat, jene gegenüberstellung von *arm* und *rîch*, der gefallenen *diet* und ihres herrn, der *ein künec gewaltic was*, auf zuhörer gewirkt haben, denen die bedeutung der beiden bestandteile des so bewußt ausgelegten namens noch im sprachgefühle lebte und auch ohne erklärung verständlich war! —

Wenn wir im zweifel sind, ob eine äußerung eines dichters als absichtliche etymologische herleitung eines namens, als hinweis auf seinen sinn aufzufassen sei oder nicht, wird uns die erstere annahme dadurch wahrscheinlich, wenn wir finden, daß die etymologie richtig ist. Es gibt aber auch fälle genug, wo ein dichter mit vollster entschiedenheit eine sprachliche deutung vorträgt, die offenkundig unrichtig ist.

Dadurch allein, daß Gottfrieds held in seinem gedichte viermal *der trûrære* (*der trûrige*) *Tristan* genannt wird — allemal natürlich im einklang mit seiner jeweiligen stimmung — und daß er sich einmal im gegensatze dazu vorstellt, er könnte doch auch *ein triurelôser Tristan* werden, würde man sich vielleicht noch nicht zu dem schlusse genötigt fühlen, der dichter habe den namen von dem franz. *triste* abgeleitet — eben weil sich diese annahme nicht auch durch richtigkeit der etymologie empfiehlt. Und doch sagt er dies bekanntlich mit aller bestimmtheit: *von triste Tristan was sîn name* und gelangt bei einem vorausblick auf sein schicksal zu dem ergebnis: *er was reht alse er hiez ein man und hiez reht alse*

er was Tristan. Wieder kommt in den versen 1989—2020, die davon handeln, *triure*, fünfmal vor, *trûreclîche* dreimal, *triste* zweimal und der 'redende' name *Tristan* fünfmal. Dabei war für die höfisch gebildeten leser Gottfrieds eine übersetzung des alltäglichen französischen wortes *triste* gewiß nicht notwendig.[1]) Obwohl nun aber der keltische name Tristan mit dem lat. stamme von *triste* sprachlich gar nicht zusammenhangt, wird niemand W. Hertz bestreiten, daß jene 'ableitung ebenso naheliegend wie sinnreich' war, wie sie denn auch 'im mittelalter die herrschende' gewesen ist (Tristan und Isolde[5] s. 499).

Da die poetische verwendbarkeit einer etymologie selbstverständlich gar nicht von ihrer wissenschaftlichen richtigkeit abhangt, ist es nicht verwunderlich, wenn ein dichter mit bewußtsein eine 'falsche' verwertet. Theodor Storm hat im jahre 1864 wissen können und ohne zweifel auch gewußt, daß der alte deutsche name Regentrude nichts mit 'pluvia' zu tun hat. Dennoch hat er aus ihm ein schönes und stimmungsvolles märchen herausgesponnen, in dem ein gütiges wesen, die *Regentrude*, der lechzenden erde regen sendet und *Feuermann*, den bösen kobold des sonnenbrandes und der dürre, überwindet.[2])

---

[1]) Auch an anderer stelle berührt sich — gewiß zufällig — Gottfried mit Platon. Isot kommt hinter das geheimnis der namen Tantris und Tristan, indem *si die namen begunde ze trîbenne in dem munde, nu geviel si an die buochstabe . . . nu begundes an in beiden die sillaben scheiden und satzte nâch als vor und kam rehte ûf des namen spor* (v. 10113 ff.). Durch dasselbe verfahren gerät Sokrates im Kratylos 404 C darauf, den namen *Ἥρα* von *ἀήρ* abzuleiten: *ἴσως . . . μετεωρολογῶν ὁ νομοθέτης τὸν ἀέρα Ἥραν ὠνόμασεν ἐπικρυπτόμενος, θεὶς τὴν ἀρχὴν ἐπὶ τελευτήν· γνοίης δ' ἄν, εἰ πολλάκις λέγοις* (vgl. *trîben in dem munde!*) *τὸ τῆς Ἥρας ὄνομα* (wobei man allerdings vom spiritus asper absehen muß).

[2]) Solcher bewußter umdeutung unterliegen nicht bloß namen, sondern auch andere wörter, die eine ältere bedeutung verloren haben oder zu verlieren beginnen. Gottfried Keller hat selbstverständlich gewußt, was ein 'gerechter weidmann' oder ein 'gerechter zimmerer' (Goethe) ist (vgl. das DWb. unter gerecht 6 b und c, s. 3600 f.), seine drei gerechten kammmacher aber nennt er so, weil sie *gerecht* sind in dem sinne von 'iustus, unsträflich', aber eben sonst nichts. Das ist zwar keine 'falsche etymologie', aber doch etwas vergleichbares.

Ja es kommt vor, daß ein dichter in demselben werke die richtige und eine 'falsche' herleitung eines namens nebeneinander zur geltung bringt. In der 'Versunkenen glocke' nennt die alte Wittichen ihre enkelin *Rutandla* und Gerhart Hauptmann deutet auch an, warum das mädchen so heißt: sie hat *dickes, rotgoldenes haar*, dieses *ist ein seidenroter rauch* und der pfarrer sagt von ihr, da sie *als magd gekleidet* eintritt: *es ist die Anna aus der Michelsbaude.* Ihr name müßte also hochdeutsch 'Rot-Ännlein' heißen, der dichter aber nennt sie in der schriftsprache *Rautendelein*, lenkt also die phantasie des zuschauers oder lesers in eine ganz andere richtung. Denn dieser denkt bei dem ersten teil dieses namens, den *ein elbisches wesen* führt, unwillkürlich an 'Raute' und legt sich den zweiten in dem sinne zurecht, als bedeute er 'zartes ende eines zweigleins, ranke', wobei er sich vielleicht erinnert, daß in Shakespeares 'Sommernachtstraum' elben Erbsenblüte und Senfsamen heißen. Und diese 'falsche' etymologie arbeitet der dichter viel stärker und deutlicher heraus, als jene richtige, die von einem der schlesischen mundart unkundigen zuschauer vielleicht gar nicht bemerkt wird, indem er Rautendelein nicht nur mehrmals mit einer blume vergleicht und auch sonst mit blumen und pflanzen in verbindung bringt, sondern auch den glockengießer zu ihr sagen läßt: *du süßes kind, in letzter stunde her zu mir gesendet, ein blütenzweig, von gottes vaterhand aus einem fernen frühling mir gebrochen, du freigeborner sproß! . . . wie wollt' ich jubelnd an die brust dich drücken.* Deutlicher kann man nicht mehr zu erkennen geben, was sich der zuschauer bei dem namen Rautendelein denken soll.[1])

Wir sind so wieder bei einem 'elbischen wesen' angelangt, freilich von Elbegast und Elegast weit abgekommen. Doch sind, wie ich hoffe, auch die letzten betrachtungen

---

[1]) [Nachschrift: Gerhart Hauptmann hatte die güte, mir freundlich zu bestätigen, daß die oben vorgelegten deutungen der namen *Rutandla* und *Rautendelein* den absichten des dichters entsprechen. Diese überaus dankenswerte bestätigung ist uns umso willkommener, als wir das sinnvolle spiel mit der bedeutung des namens *Rautendelein* auch bei dem großen dichter unserer tage an einer stelle tiefsten gefühles finden.]

bescheidene beiträge zur geschichte der deutschen sprache und literatur.

Inhalt.

GRAZ, 31. mai 1926. JUSTUS LUNZER.

ZU THEOBALD HÖCK.

Theobald Höcks 'Schönes blumenfeld' ist, nachdem es eine kurze zeit intensiv beachtet worden war, seit decennien aus dem blickpunkte der forschung vollständig verschwunden, obwohl die merkwürdige lyrische sammlung noch zu manchen erörterungen reichliche gelegenheit gibt. Im anschluß an Kochs in jeder hinsicht unzureichende ausgabe (Halle 1899) haben in recensionen Köster (Anz. fda. 26, 286) und Jellinek (Zs. fdph. 32, 392) die ersten dauerhaften fundamente zu einem besseren verständnis der gedichte gelegt, indem sie nicht nur die sprachliche und metrische form des textes aus dem chaotisch-rohen zustande erlösten, in dem ihn Koch dargeboten hatte, sondern auch die quellenfrage, die belesenheit des autors und das sachliche verständnis durch eine fülle von wichtigen beobachtungen und bemerkungen beleuchteten. Jellinek hat das dann in einem weiteren artikel (ebenda 34, 413) fortgesetzt, nachdem er vorher (ebenda 33, 84) durch eine genaue reimuntersuchung den sprachlichen charakter des dichters als oberpfälzisch nachzuweisen versucht hatte. Endlich gab auch Götze (Beitr. 27, 154) erklärende beiträge, die vor allem für die literarisch-stilistische heimat Höcks, den z. b. Goedeke in der gelehrt-höfischen dichtung als vorläufer der neuen richtung der Schlesier eingeordnet hatte, wichtig wurden, indem es ihm gelang, einer anregung Hauffens folgend, aus seiner reichen kenntnis des reformationszeitalters heraus den dichter stilistisch eng mit Fischart und dem

sonstigen späteren 16. jahrhundert zu verketten. Die heimatsfrage hat sich inzwischen durch einen glücklichen fund erledigt, indem es Becker gelang, Höck als Limbacensis (Limbach im Saargebiet) in der matrikel des Hornbacher, heute Zweibrücker gymnasiums nachzuweisen (vgl. Schröder, Zs. fda. 62, 20). Ein teil meiner folgenden bemühungen soll dahingehen, das literarisch-stilistische gesicht Höcks noch weiterhin durch beleuchtung einzelner stellen als ein rückwärtsgewantes und seine dichtung eng mit der des 16. jh.'s und besonders Fischarts verwant zu erweisen, also den von Götze einst gewiesenen weg weiter zu verfolgen. Höck muß in seiner jugendzeit Fischart eingehend studiert haben: sicher hat er schon früh von ihm gehört, da seine heimat Limbach nicht weit von Forbach liegt, wo Fischart, der vorher vier jahre in Speier gewesen war, die letzten sieben jahre seines lebens als amtmann verbrachte, der sozusagen als pfälzisch-saarländische localgröße gelten konnte. Ferner soll sich im folgenden zeigen, daß Höck in seiner vorliebe für volkstümliche redensarten und sprichwörter, auf die schon Koch (s. LII) hingewiesen hat, ohne sie irgend auszuschöpfen, gleichfalls aufs engste mit der literatur des vergangenen 16. jh.'s zusammengeht. 'Die lyriker der zeit meiden es ängstlich, populär zu werden' sagt sehr richtig Martha Lenschau (Grimmelsh. sprichw. u. red. s. 11). Was ich sonst noch für einzelne stellen beibringen kann, räumt leider noch immer nicht alle anstöße der außerordentlich schlechten textüberlieferung aus dem wege (unklar sind und bleiben mir folgende stellen: 3, 15. 16, 49. 22, 44. 25, 30. 31, 25. 34, 14. 59, 33. 64, 24. 65, 4. 35. 40. 71, 35. 76, 47). Höcks wortschatz zeigt eine ganze reihe übereinstimmungen mit der sprache des 16. und der früheren jahrhunderte bei worten, die im 17. bereits ausgestorben sind oder doch allmählich aussterben: *vermeiligen* 3, 35; *geheien* 3, 64. 4, 54 (*gehei* 54, 27); *befelchen* 6, 83 (*befelch* 39, 18. 79, 12. 80, 15); *stüren* 14, 14. 64, 47. 81, 24; *sich belangen* 14, 44; *geraten* 'mangeln' 17, 20. 30, 6. 32, 14; *verlüben* 18, 14; *beiten* 18, 16. 64, 44; *dick* 'oft' 22, 68. 26, 11. 85, 20; *sider* 30, 40; *genieten* 34, 39. 72, 23 (?); *benügen* 36, 34. 41, 9. 56, 24; *schanz* 37, 37. 44, 3. 55, 5. 81, 21. 92, 38; *schabab* 47, 19. 50, 33. 65, 41; *schwanzen* 55, 5; *gestätt* 58, 16. 91, 63. 66; *bereichen* 59, 27;

übe 60, 32; *konterfehen* 63, 46; *minne* 64, 19; *erschütten* 66, 18; *mahn* 'mähne' 69, 19; *geschloss* 70, 23; *hach* 86, 28; auch auf die adversativpartikel *entgegen* (5, 5. 9, 22. 17, 17. 37, 15. 42, 19. 56, 9. 57, 6) möchte ich hinweisen. Nunmehr wende ich mich zu einer reihe einzelner stellen.

1, 41 *die gröst buess ist nimmer than bey zeiten.* Mit ausnahme der beiden schlußworte, die wie so oft bei Höck der reimnot erwachsen sind, ist das wörtlich ein geläufiges sprichwort: vgl. Fastnachtsp. 166, 26. 311, 22. 312, 5. Hugo von Montf. 17, 25. 18, 196. Mathes. 4, 346, 15. Faust s. 31. Wendunmut 1, 66.

3, 26 *die wern scarnitzel machen frey, mit gwirtzt wol ein euch mischen.* Hier dürfte der schluß von Horazens brief an Augustus vorschweben (Ep. 2, 1, 269): 'deferar in vicum vendentem tus et odores et piper et quidquid chartis amicitur ineptis'.

3, 53 das *currecito* ist ein euphemismus für 'durchfall'.

3, 62 *impresa* ital. = 'wappenspruch'.

4, 19 *lernen man muss, wenn einen fuss du gleich im grab gar hettest zwar.* Der satz ist Fischarts Eulensp. 8758 abgeborgt: *mir ist wie jenem keyser eben, der sagt, dass weil er het das leben vnd einen fuss schon in dem grab, wolt er nicht lan zu lernen ab.* Zur quelle des Julianus Apostata zugeschriebenen ausspruches vgl. meine Fischartiana s. 33.

4, 26 *es heist wie jener münich spricht: ey hilfts dir nit, so schadts dir nicht.* Wer der hier citierte mönch ist, weiß ich nicht; auch für die redensart selbst fehlen mir ältere beispiele.

4, 30 *ein stro ins kummet nur thut ghern,* wiederholt 50, 10 *ey in ein kummet gehört ein stro.* Weitere belege des sprichworts fehlen mir; vgl. aber Teufels netz 11209 *ein komater ist ir gesell, doch tuot er nit als gross ungefell, wan der schad ist klîn, wan er stôst nun strô drîn.*

5, 22 *ergrabeln* ist sonst nur einmal bei Fischart belegt (vgl. Deutsches wb. 3, 826).

12, 4 *was dich nit brendt, das blas nit bhendt.* Vgl. Kopp, Volks- u. gesellschaftsl. 110, 14 *er blies vil das in doch nit brant.* Ein weiterer beleg der redensart steht im DWb. 2, 69.

14, 24 und 48, 18 werden gemälde erwähnt.

14, 34 *ich solt mich hüten wie vor gift vorm sehen an nach laut der schrift*: vgl. Matth. 5, 28. Köster, der (s. 312) die bei Höck anklingenden bibelstellen sorgsam gesammelt hat, hat diese übersehen.

14, 46 *recht wie man spricht, verbotne richt, die sein eim nur dest lieber.* Über den gedankencomplex dieses sprichworts vgl. Bezzenberger zu Freid. 186, 9, wo sich ergibt, daß wiederum bibelstellen in betracht zu ziehen sind.

14, 63 *erfahrnem magstu glauben*: 'experto credite' Vergil, Aen. 11, 283. Ovid, Ars amat. 3, 511. Über die mittelalterlichen weiterbildungen dieser wendung belehrt Büchmann, Gefl. worte[23] s. 401.

15, 31 *der steht lang müssig an dem mark*: vgl. Matth. 20, 3. Auch diese stelle fehlt bei Köster (s. 312).

15, 55 *wie dschaf so sein die hirten.* Einen beleg dieses sprichworts aus Wickram gibt das DWb. 8, 1996.

18, 19 *dort oben auf jenem berge.* Wörtlich oder fast wörtlich so beginnen volkslieder bei Uhland s. 61. 77.

19, 62. 80, 9 verwendet Höck *gott geb* im abgeblaßten, verallgemeinernden sinne des lat. *-cunque* oder des mhd. *s* in *swer swaz swâ*: eine fülle von belegen dafür geben Fischarts schriften (vgl. meine Fischartiana s. 29).

21, 13. 42, 11. 60, 9 begegnet das fem. *blüh.* Auch dies könnte Höck aus Fischart sich angenommen haben: zu den beiden belegen im DWb. 2, 154 kommen Sämtl. dicht. 2, 279. 280. 3, 182. 190. 332. Ehezuchtb. 127, 19 Hauffen.

22, 61. Viele belege für die in dieser strophe vereinigten sprichwörter, die alle nüancierungen des gleichen gedankens darstellen, gibt das DWb. 9, 2642.

24, 13 *den rock nach dem wind keren* (ähnlich auch 39, 19. 48, 30): vgl. die reichen belege dieses schon sehr alten, bei uns seit dem 12. und 13. jh. geläufigen sprichworts bei Zingerle, Die deutschen sprichw. im mitt. s. 97 und bei Lenschau, Grimmelsh. sprichw. u. red. s. 121.

24, 21. Von der leistungsfähigkeit des straußenmagens weiß Konrad von Megenberg noch nichts, wohl aber Muskatbl. 98, 74; daß er eisen verschlinge, ist allerdings allgemeiner mittelalterlicher glaube. Ein fastnachtsspiel (558, 25) spricht ihm demgegenüber den magen ganz ab.

24, 29 *vbel gwunnen wirdt vbel zrunnen*: reiche belege dieses gedankens gibt Wunderlich im DWb. 4, 1, 6728.

28, 12 *doch ist kein ambt so kleine, spricht man in gmeine, das nicht sey henkens werdte.* Höcks quelle ist Fischarts Eulensp. 11803 *derhalben ist diss sprichwort gmein, kein ampt sey nimmer nit so klein, es sey oder würd henkens werd*; vgl. außerdem DWb. 4, 2, 990 und das citat aus Aventin bei Köster (s. 316).

29, 4. Unter den 'naturen' müssen hier überirdische wesen zu verstehen sein: das wäre dann der frühste beleg eines sprachgebrauchs, der uns seit Haller und den Schweizern im 18. jh. ganz geläufig ist (vgl. DWb. 7, 441).

31, 20 *dass die katz wirdt das beste viech*: zu den belegen aus Hans Sachs und Fischart im DWb. 5, 284 kommen noch Mathes. 2, 83, 15. 129, 34. 268, 26. 4, 162, 26.

33, 13 *vil gschrey kein woll*; 68, 19 *vil gschrey vnd wunderwenig woll.* Dies sprichwort ist älter und häufiger, als man gemeinhin glaubt. Zu den belegen bei Zingerle s. 51 und im DWb. 4, 1, 3966 füge ich folgende hinzu: Eberl. v. Günzb. 3, 31. Scheit, Grob. s. 132. Fischart, Nachtrab 769. Wendunm. 3, 119. Simplic. 1, 780 Keller (bei Martha Lenschau fehlt die stelle).

33, 25 *das fünft rad am wagen*: hierzu vgl. Zingerle s. 116 und Lenschau s. 125.

33, 31 *zwar bey vil hirten wirdt die herd vil vbler ghüt, wie mans wol hört*: ein paar belege gibt das DWb. 4, 2, 1573.

34, 5 *bist gleich ... dem wetter im april so trüb, der herren gnad vnd frawen lieb.* Dieser weitverbreitete priamelspruch findet sich am frühsten im Renner 12515; Hugo von Trimberg scheint ihn selbständig aus Freid. 48, 19 herausentwickelt zu haben. Eine fülle jüngerer belege gibt Kopp, Zs. fdph. 35, 513, denen ich noch folgende beifügen kann: Clemen, Flugschr. 4, 300. Mathes. 2, 84, 17. Venusg. 79.

34, 27. Baldus (Baldeschi, 1327—1400) ist der berühmte, besonders durch seinen pandectencommentar bekannte italienische rechtsgelehrte, der fast an allen hochschulen des landes tätig gewesen ist.

34, 42 *je nähner zRom, je ärger christ.* Auch dies sprichwort konnte Höck bei Fischart lesen (Sämtl. dicht. 2, 379): *deshalb auch ein alt sprüchwort ist: je näher Rom, je böser christ*; ähnlich Eulensp. 4412 *der Eulenspiegel hat gehört, wie diss sprichwort sol sein bewert: je näher Rom, je böser christ; je näher bapst, je grösser list.* In der letzten stelle klingt auch die reimende zeile in der zweiten hälfte wörtlich bei Höck wieder.

35, 9 *den stall sper zu, wenn lengst heraus ist schon die ku*: vgl. Fischart, Eulensp. 10342 *drumb man zu spat schiesst für die riegel, wann schon das kalb ist aus dem stall* (ähnlich Schade, Sat. u. pasq. 3, 144).

35, 38 *wo man schicket narrn gen markt, kriegen kramer geldt*: ein paar belege stehen im DWb. 7, 363.

37, 41 *geh nebn dem wagen vnd schmier mild*; ähnlich 48, 14 *schmir nur den wagen, so mag er tragen*: etliche beispiele gibt das DWb. 9, 1084.

45, 42 *mit wölfen must doch letztlich er oft heulen*: den ältesten beleg dieses sprichworts finde ich in den Ep. obsc. vir. 2, 3 'qui est inter lupos, oportet ululare cum lupis'.

46, 20 *vil hund an einem bein gar selten einig bleiben*: zu den belegen bei Zingerle s. 74 füge ich noch hinzu Ambr. lied. 32, 19 *zwen hund an einem beine, die seind selten eins.*

46, 40 *dein lieb ist von Flandern, gibt einen vmb den andern.* Ich kenne außer den beiden im DWb. 3, 1722 citierten stellen aus Hans Sachs für diesen scherzreim folgende belege: *er tuot ein kouf nach dem ander, als ob er für gen Flander* Teuf. netz 9039; *er hat mich verkert mit einer andern, die ist von Flandern* Mhd. minner. 12, 103. Keller, Erz. aus altd. handschr. 195, 18. Forster 1, 108. Venusg. 205. *se synt ut Flandern und geven einen um den andern* Nd. reimb. s. XVI. Man beachte auch Fischarts Eulensp. 5989 *der knecht der must deshalben wandern, zog darnach reimens halb in Flandern.* Von Mozarts oper 'Così fan tutte' erschien noch 1794 eine übersetzung mit dem titel 'Die mädchen sind von Flandern' (Abert, W. A. Mozart 2, 641).

46, 44 *wagen gewint, wagen verliert auch gern.* Zu den belegen bei Zingerle s. 162 und im DWb. 13, 421 kommen hinzu Kellers Erz. 60, 19 und Mhd. minner. 1, 638.

49, 24 *weil vnder guten freunden sein gmein alt ding wie der sonnenschein*: die unmittelbare quelle Höcks, eine stelle aus Fischarts Gargantua, hat bereits Götze (s. 163) nachgewiesen.

50, 5 *was soll der ku die muscat gut?* Zwei belege dieses sprichworts aus Waldis bringt das DWb. 6, 2745. Ich citiere ferner: Wendunm. 5, 39. Reuter, Werke 1, 224 Witkowski. Zs. fd. wortforsch. 1, 252. Noch Keller sagt im ersten Grünen Heinrich (1, 478): 'ein vikarius verdrehte die augen und sprach von der poesie wie eine kuh von der muskatnuß, um das sprüchwort zu gebrauchen'. Höck schließt in 50 jede der sieben strophen mit ausnahme der sechsten mit einem sprichwort: einige davon sind sonst nicht weiter belegt.

50, 34 *es wirdt dir sonst bekommen das, glaub mir, gleich wie dem hund das gras*: über diese redensart vgl. jetzt Lenschau s. 115, wo auch drei stellen aus Fischarts Eulenspiegel und Gargantua angeführt sind. Ich citiere ferner Wendunm. 1, 180. Forster 3, 24. Mathes. 2, 130, 7; noch Goethe, Briefe 3, 142.

53, 9 *secht, wie die ameis klein eintregt im summer, damits ohn sorg vnd kummer im winter leb.* Köster weist (s. 312) auf zwei stellen der sprüche Salomonis als quelle hin, aber eine dritte liegt weit näher (6, 6): 'gehe hin zur ameise, du fauler, siehe ihre weise an und lerne ... bereitet sie doch ihr brod im sommer und sammelt ihre speise in der ernte'.

53, 11 *lernt von den storchen demütigkeit, secht, wie so fromb sie ghorchen.* Im Renner 18448. 19605 und bei Konr. v. Megenb. 175, 18 wird die familientreue, sanftmut und freundlichkeit der störche gepriesen und dem menschen als muster vorgehalten.

54, 28 *ein gans von fern fleucht vbers meer vnd wider her die alte gans*: vgl. DWb. 4, 1, 1264.

54, 40 *all menschen liegen, sagt der prophet*: psalm 116, 11. Auch Aventin citiert die stelle (Sämtl. werke 1, 174, 29) in einer schrift, die Höck nach Kösters nachweis (s. 315) gekannt hat.

55, 21 *doch ist selbst jeder schmidt seins eygnen glücks allzeiten.* Ich kenne keinen älteren beleg dieses sprichworts und auch das DWb. 9, 1056 hat nur jüngere.

56, 36 *ist gleich als wenst eim blinden arg sagst von der farb*: zu den beispielen bei Lenschau s. 103 kann ich noch Nas in Wagners archiv 1, 62 hinzufügen.

59, 8 *der bawm nit gleich wirdt fallen von einem streich, man sagt*: vgl. Fischarts Eulensp. 377 *es fält kein baum von einem streich* und schon Keller, Erz. 129, 25.

59, 29 *traw, schaw wenst (wemst?) trawen wirst müssen*: vgl. Zingerle s. 149 und Ambr. liederb. 260, 49.

59, 30 *der acker tungt vnd feist wirdt von des herren füssen, das pferdt auch allermeist des herren aug wechst wie ein laug (?) vnd feist macht ohn verdriessen*: vgl. DWb. 4, 2. 1131.

62,37 *ich hüt der floch vnd pein, man spricht.* Für das flöhehüten hat das DWb. 3,1814 einen beleg aus Moscherosch; das bienenhüten kann ich sonst nicht nachweisen.

65,10 (*ich*) *kundt zwen negel schmidten in einer hitz.* Diese wendung wird durch Adelung als sprichwörtlich bezeugt (DWb. 9,1063).

65,29 *es war ein kreiss vm mich fürwar als vögel vmb den aufen.* Die anspielung geht auf die bekannte äsopische fabel von der eule und den vögeln (vgl. Waldis 2,27 und Kurzens anm.): vgl. auch noch *wie ein eul unter den vogeln ich was* Schade, Sat. u. pasq. 1,158.

67,15 *je liebers kindt, je grösser ist die ruten*: reiche belege dieses sprichworts stehen bei Zingerle s. 81 und im DWb. 8,1561, die sich aber noch leicht vermehren lassen (vgl. z. b. Hadam. 253,1. Hätzl. 1, 50,13. Muskatbl. 45,43. Tischz. D 143).

68,15 *ja hinder sich*: belege für diese im 16. jh. beliebte verneinungsformel gibt das DWb. 4, 2,1495.

70,33 ist vielleicht *beinen* statt *bannen* zu lesen: Schröders conjectur *zeinen* und die dadurch bedingte umstellung (bei Köster s. 289) möchte ich ablehnen.

77,19. Die anspielung auf Amalthea und ihr horn beruht auf Ovid, Fasti 5,115.

78,34. Die wendung 'das deposuit spielen' beruht auf der vulgata (Luc. 1,52): 'deposuit potentes de sede'.

81,22 *wie pfeifer, die verderbt den tanze.* Zu den von Götze (s. 165) aus Hans Sachs und dem Gargantua angeführten belegen für diese redensart füge ich noch Fischart, Sämtl. dicht. 2,150 hinzu.

81,41 *jetzt weist, das leut ohn grausen jenseit des bachs auch hausen*: eine fülle von parallelen hierfür gibt das DWb. 1,1059.

83,43 *wenns esel wol ist eben, so geht er auf das eys.* Ein älterer beleg dieses sprichworts steht bei Zingerle s. 29, je einer aus Luther und Rollenhagen im DWb. 3,1147. Ich weise noch auf zwei stellen bei Fischart hin: *das man mit eseln geht aufs eis* Flöhh. 1912; *auf das sie nicht mit dem mutwilligen, futerstichigen esel auf das eis spaziren gingen* Podagr. trostb. 44,1 Hauffen.

85,62 *die not sucht brodt vnd eysen bricht*: vgl. Zingerle s. 109. DWb. 7,906; auch Fischart, Eulensp. 9164 *not sucht brot.*

91,83 *wie das sprichwort lert, der eygen herdt goldts ist werth*: vgl. Fischart, Ehezuchtb. 159,5 Hauffen *der eigen herd ist goldes wert* und Zingerle s. 66, wo allerdings nur ein lateinischer beleg gegeben wird.

Zum schluß möchte ich noch einmal auf die frage nach den quellen der gedichte 86—92 eingehen, da sie, zwar von anfang an ein hauptaugenmerk der forscher, die sich mit Höck näher beschäftigt haben, bisher nirgends übersichtlich und im einzelnen behandelt worden ist. Man kann, wie ich

glaube, in dieser frage weiter kommen und zu entschiedeneren positionen vordringen, als es bisher den anschein hatte. Koch traf mit einer bewundernswerten sicherheit den nagel neben den kopf, indem er (s. XLIX) behauptete, Höck habe sich hier durchweg an Aventins große Bairische chronik eng angeschlossen, und für jedes der sieben gedichte auch noch die capitel bei Aventin genau angab, aus denen sich Höck seinen zu versificierenden stoff geholt haben sollte. Wie oberflächlich diese behauptung und die ihr zugrunde liegende vergleichung zwischen Höck und Aventin war, ersieht man daraus, daß Koch nicht nur durch die höchst mangelhafte gleichheit des beiderseitigen stoffmaterials, sondern selbst durch die tatsache, daß die namensformen nicht übereinstimmen, die zahlenangaben fast alle verschieden sind, sich nicht hat an seinem vermeintlichen resultat irre machen lassen. Seine beiden recensenten haben das natürlich sofort erkannt und seinen grundirrtum berichtigt, der eine allerdings ziemlich zaghaft, der andere bestimmter: Köster (s. 315. 316) erkennt die beziehungen zur Bairischen chronik an, weist aber daneben auf die benutzung von Aventins Deutscher chronik hin, wofür allerdings nur zwei dürftige belege angeführt werden, ohne den hinweis irgend in umfänglicherer weise auszunutzen, was doch ein leichtes gewesen wäre; Jellinek (s. 396) sieht richtig, daß die Deutsche chronik Höcks hauptquelle für die ganze gedichtgruppe gewesen ist, hält aber daneben immer noch, wenn auch zweifelnd, an der benutzung der Bairischen chronik für einige wenige stellen fest. Demgegenüber darf gesagt werden: die vermeintlichen anklänge an die große Bairische chronik sind zufällig; Höck hat, wie die folgende tabellarische übersicht der entsprechungen wohl einwandfrei zeigt, von Aventin höchst wahrscheinlich nichts weiter gekannt als die Deutsche chronik (*Chronica von ursprung, herkomen vnd taten der vralten Teutschen* Sämtl. werke 1, 299), die Kaspar Brusch Nürnberg 1541 mit einer hübschen und lehrreichen lebensskizze Aventins herausgegeben hat. Höchstens ist daneben noch als eine möglichkeit zuzugeben, daß der dichter den Nürnberg 1522 erschienenen kurzen auszug der Bairischen chronik (ebenda 1, 108) vielleicht eines flüchtigen blickes an einer einzigen stelle gewürdigt haben könnte. Ich stelle die quellennachweise im folgenden

für alle sieben gedichte strophen- und versweise zusammen, indem ich auf die beobachtungen meiner vorgänger an geeigneten stellen hinweise.

86. Str. 1: einleitung. — Str. 2: 10—14 = 329, 27. 28. 332, 1. 29. — Str. 3: 15—18 = 332, 14. 15; 19—21 = 332, 34—38. — Str. 4: 22—26 = 353, 7. 8; 27. 28 = 353, 36. — Str. 5: 34. 35 = 353, 37. 38. Die 29—33 vorausgehende synchronistische notiz über Abraham, Trier und Semiramis sieht zwar im ersten anschein so aus, als wenn sie aus Aventins Kurzem auszug (113, 15) entnommen wäre, doch findet sie sich auch bei andern historikern des 16. jh.'s, z. b. in Althamers Commentaria Germaniae s. 53, so daß sie als beweis für Höcks kenntnis jener kleinen schrift nicht verwertet werden kann. — Str. 6: 36—38 = 364, 4—6. Die dann 39—42 folgende synchronistische angabe über Zamaeus und Isaak geht auf die tabellen im fünften buche des Berosus zurück, gegen die sich zwar viele von den deutschen historikern ablehnend verhalten, denen aber doch andre eingang in ihre darstellungen erlauben, so z. b. wieder Althamer s. 54. Aventins Kurzer auszug nennt (113, 17) nur Isaak, scheidet also als unmittelbare quelle aus. — Str. 7: 43. 44 = 371, 29; 47. 48 = 371, 29. 30; 48. 49 = 371, 36. 37. Die 44—46 gegebene synchronistische bemerkung über Osiris beruht wiederum auf Berosus und findet sich z. b. bei Althamer s. 56. Daher braucht auch hier Aventins Kurzer auszug (113, 19) nicht Höcks quelle gewesen zu sein, ja er kann es gar nicht, da er Osiris mit Herminon, nicht mit Istevon in parallele stellt. — Str. 8. 9: da Aventins Deutsche chronik mit Herimanno schließt, hat Höck seine weiteren namen einer andern quelle entnommen. Der Kurze auszug (113, 22. 24. 27. 28) nennt zwar Marsus, Gambrivius, Suevus und Vandalus, gibt aber keine assyrischen und babylonischen parallelnamen. Die namen Baleus, Belohus und Altades stammen alle drei aus Berosus und Höck konnte sie z. b. bei Althamer s. 56. 58. 62 mit den entsprechenden deutschen königsnamen synchronistisch zusammengestellt finden. — Str. 10: schluß.

87. Str. 1: 1—8 = 345, 4—7. — Str. 2: 9—13 = 345, 30—33; 14. 15 = 346, 5; 16 = 366, 17. — Str. 3: 17—20 = 347, 25—27; 21—24 = 347, 35—38. — Str. 4: 25—28 = 346, 36. 37;

29. 30 = 346, 29. 30. 347, 2. 3; 31 = 346, 31; 32 = 347, 7. — Str. 5: 33—38 = 347, 9—11. — Str. 6: 41. 42 = 348, 2. 3; 43—45 = 348, 6. 7; 46 = 348, 12; 47. 48 = 348, 8—10. — Str. 7: 49—56 = 348, 16—21. — Str. 8: 57—60 = 348, 32. 33; 61—64 = 349, 4—8. — Str. 9: 65. 66 = 349, 20. 21; 68 —70 = 349, 23. 24; 71. 72 = 349, 25. 26. — Str. 10: 73—76 = 350, 14—18 (Jellineks vermutung s. 396 anm. 1, daß hier die Bairische chronik benutzt sei, ist nicht zwingend); 77. 78 = 350, 21—24; 79. 80 = 350, 24—28 (Jellinek s. 396). — Str. 11: 81—88 = 350, 37—351, 2. 36. 37 (Jellinek s. 396). Höck macht hier und in str. 2 die druiden, die Aventin für gelehrte und mönche erklärt, abweichend von ihm zu priestern, folgt damit also einem andern gewährsmann. — Str. 12: 89. 90 = 350, 4; 91. 92 = 350, 6. 7; 93. 94 schluß.

88. Str. 1: 1—8 = 330, 3—15. — Str. 2: 9—16 = 330, 24 —28. — Str. 3: 17—24 = 330, 29—32 (Jellinek s. 396). — Str. 4: 25—28 = 330, 32—34; 28—32 = 352, 20. 21. — Str. 5: 33—40 = 352, 23—27. — Str. 6: 41. 42 = 352, 27. 28; 46—48 = 353, 3. 4. Den zeilen 43—45 entspricht nichts bei Aventin. — Str. 7: 52—56 = 352, 14—16. Die vorhergehenden zeilen 49 —51 sind eigener zusatz. — Str. 8: 57—64 = 352, 17—20. — Str. 9: 65—67 = 352, 2—4; 68—72 = 352, 10. 11; 72 = 352, 8. — Str. 10: 73. 74 = 352, 8—10; 79. 80 = 352, 38. 39; die vorhergehenden zeilen 75—78 sind eigener zusatz, wenn auch angeregt durch 352, 4—7. — Str. 11: 81—83 = 352, 12—14; 84. 85 = 352, 36. 37; 86—88 = 352, 32—35. — Str. 12: 89—96 = 352, 30—32 (Jellinek s. 397). — Str. 13: schluß.

89. Str. 1: 1—8 = 351, 4—7. — Str. 2: 9—16 = 351, 7—11 (Jellinek s. 397). — Str. 3: 17—24 = 351, 11—14 mit erweiterungen; vgl. auch 358, 6. 7 (Jellinek s. 396 anm. 1 zieht hier eine stelle der Bairischen chronik an, was mir nicht geboten erscheint). — Str. 4 ist eigener zusatz. — Str. 5: 33 —37 = 351, 36—39; 38—40 = 352, 22. 23.

90. Str. 1: einleitung. — Str. 2: 7—10 schließen die einleitung; 11. 12 = 364, 8. 9. — Str. 3: 13—18 = 364, 9—13. — Str. 4: 19—24 = 364, 19—24. — Str. 5: 25 = 364, 24; 26—29 = 364, 26—28 (Jellinek s. 397); 30 = 364, 32. — Str. 6: 31. 32 = 364, 31. 32; 33—36 = 364, 33—36. — Str. 7: 37—42 = 365, 10—13. — Str. 8: 43—46 = 365, 13—15; 47. 48

= 365, 20. 21. — Str. 9: 49—56 = 365, 21—23. — Str. 10: 56—60 = 365, 34—37. — Str. 11: 61—64 = 365, 37—366, 1; 65. 66 = 366, 12. 15. 16. — Str. 12: schluß.

91. Str. 1: 1—10 = 357, 33—38 (Jellinek s. 397). — Str. 2: 11. 12 = 332, 28 (Jellinek s. 396 anm. 2 hat gezeigt, daß Höck hier sogar einen druckfehler aus Aventin mit übernommen hat); 13—15 = 363, 32—36; 16 = 364, 6. 7; 17—20 = 334, 6. 8. — Str. 3: 21. 22 = 334, 6. 7; 23. 24 = 332, 6. 7; 25—30 hat Jellinek, Zs. fdph. 34, 418 aus Althamerschen anregungen abgeleitet; entweder aber hat Höck hier und im folgenden einen andern gewährsmann vor sich liegen gehabt oder Althamers angaben aus lectüre andrer werke bereichert. — Str. 4: 31—36 = 361, 19—21; 37—39 stammen aus Althamer (Jellinek s. 418); 40 ist gleichfalls Althamer entlehnt (Jellinek s. 419). — Str. 5: 41—48 sind eigener zusatz im anschluß an Althamers etymologie; 49. 50 = 364, 3. — Str. 6: 51—54 = 364, 7. 8; 55—60 sind Althamer entnommen (Jellinek s. 419). — Str. 7—11: auch hier liegt durchweg Althamer zugrunde (Jellinek s. 419—421). — Str. 12: schluß. Die zeilen 111—114 gehen wohl auf 357, 31—33 zurück (anders, aber weniger wahrscheinlich, Köster s. 316).

92. Str. 1: 1—6 = 370, 9—11. — Str. 2: 7—11 = 370, 16—19; 11. 12 = 370, 20. 21. — Str. 3: 13—18 = 370, 20—24 (Jellinek s. 397). — Str. 4: 19—24 = 370, 27—33. — Str. 5: 25—28 = 370, 33—35 (Jellinek s. 397); 29. 30 = 370, 38. 39. — Str. 6: 31—36 = 370, 39—371, 7. — Str. 7: 37—42 = 371, 7—11 (Jellinek (s. 397). — Str. 8: 43—45 = 372, 15—17; 46—48 sind eigener zusatz. — Str. 9: 49—52 sind eigener zusatz im anschluß an den namen Phaethon 370, 35. 371, 24; 53. 54 = 372, 18. 19. — Str. 10: 55—60 = 372, 19—23. — Str. 11: 61. 62 = 372, 23—25; 63—66 = 371, 36—39. — Str. 12: 67—72 = 372, 25—29 (Köster s. 316).

JENA, 10. december 1926. ALBERT LEITZMANN.

DAS AHD. SCHRIFTTUM VON REICHENAU.

Der folgende versuch ergab sich mir, wie ich dankbar anerkenne, aus dem studium des von K. Beyerle herausgegebenen großen sammelwerkes 'Die kultur der abtei Reichenau' (zwei halbbände, München 1925) mit seinen zahlreichen fachmännischen, dem germanisten auch das fernliegende nahebringenden und verknüpfenden monographien. Der ins einzelne eingespannte mitarbeiter konnte noch nicht, wie der leser, den lebensvollen und belebenden gesamteindruck dieses werkes auf sich wirken lassen, er konnte auch noch nicht, wie der leser, von all den verschiedenen zweigen für sich und seinen besonderen zweck pflücken. Es möge also als zeichen der dankbarkeit gelten und als scherflein zur feier des herrlichen alten klosters, wenn ich hinzufüge, wie sich das ahd. der Reichenau mir nun darstellt und was es weiter fordert.

I.

Wenn Pirmin, der begründer von Reichenau und Murbach, wirklich Spanier war (Jecker a. a. o. 19 ff.), so brauchen die 'schottischen' und englischen einflüsse auf Reichenau — und das ist nach dem alter der erhaltenen hss. bequemer — erst in die alcuinisch-karlische zeit gesetzt zu werden. Er kam über Neustrien (Meaux) und brachte von dorther die ersten brüder mit: weder ags. noch keltische namen (vielleicht mit ausnahme von Pascheil) finden sich unter den ältesten des verbrüderungsbuches (doch vgl. 208 anm.).

So gewinnt einerseits die localisierung des verdeutschten Isidortractates in Murbach eine neue stütze, denn das original ist aus der spanischen judenmission hervorgegangen.[1] Andrer-

[1]) Es kommt hinzu, daß der urtext unter dem titel *Ad Florentinam sororem suam libri II* in der sehr vollständigen reihe der Isidorschriften des Karolingischen katalogs von Murbach verzeichnet steht (Bloch in der festschrift zur Straßburger phil.-vers. 1901, s. 266), und daß, worauf Längin (bei Beyerle s. 696 b) hinweist, Pithou, der vorbesitzer unsrer ahd. Isidorhs. und freund deutscher altertümer, sich wenige jahre nach der auflösung von Murbach in dem benachbarten Basel aufhielt, wo er (1569) auch die chronik Ottos von Freising erscheinen ließ.

seits bestätigt sich handgreiflich eine früher (Einführung in das ahd. § 1. 3) gegebene erklärung der sprachmischung des Murbacher Isidor, die nun auch für die Reichenau bedeutung gewinnt: diese gründungen sind politische werke fränkischer colonisation in Alemannien, und die darin gegebenen beziehungen zur reichscentrale äußern ihre kraft auch noch während des folgenden jahrhunderts. Es bleibt, wie man bei Beyerle fast von abt zu abt und aus zahlreichen beziehungen der wandernden mönche ablesen kann, ein stark fränkischer einschlag, und auf der Reichenau gewinnt er noch einmal die oberhand in dem fränk. deutsch des so lange in Franken und am hofe lebenden Walahfrid, das er denn auch selbst als fränkisch bezeichnet. Abermals lockern sich also die beziehungen zwischen dem schriftlich überlieferten und der ortsmundart, die wir immer aus ihm erschlossen oder die wir umgekehrt (auch in ihrer heutigen gestalt) zu allerhand fixierungen von denkmälern benutzten. Aber nicht nur, daß es wenige sind, die ahd. geschrieben (nicht bloß abgeschrieben) haben: viel wirksamer ist, daß ihr kreis sich ja nicht aus der nächsten nachbarschaft ergänzt und nicht nur gelegentlich einmal pilger aus der ferne einbezieht. Denn das hören wir nun von A. Schulte (s. 557 ff.): die mönche entstammen fast ausschließlich dem hochadel. Damit dehnt sich der radius über alle annahme aus, und die verbindung mit dem fränkischen herrscher wird nur noch enger. Man denkt unwillkürlich an die verhältnisse Islands, wo es auch eine adlige auslese ist, die die insel besiedelt und eine literatur entstehen läßt: so auch hier die besten familien, deren höhere temperatur in dem mönchisch gebundenen selbstbewußtsein den gedanken, in der eignen sprache zu schreiben, ans licht treibt: wie schwer und groß dieser schritt war — ich wiederhole absichtlich früher gesagtes —, ermessen wir recht, wenn wir bedenken, wie spät erst die neuzeit dialektaufzeichnungen neben eine schriftsprache gesetzt hat, die weit weniger sacrosanct war und der eingeborenen natur weit näher stand als das latein.

Erst unter abt Waldo (786—806), dem Franken und nachmals ganz nach St. Denis gezogenen freunde Karls, und in der gut bezeugten verbindung mit Tours und Alcuin soll dann das eigentliche wissenschaftliche leben der Reichenau

begonnen haben, wiewohl der klosterchronist Öheim fast allen äbten des 8. jh.'s bereicherung der bibliothek nachsagt, und obendrein die töchterklöster mit büchern versorgt wurden. Kam so auch der alte bibelcommentar des Hadrianus und Theodors von Canterbury herein, auf den Rz und Walahfrid zurückgehn? Oder schon früher? Denn bereits die stark kirchliche Lex Al. vom anfang des 8. jh.'s ist von Theodors bußbuch beeinflußt. Der Angelsachse Ethelfrid kam schon unter abt Petrus (782—86), und er hinterließ nach Öheim *ettliche bücher in saxischer zunge geschrieben.* Ob der Aug. IC, 2 (f. 37—52) mit dem bibelcommentar Rz, der grundlage der Walahfridschen glossierung, darunter war, der von Dietrich (s. 776) aus kloster Peronne an der Somme hergeleitet wird? Peronne war eine iroschottische gründung, die, wiederum nach Dietrich, auch manche ags. nachricht in die schwäbischen reichsannalen vermittelt hat und in enger verbindung mit Reichenau stand.

Wollte man Iren für die vermittlung beanspruchen, so stünden auch die zur verfügung: wenn Pascheil kein Ire ist, so gewiß Flaithemel, der (als nr. 230) in der ältesten totenliste erscheint und dem man zutraut, daß er die alte Reichenauer, jetzt Schaffhäuser hs. der Vita S. Columbae mitgebracht habe. [1]) Es ist auch genug irisch geschriebenes in Reichenau (freilich nichts auf den palimpsesten), und da vieles davon auf losgelösten pergamenten steht, wird es diesen hss. ergangen sein wie den *libri scottice scripti* in S. Gallen: sie wurden als nicht mehr leserlich ersetzt, und aus den geringen resten ist nicht auf geringe anzahl zu schließen. Irisch scheint besonders die grammatische literatur gewesen zu sein, auf der Reichenau das hauptstück der schlechtvertretenen antiken, darunter der Priscian des Aug. CXXXII und das sog. schulheft, ein für die wissenschaftliche frühzeit charakteristisches encyklopädisches florileg wie die hss. des Wessobrunner gebets und des Vocabularius S. Galli.

Im allgemeinen werden wir aber solche irische vermittlung nicht brauchen, namentlich auch für die verschiedenen runen-

[1]) Es wird auch Flatamar genannt: man braucht zum beleg fremden einflusses keine fremden namen: sie werden eingedeutscht; vgl. M. Foerster, Arch. 136, 289.

überlieferungen und ags. glossare (z. b. im Aug. XXXV) nicht. Unter Waldo *kam vß Saxen Hartrichus ain bischoff, ward hie ain bruder, bracht mit im vil bücher vnd ander schätz vnd gut damit* (Öheim), der mönch Odilleoz ging nach (Alcuins) Tours und sandte bücher, auch abt Erlebald (806—23) und der visionär Wetti († 824) studierten dort, usw.

Jedenfalls aber kam das ags. über Neustrien, und ist also auf die frühzeit beschränkt: Echternach und alle englischen klöster fehlen in der riesenhaften Reichenauer verbrüderung.

Und wie kamen die altbairischen wörterbücher, das keronische und die pseudohrabanische Samanunga, nach Reichenau? Unter abt Ello (727—34) oder Arnefrid (736—46) wurden auf wunsch des Baiernherzogs Odilo zwölf mit büchern wohl ausgestattete mönche zur gründung des klosters Niederaltaich ausgesant, und unter abt Waldo (786—806) heißt es umgekehrt bei Öheim: *Drutmund, Ello von Altaha brůder, kam in die Ow, ward da ein brůder, bracht ouch ettliche gůtt bücher mit im* (beide stehen im ältesten teile des verbrüderungsbuches). Das könnte für die wörterbücher passen. Es gibt aber auch directe beziehungen zu Freising. Zwar der palimpsest Clm. 6333 aus Reichenau, der u. a. den brief Karls von 791 enthielt, hat der Freisinger bibliothek erst seit dem 10./11. jh. angehört (gegen Lehmann bei Beyerle s. 646 b, vgl. Preisendanz ebenda s. 678 a), gibt also hier nichts aus. Bedeutsam aber ist, daß die Reichenau unter XXXII eine hs. der Vita S. Corbiniani des bischofs Arbeo bewahrte, in dessen bereich wir *PaKRa entstanden denken. Sie steht als erste in dem verzeichnis der unter abt Ruadhelm (838—42) geschriebenen, und Reginbert hat als vorsteher des scriptoriums — ein ganz merkwürdiges zeugnis historisch-philologischer einsicht — in beischriften die von dem copisten beseitigte echte barbaries der vorlage wieder hergestellt. Nun wissen wir aus dem verbrüderungsbuche, daß bischof Erchanbert von Freising (838—54) das Reichenauer kloster besucht hat; wir glauben ferner, daß der Aug. CXI mit Ra und den Gregorglossen Asc. (St. DCLXXXI)[1]) in der zweiten

[1]) Die hs. war von Steinmeyer, Kögel und andern ins 10. jh. gesetzt, Holder (Die Reich. hss. 1, 286 ff.) gab für die drei teile des gesamtcodex

hälfte des 9. jh.'s dort schon vorhanden war: wir combinieren also, daß die vorlagen beider hss. (Augg. XXXII und CXI) durch Erchanbert zwischen 838 und 42 vermittelt sind. Das schließt nicht aus, daß in Reichenau neues hinzugetan ist, z. b. die Visio Wettini in CXI, die nun einen terminus post quem für die niederschrift von Asc. abgibt.

Ob und wie weit das paläographische sich damit vereinigen läßt, mögen jetzt tafel 24/25 meiner 'Lichtdrucke nach ahd. hss.' und das facsimile bei Beyerle s. 687 lehren. Keronische überlieferungen müßte es (wegen Re und Jb) schon früher in R. gegeben haben.

Auch eine hs. der pseudohrabanischen Samanunga (Steinmeyer: R) muß schon vorher im kloster vorhanden gewesen sein, weil sich, wie ich glaube, deren benutzung nicht nur in Re und Jb, sondern auch in den Murbacher hymnen nachweisen läßt. Das war dann natürlich nicht β, das in die Reichenauer hs. Vindob. 482 eingelegte einzelblatt, sondern der Vindob. 162 (Steinmeyer: α) oder die vorlage beider (*$\alpha\beta$). Denn β setzt eine solche wohl an ort und stelle voraus, und auch für α möchte ich Reichenauer herkunft wahrscheinlich machen. Die hs. war 1576 aus der bibliothek des grafen Wilhelm v. Zimmern auf schloß Antian-Zimmern an Ferdinand II. von Tirol (dann nach Ambras und 1665 nach Wien) gekommen (Jahresb. 1899 s. 63). Wilhelm v. Zimmern, der berühmte chronist, war 1575 gestorben. Von ihm rührt die 1538 geschriebene hs. D der Reichenauer chronik Öheims her (Brandi, Die chronik des G. Ö. s. XXXIII), wie denn die Zimmern lehnsleute der Reichenau waren und ihr auch in trüben zeiten einen abt und 'schulherrn' Konrad (1234—53), gestellt hatten (s. das register bei Beyerle). Wir treffen in

an: anfang des 9., 9., 10. jh. und identificierte ihn zweifellos richtig mit *Deflorata Isydori volumen I, in quo proverbia Euagrii; dicta Eucherii; glossa Junilii* (teil 1) *et visio Vvettini vel mulieris cuiusdam* (teil 3) des katalogs Lehmann nr. 54 (265, 12). Preisendanz datiert diesen katalog (a. a. o. 3, 97) auf 842 – 50. Längin (bei Beyerle s. 686) übernimmt das und folgert, daß Ra um 850 schon vorhanden war. Ich fürchte, jene datierung stützt sich darauf, daß das jüngstverzeichnete werk eine schrift des Amalus v. Lyon (842—50) ist und nehme einstweilen die Lehmannsche an: ca 850—900. Es darf aber nicht vergessen werden, daß der 2. teil der hs., der eben Ra ist, in dem kataloge nicht erwähnt wird.

diesem manne historisches und bibliothekarisches, heimat- und familieninteresse so beieinander, daß wir ihm leicht eine Reichenauer hs. zutrauen. Bei der verwertung seines nachlasses wäre sie dann an die Habsburger gekommen.

II.

Was gehört denn nun in den kreis der ältesten eigenen überlieferungen von Reichenau?

Wenn man Rbdef Jab dahin rechnet, darf man nicht vergessen, daß, vorläufig noch unentwirrt, vor-reichenauisches darin stecken kann. Aus Reichenau stammt das mit Rb und ReJb verwante Fragmentum S. Pauli.

Für die Curaglossen Rc (Aug. CCXX) und A (cod. S. Pauli XXV d/82 aus Reichenau) ermittelt Wesle (Die ahd. gll. des Schlettst. cod. s. 92 f.) ein al. original vom ende des 8. jh.'s, für die Lucasglossen Rg 1 ein gleiches vom anfang des 9. (s. 154). Beide stecken auch in der großen Schlettstadter sammelhs. Diese ist nach den untersuchungen Fasbenders (Die Schlettstadter Vergilgll. s. 1 ff.) zwischen 1118 und 30 in einem kloster Südschwabens geschrieben. Die ortsbestimmung entnimmt er vier randnotizen zu einem papstkatalog, von denen die erste die gründung Reichenaus, die zweite die von Buchau (angeblich 902), die dritte die von Zwiefalten (1089), eine vierte die beisetzung Karls III. in Reichenau berichtet. 'Zu bemerken ist, daß in dem papstkatalog der längste abschnitt über Leo IX. handelt', der übrigens auch in der chronik Hermanns des lahmen besonders bevorzugt wird, und daß seine anwesenheit in Alemannien ausdrücklich erwähnt ist. Eben dieser papst ist auf der Reichenau zur zeit der entstehung unserer hs. wieder hervorgezogen worden: man fabricierte einen brief von ihm an den damaligen abt Udalrich I. von 1049, der die exemtion des klosters endgültig entscheiden sollte. Nunmehr, unter abt Udalrich II. (1088 —1123), wurde die Reichenau eine weither gesuchte centralwerkstatt für solche fälschungen, die zu ihrer immer raffinierteren nachbildung des echten, auch in der schrift, natürlich historische und paläographische studien brauchte. In solcher luft wäre dann ein so ausgesprochen antiquarisches beginnen wie die

zusammenstellung der Schlettstadter hs. mit ihren längst veralteten wortformen des 8./9. jh.'s wohl denkbar. Es ist indessen nicht von entscheidender bedeutung, ob wir ein Benedictinerkloster Südschwabens oder gleich Reichenau als heimat ansetzen, wichtiger ist für uns der erweis, daß ihre vorlagen wenigstens z. t. reichenauisch waren. Wahrscheinlich ist das schon wegen der verwantschaft mit Rc Rg 1. Deutlicher noch reden die Schlettstadter Vergilglossen: sie stimmen nicht nur sprachlich zu RbBHa, sondern namentlich auch in der charakteristischen, die reihenfolge nach dem alphabet mit der nach dem glossierten texte verknüpfenden anordnung von Jb-Rd; Vergil ist, abgesehen von den grammatikern, der einzige heide, der schon im kataloge von 821/22 auftaucht (Lehmann 252, 22).

Hiernach würde ich auch die sachglossare Rg 8 für altreichenauisch halten: sie kehren beide, das eine vollständig, in der Schlettstadter hs. wieder. Desgleichen die glossen des cod. Cheltenham 18908, die z. t. auch mit *M verwant sind (der von Reginbert geschriebene teil ist ohne glossen).

Der Aug. CCXVII (zwei hss.) ist von Preisendanz (Reich. hss. 3, 2, ss. 154 und 162) mit nr. 406/7 des katalogs von 821/22 (Lehmann 252, 8—14) indentificiert. Es würden dann mindestens ein buch Beda und ein buch Aldhelm am schlusse verloren sein. Das scheint sehr möglich, denn die hs. ist stark verbunden, war also schon in auflösung, als sie ihren einband erhielt. Indessen verzeichnet Holder 1, 498 eine Züricher schwesterhs. des 10. jh.'s, mit der sich eine auch schon verbundene vorlage beider erschließen ließe. Diese könnte dann in dem alten kataloge gemeint sein, und für die erhaltene bliebe Holders ansetzung ende des 9. bis 10. jh. (Steinmeyer: 1. teil 10., 2. teil 9./10. jh.) zu recht bestehen. Als schreiber des ersten teils bezeichnet sich ein *Adalbert*. Eine federprobe nennt *Uuipreht* und *Erhart*. Die beiden ersten stehen im verbrüderungsbuche (als nr. 14 und 77) unter den vor 825 gestorbenen brüdern, der dritte (als nr. 225) unter den zu zeiten des abtes Erlebald (823—38) lebenden. Das stimmt um so besser zusammen, als die namen *Erhart* und *Uuipreht* unter den Reichenauer namen des verbrüderungsbuches nicht wiederkehren. Nur scheint der *Adalbert* zu alt.

Aber dieser name kehrt wieder (nr. 303f.), und er wird durch die genealogien der ältesten Reichenauer formelsammlung (bei Beyerle s. 1157) ebenfalls auf Erlebalds zeit festgelegt. Dann wäre also unsere hs. doch die im katalog gemeinte. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß Adalbrechte bis ins 10. jh. in der liste vorkommen. Über das alter der Juvencus- und Seduliusglossen der hs. ist damit zunächst nichts weiter ausgesagt. Sie ergänzen sich aber in merkwürdiger weise mit denen von Ja. Das verhältnis wäre noch zu untersuchen.

Unter den interlinearversionen pflegt man die alte Lucasglossierung von S. Paul (aus Reichenau) voranzustellen, die als originalniederschrift gilt (St. CCCLXXXV). Was die Murbacher hymnen betrifft, so ist man wohl allgemein der ansicht, daß das original der übersetzung reichenauisch sei. Für die erhaltene hs. ist das nirgendwo erwiesen (Lehmann 224[1]). Von den angaben der Reichenauer bibliothekskataloge *De carminibus Theodiscae volumen I* (Lehmann 248, 4), *XII carmina Theodiscae linguae formata* (260, 24) und *carmina diversa ad docendam Theodiscam linguam* (260, 25) stimmt offenbar nur die erste, im kataloge von 821/22, zu unsrer hs., denn weder haben wir *XII carmina*, noch *carmina diversa*, wie Reginberts katalog von 835—42 bietet. Sie stimmt aber auch zu der notiz des Murbacher katalogs (Senebier, Catalogue raisonné des manuscr. de Genève s. 74) *De carminibus theodisca lib. I*, auch in ihrer sprachlichen unmöglichkeit. Ich glaube sogar, daß *theodisca* aus *theodiscae* (< *theodisce*) abzuleiten ist, und das scheint mir den weg Reichenau-Murbach zu verraten, der ja auch durch sprachliche und andre erwägungen gesichert schien. Es kommt noch hinzu, daß die zweite hälfte der hymnen (Hb) der ersten (Ha) lange nach deren vollendung vorgebunden ist und zwischen beiden teilen, aber auf die erste leergebliebene seite von Ha übergreifend, von der hand Hb geschrieben, die Murbacher glossare Jc stehen. Nur für Ha stünde also niederschrift in Reichenau noch offen. Da wäre die abschrift der *carmina* unter dem besagten bandtitel begonnen, dann unvollendet nach Murbach gekommen und dort nach jahren vervollständigt. So würde sich zugleich erklären, warum sich die hs. mit keiner der Reichenauer identificieren lassen will. Ein solches nachträg-

liches vervollständigen ist uns durch einen völlig parallelen fall gerade für Murbach bezeugt: dort ist die alte vorlage des ersten teils der keronischen hs. von S. Gallen (*Ka) viel später ergänzt (*Kb). Solches liegenlassen und wiederaufnehmen ist vielleicht aus der geschichte Murbachs erklärlich.

Die ähnlichkeit der schrift von Hb mit der von Grimalds und Tattos Benedictinerregel (Lehmann a. a. o.) scheint mir doch zu allgemeiner natur, als daß sie für diese specielle localisierung in betracht kommen könnte.

Für das Carmen ad deum deutete schon Dümmler die in der hs. folgenden urkundenformulare auf den bischof Ermenrich v. Passau (864—75), der ein schüler Walahfrids war. Ich füge hinzu, daß in den glossen der hs. (Clm. 19410 aus Tegernsee) die Reichenauer bibelglossare benutzt sind, daß das runenalphabet f. 58f. ebendorthin weist und daß der zugrunde liegende hymnus *Sancte sator* dort in der unter allen bekannten fassungen der unsrigen verwantesten vorhanden war: im Aug. CXXXV (der aber nicht vorlage war). Der hymnus gehört zu den englischen importen.

Die interlinearversion der Benedictinerregel von etwa 802 wird man nach Reichenau zu versetzen haben, weil nicht nur Rb benutzt ist (St. D. 287), sondern auch (wie in den hymnen) die Samanunga; dazu kommt technisches (andeutende übersetzungen wie in den hymnen, im Carmen ad deum, in der psalterinterlinearversion). Wir hätten also wenigstens drei texte der regel dort: der zweite im Clm. 6333 8./9. jh.'s (R. Munding, Abtbischof Waldo s. 45), der dritte das normalexemplar Grimalds und Tattos von 816/17, das alle früheren außer kurs setzen mußte. Ob noch einen vierten, die regelglossen *Jc (St. 2, 49—51, lichtdrucke t. 29f.)? Sie haben zwar eine alemannische vorlage, die sprachlich mit B nahe verwant (Schindling, Die Murbacher gll. s. 153), aber nach dem wortschatz andersartig, nach übersetzungskunst und lautstand jünger war, also nicht wohl nach Reichenau gehören kann (vgl. auch Brauer, Hermaea 17, 39). Denn daß dort nach der interlinearversion und (wegen der benutzung eines interpolierten regeltextes) vor einführung des normalexemplars, also in einem zeitraum von höchstens 15 jahren eine glossierung, und zwar ohne heranziehen von B entstanden wäre, das wird

man nicht ohne not glauben. Bei Jc zwingt ja (im gegensatz zu JabH) nichts, Reichenauer herkunft anzunehmen: auch S. Gallen stünde offen, und dazu würde gut stimmen, daß dort das anlautende *th* — nur darin ist Jc lautlich altertümlicher als B — von 800—819 noch einmal, und zwar stärker als je zur geltung kommt (Wilkens, Zum hochal. konsonantismus s. 82), und daß man sich dort anderweit mit glossierung der regel befaßt hat (Singer, Anz. fda. 10, 278 f.).

Die psalterinterlinearversion ist schon von Kögel (LG. 2, 473 f., vgl. St. D. 299) an die Reichenau geknüpft, freilich lose genug: alle diese denkmäler müssen neu im zusammenhang untersucht werden.

Die datierung der bisher besprochenen ahd. überlieferungen ist mangels ausreichender urkunden und andrer fester punkte meist von recht biegsamen und anfechtbaren erwägungen, auch grammatischer art, abhängig gewesen. Ich möchte noch eine andre einführen, indem ich Schererisch das jahr 817 als terminus ad quem für alles bislang besprochene empfehle. Es ist das schon erwähnte jahr der reformen von Inden, in deren sätzen von wissenschaft nicht die rede, die schule aus der clausur verlegt, die muttersprache außer in vaterunser und glauben verpönt ist. Da wird also für übersetzungen oder deren herbeischaffung kein raum mehr gewesen sein. Es steht denn auch bezeichnenderweise weder in den 'Murbacher statuten', die für die Reichenau zu den neuen verordnungen stellung nahmen und dem abte Heito (806—23) zugeschrieben werden, etwas von wissenschaft, noch weiß der junge Walahfrid in dem lobeshymnus auf ihn (Visio Wettini 38 ff.) etwas dergleichen zu sagen. 817 ist das todesjahr der Karlischen periode des ahd.

III.

Auch der folgende abt der Reichenau, Erlebald (823—38) gehört zu den musenverlassenen reformern. Das würden wir schon aus seinem conflict mit Walahfrid entnehmen, wenn wir nicht auch sonst nachrichten hätten. Zwar war damals längst der berühmte Reginbert in seinem scriptorium tätig, und es ist wahrscheinlich, daß der philologische geist, der sich in handschriftencorrecturen, etymologien und glossaren,

besonders kraftvoll aber in der kritischen ausgabe der Benedictinerregel ausspricht, in seinem schüler Walahfrid widerklang fand, aber deutsches ist, soviel man aus dem beitrage von Preisendanz entnehmen kann, von seiner hand nicht erhalten, und die erweckung Walahfrids zu deutschem schrifttum wird doch Hrabans werk in Fulda (826—29) gewesen sein: an Hrabans namen knüpft die dritte periode des ahd., wie an Karls die zweite. Dann begönne sie auf der Reichenau frühestens 838 mit Walahfrids erster heimkehr, wahrscheinlich aber erst mit seiner gesicherten abtszeit (842—49), und es wäre, wie in Fulda, die zeit des angelsächsisch-karlischen humanismus von der durch Hraban heraufgeführten neuen epoche des deutschschreibens durch eine tiefe kluft getrennt. Das scheint auf der Reichenau gesichert durch die schon besprochenen und durch Schröter (Hermaea 16) besonders herausgearbeiteten sprachlichen unterschiede von diesseits und jenseits.

In diese dritte periode gehört vor allem Walahfrids große glossencompilation zur bibel (*PSg), über deren art und überlieferung das nähere Zs. fda. 61, 222 ff. und bei Schröter (Hermaea 16) zu finden ist. Insbesondere zeigt dort die hss.-tafel s. 151 f., wie sich das werk verbreitet hat; zu hause sind damals nur cod. S. Pauli XXVd/82 und Aug. CXXXV (Ry) geblieben, in S. Gallen finden wir nicht weniger als sechs hss. — Der zweite teil des commentars steckt noch ungehoben in den abdrucken Steinmeyers.

Ein vorläufer der größeren arbeit ist der Leviticuscommentar Walahfrids in cod. S. Gall. 283, ein erster versuch der eindeutschung ags. vorlagen. Von ihm hat sich, im Aug. CCXXXI, auch auf der Reichenau ein exemplar erhalten.

Wenn ferner Schröter (a. a. o. 140 ff.) recht behält, daß Walahfrid an der Tatianübersetzung beteiligt war, so wird der weg der erhaltenen reinschrift leicht über Reichenau nach S. Gallen geführt haben; noch Notker kannte sie nicht.

Ob man die alem. urgestalt der zweiten, in die großen Tegernseer sammelhss. auslaufenden und auch sonst unendlich verbreiteten bibelglossierung, *M, mit der Steinmeyer nicht über 850 hinaufgehen mochte, an Walahfrid anschließen kann, ist mir zweifelhaft. Sie ist zwar *PSg im wortschatz nächst-

verwant, wie Schröter an massenhaften beispielen gezeigt hat, aber ihr geist ist ein andrer (Steinmeyer 5, 472), und ich möchte zunächst nur an dem Reichenauer ausgangspunkte festhalten.

Als merkwürdigkeit sei die von Lehmann (bei Beyerle s. 654 b) aus der nach Cambridge geratenen hs. B 17, 1 9. jh.'s beigebrachte griechisch-deutsche glosse *ἐξουσει άεξι* (für *ἐξουσιάζει* 1. Kor. 7, 4) *waltet* (von erster hand), auch hier nochmals verzeichnet.

IV.

Das Georgslied war von Ehrismann (nachdem es auf ca 900 und nach Alemannien verlegt war) mit Reichenau und seiner Georgskirche in verbindung gebracht. Längin verengt nun (bei Beyerle s. 692 ff.) diese beziehung sehr einleuchtend auf die translation der Georgsreliquien: sie waren 896 von papst Formosus an abt Hatto III. geschenkt, der als erzkanzler des reichs könig Arnulf nach Italien begleitet hatte und sie nun feierlich auf die Reichenau brachte. Da entwickeln sie alsbald eine verehrung des heiligen (die sich auch sonst handschriftlich niedergeschlagen hat), und zu den umzügen am Georgstage (23. april) wäre dann dies lied im chore erklungen (der bekannte *h*-mißbrauch, der in der S. Galler niederschrift so überhand genommen hat, läßt sich auch in Reichenau belegen: vgl. das *Ihltepurg* der Goldbacher fresken Beyerle s. 924 a).

Für das gedicht von Christus und der Samariterin, dessen im originalcodex der Lorscher annalen erhaltene niederschrift nach Steinmeyer (Sprachd. s. 91) vielleicht aus Reichenau stammt, weist Längin (bei Beyerle s. 694) auf die beziehungen zwischen Reichenau und Lorsch hin, die dadurch hergestellt werden, daß der vorhin genannte große Hatto von 900—13, d. h. rund zur zeit der abfassung unseres gedichtes, hier wie dort abt war. Aber was hilft uns die beziehung zu Lorsch? Die annahme einer niederschrift in Reichenau beruht ja darauf, daß der Lorscher codex erweislich im 10. jh. noch dort war! Warum sollten nur Lorscher gedichte in ihn eingetragen sein können? Läßt man aber das gedicht nach etwaiger rückkehr des codex in Lorsch eingetragen sein — was mir nun un-

wahrscheinlich ist, weil man dort für die beiden schreiber eigens zwei zufällige Alemannen annehmen müßte, für deren mühsame sprachliche umsetzung man dann obendrein kein publicum hätte —, so sieht man nicht ein, warum grade zwei Reichenauer die um- und abschrift vorgenommen haben sollten. Ich halte aber die herkunft des ursprünglichen gedichtes aus Lorsch für gut denkbar und die heranziehung Hattos für richtig, denn erstens bleibt es ja möglich, daß in Reichenau das wissen um die herkunft des codex aus Lorsch die eintragung eines Lorscher gedichtes veranlaßt hätte, zweitens paßt die sprache dazu, drittens ist schon das Georgslied zu Hatto in beziehung gesetzt, was eine gute parallele ergibt, und viertens führt vielleicht auch die mysteriöse selbstdatierung unserer abschrift auf Hatto. Ich nehme mit Steinmeyer an, daß diese zahl DCCCVIIII nur durch anschluß an die annalen entstehen konnte. Die haben die jahreszahlen — zuletzt, wenige zeilen vorher, DCCCIII — zwar am linken rande, da aber das gedicht ohne absatz auf die letzten worte der annalen folgt, bleibt nur platz am rechten rande über der ersten zeile. Einen ganz ähnlichen randzusatz mit jahreszahl (799) am kopfe verzeichnet Preisendanz (a. a. o. 3, 117 [2]) für eine der beiden Reichenauer abschriften der annalen. Aus der vorlage wird also unsere zahl nicht herrühren. Stammt sie aber von dem ersten abschreiber, so ist sie irrig für 804 (so Steinmeyer), wenn man alljährliche einträge postuliert (die annalen schließen mit 803), oder für 909, wenn man das nicht tut; oder sie beabsichtigt eine täuschung, etwa um das gedicht ehrwürdig erscheinen zu lassen: dann liegt es am nächsten, runde 100 jahre hinzuzuzählen und so zugleich in den bereich anderweit gewonnener datierung zu kommen. Irrtum läßt wohl leichter ein C von DCCCCVIIII aus, als daß er einem DCCCIIII ein V einfügte. Es bleibt also, ob wir irrtum oder täuschung annehmen, 909 die wahrscheinlichste datumszahl, und damit sind wir eben bei Hatto. Man könnte diese vierte phase des ahd., die sich auch in Regensburg (Beitr. 46, 492) und Freising (die Otfriedbearbeitung unter Hattos freunde Waldo mit den schreiberversen) beobachten läßt, nach Arnulf oder besser nach Hatto, dem zusammenhaltenden und tragenden reichskanzler, nennen.

V.

Nachmals ist es ja mit dem literarischen leben der Reichenau reißend bergab gegangen. Es scheint fast, als habe das blühen der schreib- und der baukunst im 10. jh. der literatur nicht luft und licht gelassen. Das deutsche vollends versiegt ganz. Wir können freilich manche verstreute glossen nicht einordnen (Rg 4—7, acht glossen, bei Holder, D. hss. s. 79 verzeichnet), aber doch wohl sagen, daß es eigene tätigkeit nicht mehr gibt.

Die 'Reichenauer beichte' gehört nicht nur wegen ihrer sprache, sondern auch wegen ihrer schrift nicht nach Reichenau.

Erst im jh. Hermanns des lahmen († 1054) und abt Bernos († 1048) rührt es sich noch einmal. Ich meine nicht die paar Gregorglossen', die eine hand des 11. jh.'s im cod. Aug. CCXL des achten eingetragen hat (St. DCLVII d) und die vielleicht etwas ältern und ohne erkennbare verwantschaft dastehenden Serviusglossen in cod. Aug. CXVI (St. DCCCLXXVII), sondern die dem regelcommentar Hildemars im Aug. CIII beigefügten bemerkungen (Rg 3: St. DLXVI, vgl. Traube, Textgesch. der Regula S. Ben.[2] s. 43 f. 109 ff.): in den selbständigen kleinen sätzchen kündet sich eine neue zeit an, die die eigene sprache auch auf gelehrtem gebiete frei gebrauchen lernt.

In diesem jh. hat auch Otloh für die Reichenau abgeschrieben (Lehmann 226, 21), der mehrfach den besuch des mönches Heinrich von Reichenau empfing und die mit ihm gepflogenen wissenschaftlichen gespräche aufzeichnete. Die verbindung mit S. Emmeram ergab sich dadurch, das Konrad II. den Reichenauer Purchard, den verfasser des gedichts auf den kirchenbauer Witigowo, im jahre 1030 als abt nach dort berief (vgl. Manitius, Gesch. d. lat. lit. 2, 85). Der Emmeramer Clm. 14 613 ist eine abschrift des 11. jh.'s aus der dritten Reginberths. (Holder 3, 1. 92).

Erst im 12. jh. sollen die glossen zu den Paulinen im Aug. LXXXIII 11. jh.'s (Rg 2) niedergeschrieben sein. Sie müssen noch untersucht werden.

VI.

Daß damit alles erhaltene ahd. der Reichenau erfaßt wäre, kann man nicht etwa behaupten. Zwar geben die Holderschen register der abgewanderten Augienses nichts weiter her, aber die mittel zur feststellung der heimat einer hs. sind ja nicht groß, auch nicht sehr wirksam, und gerade für alles deutsche sind die angaben der alten bibliothekskataloge höchst unzulänglich. Und wenn wir schon dem austausch von handschriften und schreibern sonst nicht nachkommen können, so gilt das in verstärktem maße von den nachbaren Reichenau und S. Gallen. Die nachrichten darüber, die Lehmann s. 233f. bequem zusammenstellt, könnten einem den mut nehmen; auch das, was wir oben nur beispielsweise über die größtenteils S. Gallische überlieferung der Walahfridglossierung zu sagen hatten. Andrerseits wissen wir doch aber, daß die freskenmalerei und die eigentliche buchkunst Reichenauer, die musik in der früheren zeit S. Galler domäne ist, und daß sie kaum einmal übergreifen. Wir sind also trotz starker ähnlichkeiten kaum berechtigt, von vornherein ein einheitliches schreibwesen anzunehmen, sondern müssen den weg paläographischer untersuchung, den Merton und Preisendanz beschritten haben, langsam weitergehen.

Namentlich aber muß die sprachliche scheidung überhaupt erst beginnen. Allerdings konnte man bisher sagen: wir haben zwar die großartige S. Gallische urkundenüberlieferung, aber in Reichenau fast nichts dergleichen, wir können nicht vergleichen und müssen das S. Gallische zum maßstab für Reichenau machen, also beides vermischen. Jetzt aber, nach der aufdröselung des Reichenauer verbrüderungsbuches durch Beyerle, haben wir ein neues mittel, sowohl das charakteristisch reichenauische der sprache zu erkennen und es gegen S. Gallen usw. abzusetzen, als auch innerhalb seiner grenzen die bisher gefundenen datierungen zu bewähren und zu verfestigen. Ob und wie weit das möglich ist, muß dann erst die zukunft lehren.

Wir haben da eine liste der *fratres defuncti* und der *fratres viventes* von 825 (die eine der beiden hände ist die des jungen Walahfrid), wir haben die zwar erst im 10. jh.

geschriebene, aber über 775 zurückgreifende profeßliste, dazu drei conventsmitglieder-verzeichnisse, wie sie ca 850 nach Brescia, ca 880 nach Pfäfers, ca 935 nach Remiremont abgegangen sind (dies letzte im original erhalten), sodaß sich ein verzeichnis aller professen von ca 775—940 in zum teil dreifacher überlieferung ergibt, das auch durch allerhand von außen kommende datierungen gegliedert wird. Damit gewinnen auch die beiden jahresdatenlosen nekrologien von 860 und 912 chronologische verwendbarkeit. Und schließlich die kleineren listen der ältesten formelsammlung, der bibliothekskataloge, der Beitr. 44, 505 f. veröffentlichten fragmente, die urkundenreste und selbst die namen bei Gallus Öheim. Eine unvergleichliche zum teil drei- und vierfache überlieferung, und sie in chronologischer reihenfolge mit allen abweichungen der einzelnen quellen, mit registern und sonstigen beigaben vorgelegt: man sollte denken, daß es eine lockende aufgabe wäre, diese namenreihen nicht nur für grammatik und chronologie, sondern auch für principielle fragen der philologischen kritik, für die entwicklung der namengebung und andres auszuwerten.

Denn das kümmerliche ahd. der Reichenau, wird man vielleicht sagen, lohnt die mühe nicht: glossen, interlinearversionen, glossen, eine einzige erhebung zur poesie in dem klobigen Georgsliede! Fast jeder andere convent, der überhaupt eigenes hervorgebracht hat, ist zu höheren gipfeln gestiegen: S. Gallen und Murbach, Fulda und S. Emmeram, Weißenburg und selbst Lorsch. Immerhin: Reichenau ist ausgangspunkt der deutschen bibelcommentierung und der interlinearversion; und neben dem literarischen steht uns ja das sprachliche mit seinen kaum erst gestreiften überlieferungs- und principiellen fragen, und wer da das Reichenauische hat, der hat die halbe altalemannische grammatik (die uns noch fehlt), denn die besteht nur aus Reichenauisch und S. Gallisch. Freilich, wer der liebe nicht hätte —.

[Correcturnote. Inzwischen haben sich die oben unter I betrachteten ältesten zusammenhänge mächtig verstärkt durch K. Beyerles Lex Baiuvariorum (ed. München 1926). Wenn die Lex wirklich unter dem gotisch benamten gründer-

abt Eberswind von Niederaltaich zwischen 737—44 entstanden ist und die Lex Alamannorum, die westgotische Lex Euriciana, den Scarapsus, schriften Isidors und beschlüsse der spanischen nationalconcilien von Toledo benutzt hat, so liegt wiederum Pirmins weg von Spanien her offen, und wir sehen zugleich die art und die wirkung der ersten nach Reichenau mitgebrachten handschriftenschätze, auch auf Baiern. Für das ahd. aber springt zweierlei heraus. Erstens eine abermalige befestigung Isidors in Murbach. Zweitens die zeitliche und örtliche festlegung einer ältesten ahd. überlieferung, und zwar einer, die nicht aus glossen, sondern aus den selbständigen deutschen worten der Lex besteht. Diese müssen, soweit sie mit einem *quod nos dicimus* oder *quod Baiuuarii dicunt* versehen sind, im archetypus neu eingeführt sein. Die übrigen — v. Kralik hat im Neuen archiv 38, 45 ff. leider nicht geschieden — können woandersher stammen; die mit der Lex Alamannorum gemeinsamen — sie widersprechen lautlich nirgends einer uraufzeichnung im alemannischen — bis in die anfänge Reichenaus hinaufführen. Weitere fragen und folgerungen halte ich zurück, denn alles dies bedarf natürlich erst besonderer untersuchung.

Vgl. jetzt auch meine besprechung von Beyerle, Anz. fda. 46, 9—18].

HALLE, 29. november 1926. GEORG BAESECKE.

EKKEHARD ODER GERALDUS?

Nach der Zs. fdph. 51, 413 ff. ist es 'an der zeit, daß endlich mit einem irrtum aufgeräumt wird, der sich seit J. Grimm durch fast sämtliche deutsche literaturgeschichten hindurchschleppt, mit der behauptung nämlich, daß der St. Galler mönch Ekkehard I. der verfasser des uns erhaltenen lateinischen Walthariliedes sei': der wirkliche verfasser des werkes war vielmehr, wie uns jetzt auch R. Reeh a. a. o. zu glauben befehlen möchte, der Geraldus, dessen prolog in der

handschriftenklasse γ dem eigentlichen gedicht vorangestellt ist. Gegen einen solchen sachverhalt wäre ja, wenn er wirklich bestünde, an sich nichts einzuwenden, und ich wäre der letzte der läugnen wollte, auch die herkömmliche lehre trage allerhand schwierigkeiten in sich. Aber auf der andern seite bin ich doch auch heute, d. h. zu einer zeit, wo speculation und hypothesenbau alles, tatsachen aber fast nichts mehr zu bedeuten anfangen, noch so altmodisch eingestellt, daß ich es auch bei verfasserfragen vorziehe, mir die dabei in betracht kommenden texte erst einmal ohne apriorische erwägungen über mögliches und unmögliches u. dgl. etwas genauer auf wirklich erkennbares hin zu besehen, ehe ich mir gestatte ein urteil zu fällen. Wende ich aber dieses verfahren (so rückständig es den fortgeschritteneren erscheinen mag) auch bei der erörterung der Waltharlusfrage an, so komme ich allerdings zu dem gegenresultat, daß nicht Geraldus, sondern nur Ekkehard der dichter grade unseres Waltharius gewesen sein kann. Das klarzulegen ist die aufgabe der folgenden seiten.

1. Bis mir jemand einen lebenden oder toten menschen nachweist, der bei sprachlicher freiproduction über mehr als éine sog. personalcurve verfügte oder verfügt hätte, muß ich bei meinem alten, allmählich doch auf tausende von analysen gestützten satze verbleiben, daß verschiedenheit der personalcurve zweier schriftstücke mit fast mathematisch zu nennender sicherheit auch die nichtidentität ihrer verfasser beweist. Nun zeigt der Geraldusprolog als personalcurve seines verfassers eine unterart des typus II (eine langhingestreckte art von liegender ∞ mit ziemlich gradlinig-horizontalem mittelstück und nur kleinem schlußrund am rechten ende), der Waltharius aber die unterform des typus III, die ZuW. 73 unter nr. 16 abgebildet ist. Mithin können P und W (wie ich kurzerhand weiter sagen will) nicht von einem und demselben verfasser stammen. Dieser negativbefund ist in unserem falle um so bindender, als die curve III im mittelalter auf hochdeutschem sprachgebiet im engeren sinne fast unerhört ist. Sie herrscht zwar innerhelb des weiteren Germanentums bei den Niederländern auch heutzutage noch vor, und tat das in alter zeit

auch bei der gruppe der Gotländer + Goten + Burgunder + Wandalen, aber auf rein hochdeutschem gebiet ist sie mir (abgesehen von der nach semitischer weise schräg gerichteten curve[1]) des juden Süßkind von Trimberg im ganzen mittelalter zum ersten mal eben bei unserem W entgegengetreten, sodaß man sich wol fragen darf, ob dessen verfasser überhaupt rein deutscher abstammung gewesen sei und nicht vielmehr neben deutschem auch fremdes blut in den adern gehabt habe und eben diesem seine curve III verdanke (wofür denn den umständen nach in erster linie wol rhätoromanisches blut in frage käme, das jedenfalls curvengerecht gewesen wäre). Erst nachdem ich die Waltharius-frage in die hand genommen hatte, bin ich noch auf ein zweites altes beispiel gestoßen, nämlich bei dem verfasser der dem eigentlichen gedicht von Lantfrid und Cobbo (MSD. no. XXIII) von fremder hand vorgeschobenen einleitung (str. 1—3 a. a. o.). Über die abstammung dieses mannes läßt sich aber einstweilen nichts bestimmteres sagen.

2. Mit dem gegensatz der personalcurve von P:W geht hand in hand ein ebenso ausgesprochener gegensatz der stimmart: W ist in hell-harter umlegstimme geschrieben (formel: U 3 kalt [fern-überengengeng, nach außen hohl niederbogend]), P aber in dunkel-vibrierender normalstimme (formel: N 6w° || šw.ʸ [r/l mit handwechsel in der cäsur, ausschwingend]). Auch die taktfüllart ist verschieden: W ist in fallendem (speciell linkskreisendem) $^4/_4$-takt geschrieben, dessen curve sich aus einer etwas schräggerichteten großschlinge und zwei wieder in schräger richtung aufsteigenden kleinschlingen zusammensetzt (so etwa wie ZuW. 73 nr. 92, nur daß die erste kleinschleife etwa schon in der mitte der höhe der großschleife einsetzt und die zweite kleinschleife noch über die höhe der großschleife hinausragt), P dagegen zeigt ganz schmal auf-/niederschleifenden (also jedesmal steigend einsetzenden $^4/_4$-takt, dessen curve etwa die gestalt eines geschriebenen deutschen minuskel -*h* hat, mit aufstrich von der zeile an).

---

[1]) S. dazu die bemerkungen in meiner ausgabe der (griech.) Johannes-apokalypse, Leipzig 1925, s. 16f.

3. Personalcurve und stimmformel von W sind dagegen absolut identisch mit personalcurve und stimmformel der kleineren dichtungen, die uns ebenfalls durch Ekkehard IV. ausdrücklich als eigentum Ekkehards I. bezeugt sind. Folglich gehören diese und Waltharius zusammen.

Ich setze zur controlle die durch ein directes wortcitat bei Ekkehard IV. besonders beglaubigte 'SGaller Paulussequenz' her, da der abdruck bei MSD. 2³, 108 deren wahre gliederungsform (die des sagverses) noch nicht überall richtig erkennen läßt und deshalb für die klangcontrolle nicht recht geeignet ist (Scherers notwendige sachbesserungen sind aber natürlich aufgenommen). Die übrigen sequenzen Ekkehards und der allein erhaltene hymnus *O martyr ęterni patris* sind sprachlich weniger ergiebig, stimmen aber in allem auch wieder genau zur Paulussequenz und Waltharius.

4. Die SGaller Paulussequenz Ekkehards.[1]

Concu'rrite hūc pŏ'pulī et ĭ'nsulaę,

Me^ntibus ut pro'mptulīs
magi'strō ge'ntium
a^ssistā'tis,
la^udibus hu'nc
super a'ęthera ē'leva'ntēs.

Hī^c lŭpus lĭ'cet servọ'rum
ovĭ'le dŏminī
tu^r-bă'verit
mĭ'tịor agne'llī
ve^llere indŭ'itur.

E^t qui tunc sub u'mbrā / pri'scaę lē'gis
vēlă'mine Mōsă'icō
o^bsitus da'ęmŏni
sē pra'ębụit hospĭ'tịum.

E^cce nunc caęle'sti illustrā'tus
ex jŭ'bare pneumă'ticō
ă^giō nĭ'tidum
vă^s e'xhibet
e^t ēle'ctum.

12 nunc

[1] Der circumflex ^ bedeutet hier einen rasch auf-/abschnellenden gebrochenen ton am eingang der auftaktlosen verse, über den ich demnächst an anderer stelle eingehender zu berichten gedenke.

Neˆc mora ŭ´bī Chrĭ´stum
⟨vīˆdit⟩ indĭgna´ntem
quoˆd sibi pra´esumpsĭ´sset
co´ntra calcitrā´re.
sēˆ prō·tinu´s coaptā´vit
aˆd ējus ŏ´pus.

Jaˆmque baptizā´tus
aˆtque spiritā´lis
unctiō´ne chari´smatis
rēfe´ctus plē´bi
justọ´rum ju´ngitur.

Eˆt quī paulō a´nte
căˆstra christiā´na
persecū´tor invā´serat
prōˆ īsdem dī´micāns
sĭ´gna cō´ripit.

Et prī´mō congre´ssū
răˆbiēm Judā´icam
i´n Dama´scō confū´derat
āˆcrī be´llō.

Exi´nde colle´ctīs
vīˆribus ară´bicam
eˆxperī´ri
prŏfe´ctus ĕst barbă´riēm.

Dēˆnique i´ste
beˆlliger exĭ´mius
Ăˆsiam et Lĭ´biam indŏ´mitam
mona´rchō primā´tī
trīˆbūtā´riās / e´sse fē´cit.

Noˆctibus ta´m indefe´ssus
uˆt diē´bus ad sō´lam
suˆmmī i´mperātọ´ris
laˆudem ă´rte
eˆt virtūte pa´lmaę
glọˆriam asci´scere.

Hīˆc Cĭlicō´s et Achā´icōs,
Rŏˆdiōs, Icŏ´niam,

---

55 assistere

Theˆssalonī'cam, Po'ntum,
Gă̄ˆlatia'mque vī'cit:

Emă̄'thiōs, Trō̆'as, Ephĕ'siōs,
Aˆtticōs, Cori'nthicōs,
Paˆmphī̆'licōs, Crē'tās,
Tră̄'cēs et Illȳ̆'ricōs.

Hīˆs prō sūdọ'ribus
sic ĕ'um corōnā̆'vit dŏ'minus,
Uˆt arcāna ca'ẹlī
prī̆'us intră̄'ret quam obī̆'erit.

Post lo'ngōs in me'mbrīs / mu'ndī confli'ctūs
că̄ˆput ipsum Rō̆'mam
in i'mpetū me'ntis ă̄'dit.

Hoc ta'ntō prō̆'- / pulsā̆'verat triu'mphō
mō̆ˆle ut vince'ndī
ī̆ˆpse quŏ'que oppō̆'nat.

Queˆm vērus ta'ntās / sī̆'bimet rĕ'x
fere'ntem vīdĕns la'urẹās,

Sīˆmō·ni dū'cum / prī̆'ncipī mŏ'x
coa'ẹquat in ă̄'rce pŏ'lī.

Nunc prē'cēs fu'ndite sē'dulās
quī gră̄'tịā vōs Chrī̆'stī / nŏ'stis indī̆'gnōs,
quia Pa'ulus hic mă̆'gnus / ĕ'st apud dĕ'um,

Ut prē̆'cēs da'ndō contī̆'nuās
mă̆ˆgnus ille nō̆'s / in paradī'siacī̆'s
in quaẹ ra'ptus ĕst co'llocet / sē'cum lŏ'cīs.

Nōs ī̆'gitur su'pplicēs / i'n hāc dī̆'e
nec nō̆'n omni te'mpore, ō Pa'ule,
cum Chrī̆'stō rē̆'fice,

Uˆt stŭ̄'dium / fī̆'dei lēgi'timum
haud la'psīs pe'rmea·ntēs cŭ̄'rsibus
corō̆'nam reportē̆'mus.

5. In diesem text der sequenz (= S) habe ich gleich die quantitäten gewisser vocale ausdrücklich bezeichnet,

---

73 *so Ekkehart IV:* oppeteret *hs.* 77 coequatus

die für Ekkehards verhältnis zu der sonst zu seiner zeit gebräuchlichen aussprache des lateins charakteristisch sind. S und W gehen nämlich teils mit dem in deutschen landen üblichen quantitierungssystem, teils gegen dieses, und wo sie davon abweichen, berühren sie sich wiederum teils mit dem romanisch-französischen system, teils stehen sie auch diesem gegenüber. Es handelt sich namentlich um folgende fälle (belege in auswahl):

6. In prosa wie in nichtquantitierender dichtung werden alte wortbetonte kürzen in offener silbe bei den Romanen wie bei den Germanen der zeit normalerweise gedehnt, bei S bleiben sie kurz, wie in *pŏ'pulī* 1, *lŭpus lĭ'cet* 7, *dŏ'minī* 8, *indŭ'itur* 11 usw. Für den quantitierenden Waltharius ist das (wie für P) natürlich bedeutungslos.

7. Alte länge in einfach geschlossener endsilbe vor consonantischem anlaut des folgewortes pflegt bei den Romanen erhalten, bei den Deutschen aber verkürzt zu werden: in S und W aber wird die länge erhalten, in P wird sie verkürzt; vgl. S *promptulīs* 2, *ēlevantēs* 6, *răbiēm* 38, *collectīs* 41, *barbăriēm* 44 usw., W *frātrēs* 1, *linguīs variās, gentēs* 2, *Hūnōs* 5, *armīs* 6 usw. gegen P *persōnĭs* 3, *factĭs, loquēlĭs* 14, *summĭs* 15 usw.

8. Kurz sind dagegen auch in S und W (übereinstimmend mit sonstigem deutschen, aber gegen z. b. französischen brauch) ältere längen: a) vor *ns* in S *ĭnsulae* 1, *vĭdĕns* 75, *dīmicăns* 35 = W *trăns-* 8. 18 usw., *sequestrăns* u. ä. 3. 7. 9. 17. 48 usw., *gĕns* 4. 58, *cĕnsum* 24. 32, *dĕnsae* 185, *ĕnsēs* 192, *distinguĕns* u. ä. 3. 9. 13. 15 usw. = P *omnipotĕns* 1, *vīvĕns* 4, *gubernăns* 15; — b) vor *nc* in S *prĭncipī* 76 = W *prĭnceps* 57. 72 usw. (aber franz. noch *prīnceps*); — c) vor *ss* in S *praesumpsĭsset* 23 = W *fecĭssent* 56, *habuĭsse* 78, *meruĭsse* 148, usw.; *certĭssima* u. ä. 170. 649 usw.; *pugnăsse* 520, *jactăssēs* 1071; *fortăssis* 1148; *nŏssem* u. ä. 245. 1269; *jŭssīs* u. ä. 250. 728 usw. (gegen franz. brauch); — d) vor *st* in S *căstra* 33, *Chrĭstum* u. ä. 21. 79. 86, *nŏstis* 79 = W *văstāre* u. ä. 66. 910. 1137, *hăstae* u. ä. 185. 339 usw., *căstra* u. ä. 13. 499 usw., *portăstī* u. ä. 817. 1235. 1275; *audĭstī* 275; *torsĭstī* u. ä. 729. 740. 1274[1]); *arsĭstis* 950; — e) vor *sc*, wie in W *crĕscentēs* 103, *adolĕscĕns* u. ä. 100. 594, *clarĕscat* u. ä. 306. 723. 1095 usw.; *cognŏscere* u. ä. 135. 377 usw. = P *crĕscat* 7; — f) vor *x* wie in S *rĕx* 74, *mŏx* 76 = W *rĕx* 11. 168 usw., *dŭx* 409. 989, *vĭx* 267. 283, *mŏx* 42. 122 usw.; *audăx* 642. 784, *thōrăx* 482. 645; *frăxinus* u. ä. 186. 1295, *măxima* u. ä. 203. 345 usw.; *trăxit* u. ä. 689. 856. 986; *dĭxī* u. ä. 374. 403 usw., *confĭxit* u. ä. 676. 717. 844, *vĭxī* 470. 599; *dŭxit* u. ä. 293. 326 usw.; — g) vor *ct*, wie in S *ēlĕctum* 20,

[1]) Die vielfach übliche annahme, diese letzteren perfecta hätten im älteren latein kurzes *ĭ* gehabt, geht irre; vgl. z. b. bei Vergil klangnotwendiges *-īstī* in *frēgīstī* E. 3, 13, *potuīstī* Ae. 9, 482, *vēnīstī* Ae. 6, 687, *vīcīstī* Ae. 12, 936, *vīdīstī* E. 3, 14. Ae. 9, 269, auch *vīdīstis* Ae. 1, 322 usw. usw.

collĕctīs 41 = W *ăctis* u. ä. 92. 173. 890 usw., *distrăctās* u. ä. 960. 1026. 1135, *dilĕctum* u. ä. 90. 324 usw.; — h) vor *gm* wie in W *ăgmine* u. ä. 44. 76 usw., *tĕgmine* 791. 901. 1291; — i) vor *gn* wie in S *indīgnantem* u. ä. 22. 79, *sīgna* 36, *măgnus* 80. 82 = W *măgnam* u. ä. 97. 289 usw., *rĕgnum* 11. 77 usw., *sĕgnia* u. ä. 147. 1281. 1413, *indīgnum* 1072. 1377 usw., *benīgnum* 1165 = P *dīgnum* 6.

9. Auch im consonantismus treten typische unterschiede zwischen Geraldus und S + W hervor:

a) Geraldus spricht seine tennes *p*, *t*, *c* nach deutscher weise aspiriert, und die alte aspirata *ph* (für die übrigen fehlen echtlat. belege) als spirans (*adelphus* P 22: dazu deutsches *Erchamboldum* 6), in S und W dagegen sind die tenues unaspiriert, die *ph*, *th*, *ch* aber als stimmlose aspiraten zu sprechen: sowol im anlaut (wie namentlich in *phalanx* 536, *pharetram* 730, *Phoebus* 277. 348. 1130: wo spirans zu sprechen ist, wird auch *f* geschrieben: *faleris* u. ä. 329. 1063, *fantasma* 769, wie im inlaut nach consonanten (*triumphōs* u. ä. 108. 206 usw.), und selbst nach vocalen (*sophistās* u. ä. 104. 605, *sophāris* 1266, *trophaeīs* 1385; dazu S *Ephesiōs* 60 wie *Pamphūlicōs* 62, *triumphō* 71).

b) Für *ti* vor vocal fehlen bei Geraldus belege: in S und W gilt überall reines *t* ohne jeglichen ansatz zur affrication: also z. b. W 1 *ter-ti-a*, nicht **terzia* oder dgl.; ebenso S *gentium* 3, *mītịor* 10, *hospitịum* 15, *unctịone* 29, *christịāna* 33, *Gălatiamque* 59, *grātịā* 79.

c) Lat. *c* ist bei Geraldus vor palatalvocalen nach deutscher weise zu *z* geworden (*cc* zu *kz*): *pontificem* 5, *precibus* 13, *nanciscāris* 14; *accipe* 9; *certus* 12, *dēspice* 16, *sacerdos* 21, auch *cœlum* (vgl. nr. 10) 15: in S + W besteht überall unpalatalisiertes unaffriciertes *k* weiter (vgl. z. b. S 7. 24. 49. 55. 72 usw., W 81. 181. 193. 198. 204. 222. 223. 303. 361. 374. 633. 679. 690. 790. 806. 820. 1184 usw.). Auch in *Francia* 87. 442. 582. 1085. 1106, was wegen nr. 13, b zu beachten ist.

10. Am auffälligsten aber ist folgendes: die alten lat. diphthonge *ae* und *oe* sind bei Geraldus monophthongiert zu *ǣ* und *œ̄*: *summǣ* 1, *ǣvum* 5. 8, *prǣsul* 9, *quǣ* 10. 14, *cǣlum* (spr. *z*-, nr. 9, c) 15 und *prǣlia* 18, in S + W haben sie überall die alte diphthongische geltung beibehalten (die ich mit *aẹ*, *oẹ* bezeichne), wie in W *Pannoniaẹ* 4, *foẹdera* 9, *quaẹ* 21, *foẹdus* 22 usw., S *insulaẹ* 1, *aẹthera* 6, *prīscaẹ* 12, *daẹmoni* 15, *caẹlesti* 16 usw. Die unmöglichkeit, dafür monophthongische *ǣ*, *œ̄* zu substituieren, ergibt sich namentlich da mit besonderer deutlichkeit, wo mehrere *aẹ* nahe zusammenstehen, wie etwa in W

saẹvior insurgit kaẹdemque audākior auget 204
et patriaẹ fīnēs reminiscor saẹpe relictōs 252
et laẹvum femur ankipitī praẹkinxerat ĕnse 336
mūtant laẹtitiam maẹrentia corda priōrem 381

hōs in kaęlestī praęstet mihi sēde vidēri 1167.
tum maęstam laętō sōlăns affāmine spŏnsam 1174
dēnique praękipuīs praękinctus fulserat armīs 1359
sed vir praękipuus nec laęvīs kēdere gnārus 1386,

oder am schluß des ganzen

Haęc quīcunque legis, strīdentī ignŏske kicādaę,
raukellam nec adhūc vōkem perpende, sed aęvum,
utpote quaę nīdīs nŏndum petit alta relictīs.
haęc ĕst Walthariī poĕsis. vōs salvet Iēsus!

11. Mit diesem ganzen sehr merkwürdigen symptomencomplex stehen aber S + W durchaus nicht allein, sondern dieser complex beherrscht die ganze SGaller schule von ihren anfängen bis weit über die zeiten Ekkehards hinaus, nur mit der maßgabe, daß dort das diphthongische *aę*, *oę* bloß im fallton auftritt, im steigton aber dafür geschlossenes *ę* erscheint: auch handschriftlich wird diese spaltung meist noch correct ausgedrückt, insofern für *aę*, *oę* neben *ae*, *oe* auch ligiertes *æ*, *ę*, für die *ę* aber bloßes *e* gesetzt wird. Und selbst in dieser beziehung machen S + W keine wirkliche ausnahme, denn beide texte haben (was mit der besonderen art ihrer tonführung zusammenhängt) tatsächlich nur falltonige und damit ganz correct diphthongische belege: in den andern sequenzen Ekkehards und seinem hymnus begegnen auch die zu erwartenden steigtonigen *ę*: *pręcipit* Mone nr. 841, 42, *columbīnę vītę* Mone nr. 875, 10, *quęrentibus* Kehrein nr. 138, 10, *ęternī* Morel nr. 289, 1, *sęculi*, *-a* 8. 16.

Für die doppelheit von klang und schreibung vgl. z. b. noch aus Notker Labeos brief an Hugo von Sitten (Piper 1, 859 ff.) einerseits falltoniges *coęnobita* 859, 21, *quaę* 860, 4. 861, 4, *quaędam* 18, *philosophiaę* 860, 17, *philologiaę* 21, *aęstimati* 32, *praęsenti* 861, 10, *aęternum* 17, andrerseits steigtoniges *lētātus* 859, 21, *prēter* 860, 3. 861, 6, *prēcipue* 860, 8, *prēlībātīs* 10, *arihtmēticē* 23, *hēc* 26, *prēmia* 30, *quē* 31. 861, 14, *prēsentem* 860, 32, *prēvalēbitis* 861, 2.

Im übrigen mag man z. b. in den Poetae latini aufschlagen, welche sichere SGaller arbeit man will, und man wird unweigerlich auf das gleiche aussprachssystem stoßen wie bei S + W, und zwar wieder in allen einzelheiten die überhaupt in dem jeweiligen einzelstück belegt sind. Der Waltharius darf daher schon aus sprachlichen gründen mit recht großer wahrscheinlichkeit als ein speciell SGallisches product in anspruch genommen werden,

während den Geraldus seine aussprache direct aus dem SGaller kreise hinausweist.

12. Das letztere bleibt auch bestehen, wenn sich bei weiterer umschau noch ergeben sollte, daß auch außerhalb SGallens, dessen lateinkanon in typischer weise angewendet worden ist, sei es auf directe anregung von SGallen hin, sei es ohne eine solche. Daß so etwas möglich ist, kann man nicht bestreiten (wenn ich es auch jetzt nicht näher zu untersuchen vermag), angesichts der tatsache, daß z. b. Walahfrid Strabus in seinen ersten gedichten, die er als fünfzehnjähriger verfaßt hat (Poet. lat. 2, 350 ff.), das latein noch auf deutsche weise ausspricht, später aber (wann, bleibt zu untersuchen) sich dem SGaller muster anschließt (auch bei ihm herrscht dann von da ab falltoniges *\`aę*, *\`oę* gegen steigtoniges *'ę*).

13. Und schließlich kann man noch einen schritt weiter rückwärts tun. Das ganze SGaller system ist nämlich nichts anderes als die art, wie das latein das ganze mittelalter hindurch in Irland gesprochen wurde: das kann z. b. wieder ein blick auf alle die 'schottischen' erzeugnisse lehren, die in den Poetae latini zusammengestellt sind. Will man daneben auch prosabelege haben, so findet man solche bequem und reichlich z. b. in Dicuils schriftchen (von 825) De mensura orbis terrae (rec. G. Parthey, Berolini 1870), das uns nebenbei noch gut zeigen kann, wie fest das gefühl für den accentischen gegensatz zwischen *\`aę*, *\`oę* einer- und *'ę* andrerseits bei irischen schriftstellern ausgebildet war.

a) Bei Dicuil wechselt nämlich nicht nur falltoniges etymologisches *aę*, *oę* (und zwar meist auch handschriftlich) correct mit steigtonigem *ę* ab, sondern auch das etymologische *ę* von eigennamen wird bei ihm unter dem fallton analogisch-antithetisch in *oę* umgesetzt: *Armoęnia* u. ä. 12, 6. 19. 13, 10. 29, 3. 30, 2, *\`Moędi* u. ä. 30, 7 f., *\`Moędia* 14, 18 (danach wird nun das *\`Moidum* des Wīdsīþ 104 richtiger zu beurteilen sein, als es von mir in der fußnote zu nr. 24 meines Wīdsīþartikels in der Liebermannfestschrift geschehen ist).

b) Nur in éinem punkte geht Dicuil über das bisher beobachtete noch hinaus, insofern das wort *provincia* bei ihm regelmäßig als *provintia* erscheint (auch in der besten handschriftlichen überlieferung), im gegensatz zu der form *Francia* bei Ekkehard (oben nr. 9, c). Dies *'provintia* 3, 3. 6. 5, 12. 6, 1. 8. 7, 14. 20. 12, 3. 13, 1. 12. 16, 9. 11. 22, 15) ist aber zugleich auch wieder stets steigtonig (gegenüber falltonigem *\`Francia*, oben a. a. o.): es handelt sich also hier offenbar abermals um eine alte accentdublette

(bei Beda, Hist. eccl. [ed. Holder] wechselt z. b. noch die aussprache '*provincia* 1, 30. 2, 31. 33. 3, 6. 26 f. mit '*provintia* 2, 28. 36. 3, 4 je nach der intonation ab).

c) Wie sich hierzu die ags. lehnwörter mit *c* = *ts* usw. stellen (Beitr. 9, 222 f. Ags. gr. § 225), bleibt zu untersuchen. Möglich, daß es sich dabei bloß um den gegensatz von vulgärlatein und künstlichem schullatein handelt.

14. Bei den starken beziehungen, die das alte SGallen stets zu Irland und irischer gelehrsamkeit gehabt hat, den ursprung des SGaller lateinkanons anderwärts als eben in Irland zu suchen, verbietet sich wol von selbst. England bleibt jedenfalls als vermittler ausgeschlossen. Denn offenbar haben die Kelten allein, insonderheit die Iren, die diphthongische aussprache der *ae*, *oe* des älteren lateins von den zeiten der Römerinvasion her direct bis in perioden hinein fortgepflanzt, wo die Romanen selbst schon lange monophthongisch *ǣ*, *œ̄* usw. sprachen. Die Angelsachsen haben dann von den Kelten zwar die diphthongischen *aę*, *oę* und die unveränderten *c* vor palatalvocalen in die aussprache ihres schullateins übernommen, aber sonst folgen sie in der aussprache (z. b. in der dehnung in offener tonsilbe, in der kürzung der langvocale geschlossener endsilben, in der aspirierung der tenues) viel mehr dem auch sonst bei den germ. völkern zu beobachtenden gebrauch.

15. Nach allem den dürfte es wol 'an der zeit' sein, zu dem guten alten 'irrtum' J. Grimms und anderer männer zurückzukehren, und dem SGaller Ekkehard I. definitiv die ehre zu lassen, unseren Waltharius gedichtet zu haben, und wenn er zehnmal ein *puer* war als er das tat. Mehr gekonnt hat er jedenfalls als der brave schreiber Geraldus, der von der herstellung seines (wie ich nicht bezweifeln will gewiß sehr schön geschriebenen) widmungsexemplars an Erchanbold soviel aufhebens macht, und der soviel gefühl für latein hatte, daß er sich aus *tonans* und *omnipotens*, zwei üblichen epitheta für 'gott', sein schönes *omnitonantem* (P 13) zusammenschusterte, das ja nicht zu seiner entlastung in klangwidriges *omnitenentem* abgeschwächt werden darf.

LEIPZIG, 1. märz 1927. E. SIEVERS.

ALTFRIESISCHES.

Schon als mir von den oben s. 80 ff. veröffentlichten Altfriesischen studien Holthausens nur das manuscript vorlag, hatten sich mir verschiedene bedenken gegen darin vorgetragenes aufgedrängt. Aber da das friesische meinem persönlichen arbeitsfeld ziemlich fern liegt, waren sie doch nicht der art, daß sie mich nach dem damaligen stand meiner einsicht zu einer bitte um erneute durchnahme eines ms. hätten veranlassen müssen, dessen verfasser schon lange und viel auf friesischem gebiet gearbeitet hatte. Als ich aber nach erfolgtem satz das ganze bei der correctur genauer für mich durchzuarbeiten begann, konnte ich mich bald dem eindruck nicht mehr verschließen, daß ich von H.'s aufstellungen fast überall abweichen müsse, und so habe ich es schließlich doch für meine herausgeberpflicht gehalten, den lesern der 'Beiträge' vorzulegen, was ich der hauptsache nach einzuwenden habe, um ihnen die nicht immer ganz mühelose und doch notwendige controlle zu erleichtern.

Generell muß ich zunächst bedauern, daß H. auf die metrischen formen der behandelten textstellen keine rücksicht genommen hat, obwol der weg zu deren erkenntnis seit dem erscheinen von Heuser's buch doch wol deutlich genug eröffnet gewesen wäre. H. ergänzt und streicht also auch ohne zu fragen wie sich das metrum zu seinem entscheid stellt. Nun wird er vielleicht sagen, er glaube nicht an das metrum. Gut. Dann wiegt mir schwerer ein zweites. So unglaublich das scheinen mag (und darum habe ich es auch nicht gleich beim durchsehen des ms. gemerkt), hat H. die parallelüberlieferungen zu den in seiner vorlage (Heuser) jeweilen nur einem einzigen text entnommenen stücken bei seiner kritik kaum je herangezogen, ja nicht einmal auf die druckorte der einzelnen stellen bei Richthofen ist hingewiesen. Auch Richthofen's großes wörterbuch (R.) und dessen ergänzungen in van Helten's buch 'Zur lexicologie des altostfriesischen' (Amsterdam 1907; unten citiert als L.) sowie dessen 'Altostfriesische grammatik' (Gr.) sind nur unvollkommen ausgenutzt, sowie manches andere, das gerechterweise hätte

citiert werden sollen. Ich versuche also auch hier zu ergänzen, soweit es der geringe umfang der mir zur hand liegenden specialliteratur gestattet: bessere kenner des friesischen würden wol noch mehr nachzutragen finden.[1])

1.

Ich beginne mit dem ersten abschnitt „Textkritisches“, nach dessen einzelnen nummern ich gehe, nur jedesmal mit hinzufügung der fundstellen der behandelten stücke in v. Richthofen's Rq.

Nr. 1: Rq. 5, 3. Richtig. — **2:** Rq. 9, 21. Die vorgeschlagene ergänzung ist für mich textkritisch wie metrisch unmöglich. Der fehler des R-textes liegt mir vielmehr in dem *nebbe*, das jemand eingefügt hat, dem der activische sinn des part. *urgripin* (das sich hierin dem got. *frawaurhts* usw. vergleicht) nicht mehr klar war. Dieser activische sinn ist aber auch im as. noch deutlich erkennbar, vgl. *thia forgripanun* Hel. 2638 und namentlich *farat thia forgripanun mann* || *an thia hētun hell* | *hriuuigmuoda,* || *thia faruuarahtun uuerōs* 4445, wo man besonders die parallelisierung von *fargripan* und *faruuaraht* (= got. *frawaurhts* usw.) beachte (auch ahd. *missigrīfan* und *missifāhan* 'peccare' Graff 4, 315. 3, 402 kann man beiziehen). Behält man das im auge, so kann man es nach den von H. nicht herangezogenen parallelen *nī ā hōrdōme sā fir biullen* H², *nī ur hōrdōme sā fir ullen* E¹, *nēr mid hoerdōme biwollit* W, *edder in ander sunden beruchtiget so veer* E² und unter berücksichtigung des metrums doch wol kaum für zweifelhaft halten, daß der ursprüngliche text einer vorstufe von R¹ gelautet hat:

thera mo'nna skil we'sa allerē'k unbewu'llen
an mē'nēthon, a'n mo·nsla'ga,
⟨nē'⟩ an hō'rdōme ⟨nē'⟩ an swē'sbedde
sā' fir urgri'pin,
thet hī ē'nere karī'na skel'dich sē'. —

---

[1]) Befremdlich ist mir endlich auch, daß H. offenbar vergessen hat, daß er einige der jetzt besprochenen wörter und stellen etwa zwei jahre vorher schon einmal, nämlich Beitr. 48, 461 ff., behandelt hat: nur bei dem excurs über *kriōze* 'kreuz' s. 96 kommt er einmal auf die frühere abhandlung zurück (ich verweise auf die betr. parallelen mit = in eckiger klammer gleich am kopfe jedes einschlägigen abschnitts).

3: Rq. 47, 34. Richtig, aber bereits durch van Helten, L. 116 erledigt (nur dürfte *unidēn* nicht mit v. H. als 'häßlich', sondern als 'ungetan' zu verstehen sein: ein 'mord' wird wol einem menschen 'angetan', aber wenn jemand an frost oder hunger stirbt, so ist das eben ein 'ungetaner' tod). — **4:** Rq. 51, 6. Nur *hebba* für *tiōna* paßt in vers und melodie. — **5:** Rq. 59, 18. *jeftha* ist vielmehr da zu belassen wo es steht: das fordert schon das metrum. Auch der sinn des überlieferten ist untadlig. Erst werden zwei gewaltacte zusammengefaßt (*rendes jeftha rāves*), dann wird dieser gruppe als 'drittens' (*thredda wordis*, vgl. *bētha fel and flask* [körperlich] *and sīn līf* [leben, also unkörperlich] *thredda* 51, 21) die nichtgewalttätige *thiūvethe* gegenübergestellt (gegen R. 1159[b], wo sich vR. durch die misverständliche auslegung der stelle im Wurster landrecht hat verführen lassen). — **6:** Rq. 61, 17. Das beanstandete *thet* Heusers steht schon als (s. 583 berichtigter) druckfehler in den Rq. Über *thēr sīn* hat ausführlich van Helten, Zur lexicologie des altwestfr. (Amsterdam 1896) s. 56f. gehandelt. — **7:** Rq. 55, 27. H. scheint sich den text falsch übersetzt zu haben, weil er nicht beobachtet hat, daß das altfr. ortsadverb *thēr* (= 'ibi, ubi') als solches stets falltonig gesprochen und nur da steigtonig wird, wo es mit umlegung seiner grundbedeutung (vgl. z. b. Beitr. 49, 432) als vertreter des relativpronomens auftritt. Unsere stelle aber verlangt unbedingt fallton ('—):

ac hwē'r-sa ma be'netha we·rpth o'ppa ēnne mo'n,
'thē'r nēn do'lch neth, a'nd ma thet que'th . . .

Es ist also notwendig mit unpersönlichem subject (wie bei dem frz. *il y a*) zu übersetzen 'wo (es) keine wunde hat', also soviel wie 'in einem falle wo keine wunde vorliegt' (natürlich bei dem toten, nicht bei dem töter, wie H. anzunehmen scheint). Das ist, wie man sieht, fast ganz dasselbe wie das, was der diesmal ausnahmsweise von H. angezogene lat. text mit seinem *nec est ibi vulnus* bietet. Ein weiteres fries. beispiel s. unten zu nr. 23, eine sichere ahd. parallele liefert Tat. 71, 3 mit *a'ndaru fi'elun | in ste'inahti la'nt || thār ni ha'bēta mi'hhala e'rda* (zur metrischen form s. Beitr. 50, 425 ff.) · als übersetzung von *alia autem ceciderunt in petrosa, ubi non habebat terram multam* Mt. 13, 5. Der

von H. gemutmaßte ‘fehler’ kehrt aber auch in E[1] und W wieder, er müßte sich also aus der gemeinschaftlichen alten vorlage von REW unbemerkt bis in die einzelhss. hinein gerettet haben, was doch auch merkwürdig genug wäre. — **8:** Die ablehnung des Kockschen einfalls ist gewiß richtig; aber warum wird nicht gesagt, daß er auch schon durch die übereinstimmung der lesung in L *Normanni*, H²E¹R¹ *Northman*, W *Noerdman*, E² *Noermans* als unmöglich erwiesen wird? — **9:** Rq. 77, 14. Die schwierigkeit behebt sich, wenn man, was durchaus zulässig ist, *wesere* als verschmelzung von *wese hī thēr* (also nicht bloß von *wese thēr*) setzt: ‘so soll er da kämpfer gegen einen *berskinze* sein, (um) innerhalb dreimal 24 stunden zu fechten’ (die erklärung des Wurster landrechts, die v. Richthofen in den noten bucht, beruht natürlich wieder auf misverständnis des fries. textes). H.'s ergänzung *camp* geht nicht in den vers:

a'c jef hī the'ra o·rdē'la
nā'hwedder dwā' nelle,
sā' wesere ē'nes be'rskinzes ca'mpa,
bi'nna thrim e't- mē'lon to fi̯u'chtande.

10: Rq. 122, 6. Nach ausweis des metrums ist meiner meinung nach nichts weiter nötig (bez. gestattet) als zwischen *jēr* und *dīk* ein *a* zu ergänzen:

thē'r skil o'n wesa a'llera jē'r⟨a⟩
dī'k i'vinhār ō'ron.

11: Rq. 122, 10. Alles wesentliche steht schon in dem ausführlichen artikel von H. Kern (warum wird dessen name nicht genannt?) in den Taalk. bijdr. 2, 184 ff. und bei van Helten. Das *e* vor **wedze* ist übrigens ‘richtig’ d. h. ‘stellengemäß’, denn der vers *mit ˋwe'dze and mid we'ine tō fa'rande* läßt erkennen, daß das *e* auf senkung eines *i* durch tiefen fallton beruht (hier wie anderwärts). Es kommt also weder ablaut noch fehlschreibung in frage. — **12:** Auch an *wīlāsa werpe* und *weida stherekhovi* 122, 14 darf (aus klanglichen gründen) sicher nicht gerüttelt werden. *Weida* ist ‘nebenform’ (jetzt würde man genauer sagen: ‘satzphonetische dublette’) zu *wīeda*, wie schon bei R. 1194 a unten angenommen war, und *werpe* braucht nicht deshalb ‘sinnlos’ zu sein, weil wir es noch nicht sicher zu deuten verstehen.

Zudem ist mir H.'s vorschlag *wer* 'meer' recht bedenklich. Im fries. ist dies wort meines wissens nicht belegt, im ags. begegnet *wǣr* (nicht *wær*, wie angesetzt wird) zweimal im Andreas und meint dort (269. 487) deutlich den 'tosenden und spritzenden wogenschwall' (wie an. *vǫr* u. a. das 'schäumende kielwasser' bezeichnet), und an. *ver*, das also allein zur vergleichung übrig bliebe, ist rein skaldisch. Welche beziehungen sollten weiterhin zwischen dem 'weglosen meer' und dem 'geweihten kirchhof' bestehen, daß sie gleichartigen frieden haben sollen, der dann in unserer stelle auch auf den deich erstreckt worden wäre? Vielleicht ist aber die sache nicht so schlimm wie sie aussieht. Es sollen deichfriede, werpfriede und kirchhofsfriede zusammengehen. Nun werden deich, *warf* (bez. das für unsere zwecke sachlich ziemlich gleichwertige *thing*) und kirchhof (oder kirche) auch sonst wiederholt mit einander in verbindung gebracht, wo es sich um befriedung u. ä. handelt. So erscheinen in der liste der *riuchta āfretha thēr alle Hriostringa haldath and ehalden hebbat* Rq. 541, 15 ff. *warffretho* und *dīckfretho* nebeneinander und neben dem *hoffretho fon thā hovi and tō thā hovi alle hāchtīda thēr ma thes godis hūs sēke*, Rq. 21, 12 ff. *stherekfretho, thingfretho* und *dīkfretho*; Rq. 328, 4 ff. *et allera Hūnesgēna warve, uppa thā sziurchove jeftha binna thera sziurcha*; vgl. ferner noch z. b. Rq. 335, 33 ff. *thene* ⟨*ēnne*, sc. *ēth*⟩ *dēth-ma ā frāna* (R. 1127 a) *warve*, *thene ōtherne dēth-ma uppe kerchove* usw. Somit behält gewiß die alte auffassung recht, welche *warf* und *werp* sachlich zusammenbrachte. Nur folgt daraus nicht auch ein etymologischer zusammenhang. Vielmehr bezeichnete fries. *warf* nach ausweis von as. *hwarf* von haus aus eigentlich wol die zum gericht versammelten, dann die gerichtsversammlung, *werp* dagegen den gerichts- oder versammlungsort: später wurden beide ausdrücke durcheinandergewirrt, wie schon van Helten gesehen hat, der ebenso das wort *werp* schon richtig als 'wurf' gedeutet (L. 21) und es ebenso einleuchtend mit dem häufigen ausdruck *wurpena warf* (so schon statt *werp*) dem 'aufgeworfenen gerichtshügel' in beziehung gebracht hat (L. 21. 361. 376 f., auch mit nachweis älterer in gleicher richtung gehender literatur), dem wiederum ausdrücke wie

mallobergus, *lögberg*, *þingbrekka* zur seite stehen. Andrerseits muß ich H. beistimmen, wenn er *wīlās* nur als 'weglos' verstehen will (was übrigens auch schon bei R. 1149 erwogen war: ein 'weihelos' würde wol schon auf unüberwindliche sprachliche schwierigkeiten stoßen): die formel der '*weglose warf*' neben dem weiteralliterierenden '*geweihten kirchhof*' aber mag schießlich aus der anschauung heraus geflossen sein, daß zu der erhöhten gerichtsstätte (zu der man 'geht', nicht 'fährt') kein typischer 'weg', d. h. kein 'fahrweg', emporzuführen pflegte (wenigstens weiß ich dafür keinen friesischen beleg), während zum typischen kirchhofsbild auch der abgegrenzte und abgrenzende fahrweg gehörte: Rq. 389, 19 § 14 *Dit is riucht dat om dat tzerckhou būta des wideles werp scel een wey ghaen, deer XXI mollesfoeta breed se, ende dyn āegh di schelta mit ban tō haldene. Deer āghen ferd oen alle dae ien deer dat goedeshuses sēket; of him deer ymmen oen bischadiget, soe schel hyt twybeet bēta*, vgl. auch die wörter *kerkwī* und *kerkpath* bei R. 865. Mitgewirkt bei der schaffung der formel *wīlās werp* mag auch der umstand haben, daß unmittelbar vor unserer stelle vom deichweg (*wī* und *strēt*) und den an diesen anknüpfenden verpflichtungen die rede gewesen war. — **14:** Rq. 123, 8. 'Heusers ansatz' *blī* 'schön' stammt vielmehr von Richthofen, R. 655, der zur erklärung weiter auf das *sō blī* der Straßburger glossen (s. jetzt Wadstein's Kl. as. sprachdenkm. 106ᵇ, 12) verweist: 'wie der schatten der widder im wasser war [bei Jakobs herdenzüchtung], *sō blī uurthon thia sciēp*' (nach Isidor Ett. 12, 1, 58). Warum soll das nicht passen? Es ist von eingebrachtem und später wieder auszusonderndem frauengut die rede, das *alsā dēn sā hiū-t heth thard ebrocht* zurückgegeben werden soll: *tha drī'vanda a'nd thā dre'ganda,* || *skī'nande go'ld* | *and fiā'rfōte kui'c:* || *thet hā'ch-ma fo'n there we're* || *tō swe'rande mi'th twilif ho'ndon* || *thet hī-t* (enklitisch steigtonig aus *hiū-t* verkürzt) *he'bbe alle ū'tad alsā blī'* (so 'unverblichen' usw.) || *sā hiū-t hē'de anda we're ebro'cht.* Nach der prunkenden formel vom 'scheinenden gold' wäre ein *bi līke gōd* eher eine schwächung des vorhergehenden *alsā dēn*, und es ginge auch nicht in den vers. Der nd. übersetzer der stelle im Fivelgoer erbrecht, auf das sich van Helten beruft, hat also offenbar das *blī* seiner vorlage

nicht mehr verstanden und auf gut glück daraus sein *by lycke ghuedt* geraten. — **16:** Rq. 124, 2. Das material zur begründung der emendation steht schon bei R. 1006[b] neben unserer stelle. — **17:** Rq. 125, 9. Der 'wasserpfuhl' stammt nicht von Heuser, sondern schon von Richthofen, der aber auch schon R. 607 sofort hinzugesetzt hat: „oder ist a in apol unverbunden zu lassen und für die praep. zu nehmen? die verbindung 'putten un pöle' kennt das br. wb. 3, 349". Die ergänzung des *a* vor *pet* ist van Helten's eigentum. — **18:** Rq. 97, 5. In dem vers *sā' hwā sā ō'thęron* | *ēna re'ilbenda dē'th* hat klanglich weder *hrembenda* noch *rimbenda* noch *hringbenda* noch überhaupt etwas anderes als eben das dastehende *reilbenda* platz. Auf sein 'riegelfesselung' ist Heuser wol durch van Helten gekommen, der a. a. o. ahd. *rigil* 'riegel' citiert, um darauf mit einen ansatz fries. „*reil* aus **regla* ... 'fessel'" zu stützen. — **19:** Rq. 95, 12. Richtige erklärung (auch das argument vom erwachsenen in der wiege) schon bei H. Kern, Taalk. bijdr. 2, 185. 191), auf den übrigens van Helten L. 379 verweist (was H. bekannt ist, s. oben zu nr. 11). — **20:** Rq. 95, note 8: nicht nur im wb., sondern schon in der angeführten textnote gibt Richthofen das erforderliche. — **21:** Rq. 127, 15. Es ist richtig, daß *thā hwet* bleiben muß: wie kann aber ein speciell kentisches *hwat* 'bis' durch weglassung von *til* entstanden sein, das jedesfalls im älteren englisch noch ganz auf den norden des landes beschränkt war und dort den dativ regierte? Für die erklärung der Orosiusstelle ist m. w. zu beachten, daß nicht das simplex *bīdan*, sondern das perfective *gebīdan* im text steht. — **22:** Rq. 127, 23. H.'s ergänzung ⟨*thruch*⟩ zerstört den vers und zeigt, daß H. die weitverbreitete altgerm. construction von *wadan* mit dem acc. nicht erwogen hat. Seine ergänzung ⟨*thruch*⟩ *thet blōd* hätte nach altem sprachgebrauch nur heißen können, daß man 'bis zu den knöcheln in das blut hinein und auf der andern seite wieder hinaus gewatet' sei. — **23:** Rq. 127, 25 f. Das ⟨*ēnich mon*⟩ geht nicht in den vers und schafft eine stilistische härte. Auch *hede* ist nicht zu streichen. Vermutlich haben wir es einfach wieder mit einem beleg für unpersönliches *hēde* = 'es gab' zu tun: oben zu nr. 7. — **24:** Rq. 129, 21. Daß *ene* soviel bedeute wie 'einem zehnten' hat schon Richthofen

R. 984 unter *raflike* ausgesprochen. Es ist lediglich ***ene*** in *ēnne* zu corrigieren (was auch der klang fordert): alles mehr bricht den vers. — **25:** Rq. 130, 1. Nach dem ganzen zusammenhang und der rhythmisch-melodischen gliederung gehört *sā hwā sā — unriuchte* als abschluß zum vorhergehenden, das mit *Sa ne hāch thī hēmēthoga nāwet mār tō wrōgande* anhebt. Mit *Wili thēr ēnich hēmēthoga firor wrōgia* beginnt ein neuer satz. „Hier gehört also sicher ⟨k⟩ein komma vor *wili*.“ — **26:** Rq. 130, 4. ⟨*is*⟩ geht nicht in den vers; zu *an⟨d⟩ alle* vgl. schon Richthofen's fußnote 1: ‘„analle“ für „and alle“ steht im MS.’. — **27** [= Beitr. 48, 403, 22]: Rq. 130 b, 10. Weder van Helten's *nivule* noch H.'s *nitherste* fügt sich klanglich in den vers ein, wol aber ist klangrichtig *sā we'rth him edō'mad and edē'led* || *thiu nįu'gunde hi'lle.* Wir werden es also [mit Holthausen selbst a. a. o.!] bei der überlieferten (*niuent* =) ‘neunten hölle’ bewenden zu lassen haben, einer art gegenstück zu dem neunten himmel, der nach mittelalterlicher theologie die letzte vorstufe zu dem obersten lichthimmel, dem *empyreum*, bildete. — **28:** Rq. 131, 12 mit der note 5: ‘Im MS. „mansesk lik“, welches Rask in „mannesklik“ corrigiert’; ähnlich noch einmal R. 915. — **29:** Rq. 164, 12. Weder vater noch mutter noch schwester noch bruder noch sonst jemand darf das erbe eines unmündigen kindes verkaufen usw., wenn nicht ‘ihn’ (d. h. den täter im einzelfall) die not dazu treibt. H.'s *hi⟨ā⟩* vereinigt alle möglichen einzeltäter zu einer gesamtaction gegen das kind. Das *hine* steht einfach für (proklitisch verkürztes) **hin-ne* aus *hine ne.* Die worte *hit ne sē thet* würden auch wieder den vers sprengen. — **30:** Rq. 164, 16. Ich finde keinen zwingenden anlaß, vers und stil (um von der personalcurve u. dgl. zu schweigen) durch wiederholung der worte ⟨*hwā sā nimth*⟩ zu stören. — **31.** Heuser's *alf* ist richtig in *half* corrigiert. Aber das war auch nur ein druckfehler, denn Rq. 106, 12 steht schon *half* im text, also auch wol schon in der hs., da in der druckfehlerliste Rq. 583 nichts berichtigt ist. — **32:** schon Rq. 167, 8 steht *tein* im text, dazu *etein* als parallellesart in note 5. — **33:** Rq. 167, 12. Da H. nicht über van Helten hinausgeht, wäre es richtiger gewesen, diesen als seinen gewährsmann (wie das in der folgenden nummer 34 bei Jaekel geschehen

ist) durch ein 's. van Helten' anzuziehen: sein 'vgl. van Helten' (und ähnliches begegnet öfter) erweckt den anschein, als hätte v. H. nur so etwas ähnliches gesagt, das erst durch H. voll geworden sei. — **35:** Rq. 170, 31. Hier ist das 'vgl.' richtig, denn Richthofen hat nicht verlangt, daß man das mehrmals begegnende *ur* im sinne von 'für' in (hier klangstörendes) *fore* verwandle, sondern es ausdrücklich als eine nebenform davon angesehen, zu deren erklärung er ferner ganz richtig das entsprechende *ur-* der verbalcomposita beizieht: *ur* ist nämlich die steigtonige, *fore* die falltonige form der präposition. — **36:** Rq. 172, 15. *vndhent* steht schon bei Richthofen als lesart der einen hs. im text. — **37:** 172, 20. Lies 's.' statt 'vgl.'. — **38:** Rq. 46, 16. Der text stammt aus der Hunsingoer, nicht aus der Emsiger fassung. Daß ferner *hlêpth* für *hleth* zu schreiben sei, hat schon H. Kern, Taalk. bijdr. 2, 192 mit ausführlicher motivierung angenommen. Aber diese form paßt klanglich nicht, ebenso nicht mein *hlēth* Metr. st. 4, 617, 8: es muß notwendig *hlĕt* gesprochen werden, und das ist wol sicher nur eine lautlich ganz correcte tieffalltonige 3. sg. ind. praes. zu **hlīda* (= ags. as. *hlīdan*: afries. sonst nur das schwache *hlidia* belegt) mit senkung des verkürzten *i* zu *e*. Die verkürzung der wurzelhaften *ī* bei wurzelauslaut auf muta gilt nämlich hier, wie die klangprobe zeigt, allgemein, und ebenso geht die endung *-th* (einfache spirans!) durch bei steigton, die endung *-t* aber bei fallton. Man vgl. (nach dem in R. verzeichneten afries. material) steigtonig *drifth* R 49, 18. B 160, 19, *belifth* R 542, 31, *skrifth* E 38, 9. 243, 28. H 36, 30, *blikth* H 338, 35, *bith* E 209, 10, *rith* 'reitet' E 240, 14 gegen falltonig nicht unter mittellage *drift* R 544, 28. E 186, 10, *dryft* 248, 19, *belift* R 542, 31, *blyft* B 146, 8, *rist* R 127, 2, *snyt* W 463, 15; *bigript* E 36, 32, *grypt* W 470, 25; *blicht* H 334, 13, *strickt* E 243, 26, *bit* W 471, 23, *slit* R 542, 1, *slit-ter* B 154, 21, *smit* E 233, 12, *split* R 126, 34. E 229, 27. 243, 21. 22; *rit* 'reitet' E 243, 2. Dem stehen nun noch zwei andersgeartete, allerdings der überlieferung nach ziemlich junge und dazu westfries. formen gegenüber in den bußtaxen von Wimbritzeradēl, welche im auslaut *t* und *th* überhaupt nicht mehr correct scheiden, nämlich *grepth* 494, 16 und *sneyth* 492, 10, die nach ausweis der klangprobe als tief

falltoniges (also unter die mittellage herabsinkendes) *grěpt* und *snět* zu sprechen sind: *hwam-so ma* ‵*grept umbe sīne hals* und *hwam-so ma*‵ *snet op sīn hāud.* Dem stellt sich dann unser *hlět* in jeder beziehung zur seite, die erscheinung (*i* > *e* durch tiefen fallton) ist also trotz der spärlichkeit der belege offenbar für alt zu halten. Auch die bedeutung des wortes paßt vorzüglich: 'wenn sich nacht und winter auf *gerder* und *tūner* deckend herniedersenkt': das verbum ist ja von haus aus sicher intransitiv (*sō anthlidun thuo himiles duru* Hel. 985, *sān upp ahlēd thie grōto stēn fan them grabe* 5803; *þā se beorȝ tōhlād, eorðscræf eȝeslīc, and þǣr in forlēt flōd fæþmīan* Andr. 1589, ... *tōhlād sēo eorþe binnan Rōmebyriȝ* ... *and hīo siþþan tōȝædere behlād* Or. 102,26. 32 Sweet, usw.), und die transitive bedeutung erst aus den compositis entwickelt. — Mit van Helten's **hlīa* (L. 178) kann ich weder formell noch klanglich etwas anfangen. — **39:** Rq. 211, 9. Ich verstehe nicht, was das klangwidrige *scōpe⟨r⟩* überhaupt soll: *scōpe* kann doch einfach = *scōp hi* sein. — **40:** Rq. 342, 7 soll 'natürlich' zu *thette gerne ā riuchtlike thingum fulbringe* gebessert werden müssen. Wenn ich das nur übersetzen könnte! Was ist denn aber eigentlich an van Heltens correctur von *fulwinge* zu *fulwnige*, sprich *fulwunige* 'verharre' (L. 148) auszusetzen, daß H. sie nicht einmal erwähnt? — **41:** Rq. 342,14. *ander* soll in *āuder* verändert werden. Das raubt für mich der stelle den sinn. Ich bleibe deshalb mit zuversicht bei Richthofen's (R. 606. 1101) durch analogen gebrauch von mhd. *dar under* u. ä. gestütztem *andēr under* 'und unterdessen', das mir sehr gut zu passen scheint: der gute mensch soll nicht rauben, stehlen usw.: 'nur von gottes gaben und von rechter arbeit soll er leib und seele *nera*, und daneben (oder 'gleichzeitig') recht nehmen und recht geben'. — **42:** Rq. 30, 5 f. Kein mensch soll so übel tun,

hī ne mu′ge thā se′nde mith fe′sta
and thet fe′reth mith fia′ gefe′lle,

ist für mich nach jeder richtung hin in ordnung: selbst das geschwächte schluß-*e* von *gefelle* muß bleiben. Neben dem (oft belegten) simplex *fella* ist überdies syntaktisches *ge-* nach *hī nemuge* (vgl. z. b. Paul, Mhd. gr. § 309) hier nur durchaus am platze: H.'s *befella* wäre dagegen schon klanglich aus-

geschlossen, auch ganz abgesehen davon, daß das belegte *befella* zu **falljan* gehört (van Helten L. 36), das hier in rede stehende *fella* aber auf **fulljan* zurückgeht, wie van Helten IF. 19, 171 anm. 4 gezeigt hat (s. auch L. 119). — **43:** Rq. 31, 4. Der wortlaut von H[2]

and ā'ch a[1]) thi fri Frē'sa and thā wī'thum ti wi'tane
hwe't sīnra we'rka sē

scheint mir wiederum nach sinn, vers und klang unanstößig, sobald man nur *wīthum* (was so wie so selbstverständlich ist) als *wīðum* (mit stimmhafter spirans) ausspricht. Es wird außerdem durch die parallelen *quid fecerit* L, *huuet sinra uuerka sē* E[1], *wat syn werck ofte levent is* E[2] 33, 4 ff. gestützt, die H. bei seite gelassen hat. Auch das proklitisch verkürzte *fri* vor *Frēsa* muß ebenso bleiben wie unten bei nr. 71 (H.'s *frī⟨a⟩* war übrigens schon durch van Helten L. 5 vorweggenommen). — **44** und **45** (Rq. 36, 15 und 32), d. h. der verweis auf van Helten und die (auch schon bei R. 724[a] anticipierte) beobachtung, daß *thō* für *tō* stehe, sind richtig, ebenso **46** und **47** (Rq. 100, 21), abgesehen davon, daß hier zweimal nacheinander dieselbe stelle gebucht und nur bei der zweiten behandlung Richthofens urheberschaft erwähnt wird. — **48** (Rq. 80, 8). Es hätte angegeben werden sollen, daß schon E[1] hier *birat* liest. Dies und alles übrige schon bei van Helten, L. 45 bez. Beitr. 14, 266. — **49:** Rq. 80, 11. Richtiger verweis auf Richthofen. — **50:** Rq. 336, 29. Schon van Helten, L. 59 hat bemerkt, daß ein fehler für *bōten* vorliege, mit motivierung des plurals. Dieser muß auf jeden fall bleiben, meiner meinung nach aus klanglichen gründen sogar die satzphonetische erweichung des *t* zu *d*. — **51:** Rq. 366, 11. Die stelle ist ausführlich besprochen bei R. 922, wozu van Helten, L. 230. 314 f. zu vergleichen ist. 'Die eine' und 'die zehn mark' sind herkömmliche und daher hier als bekannt vorausgesetzte bußquanta, die bei der verteilung der *mēitele* in betracht kommen (vgl. die 'éine mark' des *bernig* 336, 21). Danach dürfte zu übersetzen sein: 'wäre die éine mark nicht (d. h. abgesehen von dem posten '1 m.'), soll ⟨auch beim zweiten fall, z. 11⟩

[1]) Vermutlich enklitische verstümmelung von *āc*, jedenfalls aber klanglich notwendig.

das übrige (d. h. der an die verwanten, nicht an den erben gehende teil der compositio) einstweilen unerledigt stehn bleiben, beim dritten fall aber sollen die '10 m.' usw. Die technische bedeutung des *tō thā scatha ti rēkane* ist mir auch nicht klar (etwa: ⟨sofort⟩ 'für den schaden gezahlt werden'? — **52:** Rq. 336, 28. Nur *hĕt* ist klanglich correct. Ergänzung von *se* hat schon van Helten Zs. f. d. wortf. 7, 254 vorgeschlagen (vgl. L. 192). — **53:** Rq. 336, 31. Wenn ich richtig höre, kommt metrum und melodie nur durch die aussprache *elles ā'chsę umbę alle we'ndar tį ondertāne* in ordnung. Dann ist *ondertāne* als eine durch tiefen fallton (vielleicht unter mitwirkung eines dissimilationstriebes) hervorgerufene authentische sprechdublette im text zu belassen. Anders van Helten, L. 259 ff. — **54:** Rq. 336, 35. Klar scheint mir zu sein, daß *-seit* klanglich unzulässig und *sein* beizubehalten ist. Aber wie soll man das deuten? Entfernt könnte man vielleicht an die möglichkeit einer assimilation eines in der enklise in entstandenen **welde-seid-nōwet* zu *welde-sein-nōwet* denken. Man beachte jedenfalls, daß das *n-n* als echte geminata zu sprechen ist. — **55:** Rq. 336, 37. Nur *setten* paßt metrisch und klanglich. — **56:** Rq. 337, 1. Lies vielmehr klanglich allein mögliches *ā' and ti ē'wa* mit van Helten, L. 112. — **57** und **58:** Rq. 337, 5. 14. Richtig. — **59 ff.** Rq. 351 ff. und Oude friesche wetten 1, 78 ff. Das stück ist in halb (aber keineswegs consequent) gereimten sagversen abgefaßt, also metrisch ganz anders zu constituieren als es Hettema (und nach ihm Heuser) getan haben, an den wieder die späteren anknüpfen. — **59:** Rq. 352, 3. Das metrum verlangt in genauerem anschluß an die überlieferung

hī we'lde him a'lsā wa·ldlī'ke
thā ⟨te'⟩gethan thē'r hi fon ri'uchta sco'lde
biha'lda thā ke'ning Kerlis ka'irs⟨li⟩ka rī'ke.

Karls ist druckfehler bei H.; sein singularisches *thene tegethan* bringt einen grammatischen fehler in den text (es müßte *tegetha* heißen). *kairs⟨li⟩ka* ist von van Helten l. c. nach dem cod. Emmius ergänzt. — **60:** Rq. 352, 21. Hier (str. 5, 3 f.) würde vers, klang und stilform durch die einschiebung des sachlich gewiß nicht erforderlichen ⟨*thā*⟩ gestört werden. Ich muß also den vorschlag ablehnen, um so mehr als H. in

str. 4. 12. 14. 16 die gleiche stilform unangefochten läßt. In der nächsten zeile hätte die enklitische form *jă* nicht durch die klangstörende starkform *hjā* ersetzt werden sollen. Das *thā* vor *Frēsum* ist wol nur aus versehen unbezeichnet gegen beide hss. eingesetzt worden. — **61:** Rq. 352, 25. Auch das ⟨*of*⟩ vor *thā Saxum* stört. Daß in str. 6, 4 *of thā Saxum* steht, will mir nichts besagen, denn da paßt das *of* gut zu dem verbum *feng*: 'man fing den Sachsen weg'. — Ein komma hinter *Saxum* würde allerdings falsch sein: ich finde aber auch keines bei Heuser: die notiz muß also wol an eine falsche stelle verschlagen sein. — **62:** Rq. 353, 32. Vielmehr ist mit dem codex Emmius *fornōmen* zu lesen und darauf reimend *kōmen* zu schreiben. Daß die mehrfach bezeugte schwachform *thi* 'natürlich' in *thā* zu ändern sei, glaube ich nicht: *thā* wäre hier durchaus klangwidrig. — **63:** Rq. 353, 4. Schreibungen wie *iher* und *iha* meinen nach der orthographie der hs. hier die schwachformen *jĕr* und *jă*, und diese müssen beibehalten werden, wenn nicht der vers leiden soll. In diesem hat auch volles, zweisilbiges, *kōmen* m. e. keinen platz: ich muß notwendig lesen *tō jer lo'nde ja we'derkōm̃* | *mid hā'lika lo've* mit schleiftonigem *ōm̃*, so wie wir ja oft auch nhd. *kamen* u. dgl. wie *kam̃* aussprechen. — **64:** Rq. 335, 33. *wērelīke* paßt klanglich nicht, und scheint mir weniger sinn zu geben als das *sērelike*, das schließlich nicht viel mehr zu bedeuten braucht als etwa 'eifrig' (vgl. R. 1007 b gegen 1008 a). — **65:** Rq. 354, 27. Dürfte richtig sein, bis auf die *hjā*, *hiāra* für *jă*, *jĕra* (letzteres in E), s. zu nr. 63. — **66:** Rq. 354, 36. Darf man dem afries. so kurzerhand eine neubildung **mērista* statt *māsta* aufdictieren, zumal wenn diese mit ihrer reimgenossin *ērista* wieder die ganze satzmelodie in unordnung bringt? — **67:** Rq. 355, 3. Richtig, steht aber schon bei van Helten, Gr. § 229. L. 119. — **68:** Rq. 355, 9. Richtig, doch sprich *jă* (zu nr. 63). — **69:** Rq. 355, 26. Ein *iita* = *jīta* 'doch' (selbst einsilbiges *īt* oder *jīt*) wäre klangwidrig und gäbe mir keinen sinn, während mir *ūt* nicht nur klangrichtig, sondern auch verständlich vorkommt. Die *rĕdjian* (aus *rēdjivan*) sollen rings um die aufgesetzte krone herum beschoren werden: wenn sie aber das nicht wollen, so dürfen sie ihr haar frei *ūt*, also 'unter der

krone hervor' wachsen lassen, damit alle leute sehen können, daß sie frei sind. — **70:** Rq. 355, 30. Gegen *thā* für *thi* s. zu nr. 62. — **71** [= Beitr. 48, 461, 14 zu *dole*]: Rq. 356, 11. Wegen *thă frī Frēsa* s. oben zu nr. 43. Was neben dem sing. *Frēsa* (vgl. *sīne hond* und *hī*, vgl. auch die letzte strophe) der eincorrigierte plural *fōı*⟨*in*⟩ soll, ist mir unverständlich. *Dole* muß aus klanggründen bleiben. — **72:** Rq. 307, 29. Daß in *ainer* vielmehr *āmer* 'jemals' steckt, hat van Helten L. 305 richtig gesehen, wenn er auch weiterhin abirrt. Es heißt doch gewiß einfach: 'sechs dinge (nämlich gedärm, nieren, milz, leber, herz und luftröhre) sind im körper, die man nicht ⟨in der richtung⟩ registrieren darf, daß jemals leben bleiben könne wer eine wunde daran hat'. — **73:** Rq. 307, 18. In den zusätzen zur 17. küre Rq. 32, 24 heißt es in H[1]:

> **hwḗr-sa ēn fro'⟨u⟩we nē'de nimen i's**
> **e'nd hju s i t wē'panda en rō'pande,**
> **e'nd hire fo'l‿at thi frā'na enta li'uda,**

und ganz ähnlich in E[1]:

> **huuēr-sa mā' ēne fro'uua ur uua'ld and ur wi'lla**
> **a nē'de ni'mith,**
> **and hju wē'pande and hrō'pande thēr s i 'tte,**
> **a'nd thet bifo'lg‿e thi frā'na and tha li'ude.**

Aus dieser quelle stammt auch unser satz (auch in dem auslauf *and mitha liudum*). Es ist also nicht ⟨*sent*⟩, sondern ⟨*sit*⟩ zu ergänzen. — **74** (fehlt noch in den Rq.) Daß *binerethe* schreibfehler für *birethene* ist und *bitūne* für *bitiūne* steht, hat van Helten L. 45. 334 gezeigt. — **77:** Lies *ēc* statt *ēr* (druckfehler). — **78. 79:** Rq. 437, 13. Weder Pompejus, noch Julius und Octavian haben *dae riucht* richtig und voll zu schreiben vermocht. Erst das christentum brachte stete und gute rechte:

> **Theodo'sius he'et di hē'ra**
> **de'er-se aller a'erst (*spr.* ārest) scre'ef,**
> **e'nde dae he'rde wel folbro'chte**
> **de'er nā wra'lda neen ke'yser mo'chte.**

Welchen 'auftrag' sollte wol Theodosius 'gut vollbracht' haben als er als erster die rechte (sc. vollständig) aufschrieb? Es heißt doch einfach: „als er sie (die rechte) als erster aufschrieb und da 's e h r w o l' vollbrachte was kein kaiser in der welt

vermocht hatte". Diese deutung des *herde wel* steht schon bei R. 810; *nā* ist dann natürlich von *deer* abzutrennen und mit *wralda* zu verbinden. — **80:** Rq. 437, 20. *als deerse* ist nur druckfehler bei Heuser, das richtige steht schon Rq. im text. — **81:** Rq. 437, 23. Da hier immer nur von *dae riucht* im plural geredet wird, ist sicher auch hier der pluralische ausdruck beizubehalten: man lese

ēn bō'c an sīnre ho'nda,
dēr da ri'ucht o·n sto'ndath,
o'p dat pallas mē'lad (*so hs. z.* 22).
dē'r mei-me-t jē'ta
scho'ya aldu's:

Volle durchführung der reime ist ja in diesen stücken, wie oben zu nr. 59 ff. angedeutet wurde, nirgends angestrebt. — **82:** Rq. 437, 27. *kirte* ist aus z. 20 hierher verschleppt. Dafür ist doch wol nicht *kette*, sondern das typische *sette* aufzunehmen (wie in nr. 84). — **83:** Rq. 438, 12. *schatte* : *biratte* wird richtig sein, *biratte* aber eher zu *birēda* 'beraten' gehören. — **84:** Rq. 438, 14. Ich lese lieber (auch mit bezug auf nr. 82)

e'nde ⟨ma⟩ hyt hi'mmen habba le'tte,
e'nde-se dat y'mmermeer   tō ri'uchte se'tte.

— **85:** Rq. 438, 16. Ein *op sega* (das doch wol 'aufsagen' bedeuten soll?) ist bei R. nicht belegt, *opseide* wäre auch klanglich nicht befriedigend. Dagegen ist *ofbreide* in beiden beziehungen einwandfrei, wenn man es nur zu *brīda* = an. *bregða* stellt, vgl. van Helten, L. 68. — 86—88: Rq. 438, 29 ff. *mit thongere ende mit blixen* ⟨*sēre*⟩ wäre doch sehr schwerfällig, auch klangfalsch. Dagegen bietet sich nach *foerfeerd* 438, 34 *fēre* (zu ags. *fǣr* usw.) von selbst als reimwort an. Will man regelrechte (auch stimmfreie) verse herausbekommen, so wird man lesen müssen:

e'nde da hwī'le   dē'r hī-se sprē'k,
dat wē't ik da't   dī hi'mel ontbrē'k
⟨. . . . . fē're⟩
[mit to'ngere e'nde mit bli'xen]
e'nde mit·sa frē'slika bē're,
da'tter nēn su'nna ⟨ne⟩schī'nd⟨e⟩
ō'rs dan dat fjū'r   dēr fa'n da himel rī'nde,
e'nde āc hē'rden-se   [alsoo hera] ho'rna blū'd.
en dat fo'lc ⟨dēr⟩ was ē'r   thruch da ē'wa te·in ū't,

dā wo'rden [se] sa sē're
forfē'rd fan da gri'slika bē're,
da'tter nimma li'bba ⟨ne⟩do'rste ēr Mo'yses
fan da bi'rge qua·m a'f
en dat fo'lk trā·st ga'f.

Ein echter dativ *da folke* in der letzten zeile scheint mir klanglich ausgeschlossen. — **89:** Rq. 430, 4. Lies vielmehr

dēr ē'r sonder ē'rem
o'nder alle ma'nnes fōtem ⟨wē'ren⟩,
wa'nt jō di dī'vel dine rā'd gef,

die letzte zeile wieder einmal reimlos. — **90:** Rq. 430, 15. Willibrord ist doch, wie der urheber, so auch der ausführer des plans, also darf an dem überlieferten text nicht gerüttelt werden, auch abgesehn von der klangwidrigkeit des änderungsvorschlags. — **91:** Rq. 430, 20. Es ist lediglich so abzusetzen (es laufen ein paar reimlose verse unter), bez. zu schreiben:

wa'nt jō di ā'rste koning e'fter da flō'de
frī' dēld ha'dde ende je'nna fri jo'un
hede Ā'syalo'nd.

(hs. *-land*); *jemna* bei H. (veranlaßt durch Heuser's note?) ist klangwidrig. — **92:** Rq. 430, 26. Warum soll der sing. in den plural geändert werden? Er ist doch hier in gleicher function genugsam belegt? Vgl. z. b. zu nr. 71. — **93. 94:** Rq. 430, 33. *wonnen* ist gegen vers und klang, ebenso hernach ⟨*kloeke*⟩ und ⟨*tō hand*⟩. Es dürfte z. 31 ff. so zu lesen sein:

Nū wi'l ik jō di't lāta stā'n
ende wi'l jō nū lā'ta forstā'n
hū da a'lda ri'ucht wāren dā'n,
wa'nt-se dā Jō'dan (*hs.* iudan)
e'nde da Grē'ken ā'rest bigo'nnen.

Da Jō'den scrē'ven-se fa'n her Moyses bō'ken,
[ende] da Grē'ken fan hja'ra wī·sdō'me,
e'nde fan jū'dasche scri'fte,
e'nde fan da hē'ran fan Egi'pte[ra land].

Der reim *dān* : *Jōdan* ist nicht schlimmer als der von *ontfān* : *hēran* Rq. 430, 19. Reimreinheit gehört ja nicht zu den principien auch dieses dichters. — **95:** Rq. 430, 37. Ich verstehe nicht, warum sich *hiā-se* und *hwat-soe* ausschließen sollen: 'die Griechen, damit sie ⟨ihnen⟩ abnähmen, und auch

zu recht machten was ihnen nützlich schien'. — 97 [= Beitr. 48, 461, 18]: Rq. 439, 16. Trotz H.'s einspruch bin ich davon überzeugt, daß *hlackade* in so wie so klangnotwendiges *hlachade* zu ändern ist, denn sonst ginge der reim und das wortspiel mit *Hachense* und *Wachense* verloren. An diesen wörtern kann wieder nichts geändert werden ohne klangstörung. — **98:** Rq. 439, 13. Die worte 'es ist also älteres *dēdia*' verstehe ich nicht. Auch bezweifle ich, daß *hor* 'ob' vielmehr als 'was' zu fassen und demnach *dan* in *dat* zu ändern sei. — **99:** Rq. 439, 16. Zur bedeutung s. R. 991. Ein dativ *rēma* neben den acc. *roer* und *tow* ist mir ebenso unwahrscheinlich wie ein nom. **rēm* zu einem acc. (nicht dat.) *rēma*. Auch mnd. gilt *rēme* swm. — **100:** Rq. 439, 18. *Falla* wird im an. ganz regelrecht von den meeresströmungen gebraucht, vgl. z. b. belege wie *um morguninn vissu þeir eigi hvārt sjōr fell ūt eðr inn* u. dgl. bei Fritzner 1, 369 nr. 5, und das ist gewiß ein alter schifferausdruck. Ich halte es daher auch nur für ganz in der ordnung, daß die insassen des steuer- und ruderlosen schiffes mit der ebbe soweit 'fallen', daß sie kein land mehr sehen: ich kann nicht glauben, daß sie mit der ebbe 'gereist' seien. Mithin hat schon das R. 725[b] ganz richtig zu *falla* gestellte *folen* zu bleiben. — **101:** Rq. 439, 25. *traestede* wäre klangwidrig, also ist *traeste* zu behalten, wie man auch immer diese form erklären mag. — **102:** Rq. 439, 30. Heuser hat sich wol auf R. 616 gestützt, wo 'axt' als noch weniger passend abgelehnt war. — **104:** Rq. 440, 26. Mir scheint auch sachlich umgekehrt nur *leed* am platze zu sein: warum soll sich Karl über alles das freuen, was er nun den Friesen gewähren muß? — **105:** Rq. 440, 11. Warum paßt der terminus technicus 'dienen' hier nicht? Und die form *tyēndade*, und der klang? — **107:** Rq. 441, 29. So R. 984. —

2.

Über H.'s bemerkungen Zu Heusers glossar kann ich rascher hinweggehen, da sie, abgesehen von den lückenergänzungen, wenig eigenes enthalten, das nicht schon im vorhergehenden erledigt wäre. Sehr vermisse ich in der vorbemerkung den namen van Helten's, der ja mehr an bleibendem beigesteuert hat als alle recensenten zusammen.

An einzelheiten bemerke ich: *gerne* ist nicht bloß 'schlechte schreibung' für *jerne*, sondern dessen correcte falltonige dublette, wie eine statistik der *ge-* : *ie-* leicht zeigen kann. Überhaupt muß die ganze palatalisierungsfrage von diesem gesichtspunkt aus neu untersucht werden. — Daß *hlōth* [= Beitr. 48, 465, 42] so glattweg 'herd' bedeute, kann man doch auch nach dem artikel *warst* von H. Kern, Taalk. bijdr. 2, 180 gewiß nicht behaupten, trotz der zustimmung van Helten's, L. 179: *hlōð* 'herd' ist doch nun einmal erst neuisländisch, wie das Oxforder wb. selbst anmerkt. — Ganz ablehnend muß ich mich auch verhalten gegenüber dem satz: '*neil-diūster* (l. *-thiūstre*) hat mit ahd. *nebil* nichts zu tun, *neil* ist nur verstärkend, wie nhd. *stock-*', der hernach s. 93 dahin variiert wird: 'In *neilthiūstre* steckt doch *neil* 'nagel' wohl nach mustern wie *~fest*, vgl. unser *stock-finster* nach *~taub*'. Mir ist das nur verständlich aus der meinung heraus, afries. *neil-* könne nicht auf irgend welchem weg aus *nevil-* entstanden sein, weil das bisher in den grammatiken nicht gelehrt wird. Ich für meine person glaube aber in solchen dingen doch den alten Friesen selbst mehr als einem ungestopften (oder falschgefüllten) loch der heutigen grammatik, und wenn ich nun sehe, daß für das *neilthiustera* (corr. aus *thiustera*) *nacht* von H² (Rq. 46, 17), *neilthiustere nacht* von E¹ 46, 13 in dem nd. text von E² 47, 20 *de neuelduester nacht*, in W 47, 1 *di tiustera nevil* und dem gleich sogar in der doch recht alten lat. übersetzung 46, 5 *illa tenebrosa nebula* steht, und dazu in W 47, 13 geschriebenes, aus klanglichen gründen aber *neilkald* zu sprechendes *nevilkald* (vgl. Metr. st. 4, 618) als eine art variante zu dem *nēdkald* unserer stelle erscheint, so weiß ich wirklich nicht, wie ich aus diesen *'neil-* etwas anderes als eine (steigtonige?) dublettform zu *`nevil* extrahieren soll. Alles das ist (abgesehen vom accentischen) natürlich schon von R. 948 sorgfältig erwogen.[1]) — Wenn

[1]) Beiläufig sei (wieder im anschluß an R.) auch an die mhd. parallelformel *nebelvinster naht* Ezzo VI, 8 Waag. Rol. 2, 15. Himilr. 195. Barl. 347, 28 (s. Mhd. wb. und Lexer) (und an Schiller's *kalten nebel*) erinnert; auch an unser *bei nacht und nebel* (DWb. 7, 152) sowie *thia sēolithandiun naht neflu biuuarp* Hel. 2910, *thuo uuarth āband cuman, naht mid neflu* 5749.

swarta bende eher 'böswillige' bande sind, was macht dann H. mit stellen wie H² 96,1 ff. oder dem entsprechenden *pro nigro vinculo* L 96, 4 und den weiteren ausführungen von R. 1057, welche zeigen, daß 'das die augen bei der hinrichtung verhüllende tuch' das 'schwarze' hieß? Mit den 'böswilligen güssen' für *swarta sweng* steht es nicht eben anders, denn *sweng* heißt 'schlag' und nicht 'guß', und *swarta sweng* heißt nach dem was R. 1058 beigebracht hat doch sicher nichts anderes als 'schlag der quetschung mit dunklem bluterguß hervorgerufen hat'. H. muß wol eine etwas unbestimmte erinnerung an das *perfusio* 'bluterguß' des lat. textes in die quere gekommen sein. — *thrē* soll seinen vocal wol von *ēn* und *twēne* haben. Sollte es nicht eher über **thriē* aus neuflectiertem *thrīe* = ahd. *dhrīe*, as. *thrie, thria, threa* erwachsen sein, genau so wie *sē* 'sei' aus **sīe* = got. *sijai* u. dgl. (dies zugleich gegen den 'excurs 1) auf s. 96)?

3.

Zu van Heltens Altostfriesischer grammatik (s. 93 ff.). Zu s. 1, § 1. *wainpath* ist nicht unbetonte, sondern falltonige form. Dieselbe regel gilt auch für das ae. — S. 2, § 2. Ergänze: '*sleintoth* ist gewiß ⟨nicht⟩ in *slei-* zu bessern', wenigstens nicht an der stelle wo es steht (R 89, 29) und wo es klanglich nicht entbehrt werden kann. H. verwechselt hier (wie öfter) etymologischen wert und persönlichen gebrauch verschiedener sprachformen. — S. 12, § 10. Über *neilthiūstre* s. oben s. 250. — S. 13, z. 5. 'kohl' statt 'kohle' ist nur druckfehler bei vH., denn seine vergleiche zeigen, daß er an 'kohle' gedacht hat. — S. 17, γ. Es wird vielmehr zu untersuchen sein, wie weit sich nicht auch hier der gegensatz in der wirkung von steig- und fallton abspiegelt, denn in einigen fällen (wie bei *skāk* / *skēk*) geht *ā* stets mit fall-, *ē* stets mit steigton hand in hand. — S. 20. Wenn das so ist, wie ist dann afries. *thā* = got. *þō* usw. entstanden? — S. 24. Einfluß von '*frōwe*' auf *fomne* ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern meines wissens ausgeschlossen, weil afries. *frowe* nach ausweis der klangprobe genau so wie etwa mhd. *frowe* nur graphisch abkürzende schreibung für *frouwe* ist. — S. 29 [= Beitr. 48, 465, 40] zu *heila* 'kopf': wie steht das wort zu an. *heili*? —

S. 32. Lies *glande* (wol druckfehler). — S. 36, z. 6. Es gibt auch ags. *fyrðrian*. — S. 38. In *wōste*, *wōstnesse* usw. sehe ich nur ganz normale falltonige bildungen von einem alten *u*- st. **wōstu*. — S. 45, § 47. Antworte: 'weil der textzusammenhang es an allen stellen klanglich erweist.' — S. 48. *umbe* hat wie im hd. keinen umlaut, weil es falltonform ist. — S. 66 [= Beitr. 48, 463, 26]. *dernsendenge* ist klanglich ausgeschlossen. — S. 74. *wlite-wemmelsa* finde ich an der bezeichneten stelle nicht. — S. 89. *selfsketa* soll nach H. selbst (s. 92) 'ballistarius' sein; dann gehört es wie bekannt (L. 292 nebst Beitr. 14, 269) zu ahd. *selpscōs* und muß also *selfskēta* gesprochen werden, wie es auch die stelle Rq. 181, 26 B verlangt. Von vereinfachung einer doppelconsonanz in schwachbetonter silbe kann also nicht die rede sein. — S. 93: auf *cȳðde* folgt schon spätags., nicht erst me., die form *cydde*. — S. 94 *δ*. Der besprochene wechsel von *rd* und *rt* erinnert so sehr an die analoge erscheinung im westmd. (Sievers, Oxforder Benedictinerregel XVI. J. Meier, Iolande VII), daß man auch hier nicht willkür, sondern regel erwartet. Tatsächlich geht an beiden orten, soweit ich nachgeprüft habe, *rt* mit steigton, *rd* mit fallton zusammen. — *sātha*: worin kommt H. hier über R. 1001 und vH. hinaus? Daß letzterer die zugehörigkeit zu *sōde* kennt, zeigt sein ansatz (*sāthdīk*), *sāddīk* 'sodendeich', L. 288. — *aththa*: s. Kauffmann, Lit.-bl. 1891, 398 und vH. L. 23 (mit weiteren literaturangaben). — S. 104, *λ*. zu *omma*: das hat van Helten selbst gezeigt (vgl. L. 255 f.). Auf s. 94, z. 4 notierte das H. noch, inzwischen hat er es wol vergessen. — S. 113 *α* (nicht 114 *β*): *sleitōth* ist nicht besser, d. h. stellenmäßiger, sondern nur eine ihrem typus nach altertümlichere bildung als *sleintōth*, s. oben s. 251. — S. 130: umgekehrt, ältere bildung als *wrōginga*, denn letztere form stört an allen stellen die R. 1162 aufführt, den satzrythmus und die satzmelodie, die erst in ordnung kommen, wenn man das ältere *wrōgie* einsetzt. — S. 132. *midhriðre* ist nicht nur ae., sondern auch afries., s. R. 929. — S. 135. S. oben s. 250. — S. 136. Wo ist ahd. *bara* als 'einzäunung' bezeugt? — S. 144. Ist auch *drohtin* im fries. ein lehnwort? — S. 189. Ob wol H. noch so urteilen würde, wenn er den grundlegenden aufsatz von H. Kern, Taalk. bijdr. 2, 194 (dazu van Helten, Beitr. 14, 287)

noch einmal nachläse, der m. e. durch Siebs nicht widerlegt ist? — S. 207. *ūt-sīn* gehört nicht zu *sīga*, sondern zu germ. **sīhvan* 'seihen', ags. *sēon* etc. mit dem part. *āsiwen* gerade vom auslaufen des auges, s. die vielen belege Beitr. 9, 278. — S. 224 soll es wol heißen 'ist kein st. verbum'? — S. 230 *fagia*: da wird van Helten wieder durch sich selbst berichtigt, ohne daß der leser es erfährt, wenn er nicht zufällig das citat nachschlägt. — Über den excurs 1 über *sē* s. oben s. 251.

Nach allem dem schneidet, so scheint mir, doch auch van Helten vergleichsweise nicht so ungünstig ab, wie man es nach H.'s worten in der fußnote zu s. 93 hätte erwarten sollen.

LEIPZIG. E. SIEVERS.

GOTISCH *AI* FÜR *I*.[1]

Die rätsel, welche die got. wörter bieten, bei denen ein nicht vor *r*, *h* oder *hv* stehendes *ai* in den entsprechenden formen des übrigen germanisch ein *ĕ* neben sich hat, haben einzelne forscher dazu geführt, für einen teil dieser fälle das *ai* als diphthongisch anzusetzen.[2] Freilich haben diese ansätze die schwierigkeiten nicht beseitigt, sondern nur vermehrt. Von einem richtigen gefühle geleitet war man wenigstens da,

[1] Da der herr verfasser hier und in dem folgenden aufsatz (man möchte fast glauben, gleich vielen andern aus principiellen gründen) auf die ergebnisse der klanglichen forschungen der letzten jahre (und insbesondere über den einfluß der satzintonation auf den wortkörper) nicht eingeht, erlaube ich mir zur ergänzung seiner ausführungen auf einige stellen hinzuweisen, wo schon über hierher einschlagende dinge gehandelt ist. Auch einige andere beigesetzte winke über klangliches u. dgl. werden vielleicht für die bildung einer definitiven meinung nicht ohne nutzen sein. E. S.]

[2] Diese annahme scheitert meines erachtens schon daran, daß die got. texte nur die aussprache *waíla*, nicht die aussprache *wáila* vertragen: s. Streitberg, Got. eb.[5] § 49. E. S.]

wo man nun auch im nichtgot. germanisch nach einem *i*-diphthong suchte; wo man dagegen hiervon absehen zu können glaubte, wurde die theorie besonders unwahrscheinlich. Wenn z. b. Meringer, IF. 16, 150 nach Brugmanns vorgang got. *waila* zu ai. *vēlā* 'grenze, gelegene stunde, gelegenheit' gestellt und es weiter an die wurzel **u̯i* angeknüpft, für ahd. *wela* aber die wurzel **u̯el* zugrunde gelegt hat, so hat er hier ganz unnötig formen auseinandergerissen, die in ihrer bedeutung ebenso wie in ihrem lautstande miteinander identisch sind. Wenn, womit Meringer seine annahme zu stützen sucht, nach Osthoff, Rhein. museum 36, 486 lat. *vois* (später *vīs*) in das paradigma von *volo* eingetreten ist, so liegt hier doch etwas ganz anderes vor; 'du willst' bedeutet ja doch nicht dasselbe wie 'ich will' und 'er will', und zudem muß auch hier ein besonderer grund zur formenvermischung geführt haben, wie denn Osthoff auch einen solchen angegeben hat. Dagegen würde man sich nach einem besonderen grund dafür, weshalb das got. sein adverb 'gut, wohl' von einer anderen wurzel als das ahd. gebildet haben soll, wohl vergebens umsehen. Obenein weist Brugmann IF. 16, 504 gegenüber Meringer noch darauf hin, daß die bedeutungen 'treffpunkt, trefflinie, grenzen des landes und der see', die ai. *vēlā* neben der bedeutung 'gelegene stunde, gelegenheit' gehabt hat, eine grundbedeutung 'erwünschte zeit' für das wort recht unwahrscheinlich machen.

Für seine eigene annahme, daß auch die westgerm. formen für 'wohl' mit ai. *vēlā* verwant seien, stützt sich Brugmann IF. 16, 503 auf Holthausen, der Beibl. zur Anglia 13, 17 constatiert, daß im Ormulum '*wel* ganz überwiegend die form des selbständigen, *well* dagegen die des bloß steigernden, adjectiven und adverbien vorgesetzten adverbiums ist'. Vor Holthausen hatte allerdings schon Kluge, Zs. f. d. wortf. 2, 46 auf den gegensatz von me. *wel* (d. h. *wēl*) in der hebung und *well* (d. h. *wĕl*) in der senkung im Ormulum hingewiesen und dabei *wēl* richtig als eine unter dem starkton aus *wĕl* gedehnte hebungsform erklärt. Holthausen a. o. dagegen findet die dehnung in geschlossener silbe vor einfachem consonanten für das engl., zumal in einem einzigen falle, sehr merkwürdig. Daß hier freilich kein einzelner fall vorliegt, ist aus Sievers, Ags. gr.[3] § 122 zu ersehen, wonach bereits im ags. eine

neigung zur dehnung einsilbiger, auf einfache consonanten ausgehender wörter, unter denen sich neben andern adverbien wie *bét* 'besser' auch *wél* 'wohl' befindet, bestanden hat.[1]) Damit fällt die Brugmann als stütze dienende annahme Holthausens, daß ags. *wēl* aus urgerm. **wēila*, das im ablautsverhältnis zu **wila* (aisl. *vel* usw.) und **waila* (got. *wáila*) stehen soll, entstanden sei.

Holthausen kann obenein aisl. *val* neben *vel* und ahd. *wala* neben *wela* nicht erklären und meint daher, daß neben der ein *i* enthaltenden wurzel auch eine solche der einfachen *e*-reihe bestanden habe; beide hätten sich in ahd. *wela*, das sowohl altes *i* wie altes *e* als wurzelvocal enthalten haben könne, zusammengefunden. Brugmann indeß, der die unwahrscheinlichkeit der entstehung der formen des germ. adverbs 'wohl' aus zwei verschiedenen wurzeln wohl empfindet, möchte sowohl ahd. *wela*, aisl. *vel* als auch ahd. as. *wala*, aisl. *val* nur zur wurzel mit *i* und damit auch zu ai. *vélā* stellen. Die bedingungen jedoch, unter denen germ. haupttoniges *i* unter einwirkung der folgesilbe westgerm. und nord. zu *e* wurde, sind schwer festzustellen,[2]) und vielleicht ist van Helten, Zs. f. d. wortf. 13, 75 im recht, wenn er meint, daß wenigstens für den vocal von aisl. *vel* die möglichkeit einer entstehung aus *i* keineswegs feststehe. Weit schwieriger aber noch als das *e* von aisl. *vel* zu erklären ist von Brugmanns standpunkt aus das *a* von aisl. *val* und von ahd. as. anfrk. *wala*. Hier nimmt er an, daß entweder das *w* von *wala* unter einer noch unbekannten bedingung[3]) den wandel des *e* in *a* veranlaßt

---

[[1]) Bereits im vorwort zu der oben citierten Ags. gr. s. IX habe ich erklärt, daß ich den inhalt der § 120ff. nicht mehr aufrecht erhalte. Die acute der ae. hss. sind überhaupt keine längezeichen, sondern tonhöhenzeichen, die mit den quantitäten nur indirect zu tun haben. Generell vgl. neben W. Keller, Über die akzente in den ags. hss., Prager deutsche studien 8, 97ff. noch Sievers, Steigton und fallton im ahd. (Dortmund 1925, aus der Braunefestschrift von 1920), 153ff. E. S.]

[[2]) Urspr. *i* wird germ. zu *ë* gebrochen unter dem einfluß eines (zumal tiefen) falltons: Sievers, Zur lautlehre des ahd. Isidor, Wien 1925 (aus den Germanist. forschungen, festschrift des Wiener akad. germanistenvereins) s. 11f. nr. 14f. E. S.]

[[3]) Diese bedingung ist tiefer fallton, s. Sievers, a. a. o. s. 11 nr. 11. Sie gilt auch für das altnorw. *val*. E. S.]

habe, oder daß *wala* neben einem in got. *wáila* und ai. *vēlā* erhaltenen idg. **u̯əilā* eine andere ablautsphase **u̯əlā* darstelle. Was die erste annahme betrifft, so müßte doch der durch das *w* bewirkte wandel von *e* in *a* bereits urgerm. oder wenigstens noch in der zeit, da das westgerm. und das nord. noch gemeinsame neuerungen vornahmen, stattgefunden haben; es dürfte aber wohl unmöglich sein, hier eine bedingung zu finden, unter der sich *e* nach anl. *w*, hinter dem es doch sonst erhalten ist, in *a* verwandelt hätte. Die zweite annahme aber operiert mit einer sehr hypothetischen ablautstheorie, deren anwendung, selbst wenn sie fälle anderer art aufklärt, doch da nicht in frage kommen kann, wo germ. *e* und *a* nebeneinander liegen; hier kann es sich eben nur um eine der allerhäufigsten ablautserscheinungen, um die abtönung von idg. *e* zu *o* handeln.

Fallen somit sämtliche stützen für Brugmanns herleitung von got. *waila* von einer idg. *ə̯i̯*-wurzel, so wird man eben das *ai* von *waila* wieder als *aí* (*ĕ*) auffassen und nach einer anderen erklärung desselben suchen müssen. Da got. *waila* stets oder doch ganz überwiegend stark betont ist, got. *ĕ* sich aber gerade unter starkem ton in *ĭ* verwandelt hat, so läßt sich das *ĕ* auch nicht aus der betonung erklären. Es bleibt vielmehr keine andere möglichkeit, als daß das *ĕ* den umgebenden lauten seine erhaltung verdankt. Brugmann meint freilich IF. 15, 99, daß sich die annahme, das *ĭ* von **uĭla* sei zu *ĕ* durch einwirkung zugleich des vorangehenden *w* und des folgenden *l* geworden, wegen *wilwan*, *wilþeis*, *wilja* verbiete. Er hat dabei aber nicht berücksichtigt, daß es auch lautliche neuerungen gibt, deren eintreten oder unterbleiben durch mehr als zwei der den betroffenen laut umgebenden laute bewirkt wird. So stellt sich ahd. in der haupttonsilbe umlaut des *a* zu *ę* im allgemeinen ein, wenn in der folgesilbe ein *i* oder *j* steht;[1]) doch unterbleibt dieser umlaut besonders dann, wenn dem *i* oder *j* ein *ht* oder *hs* vorausgeht: hier ist doch die nichtveränderung des *a* durch die aufeinanderfolge d r e i e r laute, des *h*, *t* und *i* (*i̯*), bez. des *h*, *s* und *i* (*i̯*) bedingt. So

[[1]) Aber doch nur wenn zugleich steigton mitwirkt: s. Sievers a. a. o. s. 1 ff. E. S.]

kann es doch auch bei dem got. wandel von germ. *e* zu *i* da, wo dessen eintreten oder unterbleiben nicht nur durch den folgenden, sondern zugleich auch durch den vorhergehenden laut bedingt war, drittens auch noch darauf angekommen sein, was für ein vocal oder halbvocal in der folgesilbe stand. Gibt man dies zu, dann wird man folgendes lautgesetz formulieren dürfen: 'im got. blieb germ. *ĕ* bestehen, wenn ihm zugleich ein *w* vorausging und ein *l* folgte; doch wurde *ĕ* auch in diesem falle zu *ĭ*, wenn in der folgesilbe ein *ĭ*, *ī*, *j* oder *iu* stand'.

Diesem gesetze fügen sich ohne weiteres sämtliche formen von *wilþeis* und von *awiliud* (nebst *awiliudōn*) sowie alle praesensformen von *wiljan*. Neben einem praesens *wiljau*, *wiljan*, *wiljands* aber konnte ein praeteritum **wĕlda* (aber auch ein etwaiges **walda* oder **wulda*) nicht gut erhalten bleiben. Denn das praes. *wiljau*, *wileis*, *wili* bestand nur aus der wurzel und den optativendungen ohne themavocal und stellte sich damit in eine reihe mit den optativen der praeterita, von denen aber nur diejenigen der praeteritopraesentia so gut wie *wiljau* praesensfunction hatten; hieraus erklärt sich ja auch im westgerm. das eindringen von endungen der praeteritopraesentia in das praes. von 'wollen' wie in ags. und ahd. 2. sg. *wilt*. Bei den praeteritopraesentia stimmte nun aber got. das praet. im wurzelsilbenvocal stets zum opt. des praes. (vgl. *wissa*, *witjau*; *kunþa*, *kunnjau*; *þaúrfta*, *þaúrbjau*; *gadaúrsta*, *gadaúrsjau*; *munda*, *munjau*; *skulda*, *skuljau*; *ōhta*, *ōgjau*; *mahta*, *magjau*; *áihta*, *áigjau*); unter solchen umständen aber lag es ungemein nahe, auch das praet. von got. *wiljan* in seinem wurzelsilbenvocal an das praes. als grundtempus und häufigeres tempus anzugleichen.

Was endlich *wilwan* betrifft, so mußte hier zwar in den meisten formen des praes. das *ĕ* der wurzelsilbe lautgesetzlich erhalten bleiben, doch *i* in der 2. sg. *wilwis* und der 3. sg. und 2. pl. *wilwiþ* entstehen. Aber ein paradigma **wĕlwa*, *wilwis*, *wilwiþ*, **wĕlwam*, *wilwiþ*, **wĕlwand* war auf die dauer ein unding für das got., da kein einziges anderes verbum einen derartigen wechsel in der wurzelsilbe aufwies; nur bei einem äußerst häufigen worte hätte ein solcher bestehen bleiben können. Für die ausgleichung zu gunsten des *i* kommt nicht so sehr der umstand in betracht, daß die 3. sg. *wilwiþ*

unter allen formen am häufigsten vorkam, wie vielmehr die tatsache, daß kein einziges starkes verbum mit *u* als vocal in der wurzelsilbe des part. im praes. ein *ĕ* (*aí*) aufwies. Bei weitem die meisten diese verba boten aber im praes. in der wurzelsilbe ein *i* (z. b. *bindan*, *finþan*, *drigkan*, *filhan*, *hilpan*, *niman*, *brikan*); nur *trudan* und *wulan* hatten *u*. Daß sich also im praes. von *wilwan* das *i* durchsetzte, war beinahe selbstverständlich. Fast ebenso nahe aber wie die durchführung des *i* im praes. lag sein übergang auch auf das adj. *wilws* (falls dies nicht überhaupt erst nach vollzug des lautwandels entstanden ist), da sonst kein einziges verbum mit got. *i* als praesensvocal eine ableitung mit *ĕ* (*aí*) in der wurzelsilbe aufwies, *i* dagegen hier bei ableitungen dieser verba sehr häufig erschien; dabei mag besonders das adj. *inwinds* neben -*windan* auf die bildung der adjectivform *wilws* neben *wilwan* hingewirkt haben.

Daß ein dem *ĕ* vorausgehendes *w* und ein ihm folgendes *l* gemeinsam auf das *ĕ* (auch *ę*) eine wirkung ausüben können, die weder vorausgehendes *w* allein noch folgendes einfaches *l* allein auszuüben vermag, zeigt sowohl der wandel von ahd. *wëla* zu *wola* und von ahd. *węllen* zu *wollen* wie derjenige von mhd. *wëlben* zu nhd. *wölben* und von mhd. *zwęlf* zu nhd. *zwölf*. Hier hat in beiden fällen eine mit gutturalisierung verbundene labialisierung stattgefunden. Hätte das got. einen hierzu parallelen lautwandel durchgeführt, bei dem das *i* eines **wila* zugleich der einwirkung des vorausgehenden *w* und des folgenden *l* ausgesetzt gewesen wäre, so würde auf diese weise ein **wula* oder ein **wüla* entstanden sein. Wenn nun statt dessen ein *wĕla* (*waíla*) vorliegt, so wird es sich dabei nicht um einen rückwandel von **wila* zu *wĕla* handeln können, sondern nur um eine erhaltung des *wĕla* zur zeit, als got. *ĕ* in allen anderen stellungen in *i* überging (während es sich bei *ĕ* vor *r*, *h* und *ƕ* um einen rückwandel handelt). Die labialisierend-gutturalisierende wirkung, die vorausgehendes *w* und folgendes *l* zusammen auf *ĕ* ausübten, widerstrebte eben einer steigerung der palatalisierung, wie sie durch den wandel von *ĕ* zu *ĭ* geschehen wäre.

Läßt sich somit das *ai* von got. *waila* in ziemlich einfacher weise als *aí* erklären und mit dem *ĕ* des wortes in den übrigen

germ. dialekten in einklang bringen, so muß man fragen, ob nicht auch bei den übrigen wörtern, bei denen einer got. schreibung *ai* vor einem andern laute als *r*, *h*, *ƕ* ein *ĕ* in anderen germ. dialekten gegenübersteht, ein gleiches der fall ist. Insbesondere kommt für diese frage das vielumstrittene got. *jains* in betracht.[1]) Nur weil man keine möglichkeit gesehen hat, das *ai* von *jains* nach got. lautgesetzen als *ĕ* zu erklären, hat man seine zuflucht dazu genommen, denn germ. 'jener' mehrere stämme zugrunde zu legen, wie denn z. b. Feist, Et. wb. der got. spr.[2] 224 nicht weniger als vier stämme (**jaina-*, **aina-*, **jena-*, **ena-*), deren verhältnis zueinander aufzuklären sei, für das germ. ansetzt. Man hat damit zugleich die frage nach dem ursprunge des got. vermeintlichen diphthongs *ai* mit der nach der herkunft des wortes überhaupt verquickt, während man doch vor aufstellung jeder etymologie hätte versuchen sollen, die verschiedenen germ. formen unter einen hut zu bringen.

Das mhd. *ein* 'jener', das Hoffmann-Krayer, KZ. 34, 144 ff. zur erklärung des *ai* von got. *jains* als diphthong verwant hat, ist nach Braune, Beitr. 12, 393 ff. und L. Tobler, Beitr. 15, 380 ff. nichts anderes als das indefinite *ein* 'ein gewisser' in erweiterter bedeutung. Braune macht zur stütze seiner behauptung besonders darauf aufmerksam, daß auch ags. *sum* 'ein gewisser' die gleiche bedeutungserweiterung aufweist, und daß (nach Heyne und Bugge) auch ags. *án* an dieser teilnimmt. Viel weniger wahrscheinlichkeit hat die meinung Brugmanns, Demonstrativpronomina der idg. sprachen 91 ff., nach dem mhd. nhd. *ein* 'jener' mit arm. *ain* 'jener', ai. *ēna-* 'er' identisch sein, aber auch got. *jains*, ahd. *jęnēr* aus dem idg. stammen soll. Hätte der dem germ. zugrunde liegende idg. dialekt zwei verschiedene pronomina mit der bedeutung 'jener' besessen, so würde das germ. doch wohl eins von beiden aufgegeben oder beide wenigstens in ihrer function voneinander differenziert haben. Vollends kann nicht gut auch noch eine dritte synonyme germ. form wie mhd. *geiner* (d. h. *jeiner*) aus dem idg. ererbt sein. Dies *jeiner* ist viel-

[[1]) Für dieses steht nach den got. texten die aussprache *jáins* fest: nur in *jaínþrō*, *jaínd(rē)* (und danach analogisch umgebildetem adverb *jaínar*) ist das *ái* zu *aí* verkürzt: Streitberg, Got. el. § 49 anm. 1. E. S.]

mehr erst mhd. aus *jener* und *einer* contaminiert worden, und, da das Mhd. wb. 1, 771[b] nur einen einzigen beleg (*geinir* Rother 2989) dafür gibt, vielleicht sogar nur als eine occasionelle contaminationsform aufzufassen. Für ahd. obd. *enēr* aber ist, da es sich zu *jenēr* wie *āmer* zu *jāmar* verhält, mit Braune, Ahd. gr.[3. 4] § 116 anm. 4 daran festzuhalten, daß *j* hier erst im obd. geschwunden ist.

Das umlauts-*e* von ahd. *jęnēr* wird man mit Jellinek, Beitr. 14, 160 f. und Sievers, Beitr. 18, 407 f. aus einer assimilation von *ë* an das vorhergehende *j* zu erklären haben. Der gegensatz von *jęnēr* zu *jëhan*, *jësan*, *jëtan* mit beibehaltenem *ë* läßt sich dabei wohl nicht mehr mit Sievers aus demjenigen von idg. halbvocal *i̯* und spirans *j* herleiten, da es idg. letzteren laut wahrscheinlich gar nicht gegeben hat. Vielmehr wird man mit Jellinek in *jëhan*, *jësan*, *jëtan* eine analogiebildung nach den übrigen verben derselben klasse anzunehmen haben (*gab*, *gābum* : *gëban* = *jah*, *jāhum* : *jëhan* usw.), die deshalb sehr nahe lag, weil ein *ę* als wurzelsilbenvocal im praes. sonst nirgends vorkam, *ë* aber überhaupt bei dem größten teile der starken verba im praes. in der wurzelsilbe stand.

Gegenüber dem ursprünglichen *ë* von ahd. *jęnēr*, das sich auch in mnd. *jene*, *gene*, nl. *gene* wiederfindet, ist für das ags. nach Sievers, Beitr. 9, 567 f. aus dem einzig belegten *ȝeonre* (nebst den adverbien *ȝeond* und *beȝeondan*) ein **jan-* zu erschließen. Dagegen läßt sich aisl. *enn*, *inn* sehr wohl auf germ. **jen-* zurückführen.[1]) Gerade weil nord. **jen-* und deutsches *jen-* durch anglofries. **jan-* geographisch getrennt sind, werden sie die ursprüngliche wurzelgestalt des wortes enthalten, sei es nun, daß *jan-* aus einem schon idg. dialektisch aus **i̯en-* abgetönten *i̯on-*, oder daß es erst anglofriesisch selbst auf irgendeine weise aus *jen-* entstanden ist. Zu aisl. *enn*, ahd. *jęnēr* aus **jënēr* und mnd. *jene* stimmt aber gerade got. *jains*, wenn man nur sein *ai* monophthongisch liest und die

[1]) Wenn man nämlich zugleich ermitteln kann, auf welchem wege ein urnord. **jenaʀ* später zu *enn*, *inn* werden konnte, und nicht zu **enr*, **inr*, wie bei einem kurzsilbigen stamm zu erwarten gewesen wäre. Die formel von Noreen, Aisl. gr. § 267, 2, c genügt nicht, denn auch *hinn* steht für **hīnn*: *enn* stünde also ganz isoliert, wenn es alte kürze enthielte. E. S.]

ursache der beibehaltung von got. *ĕ* für diesen fall richtig ermittelt.

Da das *ĕ* von got. *jains* nach dem ausweise von got. *qinō* neben ags. *cwene*, as. ahd. *quena* seine erhaltung nicht etwa dem folgenden *n* verdankt, so kann es nur durch den einfluß entweder des vorhergehenden *j* allein oder durch den des *j* und des *n* zugleich unversehrt geblieben sein. Die letztere erklärung würde die compliciertere sein und könnte nur dann in frage kommen, wenn es nicht gelingt, die wahrung des *ĕ* auf die einwirkung des *j* allein zurückzuführen. Wenn aber das *j* allein eine solche beeinflussung ausgeübt hat, dann hat es hier dissimilierend gewirkt. Eine dissimilation dieser art ist nun aber keineswegs so unwahrscheinlich, wie sie vielleicht auf den ersten blick erscheinen könnte. Wo wörter mit halbvocal und einem unmittelbar darauf folgenden homorganen vocal anlauten, kommen auch sonst dissimilationen vor. So ist es doch ein dissimilatorischer vorgang, wenn aisl. anl. *w* vor *o*, *ó*, *u*, *ú*, *y*, *ý*, *ø*, *ǿ* schwindet, während es sich vor *i*, *í*, *e*, *é*, *a*, *á* erhält. Es zeigt sich auch hier deutlich, wie nahe die dissimilationen benachbarter laute solchen von nicht benachbarten, also den gewöhnlichen stehen: auch vor *r* schwindet aisl. anl. *w* urspünglich nur, wenn diesem *r* ein *o*, *ó*, *u*, *ú*, *y*, *ý*, *ø* oder *ǿ* folgt (Bugge, Antiqv. tidskrift för Sverige 10, 265. Noreen, Aisl. u. anorw. gr.[4] § 235, 1 b).

Tritt die aisl. dissimilation von anl. *u̯* und ihm folgenden homorganen vocal nur in der form des schwundes des ersteren lautes auf, so läßt sich für die uns hier näher angehende behandlung der verbindung von anl. *i̯* und ihm folgenden *i* auf einen vorgang hinweisen, der nur als eine eigentliche dissimilation oder dissimilation im engeren sinne des wortes bezeichnet werden kann. Es ist der wandel von mhd. anl. *j* vor *i* zu *g* in formen wie *giht*, *bigiht* neben *jehen* und wie *gis* neben *jesen*. Daß Michels, Mhd. elementarb.[3. 4] § 129 hier mit recht den wechsel zwischen *g* und *j* nicht als eine nur graphische, sondern als eine wirklich sprachliche erscheinung aufgefaßt hat, folgt besonders aus dem gegenüber von nhd. *gicht* aus mhd. *gicht* 'zuckungen, krämpfe', das nach Lessiak, Zs. fda. 53, 101 ff. nichts anderes ist als *gicht* 'aussage, besprechung', aus ahd. **jiht* (in *iihtig*, *geiiht*, *biiiht*; die

nebenformen mit *g* sind hier allerdings noch graphischer natur) und dem von nhd. *jäten* aus mhd. *jeten* aus ahd. *jetan.*[1]) Ganz entsprechend ist ja auch inl. *j* nach *i* wie in *eiger*, *frīger* usw. zu *g* geworden (Michels a. o.).

Das mhd. zeigt deutlich, daß die lautverbindung von anl. *i̯* + *i* wie auch die von inl. *i* + *i̯* bisweilen zur unbequemlichkeit führen und deswegen durch dissimilation verändert werden konnte. Von der dissimilation getroffen wurde hier der consonantische bestandteil, gleichviel ob er dem vocal vorausging oder folgte. Dafür, daß sich bei der lautgruppe *i̯* + *i* die dissimilatorische wirkung am vocal zeigt, wüßte ich allerdings kein beispiel als unser got. anzugeben (für *i* + *i̯* kann ich überhaupt kein derartiges beispiel beibringen). Aber die sachlage ist auch im got. nicht genau dieselbe wie im mhd.: handelte es sich bei letzterem um eine lautgruppe *i̯i*, die in *gi* verwandelt wurde, so war doch im got. eine lautgruppe *i̯e* aus dem urgerm. bereits ererbt; bei der geringeren ähnlichkeit der zusammenstehenden laute war hier an und für sich weniger anlaß zur dissimilation als bei *i̯i* geboten, wie ja denn auch mhd. *i̯ë* und selbst *i̯ę* bestehen geblieben ist. Als aber gotisch der allgemeine wandel von *ĕ* in *ĭ* eintrat, hätte aus *i̯ĕ* die nicht immer bequeme gruppe *i̯ĭ* entstehen müssen, und um diese zu vermeiden, blieb eben *i̯ĕ* erhalten. Mit anderen worten: der dissimilatorische trieb hat bei got. *jaíns* nur negativ gewirkt.

---

[1]) Wie eine durchsicht der belege für die formen von mhd. *jehen*, *jesen*, *jeten*, ihrer composita und ableitungen im Mhd. wb. und bei Lexer ergibt, steht hier vor *e* ganz überwiegend *j*, vor *i* fast stets *g*; die abweichungen können nur occasionelle analogiebildungen und ungenaue schreibungen sein. Auffallend ist aber das von Lexer s. v. *erjëhen* aus dem Karlmeinet angeführte schwache part. *ergeit* 3, 44. 194, 11, *ergiet* 280, 39. Es liegt hier doch wohl eine contraction erst aus einem aus mhd. *erjehen* umgebildeten (mfrk.) **erjehet* und nicht schon eine solche aus einem ahd. **irjihit* für *irjehan* vor. Wenn dies zutrifft, dann ist *ergiet* nur ungenau für *ergeit* geschrieben. In diesem falle aber wird das *g* des dreimaligen *ergeit* kaum auf einer analogiebildung, sondern wahrscheinlich auf einem lautgesetz beruhen, nach dem anl. *j* auch vor *ei* in *g* übergegangen war; das anl. *j* ist dann hier durch dissimilation mit dem erst an dritter stelle des wortes stehenden *i̯* verändert worden, ähnlich wie aisl. anl. *w* vor *r* ursprünglich nur schwand, wenn diesem ein dunkler vocal folgte.

Vielleicht lediglich aus dieser nur negativen wirksamkeit erklärt sich auch der gegensatz von got. *jaíns*[1]) zu unbetontem *-ji-* in formen wie *niþjis*, *þridjin* usw. In letzteren wörtern war ja das *-jĭ-* bereits aus dem urgerm. ererbt; wäre dasselbe hier dissimiliert worden, so würde es wohl eher zu *-gĭ-* als zu *-jĕ-* geworden sein. Freilich könnte man gegen meine behauptung, daß *jĕ-* in **jens* 'jener' infolge eines dissimilatorischen triebes nicht zu *jĭ-* geworden sei, vielleicht geltend machen, daß dem Goten doch, wie eben *niþjis*, *þridjin* usw. zeigen, die lautgruppe *jĭ* ganz mundgerecht war. Demgegenüber ist aber zu bemerken, daß in formen wie *niþjis* und *þridjin* das *ji* im inlaut und in unbetonter silbe, im pronomen *jĕns* (*jaíns*) aber das *jĕ* im anlaut und in betonter silbe stand: in letzterer stellung aber konnte dem Goten sehr wohl eine lautgruppe unbequem werden, die ihm in ersterer noch einigermaßen bequem war und deshalb keine veränderung erlitt. Dadurch, daß im betonten anlaut sowohl das *j* wie der ihm folgende vocal mit größerer kraft hervorgebracht wurde, konnte hier auch eine steigerung der unbequemlichkeit hervorgerufen werden.

Auch zwischen dem wandel von ahd. *jë* zu *ję* in *jęnër* einerseits und der erhaltung von got. *jĕ* in *jaíns* (bei sonstigem übergang von *ĕ* in *ĭ*) und dem wandel von mhd. *ji* zu *gi* andrerseits ist der gegensatz nicht so groß, wie es scheinen könnte. Mit der dissimilation von nachbarlauten ist ja auch die ferndissimilation nahe verwant: es kann aber auch die häufig durch eine ferndissimilation zerstörte wiederkehr eines bestimmten lautes in einem worte unter umständen durch eine fernassimilation erst geschaffen werden. So finden wir neben der so ungemein häufigen dissimilation zweier *r* oder zweier *l* in verschiedenen silben desselben wortes bisweilen auch fälle, bei denen das vorhandensein eines *r* die entstehung eines *r* oder das vorhandensein eines *l* die entstehung eines *l* in einer anderen silbe des wortes erst veranlaßt hat.[2]) Doch ist bei ahd. *jęnër* auch wohl zu beachten, daß die

[[1]) Welches aber nicht existiert, s. die fußnote zu s. 259. E. S.]

[2]) Zu den hierfür von Brugmann, Gr. 1² § 995 gegebenen beispielen läßt sich noch mlat. *regestrum*, (*registrum*) aus *regestum* fügen.

assimilation des *ë* an vorhergehendes *j* hier nicht bis zu *i*, wo die dissimilation am leichtesten statthaben konnte, sondern nur bis zu *ę* gegangen ist. Möglich war übrigens die beseitigung der gruppe *i̯i* auch durch assimilation des *i̯* an das folgende *i*, indem es selbst vocalisch wurde und so mit dem ihm folgenden *i* zu *ī* verschmolz. Eingetreten ist dieser fall ja schon urgerm. da, wo das *i̯i* besonders unbequem wurde, d. h. wo ihm noch ein consonant in derselben silbe vorausging; so erklärt sich ja got. *haír-deis*, *sō-keiþ* neben *har-jis*, *nas-jiþ* usw. Eine dissimilation von *i̯i* zu *gi* hätte hier die aussprache weit weniger erleichtert, als es die völlige assimilation, die aus *i̯i* ein *ī* machte, getan hat.

Ein drittes wort, bei dem die got. schreibung *ai* einem *ĕ* im übrigen germ. vor einem anderen laute als *r*, *h*, *ƕ* gegenübersteht, ist *aiþþau*. Hier hat man freilich niemals diphthongischen wert des *ai* angenommen, sondern dasselbe stets als *ĕ* gelesen. Eine erklärung des *aí* schien sich hier einzelnen forschern auch durch Meringers etymologie, Beitr. 12, 211 zu bieten, nach der *aíþþau* aus **aíhþau* entstanden sein und **aih* einem lat. **ec* entsprechen sollte; da ein einfaches **ec* im lat. gar nicht existiert, so hat Meringer hier wohl an lat. *ecce* 'da! sieh da!' gedacht. Doch ist diese gleichsetzung wegen der bedeutung 'oder', die *aiþþau* hat, nur schwer haltbar. Aber, gesetzt selbst daß *aiþþau* aus einem **ĕhþau* hervorgegangen wäre, so müßte doch die assimilation des *h* an das *þ* schon urgerm. stattgefunden haben, da es auch ahd. *eddo*, *edo* sowie ags. *eððа*, aisl. *eða* lautet; besonders die übereinstimmung von ahd. *eddo* mit dem *eðða* des ihm niemals benachbarten ags. und dem *aiþþau* des ihm ebenso wenig jemals benachbarten got. zeigt deutlich, daß *þþ* hier schon urgerm. war, gleichviel wie man sich die herkunft des wortes erklärt (ähnlich schon K. F. Johansson, Bezz. beitr. 13, 120 f.); in as. *eftha*, afries. *ieftha*, mnl. *ofte*, *ochte* kann nur eine dissimilation des *þþ* zu *fþ* vorliegen (Franck, Zs. fda. 46, 174).[1] Hat es aber bereits urgerm. *ĕþþau* gelautet, dann ist in got. *aiþþau* urgerm. *ĕ* vor einem *þ* erhalten

[1) Wo gibt es aber sichere belege für dissimilation der beiden hälften einer geminata? E. S.]

geblieben, was mit der sonstigen behandlung des *ĕ* vor diesem laute in widerspruch steht. Auch wird man nicht sagen dürfen, daß got. *ĕ* speciell vor dem doppellaut *þþ* sich erhalten habe, da sich eine solche annahme phonetisch nicht rechtfertigen ließe.

Beruht nun aber die erhaltung des *ĕ* von got. *aiþþau* nicht auf einfluß des nachbarlauts, dann kann sie nur mit der betonung zusammenhängen. Eine solche annahme wird ja auch schon an sich dadurch nahe gelegt, daß das wort im ahd. infolge seiner meist proklitischen stellung gewöhnlich als *edo* (älter *etho*, *edho*) und nur noch vereinzelt in alten quellen als *eddo* (nirgends aber als **etto*) erscheint (Braune, Ahd. gr.[3. 4] § 167 anm. 11), solche vereinfachung der geminata nach nichthaupttonigem vocal kommt ahd. auch bei anderen wörtern vor (Braune, § 93 anm. 1). Auch aisl. *eða* verdankt sein einfaches *ð* seiner proklise. Das *ĕ* von urgerm. *ĕþþau* aber blieb erhalten, weil es als vocal der anfangssilbe eines zweisilbigen proklitikons wenigstens einen schwachen nebenton trug, während urgerm. völlig unbetontes *ĕ* in *ĭ* überging. Als dann im got. umgekehrt haupttoniges und stark nebentoniges *ĕ* zu *ĭ* wurde, kann doch schwach nebentoniges *ĕ*, wie es eben in *aíþþau* noch vorlag, abermals unversehrt geblieben sein.

Den gedanken, daß sich got. *ĕ* unter schwachem ton erhalten habe, hat schon — zwar nicht inbezug auf *aíþþau*, sondern auf die reduplicierenden praeterita — Holz, Urgerm. geschlossenes *ē* und verwandtes s. 25 ausgesprochen. Gegenüber dieser ansicht hat freilich Sievers, Beitr. 16, 252 bemerkt, daß genau das gegenteil der fall wäre, indem nach dem ausweise von *þarihs*, *paúrpura* etc. in unbetonter silbe[1]) die brechung des *i*, *u* sogar vor *r*, *h* unterbleibe. Letzteres hatte auch schon früher Joh. Schmidt, KZ. 19, 276 und Vocalismus 2, 423 behauptet.

Mir scheint jedoch diese meinung nicht das richtige getroffen zu haben. Daß mindestens *u* vor *r* in unbetonter silbe ebenso wie in betonter behandelt worden ist, wird durch

[[1]) Genauere formulierung der regel jetzt bei Streitberg, Got. el. § 52a. E. S.]

undaúrnimats erwiesen; wie aber die lautverhältnisse des lehnworts *paúrpura* aufzufassen sind, glaube ich Beitr. 46, 53 gezeigt zu haben (vgl. auch a. a. o. über *fidur* und Beitr. 46, 55 über *spaíkulatur*). Für unbetontes *i* vor *r* findet sich kein beispiel; in *hiri* trägt das *i* der ersten silbe vielmehr umgekehrt gerade überstarken (und überhohen) ton (Beitr. 41, 304 ff.). Wenn aber unbetontes *u* vor *r* dieselbe behandlung wie betontes *u* vor *r* erfahren hat, so wird doch höchst wahrscheinlich auch unbetontes *u* vor *h* ebenso wie betontes *u* vor *h* behandelt worden sein. Das *u* vor *-uh* läßt sich entweder mit Hirt, Beitr. 18, 299 (nach dem vorgange Holtzmanns, Altd. gr. 1, 9 und Lidéns, Ark. f. nord. fil. 4, 99 ff.) als *-ūh* auffassen,[1]) oder aber es ist mit Brugmann, IF. 33, 173 ff. anzunehmen, daß sich hier *-uh* in verbindungen eingestellt hat, die nach dem muster solcher verbindungen geschaffen wurden, in denen das *h* durch assimilation an den anlaut des folgenden wortes schon beseitigt worden war, als *u* vor *h* zu *aú* gebrochen wurde (z. b. in *diz-uh-þan-sat* Mc. 16, 8 nach *was-uþ-þan* Mc. 1, 6); s. 174 erklärt Brugmann auch *nuh* in dieser weise. Endlich hat man wegen *undaúrnimats* auch für *i* vor *h* in unbetonter silbe dieselbe verwandlung in *aí* wie in betonter zu erwarten. Zu *þarihis* Matth. 9, 16 könnte das erste *i* aus den Beitr. 45, 311 angegebenen gründen für *ai* (*aí*) geschrieben worden sein. Allerdings möchte ich jetzt lieber mit v. Grienberger annehmen, daß es für *ei* steht;[2]) denn, wenn auch in den got. hss. *i* nur recht selten für *ei* vorkommt, so weist doch die tatsache, daß es hier nur in unbetonter silbe erscheint, darauf hin, daß langes *i* in unbetonter silbe etwas kürzer als in betonter gesprochen wurde. Mußte nun das *ei*, das der schreiber zunächst vergessen hatte, über die linie zwischen das *r* und das *h* gesetzt werden, so konnte hier einfaches *i*, das für *ei* an und für sich nicht unmöglich war, wegen der enge des raumes leichter als sonst an seine stelle treten.

[[1]) Nein, denn die klangprüfung der texte zeigt, daß *-ŭh* zu sprechen ist: Streitberg, Got. el. § 52, anm. E. S.]

[[2]) Klangmöglich ist aber suo loco nur was geschrieben steht, d. h. *parĭhis*: sowol **paraíhis* wie **pareihis* sind als sprechformen ausgeschlossen. E. S.]

Aber, gesetzt selbst unbetontes ursprüngliches *i* und *u* wären vor *h* im gegensatze zu unbetontem ursprünglichem *u* vor *r* wirklich durch *i* und *u* vertreten, so bewiese das doch nichts dafür, daß nun *i* und *u* vor anderen lauten in unbetonter (und schwach nebentoniger) silbe erst recht ihre vertretung durch *i* und *u* haben müßten. Denn zunächst wird eben got., gleichviel was für ein consonant folgte, betontes *ĕ* in *ĭ* und betontes *ŏ* in *ŭ* übergegangen, schwach nebentoniges und unbetontes *ĕ* aber unverändert geblieben sein (daher noch *aíþþau* und *laílōt* usw.). Dann aber wird jedes *ĭ*, gleichviel ob ihm altes *ĭ* oder altes *ĕ* zugrunde lag, vor *r* und *h* in *ĕ*, jedes *ŭ* aber, gleichviel ob es immer *ŭ* gewesen oder erst aus *ŏ* in *ŭ* verwandelt worden war, in *ŏ* übergegangen sein (vgl. Luft, Zs. fdph. 30, 427). Falls nun in *þarihis* wirklich *ĭ* vor *h* und in *þatuh* usw. wirklich *u* vor *h* in unbetonter silbe anzunehmen ist, dann haben sich eben *ĭ* und *ŭ* vor *h* in unbetonter silbe erhalten, als sie vor *h* in betonter (und vor *r* in betonter und unbetonter) in *ĕ* und *ŏ* übergingen. So ließe sich also etwaiges unbetontes *ĭ* vor *h* in *þarihis* sehr wohl mit dem schwach nebentonigen *ĕ* von *aíþþau* und dem unbetonten *ĕ* in der reduplicationssilbe der praeterita vereinigen.

Bei den reduplicierten praeteriten des got. ist es im hinblick auf formen wie aisl. *sera*, *rera*, ahd. *teta* und die perfecta der übrigen idg. sprachen so gut wie bei *aiþþau* von vornherein unmöglich, das *ai* als einen diphthong aufzufassen, und die ganze frage kann sich hier nur darum drehen, ob die hier vorhandene restlose erhaltung des *ĕ* auf einem analogiegesetz oder auf einem lautgesetz beruht.[1]) Kluge, Beitr. z. gesch. der germ. conjugation 89 fußn. 1 hat zuerst die meinung ausgesprochen, daß dies *ai* (*ĕ*) von den mit *r* und *h* anlautenden wurzeln aus verallgemeinert worden sei. Allein eine solche analogiebildung hat, schon an sich betrachtet, nicht viel wahrscheinlichkeit für sich. Wäre das

[[1]) Tatsache ist, daß die *ai* aller reduplicationssilben im got. mit tiefem fallton zu sprechen sind (IF. 43, 147), ebenso wie die von *waíla*, *aíþþau*, *baítrs*: vermutlich werden sie also auch wol auf gleiche weise zu erklären sein, d. h. eben als die resultate der einwirkung eben jenes tiefen falltons. E. S.]

ĕ der reduplicationssilbe lautgesetzlich ebenso wie das ĕ in wurzelsilben behandelt worden, so würde es bei den meisten verben sich in ĭ verwandelt haben. Man hätte auf der einen seite die formen gehabt: **fifalþ*, **stistald*, **bibland*, **sisalt*, *wiwald*, **pipraᵹg*, **stistaᵹg*, **iar*, **iaik*, **fifrais*, **lilaik*, **mimait*, **skiskaiþ*, **þiþlaih*, **iauk*, **stistaut*, **sizlēp*, **biblēs*, **biblōt*, **fiflōk*, **lilōt*, **titōk*, **gigrōt*, **sisō*, **wiwō*, **lilō*. Auf der anderen: *hĕhald*, **hĕhāh*, *hĕhait*, **hĕhlaup*, *ƕĕƕōp*, *rĕrōþ*. Es hätten also nur sechs praeterita mit ĕ 26 solchen mit ĭ gegenübergestanden. Die ausgleichung wäre dann doch aber, wenn sie überhaupt stattgefunden hätte, aller wahrscheinlichkeit nach zugunsten des ĭ erfolgt.[1]) Das zahlenverhältnis bleibt auch ungefähr dasselbe, wenn man mit Feist, Beitr. 32, 470 auf beiden seiten die im got. nicht belegten germ. verba der reduplicationklasse mitrechnet; da sich nach seiner tabelle unter den 81 verben dieser art 14 mit *h* oder *r* anlautende finden, so stehen diesen 14 doch noch 67 andere gegenüber. Nach Feist sollen die mit *h* und *r* anlautenden reduplicierenden verba auch zu den weitverbreitetsten und gebräuchlichsten gehören, wofür er auf *hāhan*, *haitan*, *haldan*, *hauwan*, *hlaupan* verweist. Doch hat got. *haldan* nur die bedeutung 'hüten, weiden', von *hāhan* ist nur *hāhaida* als praet. belegt, und *hauwan*, das got. **haggwan* lauten müßte, ist hier überhaupt nicht bezeugt. Auf der anderen seite war *laikan* doch wohl ebenso häufig wie *hlaupan*, und auch *fāhan*, *tēkan*, *stautan*, *maitan*, *slēpan* gehörten sicher zu den häufigeren

---

[1]) Osthoff, Zur geschichte des perfekts im indog. 277 meint freilich, daß *rai-rōþ* (*rĕ-rōþ*) durch sein ĕ an das ē seines praes. *rēdan* erinnert und dadurch die bildung von *gai-grōt*, *lai-lōt*, *tai-tōk*, **bai-blōs* an stelle von **gi-grōt* usw. veranlaßt hätte; von hier aus wäre dann die weitere ausbreitung des *ai* (ĕ) geschehen. Aber die silbe *rĕ-* von *rĕ-rōþ*, die sich von der wurzelgestalt des praes. *rēd-* außer durch ihre quantität auch noch durch das fehlen der endconsonanten unterschied, wird doch in wirklichkeit kaum an das praes. erinnert haben. Unmittelbar psychologisch associiert war mit der wurzelgestalt des praes. doch höchst wahrscheinlich auch nur der wurzelhafte teil der präteritalform, d. h. das *-rōd-* von *rai-rōd-un* (und danach auch das *-rōþ* von *rai-rōþ*); die abweichende qualität des vocals konnte dabei in keiner weise stören, da das praet. der meisten starken verba (von den personalendungen abgesehen) ja überhaupt nur durch den ablaut, nicht durch die reduplication gekennzeichnet war.

verben. Das in der umgangssprache häufigste reduplicierende verbum des got. wird aber *lētan* gewesen sein, das ja auch weder mit *h* noch mit *r* anlautete. Erwägt man dies alles, so wird man es verständlich finden, daß Wilmanns, Deutsche gr.[3] 1, 23 die annahme, daß das *aí* der reduplicierenden praeterita von den mit *h* und *r* anlautenden verben ausgegangen sei, als 'wenig wahrscheinlich' bezeichnet hat.

Bei solcher lage der dinge wird man aber wohl versuchen müssen, das stete *ĕ* der reduplicationssilbe im got. durch einen lautlichen vorgang zu erklären. Eine solche möglichkeit bietet sich aber nur, wenn man annimmt, daß das *ĕ* hier unbetont gewesen ist. Hier freilich wird eine solche annahme sogar notwendig. Denn, wenn starktoniges *ĕ* in *ĭ* übergegangen, schwach nebentoniges *ĕ* aber in *aiþþau* erhalten geblieben ist, dann mußte unbetontes *ĕ* in der reduplicationssilbe der praeterita erst recht erhalten bleiben.

Holz, der a. o. das *aí* der reduplicationssilbe aus ihrer unbetontheit erklärt hat, bemerkt dazu auch ganz richtig, daß das got. den accent der reduplicierten praeterita nach analogie des praes. (und vielleicht auch der componierten verba) auf die wurzelsilbe gezogen habe. Eine solche annahme erweist sich allerdings auch als eine notwendigkeit, wenn man das *aí* der reduplicationssilbe überhaupt erklären will. Die annahme macht aber auch keine schwierigkeiten, wenn man bedenkt, daß die anfangssilbe, die nach dem urgerm. accentgesetz überall den hauptton erhalten hatte, fast stets mit der wurzelsilbe zusammenfiel. Eine ausnahme bildeten eigentlich nur die reduplicierten wörter, d. h. in der hauptsache nur die reduplicierten praeterita (die verbalcomposita wurden ja urgerm. und got. noch nicht als einheitliche wörter, sondern als zusammenrückungen zweier wörter empfunden). Unter solchen umständen aber konnte doch sehr leicht das gefühl entstehen, daß die wurzelsilbe den hauptton trage, und aus diesem grunde der accent der reduplicierten praeterita im got. von der anfangssilbe auf die wurzelsilbe gezogen werden.[1])

[[1]) Alles das ist aber meines wissens unmöglich, weil man keinen gotischen satz mit einem so betonten red. praet. rhythmisch und melodisch correct aussprechen kann. Vgl. überdies IF. 42, 210f. (nr. 52, a). E. S.]

Nicht einem *ĕ*, sondern einem *ĭ* der übrigen germ. dialekte steht die got. schreibung *ai* gegenüber in *baitrs*. Für diesen fall wüßte auch ich nun freilich ein got. *ĕ* in keiner weise phonetisch zu rechtfertigen. Dazu fiele ein *ĕ* hier um so mehr auf, als es sich dabei nicht einmal um erhaltung eines alten *ĕ*, sondern um einen der sonstigen tendenz des got. gerade entgegengesetzten directen wandel von *ĭ* zu *ĕ* handeln würde. Man wird unter solchen umständen, wie man ja auch schon längst tut, in dem gegenüber von ahd. as. *bittar*, ags. *biter*, aisl. *bitr* auf der einen, got. *baitrs* auf der anderen seite einen alten ablaut zu sehen haben.[1]) Die adjectiva mit dem suffix *-ro* zeigen ja in der wurzelsilbe in der regel schwundstufe z. b. ai. *chidrá-s* 'durchlöchert' = mhd. *scheter*, *schitere* 'lückenhaft' (Brugmanns Grundr. 2, 1[2], 348), ai. *kṣiprá-s*, gr. *πικρό-ς*, aisl. *digr* zu got. *deigan*, ai. *ugrá-s*. Daß aber auch die *o*-stufe hier vertreten ist, läßt sich außer aus lit. *į-vairas* 'mannigfaltig' neben *výti* 'wickeln, winden' (Brugmann a. a. o. s. 353) besonders aus dem germ. selbst ersehen. Hier entspricht ja dem ai. *citrá-s* 'augenfällig, herrlich' ein ags. *hádor*, ahd. *heitar* 'hell, klar' und dem lit. *vikrùs* (für **vikras*) 'rührig, munter' ein ahd. *weigar* 'tollkühn', das zu *wīgan*, got. *weihan* gehört (Brugmann s. 349). Haben hier idg. doppelformen bestanden, von denen das germ. die sonst selteneren mit *o*-stufe bevorzugt hat, so kann sich dieselbe bevorzugung bei einem anderen worte von vornherein auf einen kleineren teil des vorgerm., der im got. fortlebt, beschränkt haben.

BERLIN, 28. februar 1927. RICHARD LOEWE.

---

[1]) Die texte verlangen aber die aussprache *baítrs*: Streitberg, Got. el. § 49. E. S.]

DIE DEHNUNG VON VOCALEN EINSILBIGER WÖRTER IM ALTHOCHDEUTSCHEN UND MITTELHOCHDEUTSCHEN.

Kluge hat Zs. f. d. wortf. 2, 45 f. die ahd. einsilbigen adverbien *bī* und *sō* wegen ihres langen vocals, der neben kurzem vocal in verwanten formen steht, als 'secundäre hebungsformen' bezeichnet. Dabei hat er auch ags. wörter dieser art wie *swá* hier angereiht. Was das ags. betrifft, so gilt hier nach Sievers, Ags. gr.[3] § 121 das feste gesetz, daß auslautende vocale betonter einsilbiger wörter überhaupt gedehnt werden. Ein gleiches gesetz wird man aber auch, wie eben ahd. as. *bī* (neben composita wie ahd. *bĭderbi* sowie neben got. *bi*) und ahd. as. *sō* (neben ahd. *sŏlīh*, *sŭlīh*, as. *sŭlīk*) lehren, auch für das urdeutsche anzusetzen haben. Formen, die demselben widersprechen, dürften nicht zu finden sein. Nur ist noch zu beachten, daß auch die (unbetonte) präposition ahd. as. *bī* die form des (betonten) adverbs *bī* angenommen hat.

Bei den auf *-ū* ausgehenden einsilbigen wörtern des ahd. könnte man allerdings schwanken, ob sie ihr *u* von jeher besessen oder erst aus *ŭ* gedehnt haben, da idg. **tū* neben **tu* (vgl. z. b. lat. *tū* neben gr. *σύ*), **nū* neben **nu* (vgl. z. b. awest. *nū* neben gr. *νύ*) vorkommt. Doch haben, wenn man von zusammensetzungen wie gr. *νῦν* absieht, die einzelnen sprachen in der regel nur eine von beiden formen beider wörter bewahrt (nur das ai. zeigt *nū* und *nu* noch nebeneinander), so daß man es für wahrscheinlich halten darf, daß auch das urgerm. nur je eine von beiden aus dem idg. überkommen hat. Da sich nun für '*nu*' auf europäischem boden sonst nur die kürzere form zeigt (gr. *νύ*, lit. *nù*, air. präfix *nu-*), so ist diese wohl auch für das urgerm. anzusetzen. Und da ferner im deutschen *du* mit *nu* parallelformen aufweist (vgl. ahd. *do*, *no*, mhd. *duo*, *nuo*), so wird man auch Braune zustimmen dürfen, wenn er Ahd. gr.[3. 4] § 41 anm. 1 sagt, daß ahd. *ū* im auslaut einsilbiger wörter wohl aus dehnung eines *u* entstanden sei in *nū*, *dū*. Eine gleiche längung wie für *nu* und *du* hat Braune a. o. gewiß mit recht auch für *ju* angenommen, wie ja eine solche auch in ags. *iú*

(wofür häufiger *ʒéo* nach Sievers, Ags. gr.[3] § 74) vorliegt, während got. *ju* wahrscheinlich noch die kürze bewahrt hat, die für idg. **i̯u* als regelrechte schwundstufe zu dem in lit. *jaũ*, abg. *ju* erhaltenen **i̯eu̯* (oder **i̯ou̯*) angesetzt werden muß. Freilich spricht Braune auch gleich darauf von den in enklitischer stellung 'verkürzten formen' *nu*, *du*, die doch in wirklichkeit wohl nur die altererbten, in enklitischer stellung bewahrten sind, was natürlich nicht hindert, daß sie in der enklise weiter in *no* (*ne*) und *do* übergehen konnten. Vielleicht auf einer contamination dieser *no*, *do* mit betontem *nū*, *dū* beruhen die mhd. nebenformen *nuo*, *duo*.

Wo im ags. einsilbige wörter auf einen einfachen consonanten ausgehen, besteht nach Sievers Ags. gr.[3] § 122 nur eine 'neigung zur vocaldehnung',[1]) d. h. mit anderen worten, es stehen die bedingungen nicht fest, unter denen in einsilbigen wörtern eine dehnung des vocals stattfand, wenn diesem ein einfacher consonant folgte. Daß die dehnung dabei auch hier lautgesetzlich auf betonte silben beschränkt war, ist an und für sich sehr wahrscheinlich und von Holthausen, Beibl. zur Anglia 13, 18 wenigstens für einen bestimmten fall (me. *wel* im Ormulum) statistisch festgestellt. Wo in unbetonten einsilbigen wörtern dieser art gedehnter vocal erscheint, wird eine übertragung von denselben in betonter stellung befindlichen wörtern her vorliegen, wie z. b. die hierhin gehörigen präpositionen (wie *óf*, *ón*, *míd*) ihre form von den entsprechenden adverbien haben werden.

Auch für die auf einen einfachen consonanten ausgehenden betonten einsilbigen wörter des deutschen gibt es kein allgemein geltendes dehnungsgesetz. Im gegenteil bleiben, soweit sich sehen läßt, die kurzen vocale der hierhin gehörigen wörter vor der zeit der nhd. dehnung im allgemeinen kurz, und nur in einzelnen fällen, die eben durch besondere lautverhältnisse bedingt sein werden, scheinen hier die vocale gedehnt worden zu sein. Dabei sind diese dehnungen zum teil noch mundartlich beschränkt und fehlen den nd. ganz. Das nd., das ja in urdeutscher zeit an der dehnung der vocalisch auslautenden betonten einsilbigen wörter teilgenommen hat, befindet sich

[[1]) S. dagegen s. 255 fußnote. E. S.]

hier in einer gewissen übereinstimmung mit dem altwestnordischen, wo jeder kurze vocal, der entweder ursprünglich oder durch schwund folgender laute auslautend steht (letzteres z. b. in *sá* = got. *saƕ* und in *kné* aus **knewa*) schon früh dehnung erfährt, während da, wo dehnung kurzer vocale vor kurzem consonanten vor der zeit der allgemeinen dehnung der vocale in dieser stellung überhaupt vorkommt, diese nicht durch den folgenden einfachen kurzen consonanten, sondern durch den vocalischen anlaut des wortes bedingt ist (vgl. Noreen, Aisl. und anorw. gr.[4] § 122—126); diese dehnung im anlaut ist ja eine sache für sich und nicht auf einsilbige wörter beschränkt (vgl. z. b. *Órmr* neben anorw. *áf*).

Für das ags. fällt es weiter auf, daß sich hier eine neigung zur dehnung kurzer vocale vor einfachem consonanten in zwei- und mehrsilbigen wörtern viel weniger als in einsilbigen geltend macht (Sievers, Ags. gr.[3] § 123).[1]) Bei einsilbigen wörtern werden also im allgemeinen nicht so viel lautliche bedingungen für den eintritt des wandels wie bei zwei- und mehrsilbigen nötig gewesen sein. Der einzige phonetische unterschied aber, der zwischen tonsilben einsilbiger wörter und solchen zwei- und mehrsilbiger in einer sprache mit anfangsbetonung wie dem ags. besteht, ist doch nur der, daß die ersteren nicht nur anfangssilben, sondern zugleich auch endsilben sind oder, um es mit anderen worten zu sagen, im auslaut stehen. Für betonte auslautssilben werden demnach andere gesetze als für betonte silben in anderer stellung im ags. gegolten haben.

Wir haben es also bei der dehnung betonter vocale speciell in einsilbigen wörtern mit einer art von auslautsgesetz zu tun. Der auslaut ist eben gegenüber einflüssen, die den lautkörper eines wortes zu verändern imstande sind, empfindlicher als der inlaut und der anlaut. Wie unbetonte vocale in endsilben am leichtesten der kürzung unterliegen können, so betonte in endsilben am leichtesten der dehnung. Und wie die kürzung und der vollständige schwund unbetonter vocale am meisten im absoluten auslaut begünstigt sind, so ist es auch die dehnung betonter vocale am meisten in der gleichen stellung.

[[1]) S. s. 255 fußnote. E. S.]

Zu den auf einen consonanten ausgehenden einsilbigen wörtern, die hd. schon vor der nhd. zeit vocaldehnung erfahren haben, wird man wahrscheinlich auch ahd. *ūf* rechnen müssen. Die wörter, die man mit ahd. *ūf*, afries. *up*, *op*, aisl. *upp*, got. *iup* usw. für urverwant hält (vgl. Falk und Torp s. v. *op*), zeigen sämtlich kurzes *u*.[1]) Nun wäre es ja an und für sich nicht gerade unmöglich, daß die idg. ursprache hier alle drei stufen, *eu̯*, *u* und *ū*, nebeneinander besessen hätte, daß die formen mit *u* aber die häufigsten gewesen wären und deshalb die beiden anderen in allen einzelsprachen mit ausnahme des germ. völlig verdrängt hätten. Wenn aber das germ. zwei idg. minder häufigere formen neben der hauptform erhalten hätte, so würde es wahrscheinlich alle drei von einander in der bedeutung differenziert haben. Daß das germ. in got. *iup* einerseits und in afries. *up*, *op*, aisl. *upp* usw. andrerseits zwei idg. formen eines und desselben wortes aufbewahrt hat, ohne beide in ihrer bedeutung oder function voneinander zu scheiden, ist ja schon merkwürdig genug; im got. ist ja dann auch die schwundstufenform, im übrigen germ. die vollstufenform verloren gegangen. Daß sich nun neben diesen beiden formen auch noch eine dritte idg., die mit *ū*, im germ. erhalten und zugleich die gleiche bedeutung wie diese bewahrt hätte, ist gewiß nicht wahrscheinlich. Weit eher wird doch diese dritte form, ahd. *ūf*, erst aus einer der beiden altererbten in einer späteren periode des germ. entstanden sein. Da nun im ahd. wie im as., im ags. und im aisl. auslautender vocal betonter einsilbiger wörter regelmäßig gedehnt worden ist, da ferner im ags. eine dehnung auch vielfach bei betonten einsilbigen auf einen consonanten ausgehenden wörtern (wie

---

[[1]) Und geminiertes *pp*: nach welcher lautverschiebungsregel kann mhd. *ŭf* diesem *upp* gleichgesetzt werden? Und wenn das *ū* von *ūf* durch dehnung entstanden ist, warum ist es dann stets geschlossen und steigtonig (genauer: gebrochen steigfalltonig), ebenso wie das *u* des ostmd. *ŭf* (im gegensatz zu dem einfach falltonig offenen *u* von *hŭf*)? Schon diese qualitätsverhältnisse beweisen, so scheint mir, daß Weinhold recht behält, wenn er Mhd. gr.[2] 122 das md. *ŭf* durch kürzung aus *ūf* hervorgehen ließ. Und warum sollte gerade bei *ŭf* (d. h. vor ursprünglicher stimmloser geminata) die dehnung im ahd. bereits vorliterarisch eingetreten sein, während sie vor stimmhafter lenis in (*īn*?), *-īn*, *gār* erst in mhd. zeit beginnt? E. S.]

auch bei *úp* neben *upp*) stattgefunden hat,[1]) und da gleiches auch im mhd., wie das adverb *în* zeigt, vorkommt, so wird auch ahd. *ūf* als betontes einsilbiges wort, d. h. als adverb aus *ŭf* (wie noch in mhd. zeit md. nach Zwierzina, Zs. fda. 45, 67 f.) = afries. *up*, *op* usw. gedehnt worden sein. Infolge seines starken exspiratorischen accents neigte ja das germ. überhaupt zur dehnung betonter vocale,[2]) wie ja das nhd. solche zum großen teil durchgeführt hat: einsilbige wörter gingen aber aus dem dargelegten grunde mit dieser dehnung vielfach zeitlich voraus.

Wurde nun eine derartige dehnung bei *uf* durchgeführt, so sollte man dieselbe eigentlich auch bei einsilbigen substantiven auf *-uf* wie *huf* erwarten; doch konnten diese sehr leicht durch anlehnung an ihre mit endungen versehenen casus (wie *huffi*) die kürze wiederherstellen; auch haben die substantiva an sich wohl nicht immer im satze einen gleich starken ton wie das präpositionaladverb getragen. Umgekehrt wie bei *huf*, **hūf* hat bei *uf*, *ūf* die gedehnte form eine functionserweiterung erfahren, indem sie hier (wie bei ahd., as. *bī*) vom adverb auch auf die präposition[3]) übertragen worden ist. Leicht läßt es sich aber auch verstehen, daß die länge des *u* von *ūf* auch auf das verwante adverb *ūfe* und die verwante präposition *ūfen* übergegangen ist, für welche formen Graff 1, 170 belege anführt.

Erst für das mhd. zu erweisen ist die dehnung bei dem adverb *în*, und zwar hier durch den reimgebrauch. Dies *în* läßt sich ja, wie Kluge a. o. hervorhebt, auch nicht durch die kühnsten ablautstheorien auf eine mit gr. *ἐν* (vgl. auch apreuß. *en*) verwante idg. form zurückführen. Es kann aber

[1]) S. aber oben die fußnote zu s. 255. E. S.]

[2]) Diese (freilich noch immer ebenso beliebte wie falsche) anschauung, entspricht nicht den phonetischen tatsachen: starkton kürzt höchstens, dehnt aber nicht (s. Sievers, Phonetik[5] § 842 f.): das gegenteil wäre endlich einmal zu beweisen, nicht immer wieder nur zu behaupten. E. S.]

[3]) Die es aber im ahd. noch so gut wie gar nicht gibt. Graff 1, 170 versichert ja ausdrücklich unter verweis auf seine Ahd. präpositionen (1824) s. 170, daß davon nur zwei belege existieren, deren ältester (aus Notker) frühestens an die zeit um das das jahr 1000 hinanreicht. Die außerdeutschen germ. sprachen (außer nl.) kennen ja überhaupt keine präposition *upp*. E. S.]

auch nicht wohl, wie Holthausen, Beibl. zur Anglia 13, 18 fußn. meint, die länge seines vocals der beeinflussung durch die vocallänge von *ūf*, oder, wie ihn van Helten, Zs. f. d. wortforsch. 13, 76 fußn., corrigieren zu müssen glaubt, der durch die vocallänge von *ūz* verdanken, da angleichungen eines vocals eines wortes lediglich in seiner quantität an einem qualitativ verschiedenen vocal eines anderen wortes (falls es sich nicht um eine streng proportionelle analogiebildung handelt) überhaupt unmöglich sein dürften. Noch mehr aber gegen beide forscher spricht ein zweiter grund. Noch unsere nhd. gemeinsprache scheidet durchaus zwischen *ein* als adverb und *in* als präposition, während sie neben den adverbien *auf* und *aus* als präpositionen auch nur *auf* und *aus* kennt. Hätte mhd. *ūz* das muster abgegeben, so müßte ja die präposition heute ebenso gut wie das adverb *ein* lauten, und das gleiche würde auch gelten, wenn mhd. obd. *ūf*, auf dem ja nhd. *auf* beruht, das muster gewesen wäre. Im ostmd. aber, das doch im allgemeinen der nhd. gemeinsprache zugrunde liegt, standen, wie besonders der reimgebrauch Heinrichs von Freiberg zeigt, mhd. *ŭf* und *īn* als adverbia nebeneinander (vgl. Zwierzina, Zs. fda. 45, 68 und 45, 75); ein *ūf* war hier gar nicht vorhanden. Zweifellos hat aber das ostmd. schon in mhd. zeit die präposition *ĭn* von dem adverb *īn* getrennt gehalten, wie es auch noch jetzt beide wörter getrennt hält.

Nach Zwierzina a. o. 71 ff. gebrauchen nun freilich die meisten mhd. dichter das zur präposition *in* gehörige adverb im reime als kürze. In dem gegensatze zwischen den dichtern, die das wort kurz, und denen, die es lang reimen, sieht dieser gelehrte mit recht dialektische unterschiede (nur, daß er für Wirnt ausdrücklich bemerkt, daß dieser seiner eigenen sprache nicht traut, sondern eher seinen literarischen vorbildern).[1] Doch wird man den genannten unterschied nicht so aufzufassen haben, als hätte in vielen teilen des hd. sprachgebiets das lautgesetz, durch welches *in* zu *īn* wurde, überhaupt nicht gewirkt. Vielmehr wird es sich hier entweder durchweg oder

[[1]) Die wirkliche scheidungsformel ist die, daß *ĭn* stets steigtonig, *īn* stets falltonig gesprochen wird, worin wieder satzphonetik steckt. Wer auch im adverb zwischen *īn* und *ĭn* schwankt, wechselt entsprechend auch noch in der intonation, während die andern ausgeglichen haben. E. S.]

doch in den meisten fällen um eine angleichung des adverbs an die präposition *in* handeln, wie denn auch die umgekehrte angleichung dadurch erwiesen wird, daß spätmhd. und frühnhd. *ein* bisweilen auch als präposition vorkommt (vgl. Weigand-Hirt s. v. *ein*). Am deutlichsten zeigt sich die übertragung der präpositionalform auf das adverb bei solchen dichtern, die wie Ulrich v. Zatzikhoven, Otte (im Eraclius) und andere (vgl. Zwierzina 75) zwischen *īn* und *ĭn* als adverbialform schwanken.

Da in dem adverb mhd. *īn* betontes *ĭ* vor ausl. *n* zu *ī* gedehnt worden ist, so wird man auch den dativ mhd. *drīn* auf gleiche weise und nicht etwa[1]) durch anlehnung an *drī* (*drīe*), *drīer* zu erklären haben. Wenn nun aber neben mhd. *drīn* sich auch *drĭn* und sogar häufiger als ersteres findet, so wird das darauf beruhen, daß das wort in den meisten fällen nur schwach betont war. Bei substantivischem gebrauche trägt doch ein einsilbiges zahlwort wohl durchweg einen starken, bei adjectivischem dagegen, der doch der häufigere sein dürfte, wohl ganz überwiegend einen schwachen ton. Nachdem sich aber auf diese weise *drīn* neben *drĭn* gebildet hatte, werden beide formen sehr bald durcheinandergeraten sein. Nach Zwierzina, Zs. fda. 45, 76 f. verwenden nun die meisten mhd. dichter, die das adverb von 'in' als *ĭn* sprechen, auch die form *drĭn*, diejenigen aber, die für ersteres wort *īn* gebrauchen, auch die form *drīn* (so unter letzteren auch wieder der ostmd. Heinrich v. Freiberg). Das nebeneinander von *drīn* und *drĭn* wurde also meist mit dem lautlich ganz parallel gehenden nebeneinander von *īn* und *ĭn* psychologisch associiert und daher in gleicher weise wie dies wieder beseitigt. Wenn Fleck und Freidank *drīn* neben *ĭn* bieten, so liegt das an dem einfluß von *drī* (*drīe*), *drīer*. Wenn aber umgekehrt in der Guten frau *drĭn* neben *īn* steht, so ist zu berücksichtigen, daß bei eintritt des lautgesetzes *drĭn* doch die eine der beiden formen des dativs von 'drei' blieb, das adverb 'in' aber die form *īn* erhielt, während *ĭn* zunächst nur als präposition, also doch als ein anderes wort, fortbestand. Der ursprünglichen

[[1]) Im gegenteil, denn dieses *drīn* ist steigtonig, *drĭn* falltonig: diese formen können also nicht mit *īn* : *ĭn* zusammengestellt werden. E. S.]

verteilung am nächsten steht aber der gebrauch Gottfrieds, der als adverb nur *īn*, als dativ des numerale aber zugleich *drīn* und *drĭn* verwendet.

Die wahrung des *-in* im nom.-acc. der einsilbigen substt. auf *-in* wie *sin*, *win*, *ein* erklärt sich natürlich aus anlehnung an die mit endungen versehenen casus, die schon unmittelbar nach entstehung des lautwandels stattgefunden haben wird. Die anlehnung wurde auch besonders deshalb durchgeführt, um den zusammenfall von *sin* 'sinn' mit dem possessivpronomen *sīn* und den von *win* 'gewinn' mit *wīn* 'wein' zu vermeiden; diesen wörtern schloß sich dann um so leichter auch *ein* an; nach *win* aber richtete sich auch noch das häufigere *gewin*. Auch das comparativadverb *min* konnte um so eher an *minner*, *minre* wiederangeglichen werden, als sich dadurch sein zusammenfall mit dem possessivum *mīn* verhüten ließ. Das adverb *hin* aber ist erst nach der dehnung des betonten ausl. *in* aus *hine* gekürzt worden. In (*ich*) *bin* trug *-in* überhaupt keinen starkton.

Wenn mhd. betontes *i* vor *n* in silben, die keine endsilben waren, nicht gedehnt worden ist (z. b. nicht in *insele*, *linde*, *vinden*, *binden*, die noch nhd. kurzes *i* haben), so erklärt sich das eben aus dem unterschiede zwischen auslaut und inlaut (bez. anlaut): die erste (haupttonige) silbe von *insele*, *linde* usw. endete ja ebenso gut auf *-in* wie das adverb *in*, das zu *īn*, und wie der dativ *drin*, der zu *drīn* wurde. Würde sich der unterschied daraus erklären, daß haupttoniges *i* vor einfachem *n* gedehnt worden, vor einer consonantengruppe aber, deren erster bestandteil *n* war, kurz geblieben wäre, so müßte ja bereits auch mhd. haupttoniges *i* mehrsilbiger wörter vor einfachem *n* z. b. das *i* des substantivs *wine* und das des adverbs *hine* dehnung erfahren haben, was aber in wirklichkeit nicht der fall ist (noch nhd. hat das bereits mhd. aus *hine* entstandene *hin* kurzes *i*). Erklärt man aber den gegensatz von unverändertem *wine* und *hine* zu *īn* aus *in* und *drīn* aus *drin* damit, daß in ersterem fall *i* in offener silbe stand, so nimmt man an, daß für die bewahrung der kürze des *i* von *wine* und *hine* der anlautende consonant der folgenden silbe nicht mehr in betracht kam, und darf dann consequenterweise den anlautenden consonanten der

zweiten silbe von *insele*, *linde* usw. auch nicht mehr für das unterbleiben der dehnung bei diesen wörtern verantwortlich machen.

Der einzige fall, in dem für nichtauslautendes *in* wohl schon mhd. *-īn* eingetreten ist, betrifft die zusammensetzungen mit dem adverb von 'in', das ja auch in dieser verwendung nhd. regelmäßig als *ein-* erscheint. Das mhd. *īn-* erklärt sich hier aus einer übertragung des selbständigen adverbs *īn* auf die composita. In einem verbum wie mhd. *inkēren* fungierte ja das *in-* noch ganz adverbiell, wie denn hier auch noch nhd. *ein* in der flexion als selbständiges wort neben das simplex gesetzt wird. Nichts lag nun näher, als z. b. nach mhd. *ich kēre īn* usw. auch den inf. zu *īnkēren* und danach auch weiter das zugehörige substantiv zu *īnkēre* umzubilden.

Kluge a. o. hat mit der mhd. dehnung der adverbialform *in* zu *īn* auch diejenige von *-in* zu *-īn* bei den movierten femininen wie *künegīn* sowie die bei den personennamen auf *-wīn* wie *Ortwīn* zusammengestellt. Es handelt sich in diesen fällen allerdings nicht um dehnungen in haupttoniger, sondern nur in stark nebentoniger silbe.[1]) Das hindert aber keines-

[1]) Behaghel, Geschichte der deutschen spr.[4] § 124 möchte die dehnung des endsilbenvocals sowohl bei dem feminina auf *-īn* wie bei namen wie *Ortwīn* so gut wie bei solchen wie *Gunthēr* und *Sīfrīt* aus der vocativbetonung erklären (in letzterem fall nach Janko, IF. Anz. 27, 26). Bei fast allen appellativen aber sind die voc. und besonders die für sich allein einen satz ausmachenden rufe (von denen Behaghel die dehnung herleitet) viel zu selten, als daß sie für die gestaltung des nom. vorbildlich werden könnten. Von personennamen allerdings wird die vocativform so häufig gebraucht, daß sie unter begünstigenden umständen auch in den nom. dringen kann; doch ist es auch bei personennamen sehr fraglich, ob dies auch für denjenigen voc. gilt, der als fernruf dient und aus diesem grunde in der letzten silbe dehnung erfährt (ruft man jemanden, der sich in der nähe befindet, so pflegt man die letzte silbe überhaupt nicht zu dehnen). Im übrigen erhält die beim fernruf gedehnte endsilbe auch den hauptton; im mhd. *Ortwīn*, *Gunthēr*, *Sīfrīt* hat diesen aber die anfangssilbe gewahrt. Bei *Gunthēr* (und *Giselhēr*) kann es sich hier um anlehnung an *hēr* handeln (Zwierzina, Zs. fda. 44, 96 fußn.), bei *Sīvrīt* aber wohl nur um eine vocaldehnung in stark nebentoniger endsilbe unter besonderen bedingungen. [Namensformen wie **Gunthēr*, **Sīvrīt* gibt es aber (im gegensatz zu solchen wie *Ortwīn*) jedenfalls im ältesten mhd. nicht: die dehnungen kommen im Nib. z. b. nur in den flectierten casus wie *Gunthēres*, *Sīvrīdes* vor, und auch

wegs, daß dieselben gleichzeitig mit der bei *īn* und *drīn* erfolgt sind. Es wird eben frühmhd. das lautgesetz gewirkt haben, daß starktoniges (d. h. sowohl haupttoniges wie stark nebentoniges) ausl. *-ĭn* zu *-īn* gedehnt wurde (bei den namen auf *-wīn* aus ahd. *-wini* muß freilich der auslautende vocal schon früher abgefallen sein). In dem vollzug dieses lautwandels liegt eine bestätigung dafür, daß es sich bei der dehnung von vocalen betonter einsilbiger wörter um eine art auslautsgesetz handelt.

Das bei den movierten femininen neben *-īn* vorkommende *-ĭn*[1]) beruht auf einfluß von *-inna*, das neben der kurzen form weit verbreitet war; nach Zwierzina, Zs. fda. 45, 77 begegnet es bei allen dichtern, die er einbezogen hat, neben *-īn* oder *-ĭn* (bez. *-īn* und *-ĭn*) und ist bei Herbort die allein herrschende form. Wie aus einem vergleiche von Zwierzina 71 ff. mit 78 ff. zu ersehen ist, kommt jedoch dem *-ĭn* bei den movierten femininen eine geringere verbreitung zu als dem *ĭn* als adverbialform (und dem *drĭn* als numeralform). Einzelne dichter wie Wolfram, Reinbot und Heinrich von Freiberg weisen allerdings als adverbialform nur *īn*, als femininsuffix dagegen zugleich *-īn* und *-ĭn* auf (während Konrad v. Heimesfurt für beide fälle doppelformen bietet). Dagegen steht neben gleichwertiger verwendung von *-īn* und *-ĭn* als suffix nur *ĭn* als adverbialform im Nibelungenliede, in der Klage, im Biterolf und bei Hartmann. Nach Zwierzina s. 80 gebrauchen aber viele dichter ausschließlich *ĭn* als adverbialform und ebenso ausschließlich *-īn* als suffixform, so Fleck, Rudolf, Stricker, der verfasser von Moriz von Craun und der von Elisabeth und Erlösung. Umgekehrt aber ist kein einziger zu finden, der lediglich *īn* als adverb und daneben lediglich *-ĭn* als suffix aufwiese. Die einzigen (von Zwierzina durchgesehenen) dichter, die das femininsuffix nur kurz und niemals lang

da nur in der cäsur, wie Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Wien 1865, s. 168 ff. gezeigt hat (vgl. auch dessen stellennachweise im wb. und weitere literatur über die dehnungsfrage bei C. von Kraus, Prager deutsche studien 8, 213 fußn. 2. E. S.]

[1]) Lies 'ist, wie bei *ĭn* : *īn*, die steigtonige, *-īn* die falltonige satzdublette' (vgl. z. b. *'künegĭn* Nib. 361. (603). 712. 1230. 1527 gegen *`künegīn* 359. 410. 516. 537. 554 usw.), s. oben s. 276 fußnote. E. S.]

reimen, die beiden Österreicher Ulrich von Türlin und der verfasser von Dietrichs flucht, tun dasselbe auch mit der adverbialform.

Die verschiedene verteilung der adverbialformen und der suffixformen rührt offenbar daher, daß *-ĭnne* wegen des plus einer silbe dem *-īn* ferner stand, als die präposition *ĭn* dem adverb *īn* (und als *drĭn* dem *drīn*); je ähnlicher sich aber formen gleicher oder ähnlicher function sind, desto leichter kann die eine die andere verdrängen. Daß die movierten feminina nhd. wieder *-ĭn* (z. b. in *königĭn*) zeigen, könnte vielleicht auf einer änderung der betonung beruhen, indem noch vor eintritt der diphthongierung von *ī* das suffix dieser wörter seinen starken nebenton verloren und nur noch einen schwachen beibehalten hätte, unter dem *-īn* zu *-ĭn* verkürzt wurde. Doch ist auch hier der sprachgebrauch Heinrichs von Freiberg, der bei den movierten femininen neben *-īn* auch *-ĭn* (dagegen beim adverb nur *īn*) verwendet, wohl zu beachten, da doch in der hauptsache das ostmd. die grundlage der nhd. gemeinsprache bildet.

Die mhd. namen auf *-wīn* wie *Ortwīn*, *Nentwīn*, *Wolfwīn* zeigen wohl stets langes *ī* [1]). Da diese namen nicht (wie die dehnformen von *sin* und *win*) zu verwechslungen mit anderen wörtern anlaß geben konnten, so behielten sie auch ihr *ī* bei, das nun auch in den gen. (*Ortwīnes*) und dativ (*Ortwīne*) eindrang. Noch nhd. existieren die namen auf *-wīn* fort in familiennamen wie *Trautwein* (Braune, Beitr. 25, 96).

Mit recht hat Kluge a. o. auch das im klassischen mhd., d. h. bei Gottfried und bei Reinmar von Hagenau, vorkommende *gār* für eine 'secundäre hebungsform' erklärt. Es ist aber bei diesem *gār* wichtig, daß es nur als adverb begegnet. Nach Zwierzina, Zs. fda. 44, 4 ff. steht *gar* im reim bei Gottfried als (prädicatives) adjectiv nur mit kürze, im ganzen dreimal, als adverb dagegen nur einmal mit kürze und sechsmal mit länge, bei Reinmar als adverb viermal mit kürze und einmal mit länge (als adjectiv kommt das wort bei Reinmar im reim nicht vor). Das adjectiv lautete also im elsässischen um 1200 *găr*, das adverb aber zugleich *găr* und *gār*.

[[1]) Und wieder fallton. E. S.]

Man könnte vielleicht daran denken, die längung des *a* in *gar* mit der nhd. dehnung jedes vocals vor auslautendem *r* in historische verbindung zu bringen, da diese letztere ja im obd. bereits im anfang des 13. jh.'s einsetzte. Gegen solchen zusammenhang spricht jedoch die tatsache, daß sonst die alem. dichter reime, die eine derartige dehnung bezeugen, erst seit ende des 13. jh.'s aufweisen und nur die bair. (deren heimat doch unter den alem. landesteilen gerade der Elsaß am fernsten lag) es schon im anfang dieses jh.'s tun (Michels, Mhd. EB.[3. 4] s. 80). Vor allem aber würde die annahme eines solchen zusammenhangs in keiner weise etwas darüber aufklären, warum sich die dehnung im elsässischen auf die adverbialform *gar* beschränkt hat.

Einen aufschluß darüber gibt jedoch der eine der beiden elsässischen dichter, bei denen die adverbialform *gār* vorkommt, selbst. Reinmar gebraucht nämlich das einzige mal, wo er *gar* mit länge reimt, das wort in der steigernden verbindung *ze gar* MF. 161, 3):

Het ich der guoten ie gelogen
sô grôz als umbe ein hâr,
sô lit ich von schulden ungemach.
ich weiz wol waz mich hât betrogen:
dâ seite ich ir ze gar
swaz mir leides ie von ir geschach
unde ergap mich ir ze sêre.
dô si daz vernam
daz ich niemer von ir komen kunde,
dô was si mir iemer mêre
in ir herzen gram
unde erbôt mir leit ze aller stunde.

Ich habe die ganze stelle hierher gesetzt, um zu zeigen, wie wichtig hier das *ze gar* 'allzu sehr', das weiter unten auch noch durch *ze sêre* variiert wird, für den gedankengang des dichters ist: dadurch, daß Reinmar allzu offen der von ihm verehrten dame sein leid geschildert hatte, war diese eben veranlaßt worden, noch weit mehr leid auf ihn zu häufen. Daher wird Reinmar das tonwort der verbindung *ze gār*, die form *gār*, mit überstarkem ton[1]) gesprochen haben. An den-

[[1]) Der aber sicher zur kürzung geführt haben würde, s. die fußnote 2 zu s. 275. E. S.]

jenigen stellen dagegen, an denen Reinmar *gar* kurz reimt (157, 19. 179, 7. 181, 33. 190, 4), steht dies ohne den zusatz von *ze* und hat auch nicht die gleiche wichtigkeit für den zusammenhang wie *ze gār* 161, 3; es wird also in diesen fällen nur einen einfach starken ton getragen haben. Ist dies richtig, dann ist elsässisch im 12. jh. überstark betontes *a* vor auslautendem *r* zu *ā* gedehnt worden, einfach stark betontes *a* dagegen in gleicher stellung erhalten geblieben.

Anders als mit Reinmar verhält es sich hier nun freilich mit Gottfried. An den sechs stellen, an denen dieses *gar* mit länge reimt (795. 4001. 6265. 10134. 18709. 19283) ist dasselbe nirgends mit *ze* verbunden und auch nirgends in gleichem grade für den zusammenhang wichtig wie das *ze gār* Reinmars. Zwierzina hält dies *gār* für die einzige der mundart Gottfrieds wirklich zukommende form des adverbs. Das einmalige *găr* (854) wäre nach ihm 'sicher ein literarischer reim' wie *von* : *ungewon* 949, das gleichfalls noch in den ersten tausend versen des langen gedichts stehe. Demgegenüber darf man jedoch nicht unbeachtet lassen, daß diesem *găr* wenigstens schon e i n *gār* (795) vorausgeht.

Daß Gottfried in den meisten fällen *gār* gebraucht, wird sich wahrscheinlich so erklären, daß in einzelnen teilen des elsässischen überstark betontes *gār* und einfach stark betontes *găr* durcheinandergeraten waren und dabei im allgemeinen *gār* das übergewicht erlangt hatte. Wie bei dem nebeneinander einer unter einfach starkem tone erhaltenen und einer unter schwachem tone gekürzten form die erstere als die vollere und sich auch noch weiter durch ihren accent mehr bemerkbar machende sich leichter an die stelle der kürzeren drängt als umgekehrt die kürzere an die stelle der längeren, so wird auch wohl bei dem nebeneinander einer unter überstarkem tone gedehnten form und einer unter einfach starkem tone unverändert gebliebenen die erstere als die vollere und stärker betonte gegenüber der letzteren meist im vorteil sein. Dabei könnte aber in Gottfrieds mundart *găr* noch neben *gār* wenigstens fortbestanden haben und brauchte an der einen stelle, an der es bei ihm vorkommt, nicht notwendig auf literarischer anlehnung zu beruhen. Nicht ausgeschlossen wäre sogar die möglichkeit, daß Gottfried in seiner

eigenen mundart überstark betontes *gār* und einfach stark betontes *găr* noch functionell geschieden nebeneinander besessen, daß er aber aus individueller neigung einen superlativischen ausdruck wie *gār* 'ganz und gar' fast stets bevorzugt hätte, was ja zu seiner farbreichen und äußerst lebhaften darstellung gut gepaßt haben würde.

Obgleich die dehnung in elsässisch *gār* in einer überstark betonten silbe stattgefunden hat, so hat sie doch mit den ahd. und mhd. dehnungen einsilbiger wörter unter einfachem starkton (hauptton) und mit denen bei den feminina auf *-īn* und den männernamen auf *-wīn* unter starkem nebenton das gemeinsame, daß sie in einer endsilbe stattgefunden hat. Sie ist also auch nach einem auslautsgesetze erfolgt.[1])

Unter den 'secundären hebungsformen' hat Kluge a. o. endlich auch noch nhd. hess. *eich* 'ich' verzeichnet, das sich bekanntlich auch noch in anderen mundarten teils als *eich*, teils als *īch* findet und zwar hier überall auch an unbetonter stelle steht. Behaghel, Gesch. der deutschen spr.[4] § 144 macht hierzu darauf aufmerksam, daß *iich* schon zweimal im altfränkischen Gesprächsbüchlein (Zs. fda. 39, 11) belegt ist. Derselbe gelehrte hat a. o. auch einen versuch gemacht, dies *īch* auf eine besondere weise zu erklären. Danach wäre die dehnung hier ursprünglich wahrscheinlich nur dann eingetreten, 'wenn das pronomen für sich allein einen satz, z. b. einen fragesatz bildete, also der vocal eine ganze satzmelodie tragen mußte'. Bei einem einen satz für sich bildenden fragenden *ich* wird allerdings das *i* von selbst in die länge gezogen; doch ist die function dieses *īch?* eine so eigentümliche, daß es wohl kaum jemals zur allgemeinen form des wortes werden könnte; auch kommt es dazu wohl zu selten vor. Als antwort, die für sich allein einen satz ausmacht, erscheint aber mundartlich (auch hessisch) die zweisilbige form *iche*, die ja gerade keine dehnung erfahren hat.

Weit häufiger als das einen satz für sich bildende fragende *ich* und vielleicht auch nicht minder häufig als ebensolches ant-

---

[[1]) Der wirkliche sachverhalt ist im gegensatz zu dem oben vermuteten der, daß Reinmar und Gottfried steigtonig *găr*, falltonig aber *gār* sprechen, wechselnd je nach der satzintonation, aber ohne rücksicht auf den unterschied von adverb und adjectiv. E. S.]

wortendes *ich* ist das neben einem verbum stehende stark betonte *ich* im behauptungs- (und frage-) satze. Und da ahd. und mhd. bei anderen stark betonten einsilbigen wörtern vocaldehnungen eingetreten sind, so kann das doch wohl auch bei *ich* der fall gewesen sein. Andere solche wörter, die auf *-ich* ausgingen und demgemäß gleichfalls ihr *i* dehnen mußten, konnten wohl stets die kürze nach verwanten formen wiederherstellen, so die imperative **stīch*, **brīch*, **sprīch* nach der 2. sg. ind. *stichest*, *brichest*, *sprichest* und die abstracta **stīch* und **strīch* nach ihren flexionsformen wie *stiches*, *striches* usw.

Gar nicht so selten sprechen wir ein im gegensatze zu einem *du* oder einem *er* stehendes *ich* neben einem verbum sogar mit überstarkem ton. Der gegensatz des 'ich' zum 'nicht-ich' wird eben im allgemeinen stärker empfunden als der zwischen zwei dritten personen und auch als der zwischen zweiter und dritter person.[1]) Es ist daher auch keineswegs die möglichkeit ausgeschlossen, daß die in *īch* (*eich*) vorliegende dehnung nur bei überstarker betonung entstanden und von da aus verallgemeinert worden ist. In diesem falle braucht man auch nicht anzunehmen, daß formen wie **stīch*, **sprīch* usw. überhaupt einmal existiert haben.

Neben *īch* erscheinen *mīch* und *dīch* in der Ostschweiz und in Bern sowie in Schlesien nördlich vom Erzgebirge, *meich* und *deich* in andern teilen Schlesiens, während *mich* und *dich* im Elsaß bei Straßburg usw. neben *īch*, an der Mosel, in Hessen und in Nassau neben *eich* stehen (Behaghel a. o.). Daß die gedehnten formen bei 'mich' und 'dich' weniger verbreitet sind als bei 'ich', wird sich daraus erklären, daß sie verhältnismäßig seltener mit starkem (oder gar überstarkem) ton gesprochen werden als letzteres. Die eigene tätigkeit erscheint eben dem menschen im allgemeinen wichtiger als das, wovon er selbst, und erst recht als das, wovon der angeredete betroffen wird (es kann doch auch wohl nur psychologisch begründet sein, daß der Engländer sein *I* mit großem, sein *me* und *you* dagegen mit kleinen initialen schreibt).[2]) Höchst wahrscheinlich wären auch *mīch*

[[1]) S. aber dagegen die tatsächlich andere gruppierung der drei personen, die IF. 43, 137 ff. nachgewiesen ist. E. S.]

[[2]) Das dürfte palaeographisch zu widerlegen sein. E. S.]

(*meich*) und *dīch* (*deich*) überhaupt nirgends durchgedrungen, wenn sie nicht an *īch* (*eich*) eine stütze besessen hätten. Für *sīch* in der Ostschweiz und Bern, *sīch* und *seich* in Schlesien nimmt Behaghel an, daß sich diese formen überhaupt erst neben *sich* infolge des nebeneinander von *mich* und (*mīch*) (*meich*) sowie *dich* und *dīch* (*deich*) gebildet haben. Das ist gewiß richtig, da das reflexivum nur ganz ausnahmsweise einen starken oder gar überstarken ton trägt.

In auffallendem gegensatze zu hess. *eich* steht das bereits erwähnte aus ahd. *ihhā* entstandene *iche*, das Joh. Schmidt nach KZ. 36, 407 gleichfalls aus Hessen bekannt war. Schmidt kannte dies *iche* außerdem auch aus Thüringen und entsprechendes nd. *icke* aus Pommern und Brandenburg, wie ich letzteres aus der Magdeburger Börde kenne. Dieses *iche*, *icke* wird nach Schmidt 'nur als ganz isoliertes wort ohne zugehöriges verbum oder epitheton wie gr. ἔγωγε in emphatischer antwort auf eine frage gebraucht. Fragt z. b. jemand, *wer hat den mut dies zu tun?* Dann antwortet einer aus der menge mit ausgesprochener zuversicht: *icke*.' S. 408 macht Schmidt dazu noch die bemerkung: 'unser heutiges *iche* enthält immer mindestens eine unbescheidenheit, meist sogar eine selbstüberhebung, ist daher aus der sprache der gebildeten völlig ausgeschlossen.' Das *-e* dieses *iche*, *icke*, das neben dem unter starkem nebenton erhaltenen mhd. *-ā* in *lāzā* usw. steht, erklärt sich daraus, daß hier die stark nebentonige silbe zu einer unbetonten geworden war, weil die vorangehende silbe einen überstarken ton trug (KZ. 54, 118 f.). Es bedarf hierzu auch wohl kaum noch meiner versicherung, daß die erste silbe von *ikə* im Magdeburger lande noch jetzt mit überstarkem tone gesprochen wird. Das gleiche ist doch wohl aber auch mit hess. *iche* der fall. Wenn nun in Hessen *iche* neben *eich* (aus *īch*) steht, so ist eben dort überstarkes *i* vor inlautendem *ch* erhalten geblieben, als entweder auch überstarkes oder mindestens einfach starkes *i* vor auslautendem *ch* dehnung erfuhr. Der gegensatz ist um so auffälliger, als doch im allgemeinen vocaldehnungen leichter in offener als in geschlossener silbe stattfinden. Der unterschied zwischen *eich* (*īch*) und *iche* beruht eben darauf, das in ersterem falle ein auslautsgesetz in den oben angegebenem sinne gewirkt hat. Eine parallele zu

dem gegensatze von hess. *eich* und *iche* bildet das gegenüber der dehnung kurzer betonter vocale vor einfachem wortschließenden consonanten (z. b. in *grāb*) und die beibehaltung ebensolcher vocale in offener anfangssilbe zweisilbiger wörter (z. b. in *grĕber*) im neuhochalemannischen (vgl. Behaghel, Gesch. d. deutschen spr.[4] § 136), nur daß es sich hier nicht um eine dehnung unter überstarkem, sondern nur um eine unter einfach starkem tone handelt.

BERLIN, 28. februar 1927. RICHARD LOEWE.

ALCIS.

R. Meringer stellt WuS. 9, 108 ff. den namen der germ. dioskuren (*Alci*[*s*] bei Tacitus) zu got. *alhs* f. '*ἱερόν*, *ναός*', as. *alah* m., ae. *ealh*, weiterhin zu alit. *elkas* 'heiliger hain', lett. *èlks* 'götze, abgott' und räumt auch zugehörigkeit von gr. *ἡ Ἄλτις* 'tempelbezirk von Olympia' ein (a. a. o. 107). Den hinweis von E. Rooth, Beitr. 49, 122 anm. = Altgerm. wortst. 11, wonach got. *alhs* : *alan*, läßt Meringer als unbeachtlich bei seite (a. a. o. 107). Das grundwort der sippe sei vielmehr — wegen lett. *èlks* 'götze, abgott' — idg. *eleq* 'heiliger baum, holzgötze' (a. a. o. 108). Nun ist die bedeutung 'götze, abgott' im lett. unursprünglich[1]) — *elka dievs* kann ja nicht gut 'gott des abgottes' bedeutet haben, sondern nur 'gott des heiligtumes' — aber auch im germ. ergeben sich schwierigkeiten. Wir haben im schwedischen ein schon a. d. 1323 bezeugtes *Aspal*,[2]) was nur 'asphelgedomen' sein kann,[3]) nicht 'holzgötze der espe'. Vollends unvereinbar mit Meringers deutung ist apr. *Alkanasoithe*, name zweier gewässer bei Laukischken (kr. Labiau),[4]) falls nach Gerullis

---

[1]) Bezzenberger in seinen Beitr. 23, 297; vgl. K. Mühlenbach-J. Endzelin, Lett.-dt. wb. 1, 567.

[2]) H. Jungner, Gud. Frigg och Als hd. 263.

[3]) Derselbe ebda.

[4]) Gerullis, Altpr. ortsn. 9.

**Alkainasoithe* zu lesen,[1]) denn das wäre 'mit holzgötze versehene tiefe stelle im fluß'.[2])

Eher wäre die alte zusammenstellung von got. *alhs* mit ae. *ealgian* 'schützen'[3]) denkbar, doch erscheint eine deutung apr. *Alka*[*i*]*nasoithe* 'mit einhegung versehene tiefe stelle im fluß' nicht sehr einleuchtend.

Vielleicht wäre mit einem ansatz idg. **alku̯-s* **alku̯ó-s* **alku̯í-s*[4]) 'ort der darbringung' eher durchzukommen, woneben noch **e-lku̯ó-s*[5]) = lett. *èlks*, alit. *elkas* 'heidnischer opferplatz' und idg. **alku̯ā* = lit. *alkà* ds. Wie ein solcher *elkas* der Žemaiten aussah, weiß noch Johannes Maletius: *Apud Samagitas est mons ad fluvium Nevassam situs, cuius in vertice olim perpetuus ignis a sacerdote conservabatur, in honorem ipsius Pargni, qui tonitruum et tempestatum potens esse a superstitiosa gente adhuc creditur.*[6]) Auch bäume galten Altpreußen, Letten, Litauern für heilig, so eiche und linde[7]) bez. eiche und fichte.[8]) Wie dem heiligen baum geopfert wurde, lehrt eine schilderung aus dem jahre 1345, wo es heißt, daß der heidnische fürst der Litauer, als er Riga belagerte, *festinans ad transitum occurrit ei iuvenis mercator nihil sciens de guerris; quem apprehenderunt et ligaverunt pagani, ventrem eius sciderunt et circumducunt eum arbori, donec intestina eius omnia extraheret, deposueruntque eum de trunco, sanguinem eius sacrificando, in quo delectabantur exultantes.*[9]) In genau der gleichen weise därmte man bei den Germanen dem baum sein opfer aus.[10]) Man nährte also die gottheit — das blitzfeuer durch eichenkloben,[11]) den baum durchs blut — so wird man idg. **alku̯-s* **alku̯o-s* **alku̯ā* **alku̯i-s* 'ort der ernährung' zu gall. *alpis* **alpā* (> frz. schweiz.

---

[1]) Gerullis ebda. [2]) Vgl. Gerullis a. a. o. 154. 252.
[3]) K. Müllenhoff, DA. 4, 488. [4]) A. Thumb, KZ. 36, 188.
[5]) Erster teil mit idg. **e-* (gr. ἐ-θέλω) gebildet; **é-alku̯o-s* > **ẽlku̯o-s*, das urbalt. **ẽlkas* ergab nach Brugmann, Grundr. 1², 2, 803 (§ 933). — Zur aussprache Gerullis a. a. o. 234: lit. *Ãlkas*, ortsname.
[6]) Acta Boruss. 2, 408.
[7]) H. Bertuleit, Sitzungsb. d. altert. Prussia 25, 14. A. Brückner, Archiv f. slav. ph. 9, 35. [8]) Derselbe a. a. o. 28.
[9]) Wigand Marburg, 32 (Scr. rer. Pruss. 2, 505).
[10]) K. v. Amira, Germ. todesstr. 132 ff. Grimm, DRA.⁴ 269 f.
[11]) H. Bertuleit a. a. o. 69 anm. 1.

alpe) ‘pâturage dans les hautes Alpes’ stellen wollen, nach J. U. Hubschmidt entstanden aus idg. **alkui-s* **alkuā* ‘ernährung’ (zu lat. *alo*).[1] Somit wäre in der tat, wie E. Rooth a. a. o. wollte, got. *alhs* zunächst ‘pascua’.

Für aschwed. *Aspal* ‘wo man der espe nahrung spendet’ ‘darbringungsort für die espe’, apr. *Alka*[*i*]*nasoithe* ‘mit darbringung versehene tiefe stelle im fluß’[2]), lett. *elka dievs* ‘gott des ortes der darbringung’ wären dann einfache und zueinander stimmende deutungen gegeben. Auch schwed. *Motala*[3]) ‘darbringungsort der volksversammlung’, *Götala Norrala Söderala Gutnal*[4]) wären ohne weiteres verständlich.

Der name der *Alcis* (germ. **Alhīz* oder **Algīz*) bliebe dann freilich fern: **algīz* ‘σωτῆρες’, zu ae. *ealgian* ‘schützen’ gr. *ἀλκή ἀλαλκεῖν ἀλέξω*.[5]) Die *fetische* der **Algīz* waren *Raus* (gr. Ῥᾶος) ‘rohr’ und *Rafts* (gr. Ῥάπτος) ‘balken’:[6]) das wird man festhalten müssen. Als namen der **Algīz* werden die namen der von Paulus Diaconus H. Lg. 1, 7 erwähnten Vandalenfürsten *Ambri* und *Assi* in anspruch zu nehmen sein. Die namen dann nicht wie oben 49, 64 zu deuten, sondern *Ambri*(*az*) ‘der fänger’ zu gr. *ἄμπρον* ‘zugseil’, lat. *apiscor*, und *Assi*(*az*) ‘der kühne’ zu air. *áith* ‘sharp, keen’, lett. *ātrs* ‘rasch, heftig’, lat. *astus* ‘scharfsinn’ d. i. **atstu-s*.

In keinen dieser zusammenhänge gall. *Alco-vindus* — trotz T. E. Karsten, Germanerna 124 — wohl ‘weiß wie schnee’ zu isl. *elgur* m. ‘schneegestöber’ = an. **elgr* (belegt gen. *elgiar*) ds., aus germ. **algiz*, idg. **alkís*, für **alk-i̯ó-s* ‘schneegang’.

BERLIN, 19. april 1927. JOHN LOEWENTHAL.

---

[1]) Festschrift Gauchat (Aarau 1926) 438.
[2]) Zur sache H. Bertuleit a. a. o. 15.
[3]) E. Hellquist, Sv. et. ordb. 487.
[4]) H. Jungner a. a. o. 263.
[5]) H. Güntert, Der ar. weltk. u. heiland 262.
[6]) K. Helm, Altgerm. religionsg. 1, 326.

LACRINGI.

Der von den alten *Lacringes*[1] *Λάκριγγοι*[2] *Λακριγγοί*[3] genannte ostgermanische stamm hieß eigentlich wohl **Lahringōs* oder **Lagringōs*. Die untersuchungen von Nils Lid über die nordischen schlachtgebräuche lassen eine andere deutung möglich erscheinen als oben 45, 285 versucht wurde.

Germ. **lahran* **lagran* könnte der form nach in folgenden zusammenhang eingeordnet werden: lit. *làkti* 'leckend fressen (wie hund oder katze)' *lakus* 'gefräßig', lett. *lùoku* [idg. **lankō*, zu lat. *lanx*?] *laku lakt* ds., russ. *lokátь* ds., serb. *krvò-lok* 'blutsauger' usw., alb. *l'ak* 'schluchzen', armen. *lakem* 'lambo', die Berneker, Sl. et. wb. 1, 727 und Trautmann, Balt.-Sl. wb. 149 zusammenstellen. Sachlich ließe sichs so begründen:

Nach R. Much sind *Lacringi* ebenso wie *Hasdingi* zunächst wohl ein vandalisches fürstengeschlecht.[4]) Dann dürfte dem namen **Lagringōs* ebenso cultische bedeutung zukommen wie dem namen **Hasdingōs* 'die im frauenhaar'.[5]) **Lagringōs* etwa 'söhne der (blut)schlürfer' oder dgl. Man wird auf einen norw. jagdbrauch hinweisen dürfen: '*en fremragende elgjeger skjærer kniven i en pulsåre så blodet spruter i været — står så og slurper i sig av strålen. Man er redd for rått, men ikke på jakt.*'[6]) Ebenso beim bärenschießen: '*Dei som skaut bjørnar, drakk blodet so dei skulde verta sterke*'.[7]) Des weiteren heißt es von einem elchjäger, der wegen des jagdglücks '*at når han hadde skutt elgen, så la han sig ned og drakk blodet direkte av halsen på dyret*'[8].) Ebenso aus Island: '*sá, sem drekkur sauðablóð, verður sterkur*'.[9]) Desgleichen aus Småland: '*Man skall vid slakt av oxar dricka av deras blod. Då blir man stark.*'[10]) Da nach den untersuchungen K. v. Amiras

[1]) Capitolinus, M. Antonin. 22.
[2]) Cassius Dio 71, 11, 6.
[3]) Petrus Patricius, in den Exc. legat. G 8.
[4]) R. Much in Hoops' Reallex. 3, 120.
[5]) Müllenhoff, DA. 4, 486.
[6]) Nils Lid, Norske slakteskikkar 92 [Kristiania 1924 (Dybwad)].
[7]) Derselbe ebda.
[8]) Derselbe ebda.
[9]) Derselbe ebda. 93.
[10]) Derselbe ebda.

nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß die germ. todesstrafen menschenopfer fortsetzen, darf auch jenes von A. Wuttke beigebrachte zeugnis hier angeführt werden: 'bei der hinrichtung eines raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele menschen auf das blutgerüst u[nd] tranken von dem rauchenden blute'.[1]) Das berühmte *'caesoque publice homine celebrant barbari ritus horrenda primordia'* bei Tacitus, Germ. 39 möchte man in diesem zusammenhange nicht unerwähnt lassen wollen.

Als erklärung der so merkwürdigen bräuche wird man auf den dienst des Apollon zu *Δειράς* bei Argos verweisen können, da die priesterin, nachdem sie vom blut des opferlammes getrunken *κάτοχος ἐκ τοῦ ϑεοῦ* weissagte.[2])

Daß auch bei den Germanen opferblut als götterblut aufgefaßt wurde, kann man sich aus Ljósvetn. s. 4 abnehmen, wo berichtet wird, wie Hǫskuldr Þorgeirsson einen widder schlachtet, die hände in dem opferblute als in götterblut nach alter sitte rötet, sprechend: *'vér skulum rjóða oss í goðablóði at fornum sið'.*

Unter diesen umständen wird man ein idg. cultwort **lakró-m* 'schlürfen des opferblutes' für denkbar halten; lat. *stuprum flagrum labrum membrum*, ahd. *legar zimbar eitar* verglichen sich im suffix.

Unverwant gr. *λόκαλος* 'storch' (: lit. *lãktas* 'anflug, hühnerstiege') *Λοκροί.*

Nach A. Brückner, Zs. f. ortsn.-forsch. 2, 150 gehört *Srb* 'Serbe' *Serb* 'Sorbe' zu lat. *sorbeo* usw.; aus ähnlichem anlaß wie **Lagringōs* zu lit. *làkti*?

BERLIN, 19. april 1927. JOHN LOEWENTHAL.

---

[1]) A. Wuttke, Der dt. volksabergl. der gegenw.[4] 138 (§ 190).

[2]) Pausanias 2, 24, 1; vgl. Sir James George Frazer, G. B.[3] 1, 381.

SUONTAC = 'TODESTAG' UND ÄHNLICHES.

Für *suontac* oder *suonestac*[1]) geben die großen lexica nur die bedeutung 'tag der sühne, des gerichts, jüngster tag' (so das Mhd. wb.), 'tag des urteils, das (jüngste) gericht' (so Lexer), 'tag des urteils, des jüngsten gerichts' (so Schade). Aber unter den dafür angeführten beispielen sind einige, bei denen man zweifellos die bedeutung *todestag* annehmen muß. Die bekannteste dieser stellen ist Walther 95, 7: *sô was ez ir suontac*: nur der umstand, daß dort kein stein lag, schützte die krähe davor, von dem dichter, der über die störung seines schönen traumes ungehalten ist, getötet zu werden. Die erklärer begnügen sich auch hier mit 'tag des gerichts, jüngster tag' (Martin), 'tag des jüngsten gerichts' (Paul, Michels bei Wilmanns[4]); die erklärung bei Pfeiffer-Bartsch: 'der tag der sühne, des gerichts, der jüngste, der letzte tag' und Kinzel: 'tag des gerichts, letzter tag' sind mindestens undeutlich. Nur Zarncke bemerkt ganz deutlich (zu Brants Narrenschiff 43, 4 [sic!] s. 378[b]: '. . . ähnlich auch *suontac* vom todestage gesagt. Walther 95, 7'. Schon der zusatz des individualisierenden pronomens *ir* zeigt, daß nur der todestag gemeint sein kann, denn jedes lebende wesen hat wohl seinen todestag, aber doch nicht sein jüngstes gericht, seinen jüngsten tag. Auch im folgenden wird auf dieses pronomen besonders zu achten sein; wo es steht, handelt es sich immer um den todestag; man darf aber den satz nicht umkehren: wo es fehlt, ist nicht immer das jüngste gericht gemeint, sondern bisweilen auch nur der todestag. Übrigens scheint diese bedeutung den schreibern bedenklich gewesen zu sein; so steht zwar an der Waltherstelle in A *suontac*, aber in C *endestac*. Ich führe nun die mir bekannten weiteren belege für *suontac* = 'todestag' an:

Ortnit A 23 *vil manegen Lamparten wirt diu reise ein suontac.*
Rabenschlacht 657, 2[2]) *ze lebene si niht gerten / dâ wart ein suonestac.*

---

[1]) Auf die mit diesem worte verbundenen orthographisch-metrische schwierigkeit, ob *suontac* oder *suonestac*, gehe ich hier absichtlich nicht ein. Das liegt dem zweck meiner ausführungen fern.

[2]) Die zahlen beziehen sich immer auf den vers, in dem das behandelte wort selbst steht.

Herzog Ernst 3567 *ich muoz diz ellende lant / bûwen unz an den suontac, / wan ich niht langer leben mac* (*sontag* a, *jüngsten tac* b). Flôre 5410 *ez ist niht wirsers danne der tôt / daz mir dâ von widervert. / dâ mit ist mir unerwert / ich enhalte, swâ ich mac, / mîn triuwe unz an den suonestac* (B *jungesten tac*).[1]

Ebenso wie mit *suontac* steht es mit den wörtern *urteil* und *urteillîch*, die ebenfalls auf gerichtliche verhältnisse hinweisen, aber dort auch hin und wieder für den tod gebraucht werden.

So gerade in dem beispiel, das im Mhd. wb. für die bedeutung 'jüngster tag' angefürt wird, Klage 108 [so, nicht 107]: *in was ir urteiles tac / komen nu ze nâhen. / die si dâ gerne sâhen, / daz was iedoch ein grôziu nôt, daz si von den gelâgen tôt.* Ebenso in Alpharts tod 173,1 *ez was ir urteil und ir leste zît.* Dietrichs flucht 9379 *daz manger muost erbîten / des jungisten urteiles;* ebd. 9401 *ez muoz ir urteil hie wesen;* ebd. 9728 *dô was ein urteillîcher tac, / sô gelac manic breitiu schar.* So wol auch Willehalm 13,4 *nu muoz ich guoter liute leit / künden mit der wâren sage / an ir urteillîchem tage,* während *urteillîcher tac* ebd. 134,23 und 452,23 nur = 'tag der entscheidung' ist. — Endlich Ulrich von Eschenbach, Alexander 6483 *wen mir diu urteillîche zît / keine vrist mînes lebens gît, / man muoz die mîne in jâmer sehen.*[2])

---

[1]) Da die lexica auch die belege für die hauptbedeutung nur unvollständig geben, möchte ich hier die mir bekannten stellen, an denen *suontac* das jüngste gericht bedeutet, anführen: Wessobrunner predigt, MSD. LXXXVII A 2,7. St. Gallener glaube und beichte, MSD. LXXXIX 18. Schöpfung (= Summa theologiae) 102,20 D. = MSD. XXXIV 29,2 = 295. Wiener Genesis 1435. Physiologus Massm. s. 320,17, Karajan 96,3. Rolandslied 5952 (211,27). Veldeke, Eneide 250,14 = 9338 Beh. Ebd. 261,31 = 9643. Hartmann, 1. büchl. 1823. Lanzelet 8848. Moriz von Craon 888. Barlaam 76,36. Stricker, Karl 6970 [sic!]. 7061. 8279. 10599. Krane 346. Passional 264,8. W. Gast 3172. 8866. 11398. 11458. Fridanc 36,16. 169,5 (ebd. 35,2 wohl nur allgemein = 'sühne'. MSH. 2,166. Kolmarer hs. (Marner?) 101,53. Berthold 123,13.

[2]) Auch hier führe ich die mir bekannten stellen an, in denen *urteil* und *urteillîch* sich auf das jüngste gericht beziehen: *urteil* Ava, J. ger. 284,1 D. = 38 P. 285,16 D. = 92 P. 286,13 D. = 126 P. 286,17 D. = 132 P. 287,4 D. = 182 P. Ezzo 329,25 D. = 28,6 MSD. = 412 (?). Wahrheit 88,29 D. = 134. Hartmann, Vom glauben 1442. 1569. Warnung 1217. 1589. 3394. 3486. Rolandslied 7899. Rabenschlacht 758,6. Reinbots Georg 4632. Väterb. Reiss. 29776. 40311. 40433. 40444. Fridanc 172,12 (aber verdächtige stelle). 179,17. — *daz jungeste urteil* Gebet einer frau 2, 383,1 D. Litanei 393. Hartmann, Vom glauben 1633. 2626. Kaiserchronik 6074. 16239. Rolandslied 8670. Strickers Karl 9321. 10502. Väterb. Reiss. 40051. Rittertreue (GA. VI) 7. — *der urteillîche tac* Loblied

Es fragt sich nun, wie es möglich war, daß diese ausdrücke, die sich ihrer art nach dort eigentlich nur auf das gericht beziehen sollten, zu der bedeutung 'tod' gekommen sind. Es liegt das, glaube ich, daran, daß sie in ihrer eigentlichen bedeutung synonyma einer großen reihe anderer wörter sind, die ihrerseits ihrer natur nach beide bedeutungen haben können, und daß sich, weil die eine bedeutung 'gericht' beiden wortgruppen gemeinsam war, nun auch die andere, 'tod' in die gruppe eingeschlichen hat, der sie eigentlich gar nicht zukommt.

Solche ausdrücke sind: *tac*, *der jungeste tac*, *der ende(s)-tac*, *der leste tac*; — *diu jungeste zît*, *diu leste zît*; — *daz jungeste zil*; — *daz jungeste ende*; — *diu jungeste stunde*, *diu leste stunde*; — *diu jungeste vrist*; — *diu jungeste hinevart*; — *ze jungest*.

Ich führe im folgenden die belege an, wobei die mit der bedeutung 'tod' 'ausgeschrieben' sind. Ich bitte, besonders darauf zu achten, daß oft in demselben schriftwerke beide bedeutungen nebeneinander erscheinen. Dieser überblick ist durch die anordnung der belege für 'jüngstes gericht' erleichtert.

1. *tac* = 'tod': Herbort 8254 *ich ersterbe nicht für mînen tac.* Kudrun 543,4 *si habent ir tages erbiten her vil kûme.* — *tac* = 'jüngstes gericht': Väterbuch Reiss. 40647. 40987. 41080.

2. *Der jungeste tac* = 'tod': Kaiserchronik 13062 = 400,16 D. *iz ist ouch hiute / dîn jungister tach.* Rolandslied 2080 *unde gevrumestu den slah, / iz ist thîn jungester tah*; ebd. 4084 *nu ist iz thîn jungister tah*; ebd. 6039 *wir ne komen niemer hinnen: / iz ist unser jungister tah*; ebd. 8806 *ih erlethige in hiute ob ich mah, / other iz ist mîn jungester tah.* Heinrich, Erinnerung 561 *doch verhenge wir daz etwer / muge ân aller slahte sêr / geleben sînen jungisten tac*; ebd. 789 (849) *als ein diep begrîffet dich der jungste tac: / dîn guot dich nicht gevristen mac.*[1]) Warnung

auf Maria 310, 3 D = Vorauer sündenklage 605. Kaiserchronik 2191. Willehalm 402, 14. 454, 25. Der gute Gerhard 4327. Reinbots Georg 352. 3399. 5205. Der Teichner 283. — *diu urteillîche zît* Ulrich von Eschenbach, Wilhelm von Wenden 5851. — *daz urteillîche ende* Parz. 107, 23. 788, 2. — *der urteillîche kumber* Willehalm 29, 29. — *diu urteillîche zît* Altmitteld. evangelienharmonie, Pfeiffer, Zs. fda. 8, 273 (nicht ganz klar).

[1]) Obschon die ähnlichen bibelstellen, außer den von Heinzel angeführten — Paulus, 1 Thess. 5, 2. 2 Petri 3, 10. Apoc. 3, 3 — noch

1292 *daz ist sîn jungister tac, . . . / sô man in in die erde grebet.* Eckenlied (Zupitza) 219, 9 *ez was sîn jungeslîcher tac.* Virginal 486, 9 *er wânde ez wær sîn jungester tac*; ebd. 820, 9 *sî wânde ez wær sîn jungester tac.* Sigenot 42, 9 *ich wânde ez wær mîn jungster tac.* Alpharts tod 226, 3 *unz zwên wæn nieman scheide dan eines jungster tac.* Nibelungen 1081, 4 *dô gestuont ir klage / des lîbes nimmer mêre unz an ir jungisten tage*; ebd. 2151, 4 *des frumten si vil manegen hintz ûf den jungisten tac.* Klage 1478 (Rüedeger) *wil alsô* (*holt* der Gotelinde) *blîben / an sînen jungesten tac.* Veldeke, Eneide 339, 10 = 12898 B. *joncfrouwe, ir hât te mir gedân . . . / dat ich't verdienen niet enmach / went an mînen jungesten dach / und soldich leben tûsent jâr* (*an den jungesten* G, *an mein lesten* W; die andern wie oben). W. Gast 8326 *ist er im* [der mensch Christo] *holt, daz wizzet dâ bî, / daz er im dient die wîle er mac / und bîtet niht sînn jungisten tac*; ebd. 8333 *swer ze sînem jungsten tage lât, / daz er sîn sünde niht gebüezet hât, / er muoz durch vorht die bîhte hân / dier durch minne solt hân getân . . . / sô wizzet, daz die schalke sint, / swer tuot sîne bîhte niht / niwan swenn er den tôt siht.*[1]) Konrad, Trojanerkrieg 26543 (Priamus und die griechischen gesanten, Ulixes und Diomedes) *wan daz er kûme entêrte / sîn hûs an fremden gesten / si müesten beide ir lesten / und ir jungestlîchen tac / gelebet hân.* Strickers Karl 2608 (vgl. Rolandslied 2080) *ez ist dîn jungester tac*; ebd. 5072 (vgl. Rolandslied 4094) *daz ist dîn jungester tac*; ebd. 9425 *ez ist ir jungester tac*; ebd. 9742 *dâ wart gestochen manec man, / daz er in dem schilde gelac / und sînen jungesten tac / mit sînen ougen an sach.* Väterb. Reiss. 36645 *seinen jungesten tac / hofft er an der swester slac.* Der veter buoch Palm 76 *Pymenium vragete ein bruder und sprach: was ist ruwe? Der appt sprach: ruwe der sunde ist nimmer mê gesunden. Die stimme rufet zu dem menschen uncz an den jungesten tac: bekeret uch hiute, daz uch der gehe tot icht begriefe als ein diep.*

An folgenden stellen kann man zweifelhaft sein, welche der beiden bedeutungen überhaupt vorliegt: Kindheit Jesu 3003 *wan du weist niht / wie maneges jâres alt du bist* 3000 *oder wenn dîn endetac ist, / oder waz dir geschehen sol, / weder ez dir übel oder wol / an dînem jüngsten tage ergê! /* der vers 3000 und das pronomen *dînem* 3003 machen es doch wohl wahrscheinlicher, daß der tod als daß das jüngste gericht gemeint ist.

Reinbots Georg 7774: (*schande*) / *die nieman von mir bringen mac / biz an den jungisten tac.* Im munde des heiden Dâciân müßte sich das auf den todestag beziehen, da er ja an das jüngste gericht nicht

---

Matth. 24, 42f. Luc. 12, 39f. Apoc. 16, 15, den tag des gerichts meinen, so hat Heinrich das doch zweifellos an unserer stelle auf den tag des todes übertragen.

[1]) Wie 8340 ff. besonders deutlich zeigt, ist der gedanke hier anders als bei Fridanc 36, 6 und Warnung 805, wo die beichte unmittelbar vor dem tode für unwirksam erklärt wird; s. auch Himmlisches Jerusalem 363, 14 D. = 89 ff.

glaubt: aber es ist doch zweifelhaft, ob der dichter diese erwägung wirklich angestellt hat, und so bleibt die stelle undeutlich.

Martina 135, 69 *der jungste tac der erde ist / untz an des lîbes ende vrist / und nicht der erste tac / der jungste recht geheizen mac:* nachher ist vom tode und sterben die rede, aber die stelle selbst ist undeutlich.

Im Peter von Staufenberg kommen die verse 387 und 577 in betracht. Die fee sagt 383 ff. zu dem richter: *wiltu trûten minen lip, / so muostu ane elich wip / iemer sin unz an din tot / und lebest gar an alle not / biz an den jungestlichen tac, / daz dich nüt gekrenken mac / und daz du niemer swacher wirst,* und 576 ff.: *min lieber frünt, diz gemach / han wir biz an den jüngsten tag / daz uns nieman gescheiden mag, / tuostu, als ich nu seite dir: /* man ist wohl zunächst geneigt, wirklich an den tag des jüngsten gerichts zu denken, aber erstens widerspricht dem doch 385 *unz an dinen tot,* 584 *die wile ich han daz leben min* und 725 *daz leide ich unz an minen tot,* und dann ist es doch wohl selbst im märchen ausgeschlossen, daß ihm ein leben bis zum jüngsten gericht versprochen wird, ohne daß eine entrückung damit verbunden wäre. So wird man den ausdruck wohl an beiden stellen vom tode verstehen müssen.

Zu Brants Narrenschiff 43, 4: *eyn narr ist, wer berümet sich / das er gott ließ syn himelrich / begerend, das er leben mag / inn narrheyt, biß an jungsten tac / und blyben möcht eyn guot gesell / er far joch dann, war gott hyr well* bemerkt Zarncke s. 378a: 'wohl der letzte tag des erlebens gemeint', also = 'tod'.

Auch in Boltz' Weltspiegel 103 (Upigkeit zum herold): *was tantest du vom jüngsten tac / und trybst vom tod so manche sag?* wird der tod gemeint sein, da in der ganzen partie nur vom sterben die rede ist.

3. *Der jungeste tac* = 'jüngstes gericht': Kaiserchronik 6060. 10571. 10594 (aber 12979 = 'letzter tag eines hoffestes', wofür 13007 steht *alse die wirtschaft ende genam*). Rolandslied 3390. 8238. 9071. Heinrich, Erinnerung 82. 797. Priesterleben 480 (489). Virginal 384, 12. 398, 13. 459, 7. 740, 12. Klage 1214. 1598. Veldeke, Eneide 13248. 9803 (mit der variante *suntac*). Konrad, Trojanerkrieg 12328. 17678. 19388. 23308. 23738. 25352. 27024. Väterb. Reiss. 15139. titel zu 196, vor 17553. 18774. 19679. 21952. 21959. 24661. 30095. 33050. 38968. 40298. Der veter buoch, Palm 115 (40, 18). Martina 67, 5. 278, 75. 280, 109. Denkspruch in MSD. XLIX 3, 3. Wiener Genesis 5766. S. Paulus 105, 5. 110, 10. Arnold, Lobgesang auf den heiligen geist 351, 1 D. 348, 1 D. (aber diese stelle ist kritisch unsicher). Ava, J. ger. 283, 2 = 3 P. 287, 8 = 161 P. Vom verlorenen sohn 55, 7 K. Hochzeit 43, 21 K. = 1073 (aber hier ist *an den jungisten* ergänzung Karajans; Schröder ergänzt aus raumgründen *an der suon*). Litanei 1031. Visio Philiberti 373. Antichrist 359. Hartmann, Vom glauben 3668. Buch der rügen 130. 1023. Orendel 275. 3169. Hartmann, 1. büchl 1436. J. Titurel 3488. Reinfried 21988. Mœrin 4818. Zwingäuer, Der schwangere mönch (GA. XXIV) 543. Die alte mutter und kaiser Friedrich (GA. V) 370. Fridanc 50, 18 (wohl

unecht). 178, 14. Heinrich von Krolewitz, Vaterunser 2025. 2160. 3648. Renner 22080. 24033. Überschrift nach 24396. 24399. von Morßheim, Spiegel des regiments 509. Kolmarer hs. 65, 12 (Regenboge?). 95, 35. 183, 56 (Lesch). Wenzelbibel, Judith 16, 20. Kolroß, Fünf betr. 660. 1069.

4. *Der ende(s)tag* = 'tod': Klage 1669 *die wîle ich nu geleben mac / unz an mînes endes tac.* Parzival 337, 14 *welch was froun Ginovêres klage an Ithêres endetage.* Willehalm 361, 20 *daz was in ein werder endes tac*; ebd. 410, 3 *er brœhte im sînen endes tac.* Tristan 1934 *unz an ir beider endetac.* Kindheit Jesu 1502 *daz aber Jôsêp erschrac: / er wânde ez wær sîn endestac*; ebd. 3000 *wan du weist niht / wie maneges jâres alt du bist / oder wenn dîn endetac ist.* Lichtenstein, Frauendienst 541, 26 *odr ez muoz sîn sîn endes tac.* Martina 117, 35 *der menschlich horsac / git iemer stanc unde smac / der an endis tac / alle unreine ie fur wac*; ebd. 229, 41 *der scharpfer endis tac / . . . wan si vielin tot nider.* Väterb. Reiss. 26002 *sîn endes tac*; ebd. 40487 *untz an ir endes tagen.* Hadamar, Jagd 149 *wie sol der sînn endes tac erlangen?* — *Der ende(s)tac* = 'jüngstes gericht': Willehalm 404, 30 (Krone 5050 ist *endetac* nur = 'termin').

5. *Der leste tac* = 'tod': Herbort 713 *sô werde diz sîn lester tac*; ebd. 5213 *hute sî mîn lester tac*; ebd. 12442 *hut sî mîn lester tac.* Klage 716 *in sînen lesten tagen*; ebd. 1033 *ôwê daz nieman sterben mac / unz im kunt sîn lester tac.* Kudrun 1578 *dô sprach er zuo der frouwen 'swaz ich gedienen mac, / des bin ich iu vil willic unz an den lesten tac.* Flore 6600 *ez ensî hiut ir lester tac.* Konrad, Trojanerkrieg 26542 *si müesten beide ir lesten / und ir jungestlîchen tac / gelebet hân.* Frauentreue (GA. 72) 145 *ê diser kumber wêre mîn / biz an mînen lesten tac.* Heidin (GA. XVIII) 952 *biz an mînen lesten tak.* Neidhart 87, 1 *an sînem lesten tage* (bei Veldeke, Eneide 12898 = 339, 10 hat W *an meim lesten d.*, G *an den jungesten d.*, die andern *an mînen jongesten d.*). — *Der leste tac* = 'jüngstes gericht': Neidhart 71, 23. Walther (?) 16, 18. Biterolf 4051. J. Titurel 6178. Väterb. Reiss. 15187. 29558. Biblische geschichte (hrsg. v. Massmann, Zs. fda. 2, 130 ff.) s. 157. Boltz, Weltspiegel 5718.

6. *Diu jungeste zît* = 'tod': Bücher Mosis 84, 28 D. sagt Balaam (Bileam) *iungestiu zît miniu werde gelich disen herren* = Num. 23, 10 *moriatur anima mea morte iustorum et fiant novissima mea horum similia.* Iwein 1158 *daz ist iuwer jungeste zît.* Stricker, Karl 5590 *daz wart ir jungestin zît*; ebd. 11928 *swer dâ hüebe deheinen strît, / ez wære sîn jungestin zît.* W. Gast 8345 *sô wizzet daz die schalken sint / swer tuot sîne bîhte niht / niuwan swenn er den tôt siht. / doch wil ich daz râten wol / daz man sîn bîhte tuon sol / an sînem jungesten zît, / swer in sînen sünden sô lange lît: / wan swierz niwan durch vorhte tuot, / so ist doch got wol sô guot / daz er im lîhte gît die sinne / daz erz ouch tuot durch minne.*[1]) — In der Warnung 1405 ff. und 2105 ff. geben

[1]) Daß eine solche beichte unmittelbar vor dem tode unwirksam sei, wird wie schon erwähnt, Fridanc 36, 6. Warnung 805. Himml. Jerusalem

beide vorstellungen ineinander über; 1405 ff. *an der jungesten zît: / sô er ûf dem brete lît*, aber 1410 *ê daz geriht an im ergê.* 2105 f. *an der jungesten zît, / sô man uns allen lôn gît* deutet auf das jüngste gericht hin, aber 2115 f. *daz ist ein vorhtlîcher tac / als ir diu sêle entweichet* und die dann geschilderten fäulniserscheinungen auf den tod. — *Diu jungeste zît* = 'jüngstes gericht'. Bücher Mosis 12, 2 D. Warnung 207. Ava, J. gericht 283, 5 D. = 8 P. Antichrist 280, 1 D = 1 P. Physiologus Massm. 318, 5. Barlaam 83, 39. Martina 203, 20. Konrad, Trojanerkrieg 30251. Väterb. Reiss. 19687.

7. *Diu leste zît* = 'tod': Alpharts tod 33, 4 *uns zwêne scheidet nieman wan diu lezziste zît*; ebd. 173, 1 *ez was ir urteil und ir leste zît.* Nibelungen 2135, 3 *jâ erbarmet in diu gâbe die der helt guot / bî sînen lesten zîten so nâhen het getân.* Kolroß, Fünf betr. 270 (tod zum jüngling) *dyn letste zyt betracht allweg.* — *Diu leste zît* = 'jüngstes gericht': Klage 293. Väterb. Reiss. 39026.

8. *Daz jüngste zil* = 'tod': Väterb. Reiss. 5312 *daz ist ir jungester zil.* Warnung 1668 *unz an daz jungeste zil.* — *Daz jungeste zil* = 'jüngstes gericht': Väterb. Reiss. 14898. 21965. Barlaam 92, 23. Martina 187, 37. 277, 17.

9. *Daz jungeste ende* = 'tod': Elisabeth 8986 *biz an ir jungest ende.* — *Daz jungeste ende* = 'jüngstes gericht': Ava, Antichr. 281, 20 D. = 63 P. Rabenschlacht 1031, 8.

10. *Diu jungeste stunde* = 'tod': Hartmann, Vom glauben 2563 *in ir jungisten stunden.* Heinrich, Erinn. 479 *dîner jungisten stunde*; ebd. 640 *dîn jungiste stunde.* Kolmarer hs. 61, 265 *swer gotes begert mit riuwe an sîner jungsten stunt, dem wirt er geben von dem priester in sînen munt.* — *Diu jungeste stunde* = 'jüngstes gericht': Martina 211, 64. 251, 55. Strickers Karl 3877.

11. *Diu leste stunde* = 'tod': Hartmann, Vom glauben 3690 . . . *unde er wirt funden / in siner letzisten stunden, / so er sinen lib endet, / von dirre werlde gewendet.* Dietrichs flucht 9929 *unz an mîne leste stunde.* Martina 272, 10 *nâch der lesten stunde / dâ wir von hinnen scheiden.* — *Diu leste stunde* = 'jüngstes gericht': Klage 935.

12. *Diu jungeste vrist* = 'tod': Heinrich, Erinn. 504 *sô dir nû chomt dîn jungiste vrist . . .* Martina 202, 108 *daz och an der jungsten vrist / ein ieglich mensch empfindit, / sô im daz leben verswindit. /* — *Diu jungeste vrist* = 'jüngstes gericht': Konrad, Silvester 810. Reinfried 19559. Väterb. Reiss. 14071. 24745.

13. *Diu jungeste hinevart* = 'tod': Litanei 797 (an St. Blasius) *ein geleite an den wec des ewigen heiles / si din biscoflich gerte / ze unsir jungistin hineverte*; ebd. 1439 *genade allin selin, / di dines geloubis hant*

363, 14 = 89 ff. ausgesprochen; es ist das, was in der Hochzeit 33, 7 K. = 617 als 'kupferne beichte', in Heinrichs Erinnerung 852 als 'kupferne reue' bezeichnet wird.

bejehen / in ir hineverte. Heinrich, Erinn. 482 *an sîn jungeste hinvart.* — *Diu jungeste hinevart* = 'jüngstes gericht': doch wohl Litanei 562 (anrede an Johannes Baptista) *swanne wir, vogit, ir dinen gnaden jehen / zu der jungesten hineverte, / so vertribe dines gewaldis gerte / den tuujl von disen knehten / daz si uns nit anevehten / noch uns sculdic nit ne brengen / ze dem jungesten tegedinge.*

14. *Ze jungest* = 'tod':[1]) Himmlisches Jerusalem 370, 18 D. = 382 *swer hi lîdet martir unde nôt / ze aller jungist den tôt / chûset an dem ende.* Warnung 1857 *ze jungist wert sis alle / mit des tôdes valle*; ebd. 2287 *so gewinnet ir nimmer mêre / werltlîche êre / sît si ze jungist alsô zimt / daz si trûrigez ende nimt.* Fridanc 178, 13 *der tôt daz ist ein hôchgezît, / die uns diu werlt ze jungest gît.* Konrad von Würzburg, Lied 32, 349 *sît des tôdes wîze / ze jungest mich ersterben wil* (in der Kolmarer hs. 116, 19 *sol*). Konrad, Trojanerkrieg 24539 *und an im müeste doch gesigen / ze jungest der vil grimme tôt*; ebd. forts. 42010 *ze jungest lîhte den tôt.* Martina 78, 65 (von der hoffart) *diu von dirre werlte saze souk / diu doch zeiungest bittirt / so des totis meister wittirt / in miner frouden sumerzit*; ebd. 256, 25 *si muosen doch ein fuler mist / ie zeiungest werden / und ze kranker erden.* Reinfried (vom tode): *sîn gewalt sie schetzet / ze jungest mit tœdemiger art.* Reinbots Georg 1062 *wir müezen immer droufe / ze jungist nemen die stroufe*; ebd. 1077 *diz* [die lebensfreuden] *müez wir al ze jungist lân.* Väterb. Reiss. 16846 *zu jungest*; ebd. 23442 *zu jungest in ein grap geleit*; ebd. 33534 *daz er zu jungest sterben sol*; ebd. 36886 *zu jungest nam mich der tôt.* Ulrich von Singenberg 237, 3 str. 77 *êst ze jungest niht wan sterben.* — *Ze jungest* = 'am jüngsten gericht': Warnung 2176. Konrad von Würzburg, Lied 1, 23. Spruch 32, 31. Goldne schmiede 1553. Reinfried 27360. Ulrich von Singenberg 246, 6 (?). Kolmarer hs. 107, 96. 117, 16. Memento mori 22 (?). 42 (?). Ezzo 326, 11 D. = 16, 12 MSD. = 275 Waag. Schöpfung (Summa theologiae) MSD. XXXIV, 29, 7 = 301. Loblied auf Maria 304, 18 D. = Vorauer sündenklage 382 (?). Arnolds lobgesang auf den heiligen geist 336, 5. 357, 9. Visio Philiberti C 170. Hochzeit 27, 7 K (?) = 356. 40, 25 K. = 950. Wiener Genesis 5720. Rede vom rechte 11, 21. 23 K. = 372. 375. Physiologus Kar. 8922. Massm. 315, 19. Hartmann, Vom glauben 2631. Windsbeke 2, 6. Kaiserchronik 6081. Nibelungen 1680, 4. Lohengrin 7598 (?). Rittertreue (GA. VI) 874. Spervogel 28, 37.

BERLIN, 4. mai 1927. FRANZ HARDER †

---

[1]) Es müssen natürlich die zahlreichen stellen aus dem spiele bleiben, wo *ze jungest* ganz allgemein = 'schließlich' ist.

ZUR GESCHICHTE DES WORTES *SCHWINDEL*.

Fr. Kluge hat in einem aufsatze seiner 'Bunten blätter' ([2]142—144) zu beweisen gesucht, daß das wort *schwindler* aus dem engl. stamme und etwa um die wende des 18. und 19. jahrhunderts über Hamburg in die deutsche sprache gedrungen sei. Noch etwas weiter geht Schirmer, der (Wb. d. deutschen kaufmannsspr. 173) auch den gebrauch des wortes *schwindel* für 'betrug' erst für das ende des 18. jh.'s ansetzt und es, ebenso wie die verwanten worte *schwindler*, *schwindeln*, *schwindelei* für durch das engl. *swindler* beeinflußt ansieht, das, nebenbei bemerkt, auch erst seit 1775 nachweisbar sein soll (Kluge a. a. o. 142). In Kluges Et. wb. ([10]447) wird dann als noch nicht feststehend betrachtet, 'ob London oder Hamburg oder die verbrecherkreise beider städte zugleich als urheimat der wortsippe schwindel, schwindler und schwindelei zu gelten haben'.

Widerspruch gegen die herleitung von *schwindler* aus dem engl. wurde erhoben von E. Schröder, der (Anz. fda. 32, 227) darauf hinwies, daß das wort in Deutschland seine vorstufen (*schwindelhirn* u. ä.) und seine ganze sprachliche sippe habe, die im engl. fehlten. '*Schwindel*' als bezeichnung für einen unbesonnenen, unsoliden handel, meist unter gleichzeitiger moralischer verurteilung, will das DWb. (9, 2657) besonders der neueren sprache zuweisen, es räumt jedoch ein, daß annähernde bedeutung vereinzelt schon im älteren nhd. vorkomme, z. b. in dem 1534 erschienenen Weltbuch von Franck 9b *der schwindel und verdräen beym altar* (im katholischen gottesdienst).

Es ist merkwürdig, daß bei diesen erörterungen niemand auf das 1515 erschienene werk Thomas Murners 'Die mühle von Schwindelsheim' [1]) zurückgegriffen hat, das doch geradezu auf die verschiedenen bedeutungen von *schwindel* aufgebaut ist.

Schon die örtlichkeit, die im titel genannt wird, steht in beziehung zu *schwindel*. Ihr name, heute Schwindratzheim,

---

[1]) Neugedruckt 1884 von E. Albrecht (mangelhaft); 1923 mustergültig herausgegeben von G. Bebermeyer (Th. Murners Deutsche schriften hrsg. von Franz Schultz, bd. 4), Berlin und Leipzig (W. de Gruyter & Co.).

wird 884 als *Swinderatesheim* überliefert, schon 1465 aber heißt er *Schwindolzheim*, und dies mußte mundartlich zu *Schwindelsheim*, heutzutage *Schwingelse*,[1]) werden. Hineinspielen von volksetymologie braucht man bei dieser entwicklung nicht anzunehmen, vielmehr bemächtigte sich der volkswitz des namens wohl erst, als die form *schwindel* darin schon fertig vorlag.

Jedenfalls erfährt man aus der vorrede von Murners gedicht, daß es zu jener zeit im Elsaß sitte war, ungeschliffenen, eigentümlichen oder nicht recht ernst zu nehmenden leuten zu sagen, sie sollten nach Schwindelsheim gehen und sich vom müller taufen lassen (v. 5—11). Der dichter will in seiner satire das gebahren solcher gesellen an den pranger stellen, läßt aber zunächst, noch in der vorrede, 'eine ausgiebige, fast modern anmutende erörterung des begriffs schwindel'[2]) folgen. Und gerade diese ist wichtig.

Die verse 17—23 geben als einleitung eine worterklärung, wenn man so sagen darf:

Wer dissen nammen (*näml. Schwindelsheimer mühle*) kennen will,
Der selbig lern, was schwindel sy,
So mag er das als mercken fry:
Schwindel ist ein wanckel můt,
Den menschlich dorheit selber důt,
Und ist zů allem fal gerist:
Schwindlem haupt gar vil gebrist.

Im weiteren verlaufe der vorrede wird dann an beispielen klar gemacht, was alles im einzelnen unter den begriff des schwindels fällt, und dabei führt der dichter eine ganze reihe von handlungen an, die heutzutage als schwindel im sinne von betrug, unredlichem handel, als das tun eines 'schwindlers' bezeichnet werden würden.

So zählt er dazu: v. 63 *mit hinder stichen gelt gewynnen* (d. i. durch verleumdung sich vorteil verschaffen[3])); — v. 67 *mit grossem suffen ußher kichen* (große anstrengung vortäuschen); — v. 68 *synem gsellen füßly halten* (geht auf rechtsanwälte, die jede sache verteidigten); — v. 70 *mit lechlen kummen an das brett* (ohne verdienst zu amt und würden gelangen); — v. 72 *myn betzly umb das leder schlagen* (sprichw. für falsche beschuldigung

[1]) Vgl. Das reichsland Elsaß-Lothringen 3, 1020.
[2]) E. Wendling im Elsaß-lothr. jahrbuch 4, s. 84.
[3]) Die erklärungen im wesentlichen nach Bebermeyers commentar.

und schlechte belohnung treuer dienste); — v. 73 *am predger stûl von enten sagen* (flunkern); — v. 76 *mit roßdreck schwymmen har* (sich für mehr ausgeben als man ist); — v. 80 *regieren nach dem marckt syn kauff* (den concurrenten übervorteilen); — v. 83 *ein hagel syeden* (vorgeben, wetter machen zu können); — v. 89 *by der nasen fieren* (wie heute); — v. 90 *underm hütlin spilen* (betrügen, vom treiben der gauner und spielleute); — v. 91 *durch ein bret erliegen* (lügen, daß es durch ein brett geht); — v. 92 *mit rot welsch* (gaunersprache) *alle welt betriegen*; — v. 93 *mit andrem dreck sich weschen reyn* (sich durch hinweis auf die vergehen anderer entlasten wollen); — v. 95 *den affen lernen gigen schon* (sprichw. vom treiben der gaukler); — v. 96 *gestrifflet syn* (durch bunte kleidung imponieren wollen).

Ganz besonders wichtig sind aber die verse 128—131:

Darumb Salomon das selber iahe (*sagte*),
Das er kein schwindlen nie mer sahe,
Das sich eim fall so woll verglicht,
Wie man falsch goldt uff steinen stricht.

Hier braucht also der dichter den ausdruck *schwindeln* geradezu für 'fälschen'.

Wenn dem dichter alle die angeführten handlungen oder handlungsweisen, die wir heute ohne weiteres als 'schwindel' bezeichnen würden, ebenso wie uns unter den begriff schwindel fallen, so fällt es schwer, zu glauben, daß nicht schon damals auch der ausdruck *schwindel* dafür gebräuchlich gewesen sein sollte, ja es wird sogar wahrscheinlich, daß für solche leute auch schon der ausdruck *schwindler* gelegentlich angewant wurde. Wunderbar bleibt freilich, daß das wort *schwindel* in der modernen bedeutung, trotzdem sie für Murner vorauszusetzen ist, doch weder bei ihm noch sonst im deutschen schrifttum jener zeit vorzukommen scheint. Aber doch dürfte die meinung, daß die wortsippe *schwindel* in dem angegebenen sinne sich erst ende des 18. jh.'s von Hamburg oder London aus in Deutschland verbreitet habe, angesichts der Murnerstelle nicht zu halten sein, vielmehr ist diese, wie die satire von der Schwindelsheimer mühle überhaupt, nur verständlich, wenn die wortsippe schon zur reformationszeit auch in der heutigen bedeutung gäng und gäbe war.

FREIBURG i. Br., 13. mai 1927.

FERDINAND MENTZ.

ZUM NOMENCLATOR DES HELFR. EMMELIUS.

Die bibliothek der akademie der wissenschaften in Leningrad (Petersburg) besitzt einen sammelband (signatur III Ad 71), der außer dem von E. Schwentner, Beitr. 50, 149f. beschriebenen Nomenclator noch folgende wörterbücher desselben Helfr. Emmel enthält. 1. *Sylva quinquelinguis vocabulorum et phrasium* etc., o. j., doch ist die widmungsepistel vom jahre 1592. Gezählt sind weder spalten, noch seiten, nur die bogen (A—Z, Aa—Ss). Die ordnung ist alphabetisch. Jedes deutsche wort wird lateinisch, griechisch, hebräisch und französisch wiedergegeben. — 2. *Nomenclator quatrilinguis* (sic!) *germanicolatinograecogallicus*, o. j., 420 spalten. Von seinem von Schwentner erwähnten zwillingsbruder unterscheidet er sich nur durch die reihenfolge der sprachen. Sogar die epistola dedicatoria [1]) ist dieselbe. Nur ist das sachverzeichnis am ende hier natürlich deutsch. — 3.—4. *Nomenclator propriorum nominum germanicolatinus marium, fluviorum, lacuum* etc., o. j., ganz kurz, und *Nomenclator latinus propriorum vocabulorum ut regionum* etc., o. j. (sieben bogen). Alle fünf verzeichnisse sind bei Th. Rihelius in Straßburg gedruckt, ebenso das anonyme opus, das unseren sammelband beschließt: *Epitheta, antitheta et adiuncta ex M. T. Cicerone collecta.* Ob auch dieses von Emmel verfaßt ist, kann ich nicht entscheiden.

LENINGRAD, 4. januar 1927. HERMANN HELD.

ZUR FORM *DIE ROMAINE* = 'DER ROMAN'.

Die bibliothek der akademie der wissenschaften in Leningrad besitzt vier lieferungen (mai—august) der *Monatlichen*

[1]) Adressat *Joh. Gernandus, Wetteranus Hassus*, wie in beiden fällen zu lesen steht, nicht *veteranus*, wie Schwentner, Beitr. 50, 141, 1 schreibt. *Wetteranus* hängt wohl mit *Wetterau* zusammen.

Erzehlungen allerhand künstlicher und natürlicher Curiositäten, unter einer anmuthigen Romaine aus den neuesten Büchern herauß gezogen usw., Leipzig 1689. Über diese seltene weibliche form s. Grimm, DWb. s. v. *roman* und die dort citierten Bobertag und Scherer, von denen aber keiner unser beispiel für *romaine* zu kennen scheint. Wie lange diese 'Monatlichen erzehlungen' erschienen sind, wann zuerst, wann zuletzt, kann ich leider nicht sagen.

LENINGRAD, 28. febr. 1927. HERMANN HELD.

AE. ME. *WEL* UND *WĒL*.

Zur bogenfüllung möge es gestattet sein, hier noch eine bemerkung zu dem oben s. 272 mit behandelten gegensatz von ae. me. *wĕl* und *wēl* anzufügen, die ich freilich, im augenblick fern von allen literarischen hilfsmitteln, nur in form einer beleglosen behauptung vortragen kann.

Der gegensatz zwischen ne. mundartlichem *well* und *weel* setzt ja bekanntlich den eintritt einer älteren dehnung von *wĕl* zu *wēl* voraus, und diese dehnung nimmt man, wesentlich mit gestützt auf Orms wechselschreibung *well* und *wel*, auch für das me. und ae. schon gern in weitem umfang an. Ich halte diese annahme aber für unerweislich, die klangprobe zeigt vielmehr, daß in ae. zeit ein gedehntes *wēl* nur erst auf kentischem boden aufzutreten begonnen hat, und daß auch Orm kein gedehntes *wēl* kennt. Zwar ist vollkommen richtig, was Holthausen s. z. über den functionellen unterschied von Orms *well* und *wel* beobachtet hat (s. oben a. a. o.), aber Orms *wel* bedeutet eben nicht **wēl*, sondern ungedehntes falltoniges `*wĕl*, während sein *well* im gegensatz dazu steigtoniges ´*wĕl* fordert. Daß Orms einfach- und doppelschreibung von consonanten nicht direct quantitätsgegensätze bezeichnen sollte, zeigen dazu stimmend schon die zahllosen ausnahmen an, die jeder bisher versuchten formulierung von quantitätsregeln entgegenstehen. Seine doppelschreibung gilt vielmehr

der leichten verstärkung, welche auch einfache consonanten nach steigton erfahren, auch bei seinem *'wĕll* gegen *'wĕl*. Eine probe von etwa 3000 versen hat mir keine ausnahme von der hier gegebenen allgemeinregel für Orms schreibung ergeben.

LÄNGENFELD im Ötztal, 13. august 1927.

E. SIEVERS.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Archiv für das studium der neueren sprachen und literaturen, bd. 152, heft 1 und 2. Braunschweig usw., Georg Westermann 1927. — 160 s.

XIV. Bericht der von der Akademie der wissenschaften in Wien bestellten kommission für das Bayerisch-österreichische wörterbuch für das jahr 1926. Mit einem anhang: Die sinnverwandten ausdrücke zur bezeichnung der 'speckgrieben' im bairischen (mit 2 karten). Von W. Steinhauser. Wien 1827. — s. 59—84.

Beiblatt zur Anglia bd. 38, nr. 4—7. Halle, Max Niemeyer 1927. — s. 88—224.

Die lieder der Edda hrsg. von B. Sijmons und H. Gering. 3. bd. Kommentar. Erste hälfte: Götterlieder. [= Germanist. handbibliothek VIII, 3. 1. hälfte]. Halle, Buchhandlung des waisenhauses, 1827. — XIX. 438 s.

Englische studien, bd. 61, 2. heft. Leipzig, O. R. Reisland 1927. — s. 177—320.

Grundriss der indogermanischen sprach- und altertumskunde . . . hrsg. von A. Debrunner und Ferd. Sommer = Geschichte der indogerm. sprachwissenschaft II. Die erforschung der indogerm. sprachen. bd. 2. Germanisch von † Wilhelm Streitberg und Victor Michels. 1. lief. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1927. — VIII. 185 s.

The journal of English and Germanic philology vol. 25, no. 4 und vol. 26, no. 1. Urbana, Illinois, The University of Illinois 1926 f. — s. 456—516 und s. 1—143.

Keller, Gustav, Tanz und gesang bei den alten Germanen. Diss. Bern, druck von Stämpfli & Co. 1927. — 87 s.

Language. Journal of the Linguistic society of America. Vol. 2, no. 4. Vol. 3, no. 1. Menasha, Wis. 1926 f. — IV und s. 207—258. s. 1—70.

Leuvensche bijdragen, 18e jaargang, 4e aflevering, und Bijblad. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff 1926. — s. 95—138 und 75—114.

Linguistic society of America. Bulletin no. 1. Survey of linguistic studies. Opportunities for advanced work in the U. S. by R. G. Kent and E. H. Sturtevant. Baltimore, Waverly press 1926. — 14 s.

Lunzer, Justus, Steiermark in der deutschen heldensage [= Sitzungsberichte der Akademie der wissenschaften in Wien, philos.-hist. klasse, 204. bd., 1. abh.] Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky 1927. — 196 s.

Meyer, Elisabeth Marie, Die bedeutungsentwicklung von germ. **mōda*. Leipzig, Markert & Petters 1927. — 69 s.

Naumann, Hans, Karolingische und Ottonische renaissance. [Vortrag gehalten in der festsitzung der Vereinigung der freunde und förderer der univ. Frankfurt a. M. im dec. 1926. Privatdruck] o. o. u. j. — 39 s.

Neophilologus, 12. jaargang, 3. 4. aflevering. Groningen, J. B. Wolters 1927. — s. 161—320.

Neuphilologische mitteilungen, bd. 28, nr. 3/4. Helsingfors 1927. — s. 65—128.

Publications of the modern language association of America, vol. 42, no. 2. Menasha, Wis. 1927. — s. 255—522.

Rosenfeld, Hans-Friedrich, Mittelhochdeutsche novellenstudien. I. Der hellerwertwitz. II. Der schüler von Paris. [= Palaestra 153]. Leipzig, Mayer & Müller 1927. — VIII. 571 s.

Schatz, Josef, Althochdeutsche grammatik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1927. — VIII. 352 s.

Siebs, Theodor, Deutsche bühnenaussprache. Hochsprache. 14. aufl. 21.—24. tausend. Köln 1927. — 264 s.

Weber, Georg, Suffixvocal nach kurzer tonsilbe vor r, n, m im angelsächsischen [= Palaestra 156]. Leipzig, Mayer & Müller 1927. — 143 s.

Williams, Charles Allyn, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite. Part. II: Christian [= University of Illinois studies in language and literature XI, 4]. The University of Illinois, nov. 1926. — s. 57—139.

Zeitschrift für romanische philologie bd. 46, heft 5 und 6. Halle, Max Niemeyer 1927. — V und s. 513—768.

Zwaardemaker, H., L'analogue graphique de l'écriture analphabétique par signes de Jespersen en phonétique. [Extrait des Archives Néerlandaises de physiologie . . . t. XI, 4e livr.] — 37 s. [= s. 509—545].

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann Halle (Saale).

Max Niemeyer Verlag / Halle (Saale)

Neudrucke Deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts

Begründet

von

Wilhelm Braune †

Fortgeführt und herausgegeben

von

Ernst Beutler

kl. 8.

Band 1—248. 1876—1924

Preis jeder Nummer M —,80

In Vorbereitung:

Aal, Johannes der Täufer. Herausgegeben von Ernst Meyer.

Grimmelshausen, Springinsfeld.

Abschatz, Anemons und Adonis Blumen.

Abraham a Santa Clara, Neue Predigten.

Maximilian I. Aufzeichnungen zum Weisskunig.

Eine Sammlung niederdeutscher Texte des 17. Jahrhunderts. Herausgegeb. v. Albert Leitzmann.

Max Niemeyer Verlag / Halle (Saale)

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Ausgegeben Dezember 1927

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

BEGRÜNDET VON HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE

HERAUSGEGEBEN VON

EDUARD SIEVERS

---

51. BAND. 3. HEFT

MAX NIEMEYER VERLAG
HALLE (SAALE)
1927

Die herren mitarbeiter werden gebeten, zu ihren manuscripten nur lose quartblätter zu verwenden, nur eine seite zu beschreiben und einen breiten rand freizulassen.

INHALT.

Zur nachricht!

Manuscriptsendungen sind zu richten an professor dr. E. Sievers in Leipzig (C 1, Schillerstr. 8). Es wird gebeten, größere arbeiten nicht ohne vorherige anfrage einzusenden.

Die herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, manuscripte druckfertig einzusenden und in den correcturbogen nach möglichkeit solche änderungen zu vermeiden, die mit zeilen- oder seitenumbrechung verknüpft sind. Die verlagshandlung trägt die kosten für die von der druckerei nicht verschuldeten correcturen nur in beschränktem maße.

Die verlagshandlung honoriert den druckbogen mit 16,— M. und liefert den verfassern 10 separatabzüge unentgeltlich: eine darüber hinausgehende anzahl ist spätestens während der correctur des ersten bogens bei der redaction zu bestellen und wird nur gegen berechnung geliefert. Reclamationen betreffs honorarzahlung und lieferung der separatabzüge sind direct an die verlagshandlung zu richten. Die honorarzahlung erfolgt nach schluß des bandes, die ausfolgung der separatabzüge nicht vor ausgabe des heftes.

Da die 'Beiträge' recensionen nicht bringen, so können der redaction eingesante schriften, soweit sie für die leser der zeitschrift von interesse sind, nur am schlusse der hefte unter 'Literatur' verzeichnet werden.

DIE PARZIVALHANDSCHRIFT D.

Die vorliegende arbeit ist eine beschreibung der Parzivalhandschrift D.

Zwar hat Martin in seiner ausgabe des Parzival und Titurel 1, II ff. bereits eine übersicht über den lautstand dieser hs. gegeben, doch schien eine genauere untersuchung erforderlich.

Einmal galt es festzustellen, wieviele hände an D geschrieben haben. Lachmann hatte drei unterschieden. Martin und neuerdings Schreiber vermuteten auf grund eines wechsels der schreibgewohnheiten noch mehr hände.

Zweitens waren die der zahl nach bestimmten schreiber einzeln in ihrem lautstand darzustellen. Es ging nicht an, durch darstellung des lautstandes im ganzen die gefundenen grenzen wieder zu verwischen. Ziel war vielmehr, die einzelnen schreiber deutlich zu charakterisieren und ihre persönlichen schreibgewohnheiten kennen zu lernen. Dadurch sollte nicht nur ein blick in die vorüberlieferung von D getan werden, sondern die arbeit glaubte so auch am ehesten zur kenntnis mittelalterlich-deutschen schriftwesens beitragen zu können.

Drittens will die untersuchung dem dienen, der über die entstehungsgeschichte des Parzival zu arbeiten beabsichtigt. Neuerdings hat man von zwei seiten diese aufgabe zu lösen versucht. Beide, Karg-Gasterstädt und Schreiber, haben ihre forschungen auf D stützen müssen. Nicht jedem aber ist die St. Galler hs. zugänglich. Deshalb dürfte eine möglichst genaue beschreibung von einigem nutzen sein.

Eine genaue zeit- und ortsbestimmung — die doch das eigentliche ziel einer handschriftenbeschreibung zu sein pflegt — hat diese untersuchung nicht erreicht. Aber selbst in diesem negativen ergebnis glaubt sie nicht unnütz zu sein, indem

sie nämlich an hand eines einzelnen falles zeigt, wie vorsichtig man überhaupt bei dergleichen bestimmungen verfahren muß und wie sehr man sich hüten muß, auf grund einiger dialekticismen den entstehungsort einer hs. angeben zu wollen. Erst wenn wir auf dem wege über das studium eines jeden schreibers der uns erhaltenen hss. zur kenntnis der schreibstuben gelangt sein werden, aus denen sie hervorgingen, erst dann werden solche bestimmungen mit einiger bestimmtheit gemacht werden können.

Eine 22×17.5 cm große, 230 blätter umfassende schwarzweiß-photographie des P., die mir herr professor Neumann aus dem besitze des Leipziger Germanistischen instituts liebenswürdigerweise über ein jahr lang zur verfügung stellte, sowie lichtbilder einiger partien des Nibelungenliedes (B), des Strickerschen Karl (C) und des Willehalm (K) liegen dieser arbeit zugrunde.

Die anregung gab mir herr geheimrat von Kraus, aber nicht nur die anregung, sondern auch die fähigkeit, sie durchzuführen. Er lehrte mich einsehen, daß es für den anfänger im wissenschaftlichen arbeiten vor allem darauf ankommt, seine kräfte am kleinen und kleinsten zu erproben, um sie so zu größeren arbeiten zu befähigen.

Verzeichnis der abkürzungen.

L = Lachmann, Wolfram von Eschenbach, 6. ausgabe, Berlin 1926. — Martin = Martin, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, Halle 1900. 1. teil: text; 2. teil: kommentar. — Michels = Mhd. elementarbuch[4], Heidelberg 1921. — Braune = Ahd. grammatik[4], Halle 1911. — Stadler = Über das verhältnis der hss. D und G von Wolframs Parzival, diss., Straßburg 1906. — Karg-Gasterstädt = Zur entstehungsgeschichte des Parzival, Halle 1925. — Schreiber = Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach, Frankfurt a. M. 1922. — Bartsch = Der Nibelunge Nôt, hrsg. von K. Bartsch, Leipzig 1870. — MWb. = Mhd. wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke, Leipzig 1854 — 66. — K = Die Klage, in Der Nibelunge Noth und die Klage, hrsg. von Lachmann, Berlin 1878. — Vogt und Koch = Geschichte der deutschen literatur, 1. bd., Leipzig 1920. — Könnecke = Bilderatlas zur geschichte der deutschen nationalliteratur, Marburg 1887. — Scherrer = Verzeichnis der hss. der stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875. — Lachmann = Der Nibelunge Noth und die Klage, hrsg. von Lachmann, Berlin 1878. — Laistner = Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchener handschrift (A), München 1886.

I. Einleitung.

1. Herkunft des St. Galler codex nr. 857.

Im februar des jahres 1768 kaufte der fürstabt Beda von St. Gallen mehrere hss., darunter eine prachtvolle altdeutsche pergamenths., die sich noch heute als nr. 857 in der stiftsbibliothek St. Gallens befindet.

Der hauptmann Leodegar, von dem sie Beda erwarb, war einer der nachkommen des Schweizer geschichtsforschers Aegidius Tschudy (1505—1572). Der hatte den codex seinen erben hinterlassen und mit seinem übrigen nachlaß war dieser 1652 nach schloß Gräplang (im bezirk Sargans) gebracht worden.

Wo Tschudy ihn aufgefunden hat, wissen wir nicht. Wenn wir indessen in der geschichte seines lebens lesen, daß er in Sargans, Rorschach, Baden und Glarus landvogt gewesen sei und die klosterbibliotheken dieser kantone mit unermüdlichem eifer durchforscht habe, um material zu sammeln für eine geschichte seines vaterlandes; daß er zudem ein paar jahre der verbannung aus seiner vaterstadt Glarus benutzt habe, in gleicher absicht die archive des klosters Einsiedeln zu durchsuchen, so vermuten wir, er habe den codex in einem dieser kantone, im Aargau, in Schwyz, in Glarus oder in St. Gallen gefunden und erworben.

Erinnern wir uns ferner, daß die beiden alten Nibelungenhss. A und C in Hohenems und Werdenberg aufgefunden wurden, dann werden wir den auffindungsort auch dieses codex, der neben dem Parzival und Willehalm Wolframs und dem Karl des Stricker auch eine alte Nibelungenabschrift (B) enthält, zunächst im kantone St. Gallen oder hart an seiner grenze, in Hohenems suchen.

Leider können wir die geschichte der hs. nicht weiter in die jahrhunderte zurückverfolgen. Zwar finden sich von einem früheren besitzer spuren in einzelnen beischriften des 15. jh.'s, doch sind sie zu gering, als daß sie uns den weg nach dem entstehungsort der hs. zu zeigen vermöchten.

2. Format und paginierung.

Obgleich unsere untersuchung sich im wesentlichen nur mit dem ersten teile des codex, der Parzivalhs. D, beschäftigen wird, so soll doch zuvor eine gesamtübersicht gegeben werden: wird doch zuweilen die erkenntnis eines dinges dadurch erleichtert, daß man den notwendigen oder zufälligen zusammenhang mit anderen dingen, in dem es uns entgegentritt, nicht ganz außer acht läßt.

Der codex hat ein format von 31 ½ zu 21 ½ cm (vgl. die ausführliche beschreibung bei Scherrer s. 291 ff.), ist durchlaufend doppelseitig-zweispaltig beschrieben und enthält 318 blätter oder 636 seiten, die aber irrtümlich als 693 paginiert wurden, weil man von seite 206 auf 261 übersprang und seite 414 überging.

Der einband stammt aus dem 16. jh. und gleicht sehr dem von Keßlers Sabbata auf der St. Galler stadtbibliothek. Vermutlich ließ ihn Tschudy anfertigen.

Ist dem so, dann wird auch die paginierung von ihm stammen, denn das erste pergamentblatt der ersten lage trägt die zahl 5, die beiden papiervorsatzblätter des einbandes sind also mitgezählt worden.

Diese späte paginierung regt zu der frage an, ob die einzelnen gedichte des codex von jeher in einem bande vereinigt waren, oder ob Tschudy mehrere hss. zusammenbinden ließ; m. a. w.: handelt es sich bei dem codex, wie er uns heute vorliegt, um einen sammelband oder um eine sammelhandschrift?

Der erörterung dieser frage diene die folgende übersicht als grundlage.

3. Inhalt des codex.

a) Die Parzivalhs. D.

Sie erstreckt sich über 15 lagen. Drei hände lassen sich paläographisch deutlich voneinander abgrenzen. Näheres siehe seite 315 ff.

Die letzten beiden seiten (s. 289 und 290) sind leer. Tschudy hat auf s. 290 ein namenregister zum Nibelungenliede ein-

getragen. Dieses, wie seine zahlreichen randverweisungen auf orts- und personennamen, die im texte vorkommen, zeigen übrigens, daß er ein vorwiegend historisches interesse an dem codex nahm.

b) Die Nibelungenhs. B.

Mit der ersten seite (s. 291) der 16. lage beginnt die abschrift des Nibelungenliedes. Lachmann (s. VI) und nach ihm Bartsch (s. VI) geben an, ein vierter schreiber habe die abschrift begonnen und sie dann noch auf derselben ersten seite nach 21, 1 *geheizen* dem dritten schreiber des Parzival abgetreten. Laistner (s. 16) stützt hierauf die vermutung, B habe den text bewußt und selbständig modernisiert: 'die modernisierung des einganges stützt sich auf die ersten 21 strophen. Genau so weit aber reicht die erste der drei hände, welche in B zu unterscheiden sind; und nachdem die weglassung der strophe 21 dadurch gesichert ist, daß hinter 20 der anfang von 22 *Sivrit was geheizen* gesetzt ward, reicht der erste schreiber dem zweiten die feder. Es scheint, er wollte ihm nur zeigen, in welchem sinne die modernisierung vorzunehmen sei.'

In wahrheit liegen die dinge gerade umgekehrt: der dritte schreiber schrieb die erste strophe (*Ez wuochs* . . .) vor, reichte dann dem vierten die feder und nahm sie ihm bei 21, 1 wieder aus der hand, weil die zu nachlässig schrieb.

Zum beweise dessen vergleiche man das facsimile der ersten Nibelungenseite, das Laistner selbst im anhange seines buches gibt.

Daß die hand der ersten strophe die des dritten Parzivalschreibers ist, mag später deutlich werden, wenn die schreibgewohnheiten dieser hand beschrieben sein werden. Daß aber schon die zweite strophe (*Ir pflâgen* . . .) von anderer hand ist, von derselben, die bis 21, 1 *geheizen* schrieb, geht aus folgenden beobachtungen hervor:

Das *e* der zweiten und folgenden strophen unterscheidet sich von dem der ersten dadurch, daß sein rundbogen eckig geschweift und sein senkrechter schaft gebrochen ist. Diese brechung geht bald so weit, daß der untere teil dieses schaftes zuweilen wagerecht liegt.

Das *z* der zweiten strophe ähnelt noch dem der ersten, ist ihm offenbar nachgebildet, aber es verrät, indem sein schräger abstrich stets nach rechts abbiegt, doch die andere hand. Man vgl. 2, 2 *daz* (zählung nach Bartsch) und 2, 3 *geheizen* mit 4, 3 *v̂z*, 5, 2 *vnmazen*, 5, 4 *Ezelen*, 6, 1 *Wormeze* usw. Schon in der dritten strophe tritt sodann eine freiere, verschnörkelte form des *z* auf, die in 7, 4 *grozer*, 9, 4 *Alzeiye*, 13, 2 *zoge* usw. freier und freier wird. —

Der untere bogen des *g*, der anfangs mit der ruhigen form des dritten schreibers (z. b. 2, 1 *magedin*) noch einige ähnlichkeit hat (z. b. 4, 1 *kvnege*), wird bald gebrochen.

Die ligatur *æ* unterscheidet sich deutlich von der des dritten schreibers.

Überhaupt wird die schrift, die sich anfangs so sehr nach der musterstrophe richtete, daß str. 1—3 auf den ersten blick sich kaum voneinander unterscheiden, bald schnörkelhaft und undeutlich. Bögen werden scharf unterbrochen; *c*, *t*, *n* am wortende, *r* auch im wortinnern mit langen, die deutlichkeit der schrift stark beeinträchtigenden zierstrichen versehen. Große buchstaben werden mehr schwungvoll als deutlich geschrieben.

Mit dieser, den jüngeren schreiber verratenden verschnörkelung geht eine auffallende nachlässigkeit des abschreibens hand in hand. Öfter ist radiert und einmal (16, 1) hatte der schreiber erst eine strophe überschlagen, was er durch unschönes streichen des fälschlich geschriebenen richtigstellt. Vielleicht ist auch das fehlen der dritten strophe auf seine nachlässigkeit zurückzuführen. Jedenfalls aber darf man ihm nicht mit Laistner eine kritische haltung gegenüber seiner vorlage zutrauen.

Daß er der schule des dritten schreibers angehörte, daß er womöglich sein schüler war, geht aus der übereinstimmung der schreibgewohnheiten beider hervor: rundes *r* kommt nie vor; *d* hat stets runden, nie mehr geraden schaft; *w* ist nirgends mehr *vv*. Das lange *s* wird nicht nur am wortanfang und im innern des wortes, sondern auch meistens am ende gebraucht; nur einmal kommt rundes *s* vor: 15, 3 *svs*. Für *u* wendet er stets *v* an, das nach *w* unbezeichnet bleibt. Die abkürzungen des dritten schreibers sind auch ihm geläufig, nur wendet er sie viel häufiger an.

Der ihm anvertrauten aufgabe zeigte er sich aber so wenig gewachsen, daß ihm der dritte schreiber schon auf der ersten seite die feder wieder aus der hand nahm und selbst weiter schrieb bis in die ersten seiten der 17. lage (392, 4).

Mit der 393. strophe beginnt eine fünfte hand. Sie ist altertümlich grob, unbeholfen. Vgl. bei Laistner das facsimile der seiten 413—416, auf denen der schluß des Nibelungenliedes und der anfang der Klage steht. Außerdem findet man bei Vogt und Koch s. 162f. eine nachbildung der strophen 1713 *vil gemeit* bis 1731 *sprach der*.

Hauptkennzeichen dieser schrift sind:

Neben dem häufigen runden *d* steht zuweilen noch das alte mit geradem schaft. — Neben langem *s* am wortende steht wahllos rundes. — Rundes, angelehntes *r* kommt nie vor. — Die ligaturen *æ* und *st* sind stets angewendet. Sonstige buchstabenverbindungen kommen nicht vor, *w* ist stets *vv*. — Neben *v* für *u* kommt *u* vor. *u* nach *w* bleibt unbezeichnet. — *iu* vor *w* ist *i*. — *uo* ist meistens *u* oder *v*. — *ou* ist stets *ou*, nie *o̊*; vor *w* ist es *o*. — *f* und *v* wechseln regellos. — Neben *sch* kommt sehr oft *sh* vor. — Das alte *h*-förmige *z* ist sehr selten. —

Dieser fünfte schreiber copiert die Nibelungen ganz (bis s. 416 der 23. lage) und schließt auf derselben seite die Klage an, die mit der letzten seite der 25. lage (s. 451) endet.

c) Die hs. C des Strickerschen Karl.

Mit der 26. lage beginnt der fünfte schreiber die abschrift des Karl, tritt die arbeit aber bereits auf s. 455 an einen sechsten ab.

Des sechsten schreibers schrift ähnelt der des dritten, ist aber flüchtiger und schräger geschrieben. Die fast völlige übereinstimmung ihrer lautbezeichnungen mit denen der dritten hand verrät die gleiche schule; einige unterschiede finden sich dennoch, z. b. daß er keine abkürzungen anwendet, das *h*-förmige *z* nie schreibt und *c* für *z* nicht gebraucht. —

Er beendet die abschrift des Karl mit s. 558 der 32. lage, sodaß s. 559 leer bleibt. — Nach dem schluß des gedichtes findet sich auf s. 558 von späterer hand der anfang einer umschreibung der zehn gebote.

d) Die Willehalmhs. K.

Die erste seite der 33. lage ist frei geblieben als schutzblatt für die auf der zweiten seite am anfange des Willehalm stehende, prunkvolle initiale. Das ganze auch sonst auf das prächtigste ausgestattete gedicht ist von einer hand geschrieben. Es ist — wie schon Lachmann angab — die dritte des Parzival, die hier aber ein wenig größer und vor allem noch sorgfältiger, unausgeschriebener ist.

An die letzte, die 40. lage sind noch drei blätter angefügt; s. 692 und 693 blieben frei. Von späterer hand ist hier ein bruchstück des spruches auf Maria vom meister Friedrich vom Suonenberg eingetragen worden.

4. Sammelband oder sammelhandschrift?

Aus der inhaltsübersicht geht hervor, daß jedes gedicht mit einer neuen lage beginnt, nicht zufällig, sondern absichtlich.

Mit dieser einrichtung war eine pergamentverschwendung verbunden, zu der man sich in jenen zeiten nicht ohne grund entschlossen haben wird, zumal innerhalb der gedichte der raum sehr gewissenhaft ausgenutzt ist.

Wäre der codex eine sammelhandschrift und hätten alle schreiber gleichzeitig geschrieben, dann wäre die tatsache, daß jedes gedicht mit einer neuen lage beginnt, ohne weiteres erklärlich. Jeder mußte das ihm zugewiesene gedicht mit einer neuen lage beginnen, weil er nicht wissen konnte, wo der andere aufhören würde.

Nun haben aber die schreiber nicht gleichzeitig, sondern nacheinander geschrieben; das beweist die tätigkeit des dritten schreibers an den Nibelungen, am Parzival und am Willehalm, das beweist ferner der umstand, daß die neuen hände nie mit einer neuen lage beginnen. — Also arbeiteten die schreiber nacheinander.

Warum beginnt dann aber jedes gedicht mit einer neuen lage? Welche gründe sprechen denn überhaupt für die annahme, der codex sei eine sammelhandschrift und kein sammelband?

Scherrer (s. 292) führt die folgenden an: 1) 'Das pergament scheint überall dasselbe.' Daß es aber nicht überall dasselbe ist, geht aus seiner eigenen bemerkung

hervor: mit der 17. lage leide die schrift durch das schlechter werdende, fließende pergament. — 2) 'Nur die erste, abgeriebene und beschmutzte seite hat das aussehen eines außenblattes; die anfänge der übrigen gedichte sind bloß am rande stark abgegriffen.' Diese beobachtung beweist nichts, umsoweniger, als eben doch alle anfänge mehr oder minder abgegriffen sind. Zudem betont Lachmann (s. VI), daß auch die erste seite des Nibelungenliedes stark abgeschabt sei. — 3) 'Sämtliche verzierungen können von einem buchstabenmaler eingetragen sein.' Wir werden später gelegenheit haben, darauf hinzuweisen, daß bereits am Parzival vermutlich zwei maler tätig gewesen seien. Die malerische ausstattung des Willehalm ferner unterscheidet sich ganz wesentlich von der aller übrigen gedichte. — 4) 'Die verschiedenen hände greifen von einem gedichte in das andere über.' Dieses argument ist das einzige beachtenswerte. Aber es beweist doch nur, was auch die vergleichung der schreibgewohnheiten der verschiedenen hände zeigt: daß die gedichte aus einer schreibstube stammen, nicht aber, daß sie von anfang an zusammengebunden wurden. Gegen diese annahme spricht das fehlen einer ursprünglichen paginierung und signierung; spricht ferner der neue einband, sowie die gar zu unterschiedliche ausstattung der gedichte; spricht vielleicht auch die tatsache, daß der Willehalm erst auf der zweiten seite der lage begonnen wurde; spricht vor allem aber der umstand, daß jedes gedicht mit einer neuen lage beginnt.

Solange nicht gewichtigere gründe als die Scherrers beigebracht werden, halten wir an Lachmanns annahme fest, der codex sei ein sammelband, und glauben daher, in dieser arbeit die Parzivalhs. allein untersuchen zu dürfen. Die übrigen hss. des bandes sollen nur soweit herangezogen werden, als sie vom dritten schreiber geschrieben sind.

II. Allgemeines zur Parzivalhs. D.

Die hs. D umfaßt 15 lagen. Die ersten 14 haben 16 seiten, die letzte nur acht. Ursprünglich war sie auf drei statt vier doppelblätter angelegt. Als der schreiber indessen sah, daß

er auch diesen raum nicht ganz benötigen würde, hat er noch vor dem schreiben zwei blätter herausgeschnitten, sodaß der heftfaden zwischen dem 3. blatt und dem 1. falz liegt. Das letzte blatt hat er als schutzblatt und um des besseren einbindens willen belassen.

Die erste seite ist ziemlich stark beschädigt; manche buchstaben sind gar nicht, andere schwer zu lesen, weil eine spätere hand unverständig gebessert hat (vgl. L s. XV).

Ganz oben auf dieser ersten, stark beschnittenen seite steht in abgeriebener und verblaßter schrift *Gagmvret* ... *Herze* ... *y* ... (vgl. Schreiber s. 108). Indessen stammt auch diese überschrift wohl von späterer hand, denn alle anderen gedichte des codex entbehren einer solchen.

Der text ist fortlaufend doppelseitig-zweispaltig geschrieben. Nur an zwei stellen ist etwas raum frei geblieben: 1) auf s. 40, sp. a unten drei zeilen, weil die nächste spalte (129, 5) mit einer fünf zeilen hohen initiale beginnt; — 2) auf s. 73, sp. a unten zwei zeilen, aus dem gleichen grunde; doch ist hier zu beachten, daß zwei verse des textes fehlen, nämlich 248, 29 und 30 (vgl. VI, 4, E. 13).

Die spalten zählen durchweg 54 zeilen. Nur auf s. 90 und 91, den innenseiten eines doppelblattes, sind versehentlich 55 zeilen liniiert und beschrieben worden.

Die liniierung besteht aus 5 senkrechten und 54 wagerechten, mit dem zirkel abgesteckten und mit tinte (in der ersten lage) oder blei (in den übrigen lagen) gezogenen linien.

Die hs. ist in abgesetzten versen geschrieben, doch ist dies princip einigemale durchbrochen, wovon später die rede sein soll.

Zunächst ist festzustellen, von wie vielen händen D geschrieben wurde.

III. Die zahl der schreiber in D.

Lachmann (L s. XV) gibt an, die hs. D sei von drei händen geschrieben, die zweite, am wenigsten gebildete, fange 16, 4 *algeliche* an, die dritte 18, 30 *dar nach*. — Martin (1, II) stimmt ihm in der abgrenzung der ersten beiden hände zu,

bemerkt aber zur partie des dritten schreibers: der wechsel der schreibgewohnheiten in der lautbezeichnung deute wohl auf verschiedene hände, wenn er gleich schon von der vorlage herstammen könnte. — Schreiber (s. 109) spricht von 'mindestens' drei händen und stellt ein versehen Lachmanns richtig: die zweite hand beginne schon 16, 3: *in daz chvnecheriche.*

1) Paläographische abgrenzung der schreiber.

a) Der erste schreiber.

Die erste hand schreibt bis 16, 2 *zazamanch* (s. 9, mitte der ersten spalte). Ihre schrift ist sorgfältig, deutlich und ohne schnörkel und ähnelt moderner gotischer druckschrift. Die buchstaben stehen unmittelbar auf den mit tinte gezogenen linien. Das *a* hat die entwicklung der got. form, in der der obere bogen bis auf die untere ausbauchung herabgeführt ist, ebenso wie bei den übrigen beiden schreibern noch nicht vollendet. — *e* am wortende hat einen feinen zierstrich, der die obere rundung nach unten abschließt und im wortinnern zur verbindung mit dem folgenden buchstaben dient. — Der schaft der oberlängen ist oben etwas verdickt und nur selten gespalten. — Neben dem runden *d*, dessen schaft am versanfange oft flach liegt und über die senkrechte anfangslinie hinausragt, kommt noch wahllos das alte *d* mit geradem schaft vor. — Am wortende steht öfter neben dem alten langen *s* das neue runde. — Das *i* hat schon oft den *i*-strich. — Der untere bogen des *g* ist geschlossen. — *n* und *m* am versende sind meistens mit dem schlußpunkt verbunden. — *w* ist nie mehr *vv*. — *v* und *w* am wortanfange haben einen verlängerten anstrich. — Die ligaturen *st*, *æ* und *pp* sind stets angewendet, ebenso die buchstabenverbindung *or* (mit rundem *r*). Im übrigen kommt nur gerades *r* vor. Dieses *or* unterscheidet den ersten schreiber von allen übrigen des codex. Die sonstigen regeln Wilhelm Meyers über die buchstabenverbindungen in der got. schrift finden hier noch keine bestätigung, doch lehnt das *e* sich zuweilen bereits an rundbögen an.

b) Der zweite schreiber.

Eine zweite hand schreibt die s. 9 zu ende. Auf den ersten blick ist diese hand kaum von der ersten zu unter-

scheiden; bei genauerer betrachtung aber sieht man, daß sie unsorgfältiger, undeutlicher und ein wenig nach rechts geneigt ist. Die buchstaben stehen zwischen, nicht auf den zeilen. Die haarstriche fehlen oft, sodaß z. b. *mir* von *in ir* kaum zu unterscheiden ist, zumal *i*-striche ganz fehlen. — Die oberlängen sind weder verdickt noch gegabelt, sondern einfach nach links umgebogen. — *g* ist unten offen. — *d* mit geradem schaft kommt nie vor. — Ebenso fehlt das runde *r*. — Die ligaturen *st*, *æ* und *pp* sind stets angewendet. — Mehr als die des ersten schreibers hat diese schrift die neigung, rundbögen aneinanderzuschreiben, so bei *da*, *de*, *do*, *be*, *bo*, *he*, *ho*, *we*, *va* usw.

c) Der dritte schreiber.

Auf der 10. seite, oben (bei 18, 30 *dar nach* . . .) setzt der dritte schreiber ein. Seine schrift ist weniger gemalt, mehr geschrieben. Grundstriche und haarstriche sind, zumal auf den ersten seiten, fast gleich stark, wodurch die schrift zierlich erscheint, obwohl sie keine zierstriche kennt und mehr nach deutlichkeit denn schönheit strebt.

Die oberlängen sind gegabelt; *m*, *n* und *i* deutlich voneinander geschieden. — Der *i*-strich, der sich seit dem 12. jh. zuerst über *ii* einbürgert, um es von *u* zu unterscheiden, und der sich 80, 15 in *filliiroy* findet, kommt auch über alleinstehendem *i* öfter vor (vielleicht ist auf das fehlen dieser *i*-striche in der vorlage die schreibung *fillvroy*, die in D sehr häufig ist, zurückzuführen?). — Geradschaftiges *d* und rundes *r* finden sich nirgends. — *w* ist nie *vv*. — Über *y* steht oft ein punkt. — Die ligaturen *st*, *æ* und *pp* werden stets, andere buchstabenverbindungen nie angewendet. — Während die ersten beiden hände nur das neue *z* schreiben, wendet die dritte einige male das alte, *h*-förmige *z* an: im ersten buche 9 mal, im übrigen teile des gedichtes 32 mal; es steht aber in 14 von diesen fällen auf rasur. Es wird der vorlage zuzurechnen sein: einmal, weil dieser schreiber, wie bald zu zeigen sein wird, seine vorlage sehr gewissenhaft copierte und im anfange zweimal auch die gleichfalls altertümliche form *Z*[1])

---

[1]) In ermangelung eines besonderen zeichens drücke ich im folgenden dies lange *z* sowie das *h*-förmige *z* durch die initiale *Z* aus.

abmalte: 91, 30 *herZenliche*; 108, 23 *daZ*. — Daß das lange *ƶ* in der vorlage stand, beweist nicht nur die seltenheit seines vorkommens in D, sondern auch der umstand, daß der zweite schreiber, der eigennamen nicht groß zu schreiben pflegt, *Zalexandrie* copiert (vgl. V, 2, c); — zweitens, weil dieses alte *h*-förmige *ƶ* nur in der ersten lage, in der die genauigkeit des abschreibens gewiß am größten war, öfter vorkommt; — drittens, weil die übrigen sehr wenigen fälle sich wahllos über das ganze gedicht verteilen, was eine erinnerung durch die vorlage voraussetzt; — viertens, weil in der letzten hälfte des gedichtes, in der, wie noch zu zeigen sein wird, die vorlage einen anderen schreiber hatte, das *h*-förmige *ƶ* eine andere form hat als in der ersten; — fünftens, weil es sehr oft auf rasur steht oder nachträglich angefügt erscheint, was in dem corrigierenden vergleichen der abschrift mit der vorlage seine erklärung findet, z. b. 484, 4 *eƶ* in *erZ* verbessert; — sechstens, weil der schreiber zuweilen erst zum *ƶ* ansetzt, dann aber das *h*-förmige *ƶ* schreibt, z. b. 823, 6 *eƶ* zu *eZ*; — und endlich, weil einige fehler auf ein *h*-förmiges *ƶ* der vorlage hinweisen: 473, 29 *doch* statt *ƶôch*; 480, 9 *Arlt* statt *arƶt* (man beachte die mißverstehende großschreibung!); 750, 8 *ûf* statt *ûƶ*. — 52, 12 *leZ* statt *lêch* deutet auf *lêh* der vorlage.

Das *h*-förmige *ƶ* kommt auch im Willehalm und in der von unserem schreiber stammenden partie des Nibelungenliedes vor: im Willehalm öfter, im Nibelungenliede seltener als im Parzival. Daran knüpfen wir die später zu stützende vermutung, daß der Willehalm vor dem Parzival und dieser vor dem Nibelungenliede abgeschrieben worden sei. —

Diese ausführungen über das alte *ƶ* setzten voraus, was erst noch bewiesen werden muß, daß nämlich von s. 10 bis zum ende des Parzival nur eine hand schrieb.

Wenn wir diesen beweis mit hilfe einer graphischen darstellung zu führen suchen, so möge man die heranziehung mathematischer darstellungsmethoden unserem streben zugute halten, das recht deutlich und anschaulich darzustellen, was hier zu zeigen war. Wir bleiben uns trotzdem bewußt, daß mittelalterliche hss. keine restlos aufgehenden rechenaufgaben sind.

Und was war zu zeigen? In der von Lachmann dem dritten schreiber zugerechneten partie finden sich eigentümliche wechsel in der lautbezeichnung. Die sind graphisch dargestellt worden, um ihre ursache zu ergründen.

2) Erklärung der graphischen darstellung.

Auf dem blatte (s. anhang) sind 17 curven untergebracht. Unter jedem curvenpaar sind die seitenzahlen (10. seite, 20. 30. usw.) eingetragen. Auf den wagerechten linien (den abscissen) sind die seiten in abständen von $2\frac{1}{2}$ mm abgesteckt. Das blatt beginnt links mit seite 10 und erstreckt sich nach rechts bis seite 200 (die darstellung auch auf die letzten 32 seiten der hs. auszudehnen, war zwecklos). Je $2\frac{1}{2}$ mm auf diesen wagerechten linien bedeuten eine seite der hs. Auf den senkrechten linien (den ordinaten) sind die zahlen des vorkommens der einzelnen lautbezeichnungen eingetragen und die so entstandenen punkte miteinander zu einer curve verbunden, von der man für jede seite der hs. ablesen kann, wie oft die betreffende lautbezeichnung auf ihr vorkommt.

Ein beispiel: curve I bezeichnet das vorkommen des *sch*, curve II das des *sc*. Auf s. 26 der hs. — (die seitenzahl ist durch einen kleinen senkrechten strich zwischen 20 und 30 angedeutet) — kommt das *sc* zweimal, das *sch* neunmal vor, wie die zahlen am linken und rechten rande des blattes ausweisen. — Auf s. 30 findet sich *sch* 9 mal, *sc* überhaupt nicht.

Für die übrigen curven gilt dasselbe.

Vergleicht man alle curven untereinander in bezug auf ihre höhe, dann kann man auch die häufigkeit der laute ablesen und wird z. b. finden, daß *sch* bedeutend häufiger vorkommt als etwa *öu* (curve V und VI).

Die senkrechten ausgezogenen linien bezeichnen die grenze der einzelnen lagen. Die zweite lage beginnt z. b. mit s. 21, die fünfte endet mit s. 84. Man vergleiche den unteren rand des blattes, wo die einzelnen lagen numeriert sind und ihre ausdehnung durch pfeile angedeutet ist.

Die senkrechten gestrichelten linien zeigen den ort der initialen, die in D vorkommen. Sie sind unten mit C,

D, E usw. bezeichnet. Welche von diesen initialen Lachmann zu bücheranfängen machte, liest man vom oberen rande des blattes ab, wo durch pfeile die einzelnen bücher abgegrenzt sind.

3) Beschreibung der einzelnen curven.

Curve I und II zeigen den verlauf der schreibungen für den *š*-laut. Eigennamen sind von der darstellung ausgeschlossen. Die *sch*-schreibung (curve I) herrscht in den ersten beiden büchern und im anfange des dritten durchaus vor, wird dann aber allmählich seltener, während die *sc*-schreibung (curve II) immer häufiger wird und schon bei s. 46 die *sch*-schreibung überwiegt. Bis etwa s. 58 halten sich *sch* und *sc* annähernd die wage, dann aber wird fast ausschließlich *sc* geschrieben, bis zum beginne des 9. buches. Von der initiale auf s. 128 ab wird plötzlich *sch* wieder häufiger, die *sc*-schreibung nimmt rasch ab. Zu beginn des 10. buches aber tritt allmählich wiederum ein wechsel ein: *sch* wird seltener und kommt bald nur noch ganz vereinzelt vor. Auf s. 152 überwiegt bereits das *sc* und bleibt dann durchaus vorherrschend. —

Die curven III und IV geben an, wann für den *tz*-laut *zz* und wann *tz* geschrieben wird. In den ersten beiden büchern schwankt die schreibung; vom 3. bis zum 9. buche aber wird fast nur *zz* geschrieben, im 9. buche ebenso ausschließlich *tz* und von da nach einem kurzen übergangsstück nur noch *zz*.

Die curven V und VI veranschaulichen ähnliche verhältnisse für die bezeichnung des *öu*-lautes. In den ersten büchern wird er stets *ev* geschrieben. Die wenigen *ě*-schreibugen sind vermutlich verbesserungen. Bis zum 9. buche findet man fast nur die bezeichnung *ě*, im 9. wieder *ev*, im 10. und in den folgenden büchern *ě*.

Die curven VII und VIII zeigen, daß anfänglich nur *ze* (= zu) geschrieben wird. Aber schon im 3. buche taucht die schreibung *ce* auf, bleibt zunächst selten, wird aber dann so häufig, daß sie die *ze*-schreibung bis zum 9. buche stellenweise überwiegt. Im 9. buche herrscht wieder *ze* vor, während vom 10. ab beinahe nur noch *ce* vorkommt.

Curve IX und X: Der laut *pf* wird anfänglich meistens mit *ph* bezeichnet. Vom 3. buche ab setzt sich allmählich die *pf*-schreibung durch und bleibt vorherrschend bis zum ende, weshalb diese curve von s. 80 an nicht weiter ausgezogen wurde. Nur die sehr selten vorkommenden *ph*-schreibungen sind noch eingetragen.

Curve XI und XII beweisen ähnliche verhältnisse für die schreibung des wortes *künec.* Dieses wird zunächst stets *kvnech*, vom 3. buche an aber immer *kvnec* geschrieben, weshalb auch diese curve von s. 90 an nicht weiter ausgezogen ist.

Curve XIII veranschaulicht doppelschreibungen wie *svss*, *chvss* usw. Zwar kommen sie im ganzen P. von s. 10 ab vor und sind auch im Wh. und Nl. dem dritten schreiber eigentümlich, aber im 9. buche sind sie auffallend häufig.

Curve XIV: das wort *Mvnsalvæsce* wird im 9. buche stets *Mvnsælvæsce* oder *Mvnsælvæsche* geschrieben.

Curve XV: das wort *oder* findet sich stets als *oder* und *odr.* Nur im 9. buche kommt ausschließlich *ode* vor.

Curve XVI: Parzival wird stets mit *z* und *v* geschrieben. Im 9. buche aber meist *Parcifal* oder *Parcival.* Vom 10. an wechseln die schreibungen *Parzival*, *Parcival* und *Parcifal.*

Curve XVII: anfangs schreibt der schreiber nur das lange *s.* Schon im 1. buche aber beginnt er, zunächst am versende, später auch am wortende, ein rundes *s* zu schreiben, dessen abstrich — und das ist eine ihm ganz allein eigentümliche form — unter die zeile geht. Nicht von diesem soll hier die rede sein; es geht beinahe gleichmäßig durch die hs. hindurch und wird nur immer häufiger, sodaß es schließlich sogar im wortinnern auftritt — sondern von einer nebenform, die den anderen schreibern allein geläufig ist, einer nebenform, deren abstrich nicht unter die zeile reicht.

Das vorkommen dieser form des *s* ist in der curve XVII dargestellt. Bereits im 1. buche taucht es zweimal auf und zwar im reime. In der mitte des 9. buches beginnt dieser buchstabe recht häufig zu werden und er bleibt es bis zum schlusse des gedichtes. Anfangs nur im reime bei fremdwörtern wie *kvrtoys*, *Franzoys* usw. gebraucht, taucht er allmählich auch in einheimischen wörtern auf und findet sich schließlich im vers- und sogar im wortinnern.

4) Die ursache der schwankungen in der lautbezeichnung.

Welches ist nun die ursache dieser schwankungen in der lautbezeichnung?

Wir sehen drei möglichkeiten:

1) Von s. 10 ab hätten mindestens vier hände geschrieben: die erste etwa bis zum 3. buche, die zweite bis zum 9., die dritte das 9., die vierte vom 10. bis zum letzten buche.

Diese annahme liegt am nächsten, ist aber nicht haltbar.

Denn einmal finden sich paläographisch in der ganzen partie keine unterschiede, die auf verschiedene hände deuten. Selbst wenn die hs. eine klosterhs. war und eine reihe von schreibern gleichmäßig sauber arbeitete, so würde sich doch die hand eines jeden an kleinigkeiten verraten, wie sie z. b. auf der ersten seite des Nibelungenliedes festgestellt wurden. Zudem ist trotz dieser schwankungen im einzelnen der lautstand des schreibers im ganzen einheitlich, wie bald näher zu zeigen sein wird. Die capitel über interpunction, großschreibung usw. werden diese einheitlichkeit gleichfalls erweisen.

Und endlich: wenn an den punkten, an denen die schreibgewohnheiten wechseln, neue hände ihre arbeit begonnen hätten, dann müßten die übergänge doch plötzlich stattfinden. Schrieb der schreiber der ersten beiden bücher *sch*, der des 3. bis 9. aber *sc*: wie erklärt sich dann der allmähliche, über ca 25 seiten sich erstreckende übergang? Auch an allen übrigen curven kann man diese allmählichen übergänge beobachten. —

Lachmanns angabe, von s. 10 bis zum schlusse des gedichtes habe nur ein schreiber geschrieben, besteht also zu recht.[1])

---

[1]) Es soll indessen nicht unerwähnt bleiben, daß eine allmähliche veränderung in den schriftzügen des dritten schreibers nicht zu verkennen ist: anfangs zierlich und dünn, werden sie allmählich etwas schreibflüchtiger und in den letzten lagen zuweilen ein wenig unsorgfältig in einzelnen buchstaben, eine entwicklung, die sich im Nibelungenliede fortzusetzen scheint. Dagegen stelle man die sorgfältig gemalten, etwas größeren buchstaben im Willehalm und man wird auch von hier aus zu der bereits geäußerten vermutung kommen, dieser sei vor dem Parzival und dem Nibelungenliede geschrieben worden.

2) Vielleicht hätte aber dieser schreiber seine arbeit mehrmals unterbrochen und brachte, von anderen schreibarbeiten kommend, die dort geübten schreibgewohnheiten mit?

Unterbrechungen der langen arbeit — erholungspausen — scheinen nicht ausgeschlossen. Aber die neuen schreibgewohnheiten stammen nicht aus der beschäftigung mit anderen arbeiten. Allein die fälle *Mvnsælvæsce* und *Parcifal* sprechen gegen eine solche annahme. Sodann ist die wiederkehr mancher schreibungen der ersten bücher im 9. buche, *sch*, *ev*, *tz* usw., auffällig. Sie könnte einen augenblick zu der annahme verführen, das 1., 2. und 9. buch seien zuerst und dann erst die folgenden abgeschrieben worden; da aber das 9. buch nicht mit einer neuen lage beginnt, ist diese annahme unhaltbar, ganz abgesehen von den verschiedenheiten der schreibung, die sich neben den übereinstimmungen in diesen partien finden. —

3) Die beste erklärung für den wechsel in den schreibgewohnheiten scheint deshalb die dritte möglichkeit, daß dieser wechsel nämlich aus der vorlage stamme, sei es, daß unser schreiber mehrere vorlagen benutzte oder sei es, daß an seiner vorlage mehrere hände tätig gewesen waren, die unter seiner abschrift noch deutlich hervorschimmern, ähnlich wie der ursprüngliche text eines palimpsestes.

Nimmt man das an, dann lassen sich die curven am einwandfreiesten erklären, z. b. die ersten beiden curven:

In den ersten beiden büchern bot die vorlage *sch*. Der schreiber übernahm es, umsomehr, als es die ihm gemäße bezeichnung des lautes war, wie die anderen gedichte ausweisen. Vom 3. mit 8. buche hatte die vorlage *sc*. Anfänglich gebraucht unser schreiber das *sch* noch weiter, er geht dann aber allmählich zum *sc* der vorlage über, bis diese im 9. buche wieder umspringt, usw.

Man beachte, daß die übergänge von *sc* und *sch* rascher stattfinden als die von *sch* zu *sc*, was sich daraus erklärt, daß *sch* das dem schreiber eigentümliche war. —

Versucht man, die punkte genauer abzugrenzen, an denen die vorlage sich in der schreibung änderte, so muß man stets die schreibgewöhnung in rechnung setzen. Hatte der schreiber 26 seiten *sch* geschrieben, so wird er, wenn

seine vorlage sich plötzlich änderte, nicht auf einmal *sc* geschrieben haben. Infolgedessen darf man nicht s. 46, auf der zum ersten male die *sc* den *sch* überwiegen, als grenzpunkt der vorlage annehmen, sondern wird diesen weiter vorrücken müssen. Der übergang wird umso länger sein, je häufiger der laut ist. Auch diese erwägung wird durch die curven bestätigt: man vergleiche I und II mit III und IV, V und VI.

So werden wir kaum fehlgehen, wenn wir den wechsel der vorlage oder ihrer schreiber bei der zweiten initiale des 3. buches (s. 40) oder aber beim anfang des 3. buches selber ansetzen.

Beim 9. buche mag man nach der art, wie die curve I jäh anhebt, den wechsel in der vorlage bei der zweiten initiale des 9. buches (s. 128) anzusetzen geneigt sein. Indessen widersprechen dem die curven XIV, XV und XVI, die deutlich zeigen, daß die vorlage schon bei der ersten initiale des 9. buches wechselte und wir für die übrigen curven wiederum schreibgewöhnung anzunehmen haben.

Der letzte punkt, an dem die vorlagenschreibung wechselte, wird bei der ersten initiale des 10. buches (s. 144) zu suchen sein; das beweisen wiederum die curven XIV, XV und XVI. —

Solange die übrigen alten Parzivalhss. nicht in ähnlicher weise untersucht sind, kann man über eine einfache darlegung des tatbestandes kaum hinausgehen. Es erscheint zwar auffällig, daß die schreiber der vorlage gerade beim 3. und 9. buche wechselten, den büchern, die bei den fragen der entstehungsgeschichte des Parzival eine gewisse rolle spielen, indessen läßt unsere untersuchung einen zwingenden schluß auf die zusammensetzung der vorlage nicht zu.

Dennoch ist die erkenntnis der schwankungen in der vorlage nicht ganz ohne wert, gibt sie uns doch ein bild von der tätigkeit, von dem charakter unseres schreibers. Wir sehen, wie genau er seine vorlage zu copieren trachtet. Allerdings werden wir ihm, wie später noch zu zeigen sein wird, eine gewisse selbständigkeit der schreibung nicht absprechen können, aber eine kritische, verbessernde tätigkeit gegenüber seiner vorlage, wie sie manchem seiner berufsgenossen eigen war, trauen wir ihm n i c h t zu.

Wenn immer wieder der text von D als der alte und ursprüngliche angesehen wird, so ist man mit dieser ansicht im rechte, soweit die vorlage von D den ursprünglichen text bewahrt hat.

Von hier aus wird deutlich, wie vorsichtig man bei der zeit- und ortsbestimmung einer hs. verfahren muß. Wenn einer seine vorlage so getreu copiert, daß er selbst alte buchstabenformen und lautbezeichnungen übernimmt, dann darf man auf diese für die abschrift keine zeitbestimmungen stützen.

Die erkenntnis der schwankungen in der vorlage hat einen wert auch insofern, als sie uns bei aufstellung des lautstandes der drei Parzivalschreiber mit etwas freierem blick das zu überschauen gestattet, was nicht aus der vorlage stammt, sondern ihnen selber eigentümlich ist. Ergänzend wollen wir dabei den Willehalm und das Nibelungenlied zu rate ziehen, um ein möglichst deutliches bild vom dritten schreiber zu bekommen.

Endlich aber gestattet der durch unsere untersuchung gewonnene einblick in die getreue art des abschreibens einen schluß auf die vorlage in folgender beziehung:

Der dritte schreiber, der sich aller dialekteigentümlichkeiten sorgfältig enthält, schreibt für *k* fast immer das bair.-al. *ch*. Dieses *ch* wird schon in seiner vorlage gestanden haben, denn wegen der buchstabengetreuen art seines abschreibens ist ihm eine umsetzung der vorlage nicht zuzutrauen.

Dieser schluß wird bestätigt durch folgende fehler: 287,23 *mit vorchte* statt *mit volche*. Das *t* ist erst vom corrector eingefügt, der das *vorche* des schreibers mißverständlich zu *vorchte* ergänzte, ohne das *c* zu löschen; *vorche* hat der schreiber aus *volche* verlesen, sind doch *r* und *l* der vorlage sehr oft gedankenlos verwechselt (vgl. die beispiele in VI, 4, H). — 408, 3 *roch* statt *doch* zeigt, daß der schreiber *ch* statt *k* in der vorlage gewohnt war. — 710, 24 *doch ein* statt *dô kein* konnte nur aus *do chein* der vorlage entstehen.

Weiteres über die vorlage soll gelegentlich erwähnt werden.

IV. Der erste schreiber.

1. Lautstand.

A) Vocalismus der hauptsilben.

Kurze vocale:[1])

1) **a** = a: 14, 27 *ancher* usw. — 2) **ë, ä** = e: 6, 2 *elter*, 13, 14 *elliv* usw.; — = æ nur in 14, 29 *ænchere*. — 3) **ë** = e: 6, 19 *sehen* usw.; — = i: 1, 18 u. ö. *iz*, 7, 1 u. ö. *hilfe*. — 4) **i** = i: 6, 22 *niht* usw.; — = y öfter in eigennamen und fremdwörtern: 9, 12 *Gylstram*, 10, 15 *fillvroy*, aber 14, 3 *Babilon*. — 5) **o** = o: 16, 19 *mohte* usw. — 6) **ö** = o: 12, 9 *er mohtez* usw. — 7) **u** = u zuweilen, z. b. 5, 3 *sunder*; — = v meistens, z. b. 14, 2 *vrkvnde*; — = v̊ (ů) öfter, z. b. 3, 17 *rv̊bin*, 1, 25 *kůrze* usw. — 'In hss., die v für v und u, oder u für u und v setzen, soll durch ů, v̊ ... der vocal u bezeichnet werden' (Pfeiffer, Germ. 6, 357 ff.). — 8) **ü** = v (u): 1, 22 *antlvzes*, 10, 2 *uber* usw.; — = v̊ (ů) zuweilen, z. b. 5, 17 *kv̊nige*, 4, 7 *kůnden*; — = iv nur in 10, 1 *fivnf*; — = v̂ nur in 2, 25 *fv̂r*. —

Lange vocale:

9) **â** = a: 5, 3 *wan*, 14, 19 *wât*, 14, 20 *smarát* usw. — 10) **æ** = e meistens, z. b. 1, 3 *gesmehet*, 13, 1 *were*, 2 *mêre*; — = æ nur in 4, 18 *træchliche wís*. — 11) **ê** = e: 5, 29 *sere*, 6, 25 *hêre*, 14, 6 *é* usw. — 12) **î** = i: 1, 15 *bi*, 1, 15 *bîspel*, 4, 28 *lít* usw. — 13) **ô** = o: 8, 15 *owe*, 5, 7 *tôt*, 6, 1 *tót* usw. — 14) **œ** = o: 11, 21 *horen*; — = ô nur in 13, 3 *hôhsten*. — 15) **û** = v (u): 9, 21 *vf*, 6, 3 *uz* usw.; — = v̊ (ů): 13, 14 *v̊f*, 1, 1 *nahgebûr*, 2 *sûr*, 12, 23 *dv̂hte* usw. — 16) **iu** = iv (iu): 1, 8 *beidiv*, 3, 29 *iuch*, 1, 16 *lîvten* usw.; — = i vor w, z. b. 4, 9 *niwen*; — = iv̊ nur in 3, 18 *aventiv̊re*. — Zwischen dem alten diphthong, dem û-umlaut, dem umlaut des iu (*liute* < *liuti*) und dem iu in fremdwörtern wird nicht unterschieden. — 17) **ei** = ei: 1, 7 *geil*, 8 *teil* usw.; — = ai nur in 15, 11 *sait*. — 18) **ie** = ie meistens, z. b. 12, 5 *liebe*; — = i öfter, z. b. 1, 22 *di*, 1, 30 *idoch*, 2, 10 *vlihent*, 6, 9 *enpfingen*, 10 *anegevingen*, 11, 11 *dinest*, 8, 21 *lîp*, 22 *dîp*, 11, 4 *niman*. — 19) **uo** = v̊ (ů): 5, 15 *vnfrût*, 16 *armv̊t* usw.; — = v (u) zuweilen, z. b. 6, 15 *bruderliche*, 8, 17 *fvren*; — = ° nach w, immer, z. b. 12, 24 *gewv̊c*; — 20) **üe** = v̊ (ů): 3, 21 *prûven*, 4, 18 *chûne*, 4, 19 *grûze*, 20 *sûze* etc.; — = ° stets nach w: 15, 10 *swv̊re*; — = v (u) zuweilen, z. b. 6, 20 *mvse*, 14, 21 *geprvvet*, 13, 6 *rv̂men*. — 21) **ou** = ov (ou) meistens, z. b. 1, 12 *ouch*, 1, 21 *trovm*; — = ǒ nur in 9, 28 *vrlǒbes*, 12, 15 *vrlǒp*; — = v̊ nur in 2, 4 *daz tv̊*; — = o stets vor w: 6, 27 *Anscowe*, 11, 2 *frowe*. — 22) **öu** = ov (ou): 1, 25 *froude*, 11, 22 *frovden*.

---

[1]) Im folgenden steht regelmäßig hinter der einzelnummer in fetter schrift der zu bezeichnende etymologische laut, dann hinter = dessen graphische bezeichnung in nichtfetter schrift. Dann folgen beispiele.

B) Vocalismus der nebensilben.

Volle endsilbenvocale sind verhältnismäßig oft erhalten: 1, 19 *schelbich*, 13, 20 *heidinsch*, 11, 28 *kvnich* usw. — *e* der nebensilben fehlt z. b. in 1, 13 *habt*, 12, 23 *gnûc*.

C) Consonantismus.

23) ***b***: im anlaut nach *s* ist es einmal *p*: 3, 23 *des prvst*. — **24)** ***v, f*** = *v*: 5, 5 *vater*, 5, 22 *vreche*, 3, 18 *aventivre*, 7, 27 *grifet* usw.; — = *f*: 1, 5 *fligende*, 5, 21 *fremdiv* usw. — *f* und *v* werden im anlaut unterschiedslos nebeneinander gebraucht. Im auslaut steht stets *f*, z. b. 10, 1 *fivnf*; — = *u* nur in 1, 1 *zwiuel*, 3, 30 *uon*, 5, 9 *uor*, 5, 13 *uil*, 5, 17 *grauen*. — **25)** ***t*** wird in eigennamen zuweilen *th* geschrieben, z. b. 8, 1 *Gahmvreth*. — **26)** ***s*** = langem *s* stets im an- und inlaut, meistens auch im auslaut; — = rundem *s* zuweilen im auslaut, z. b. 11, 26 *ritters*, 11, 30 *des*; — = *z* nur in 16, 7 *dez*, 18, 4 *waz*. — **27)** ***sch*** = *sch*: meistens, z. b. 13, 20 *heidinsch*; — = *sc*: nur in eigennamen: 6, 25 *Anscivin*. — Daß *sc* aus der vorlage stammt, mag neben späteren erwägungen schon der fehler 11, 1 *Ansouuin* zeigen. — **28)** ***k*** im anlaut = *k* (41 mal) unterschiedslos in allen wörtern, im gegensatz zum dritten schreiber, der es nur in ganz bestimmten wörtern gebraucht, z. b. 1, 18 *kan*, 2, 6 *kunde*, 2, 11 *kêrent*, 2, 19 *werdekeit*, 4, 23 *erkorn*, 5, 17 *kvnige*, 5, 20 *kint*, 6, 7 *komen*, 8, 2 *knappen*, 10, 3 *kvne*, 10, 23 *kvmber* usw.; — = *ch* (25 mal) z. b. 2, 27 *chere*, 3, 2 *chvsche*, 3, 16 *chranken*, 4, 18 *chvne*, 5, 13 *werdecheit*, 6, 14 *chvnech* usw.; — = *c* nur vor *l* und *r*: 10, 24 *craft*, 10, 11 *gecleidet*, 10, 5 *clôz*, 11, 3 *clagen* usw. — Im inlaut = *k*: (8 mal) z. b. 1, 13 *blanken*, 14 *gedanken*, 1, 17 *erdenken*, 18 *wenken*, 12, 7 *marke*; — = *ch*: (9 mal) z. b. 6, 13 *chranchen*, 13, 30 *dunchet*; — = *c*: nur in 9, 13 *Ranculat*; — Im auslaut = *k* nur in 7, 6 *wenik*; — = *ch* (26 mal), z. b. 6, 14 *chvnech*, 6, 30 *mach*, 7, 15 *neich*, 16 *sweich*, 13, 1 *werch* usw.; — = *c* (19 mal) 1, 7 u. ö. *mac*, 7, 14 *tac*, 12, 23 *gnûc*, 13, 17 *gewaltic*, 10, 3 *starc*, 8, 17 *gesellecliche* usw. — **29)** ***ch*** wird zuweilen im auslaut statt mit *ch* (wie gewöhnlich), mit einfachem *h* geschrieben, z. b. 1, 12 *nah*, 1, 23 *doh*, 1, 29 *ih*, 2, 15 *sih*, 4, 27 *noh*; — = *g* nur in 5, 23 *Gagmuret*; — abgefallen in 12, 6 *dur*. — **30)** ***pf*** = *pf* meistens, z. b. 4, 27 *pflach*; — = *ph* zuweilen, z. b. 7, 13 *phlac*, 11, 17 *phelle* usw.; — = *f* nur in 8, 29 *schimflichen*. — **31)** spirans ***z*** = *z* immer, z. b. 2, 25 *stoze*. — **32)** spirans ***zz*** ist zuweilen *z*, z. b. 2, 27 *wîzen* (*wizzen*). — **33)** ***tz*** = *tz* meistens, z. b. 1, 30 *witze*; — = *z* nur in 1, 22 *antlvzes*. — **34)** ***ck*** = *ck*: 8, 10 *gelvcke* (*ck* kommt nur hier vor). — **35)** ***j*** = *i*: 5, 6 *iungern*, 5, 13 *ivgent* usw.

2. Schreibgewohnheiten.

Zu den allgemeinen paläographischen bemerkungen, mit denen wir die drei hände im P. abgrenzten, sind noch einige besonderen hinzuzufügen.

a) Zusammenschreibung.

Die trennung und zusammenschreibung der wörter entspricht nicht immer unserem heutigen gebrauch:

Composita werden getrennt geschrieben, z. b. 10, 4 *golt vaz*; — *ze* (= zu) wird meistens mit dem zugehörigen worte verbunden: 13, 27 *zerome*. — Schwachbetonte wörter werden zuweilen angelehnt: 15, 6 *wand'*; — Vorsilben stehen vom stamme getrennt: 1, 5 *vn verzaget*, 15, 9 *vmbe ſv̂re*.

b) Doppelschreibungen.

Doppelschreibungen einzelner buchstaben, z. b. in *suss*, *kuss* usw., wie sie beim dritten schreiber sehr häufig sind, kommen beim ersten nicht vor.

c) Großschreibung.

1) Eigennamen werden groß geschrieben: 14, 4 *Ipomidon*. Ausnahmen wie 6, 14 *gahmvrete*, 15, 19 *ze halap*, 14, 5 *nínívé* usw. deuten auf kleinschreibung der vorlage. — 2) Zu den eigennamen wird auch 15, 5 *Ancher* (im wappen) gerechnet. Ebenso die namen von edelsteinen: 14, 22 *Achmardi*.

d) Interpunction.

1) Punkt am versende. — 2) Bei aufzählungen stehen trennungspunkte: 5, 17 *kv̂nige. grauen. herzogen.* 10, 3 *kv̂ne. starc. niht zelaz.*

e) Gebrauch der accente.

1) Der circumflex steht zuweilen über langen vocalen: 1, 15 *bispel*, 5, 25 *schône*; vor allem im reime: 6, 29 *hêre*, 30 *mêre*, 7, 3 *sîn*, 4 *schîn* usw.; auch über kurzen vocalen: 1, 16 *ze snêl*, 10, 1 *ôrs*; als umlautzeichen 2, 25 in *fv̂r*. — 2) Der acut steht als *i*-strich: 14, 5 *nínívé*; anstelle des circumflex über langen vocalen: 13, 19 *mér*, 20 *hér*.

f) Abkürzungen.

1) für *m* und *n*: 5, 26 *sceptrū*, 12, 25 *tetē*; — 2) ˢ für *er*; 1, 1 *hˢzen*, 10, 12 *vˢmiten*, 14, 13 *andˢ*. — 3) *vn̄* nur in 4, 12 und 9, 1.

g) Zum abschreiben.

Für die art, wie der erste schreiber abschrieb, ist die rasur bei 7, 9 bezeichnend:

7, 8 daz dez min selde niht si pfant.
vor dem der gibt und nimt.
v̂f reht in beder der gezimt.

7, 9 hatte der schreiber zuerst *nimt und gibt* geschrieben, ein zeichen, daß er nicht wort für wort abschrieb, sondern sich vor dem niederschreiben einige verse einprägte.

V. Der zweite schreiber.

1. Lautstand.

A) Vocalismus in den hauptsilben.

Kurze vocale:

1) **a** = *a*: 18,9 *ancher* usw. — 2) **é, ä** = *e*: 16,28 *chreftigiv* usw. — 3) **ë** = *e*: 16,7 *dez* usw. — 4) **i** = *i*: 16,22 *kvneginne*, 16,19 *riter*, 17,24 *vinster*. — 5) **o** = *o*: 17,23 *chnollen* usw. — 6) **ö** = *o*: 17,20 *mohte* usw. — 7) **u** = *v* meistens, z. b. 16,6 *vmbe*, 17,18 *vnde* usw.; — = *u* nur in 17,15 *munde*, 17,4 *patelamunt*, 16,30 *burch*, 16,27 *alumbe*; — = *o* stets nach *w*: 16,13 *twongen* usw. — 8) **ü** = *u*: 16,3 *chunecheriche*, 16,22 *kuneginne*, 18,24 *fur*; — = *v*: 18,9 *fvr*, 18,8 *chvneginne*.

Lange vocale:

9) **â** = *a*: 17,23 *braht*, 16,8 *âne* usw. — 10) **æ** = *æ*: nur in 16,29 *mære* (im reime auf *were*), 17,3 *tæten*; — = *a* nur in 17,17 *ware*; — = *e* nur in 16,30 u. ö. *were*, 18,2 *nemen*, 18,19 *sômere*. — 11) **ê** = *e*: 17,21 *wenec*, 16,18 *ê* usw. — 12) **î** = *i*: 18,17 *der riche*, 16,19 *riter* usw.; — = *ie*: 17,14 *viende* (stets). — 13) **ô** = *o*: 16,19 *gebot*, 20 *tot* usw. — 14) **œ** = *o*: 16,19 *horet*. — 15) **û** = *v*: 17,26 *dvht*, 17,15 *vz*, 16,21 *chvme* usw.; — = *u* nur in 18,23 *garzune*; — = *v̂* nur in 18,6 *v̂f*. — 16) **iu** = *u*: 17,24 *lute* (umlaut des *iu*); — = *iv*: 16,28 *chreftigiv*, 16,30 *div* usw.

Diphthonge:

17) **ei** = *ei* meistens, z. b. 17,17 *algemeine*, 18 *gesteine*; — = *ai* nur in 16,28 *zwai*. — 18) **ie** = *ie* meistens, z. b. 17,27 *hiez*, 18,16 *niemen*, 16,21 *iedoch* usw.; — = *i* nur in 16,13 *di*, 16,6 *dineste*, 16,19 *wi*, 18,4 *gefeitirt* 17,16 *siche*; — = *ei*: 16,29 *heiz*. — 19) **uo** = *v* (*u*) meistens, z. b. 18,5 *trvc*; — = *v̂* nur in 17,11 *gv̂t* (12 *tvt*). — 20) **üe** = *v* (*u*): 18,28 *svzen*, 16,8 *suze*. — 21) **ou** = *ô*: 17,28 *ôch*, 18,19 *sômere*, auch vor *w*: 16,13 *frôwen*, 16,24 *bescôwet*; — = *ov* nur in 18,11 *ovge*; — = *o*: vor *w* nur in 17,30 *frowen*. — 22) **öu** kommt nicht vor.

B) Vocalismus der nebensilben.

Volle endsilbenvocale kommen in der sehr kurzen partie des zweiten schreibers verhältnismäßig häufig vor: 18,10 *wenic*. 18,26 *swenzich*, 18,20 *zogetin*, 18,30 *hetin*.

C) Consonantismus.

23) **f, v** im anlaut = *f*: 18,17 *fvr* usw.; — = *u* nur in 16,16 *uon*; — = *v*: 16,19 *var*, 16,24 *vil*, 16,25 *velt* usw. — *f* und *v* werden unterschiedslos nebeneinander gebraucht; — = *w*: 16,29 *wragen*; — im inlaut = *f*: 16,28 *chreftigiv* usw.; — im auslaut = *f*: 16,20 *warf* usw. —

24) ***s*** = langem *s* stets im an- und inlaut, meistens auch im auslaut; — = rundem *s* nur in 18,17 *Svs*; — = *z*: 16,7 *dez*, 18,4 *waz*, 18,29 *do*. — **25)** ***sch*** = *sch* meistens, z. b. 16,8 *valsches*, 16,7 *schiffes*, 18,6 *schilte*, 18,8 *marschalch*, 18,13 *schin*; — = *sc* nur in 16,24 *bescowet*, 17,9 *Anscivin*, 18,3 *harnasc*; — = *chs* nur in 16,16 *chsotten*. — **26)** ***k*** im anlaut = *k* nur in 16,22 *kvneginne*, 18,21 *knappen*, 18,27 *do*; — = *ch* meistens, z. b. 16,28 *chreftigiv*, 17,23 *chnollen*, 18,26 *chinde*, 18,8 *chvneginne*, 17,3 *chvnt*, 16,23 *chom* usw.; — = *c* nur in *clageten* (16,4); — im inlaut = *ch* stets, z. b. 18,9 *ancher*; — im auslaut = *ch* 8 mal, z. b. 17,26 *lanch*, 18,7 *balch*, 18,21 *zwenzich*; — = *c* 7 mal, 16,26 *manec*, 17,5 *mneclichen*, 17,21 *wenec*, 18,5 *trvc*, 18,15 *lac*, 16 *wac* usw. — **27)** ***ch*** = *ch* meistens, z. b. 18,23 *choche*; — = *h* außer in den verbindungen *ht* und *hs* auch zuweilen im absoluten auslaut: 18,24 *sih*. — **28)** ***pf*** kommt nicht vor. — **29)** spirans *z* = *z* stets, z. b. 16,8 *suze*. — **30)** affricata *z* = *z* stets, z. b. 18,10 *ze*. — **31)** ***tz*** kommt nicht vor. — **32)** ***ck*** = *ch* nur in *diche* (17,22).

2. Schreibgewohnheiten.

a) Zusammenschreibung.

Dem sinne nach eng zusammengehörige wörter werden zusammengeschrieben: 16,12 *ander* (= *an der*), 16,22 *indie* (= *in die*), 16,25 *saher*, 18,9 *hetez*, 18,2 *sinemen*, 17,12 *vildiche*.

b) Doppelschreibungen.

Doppelschreibungen kommen bei diesem zweiten schreiber gleichfalls nicht vor.

c) Großschreibung.

Eigennamen werden ebensooft klein wie groß geschrieben: 16,5 *Isenharten* usw., 16,17 *belacane*, 16,16 *chsotten*, 16,16 *vridebrant* usw.

d) Interpunction.

Am versende steht ein punkt, im verse nie, auch nicht bei aufzählung.

e) Gebrauch der accente.

Ein beispiel für die anwendung des acuts kommt nicht vor. Der circumflex findet sich nur in 16,8 *âne* (im reim).

f) Abkürzungen.

Abkürzungen finden sich nicht.

VI. Der dritte schreiber.

1. Zur reihenfolge seiner abschriften.

Bereits oben s. 311 ff. wurde darauf hingewiesen, daß der dritte schreiber des Parzival auch die anfangspartie des Nibelungenliedes und den ganzen Willehalm abgeschrieben habe.

Wir hatten überdies grund zu der vermutung, daß dies in der reihenfolge Willehalm, Parzival und Nibelungenlied geschehen sei, denn einmal ist am anfange des Willehalm die schrift am sorgfältigsten, deutlichsten und größten und wird erst allmählich von einer mehr gemalten zu einer geschriebenen, eine entwicklung, welche sich über den Parzival bis zum Nibelungenliede erstreckt; und zweitens verwies uns die art des vorkommens jenes altertümlichen, *h*-förmigen *z* auf diese reihenfolge der abschriften.

Diese vermutung wird nun ferner gestützt durch die beobachtung, daß der schreiber im anfang des Willehalm seine vorlage am genauesten zu copieren scheint, dann aber sich allmählich eigene schreibgewohnheiten ausbildet, oder bereits vorhanden gewesene nach und nach zur geltung bringt.[1])

Hauptmerkmal ist folgendes:

Anfangs wird das zeichen *u* für die laute *u* und *v* wahllos gebraucht, ebenso *v* für *u* und *v* (*vnuerZagete*, *chunst*). Bald aber, schon nach wenigen seiten im Wh., bildet sich die gewohnheit heraus, stets *v* für *v* und *u* zu verwenden und dieses nach *w* unbezeichnet zu lassen (*svnder*, *wnder*). *u* für *v* kommt kaum mehr vor. *u* wird überhaupt nur noch dann verwendet, wenn ein *v* vorhergeht, so z. b. immer in *prv̊uen*, *tivuel*. So ist denn auch der auf der zweiten seite im Wh. zum ersten male vorkommende name *Parzival* : *ParZiual* geschrieben, was weniger verständlich wäre, wenn der schreiber vorher den Parzival abgeschrieben hätte, in dem der name

---

[1]) Wh. und Nl. sind von mir nicht ganz untersucht worden. Vom Nl. standen mir nur die lichtbilder der ersten 10 seiten, vom Wh. die der ersten 8 seiten und das facsimile einer späteren seite bei Vogt und Koch zur verfügung.

so sehr häufig vorkommt und in dem er immer *Parcival*, *Parzival* oder *Parzifal* geschrieben ist, niemals aber mit *h*-förmigem *z* und *u* statt *v*. — Ähnlich steht es mit dem namen *Kundrîens*, der dem schreiber im P. als *Cvndrie* geläufig ist. Er schreibt den namen bei seinem erstmaligen vorkommen im Wh. (279, 20) *Gvndrîen*.

Die im Wh. sich allmählich herausbildenden schreibgewohnheiten — deren hauptmerkmal in der steten verwendung von *v* besteht und deren übrige kennzeichen alsbald dargetan werden sollen — werden im P. sogleich angewendet, obwohl die vorlage nicht mit ihnen übereinstimmte, wie die schreibungen der ersten beiden schreiber vermuten lassen. Auch im Nl. bedient er sich seiner orthographie von anfang an. Daß er sich in gewissen weniger durchgreifenden bezeichnungen (*sch* und *sc*, *ev* und *ĕ*, *tz* und *zz* usw.) getreu an seine vorlage hält, hat die graphische darstellung bereits gezeigt. Daraus geht hervor: er hat verschiedene schreibmöglichkeiten gehabt; ihm waren die altertümlichen bezeichnungen *sc*, *Z*, *ph*, *zz* usw., nicht fremd, die modernen *sch*, *z*, *pf* und *tz* aber schon geläufig.

Im folgenden soll eine übersicht über den lautstand des dritten schreibers im P. gegeben werden, wobei nach möglichkeit das gekennzeichnet wird, was er aus der vorlage übernahm. Seine schreibungen im Wh. und Nl. sollen dabei zu rate gezogen werden.

2. Lautstand.

A) Vocalismus der hauptsilben.

Kurze vocale:

1) *a* = *a* stets, z. b. 338, 18 *baz*; — = *e* nur in 128, 28 *ein stem* (nicht wie L angibt *stein*). — 2) *ë*, *ä* = *e* meistens, z. b. 26, 18 *elliv*, 126, 20 *pfert* usw.; — = *æ*: *æ* bezeichnet in der regel den secundärumlaut: vor *ht* z. b. 284, 8 *æhtære*, 253, 28 *geslæhte*, oft im reime auf *rehte*; im Wh. anfangs noch *geslæhte* : *ræhte*; — vor *hs* z. b. 197, 8 *hæhsen* usw., aber 223, 10 *wehset*; — vor *r* und consonant z. b. 90, 11 *schærpfer*, 135, 11 *spærwære* (277, 28 *sparwære*), 183, 25 *ærcher* usw., aber 375, 11 *ermel-pfert*, zwar oft im reime auf *wert*, meist aber *pfært* : *wert* (521, 9); — vor *i* der übernächsten silbe z. b. 30, 18 *æhte* (ahd. *ahtowi*); — bei umlaut durch *iu* z. b. 22, 1 *mænigiv* (699, 14 *menegiv*), 88, 1 *ælliv* (610, 18 *elliv*), vgl. Michels § 214 anm. 3; — bei umlaut durch *î* z. b. 59, 8 *hærmin*, 101, 22 *mænlich* (110, 8 *manlich*); 144, 24 *phærdelin*, 188, 11

bælgelin usw.; — bei umlaut durch *ei* (vgl. Beitr. 20, 344 und Anz. fda. 24, 29): 104, 4 *gænstern*, 438, 8 *gænsterlîn*. — Das suffix *-nisse* hat in der regel keinen umlaut bewirkt, z. b. 383, 2 *bechantnisse*. Aber 784, 16 *gevænchnisse*; — in fremdwörtern z. b. 65, 13 u. ö. *mæssenîe* (221, 11 *massenîe*), 206, 20 *mæssenide* (oft), (199, 5 *massenide*); 75, 29 *hærsenier* (219, 2 *hersnier*); 335, 29 *stærlinch*; 665, 23 *hærdierte*; 351, 8 *gramærzys*; — ferner in 59, 8 *æncher* pl., auch beim ersten schreiber, also wohl aus der vorlage stammend; 736, 27 *geænchert*; 84, 34 *næphe* pl.; 152, 4 *vængech* (317, 28 *vengech*); 171, 25 *vrævel* (302, 13 *vrebel* : 14 *nebel*); 754, 21 *længer* (494, 26 *lenger*, 191, 26 *langer*); 324, 13 *væter*; 369, 11 *tænze*. — **3)** *ē* = *e*: meistens, z. b. 48, 2 *degen*; — = *i* selten, z. b. 285, 9 u. ö. *iz*, 291, 19 *ir pfligt*, 375, 13 *prisente*, 627, 5 *der dir Porten pflach*. 694, 1 *dis zorns*. Stammt aus der vorlage; vgl. das *i* der nebensilben VI, 2, B; — = *ei* nur in 215, 22 *steigreif*, wohl ein versehen; — = *o* sehr selten: 350, 13 *ot* statt *et*, meist verbessert: 76, 22 *wolt* zu *welt*. Auch beim ersten schreiber: 13, 1 *fromde* zu *fremde*. Stammt wohl aus der vorlage ebenso wie die angleichung 562, 4 *gonomn* (im reime); — es fehlt in 195, 1 *wrde*, 211, 25 *iwdr* usw. — **4)** *ĭ* = *i* meistens, z. b. 133, 24 *gabilot*; — = *y* in diphthongen: 74, 30 *reyse* (: *Pvntvrteyse*); in eigennamen: 54, 27 *Sybilie*, 98, 17 *Herzeloyde*, 389, 9 *kyngrîne*, 822, 24 *Indya* usw.; in fremdwörtern: 325, 24 *poyndr* usw.; — = *ie* selten, z. b. 113, 13 u. ö. *sie*, 233, 5 *si niegen*. Ist vielleicht umgekehrte schreibung desjenigen schreibers, der aus einer früheren md. vorlage mit häufigerem *i* statt *ie* diese *ie* fälschlich einsetzte; vgl. nr. 12. — **5)** *o* = *o*: 19, 1 *ors*. Im Wh. kommt öfter *ørs* sg., im Nl. stets *Ortwin* vor. Das übergeschriebene ᵉ stammt wohl aus der vorlage und ist lediglich vocalzeichen. Im übrigen wird im P. der laut *o* stets mit *o* bezeichnet, nur folgende ausnahmen kommen vor: *o* = *v* nur in dem worte *tivstieren*, in diesem aber stets, mit ausnahme des 9. buches (*tiostieren*). Im Wh. *tiostieren*, sodaß *tivstieren* der vorlage angehören wird; — das *o* fehlt nur in 75, 16 *wrden*; — = *v̊* nur in 23, 9 *tiv̊stieren*, 104, 24 *chv̊mendiv*. Das ° stammt aus einer vocalzeichen schreibenden vorlagestufe; — = *ŏ* nur in 607, 3 *gelŏbet* statt *gelobet*, wohl umgekehrte schreibung aus einer vorlage, die *o* statt *ou* schrieb. — **6)** *ō* = *o* meistens, z. b. 86, 27 *mohte*, 361, 7 *olbv̊men*, 648, 4 *hofscen*. Auch im Wh. und im Nl. ist der umlaut von *o* meistens unbezeichnet geblieben; — = *ő*: 20, 16 *sőlh*, meistens so, selten *solh*, im 9. buche *selh*; 61, 21 *hőfsliche*, 169, 25 *hőfsheit*, 430, 20 *hőfsc*; 71, 3 *zőbelin*, 118, 4 *bőlzelin*, 231, 13 *knőpfelin*, 368, 11 *tőhterlin*, 487, 9 *krőpflinen*. In diesen jüngeren bildungen ist der umlaut auf *-lîn* und *-lîch* zurückzuführen, vgl. Michels § 66. Die neigung, den umlaut zu bezeichnen, ist obd. kennzeichen. — *ő* ferner in fremdwördern und eigennamen: 82, 26 *őlbome*, 508, 12 *őle*, 158, 14 *Chőlne*, 277, 3 *Plimizől*, 4 *Idől* usw. stammt vermutlich aus der vorlage; — = *æ* nur in 317, 19 *ir mæht*. — **7)** *u* = *v* im P. fast immer. Über das allmähliche aufkommen dieser schreibung im Wh. vgl. VI, 1; — *v* fehlt stets nach *w*: 19, 27 *wnden*. Nur zwei ausnahmen, 124, 13 *ᵛwvnt* (= *verwunt*), 648, 12 *wurden* (auf rasur); — = *u* nur in 20, 1 *sus*, 346, 5 *gebunden* (vorlage); — = *v̊* selten, z. b. 74, 6 *Vlepandragv̊n*, 206, 26 *dv̊*,

314, 23 u. ö. *V̊tepandragôn*, 595, 10 *begv̊nde*, 618, 29 *entscv̊mpfieret*. Ebenso im Nl. 35, 3 *trvnzv̊ne*, 201, 3 *stv̊rm* usw. — Im Wh., wo zumal im anfange wegen der ungeregelten verwendung der zeichen *u* und *v* eine bezeichnung des vocals *u* durch *ů* nahegelegen hätte, kommt sie nicht vor. Die fälle im P. und Nl. stammen also vermutlich aus einer früheren vorlage. — = *o* nur in 587, 23 *vngedolt*, 723, 30 *begonde*; nicht aber, wie Martin angibt, in 364, 11 *holden*: D hat *hvlden* (überhaupt sind Martins beispiele öfter unrichtig, z. b. hat D 393, 5 *da*, nicht *do*, 40, 6 *geheizen*, nicht *gehaizen* usw.). Über das md. *o* für *u* vgl. Michels § 85, 1. — 8) *ü* = *v* meistens, z. b. 398, 28 *bvrge*; — *v* fehlt nach *w*: 23, 21 *wnnecliche* usw.; — = *v̂*: 84, 19 *chv̂r* : 20 *fv̂r* usw.; — = *v̊*: 151, 26 *tv̊rbant* usw.; — = *iv*: 304, 5 *dv erbivtez* (vorlage); — = *e* nur in 408, 16 *kenegin*, 423, 2 *keneginne* (vorlage). Über die verwendung der ersten vier zeichen ist folgendes zu sagen: durchweg bleibt der umlaut von *u* unbezeichnet, d. h. er wird *v* geschrieben, das nach *w* fehlt. Von s. 28 ab beginnt das zeichen *v̂* aufzutreten, es kommt bis zum 3. buche aber nur dreimal vor: 84, 19 *chv̂r*, 20 *fv̂r*, 87, 16 *fv̂r*. Vom 3. mit 8. buche finden sich einige *v̊*, hauptsächlich im reime und zwar nur in den wörtern *fv̊r*, *chv̊r*, *tv̊r*; aber auch im versinnern in 161, 14 *gv̊rtens*, 207, 7 *stv̊rmen*, 209, 3 *trv̊nchen*, 216, 1 *frv̊mt*, 241, 15 *chrv̊mbe* (: *vmbe*), 292, 19 *mit chvnste* (L *mit kunst*), 299, 4 *mv̊rwe*, 324, 4 *chv̊nde*. Im 9. buche kommt das zeichen *v̊* nicht vor, wohl aber einige male *v̂* in den reimwörtern *chv̂r*, *fv̂r*, *verlv̂r*. Vom 10. bis zum letzten buche finden sich gleichfalls noch einige *v̂* in reimwörtern z. b. 546, 27 *fv̂r* : 28 *tv̂r*; etwas häufiger *v̊*: 549, 25 *tv̊r* : 26 *fv̊r* (öfter), 616, 7 *gefrv̊mt* : 8 *chv̊mt*, 790, 11 *gelv̊ppe* : 12 *gestv̊ppe*. Auch im versinnern: 550, 26 *sv̊ne* (söhne), 771, 20 *chv̊nde*, 776, 9 *mv̊nden*, 777, 23 *chv̊nste*, 825, 8 *zv̊hten*. Diese übersicht zeigt, daß die an und für sich schon seltene umlautsbezeichnung nur in bestimmten wörtern vorkommt, meistens im reime. *v̂* und *v̊* wie *sch* und *sc*: *v̂* im 1., 2. und 9. buche, *v̊* in den übrigen büchern. So ist es wahrscheinlich, daß diese umlautsbezeichnung schon in der vorlage stand, die sie aber vermutlich nicht durchgängig hatte. Die verhältnisse im Wh. und Nl. bestätigen diese annahme, ebenso das nur einmal (2, 25) vorkommende *fv̂r* des ersten schreibers.

Lange vocale:

9) *â* = *a* meistens, z. b. 19, 1 *zindale*, 133, 20 *âne* usw.; — *æ* anstelle von *â* einige male im pl. ind. praet.: 56, 13 *wæren*, 166, 7 *wæret*, 326, 20 *wæret*, 85, 5 *tæten*, 417, 28 *tætet ir*, 25, 19 *bræhten*, vgl. Michels § 270 anm. 3 und Stadler s. 18, wo die weitere literatur angegeben ist. Daß die fälle aus der vorlage stammen, läßt ihr vorkommen beim zweiten schreiber vermuten: 18, 2 *nemen*, 17, 3 *tæten*. — *æ* für *â* ferner in 106, 1 *gæhten* : 2 *wæhten* (statt *flâhten*), 463, 9 *enpfæhet*. — 10) *æ* = *æ* stets, z. b. 44, 13 *wænet*; — = *e* nur in 31, 4 *geschehe*, 33, 7 *phlege*, 48, 8 *neme*, 66, 11 *Norwege*, 12 *trege*, 75, 23 *ich beseze*, 91, 2 *neme*, 115, 24 *spreche*, 94, 9 u. ö. *enbreste*, 129, 23 *den neten*, 231, 18 *glevin*, 232, 3 *div gleven*. Da der erste schreiber fast nur, der zweite vorwiegend *e* statt *æ* schreibt, da ferner der dritte schreiber im Wh. und Nl. stets *æ* anwendet und nur

im ersten teile des P. einige male *e*, so ist anzunehmen, die vorlage des P. habe diese schreibung öfter geboten. Darauf deutet auch der fehler 695, 1 *mære* statt *mêre* und die verbesserung 629, 26 *spehe* zu *spæhe*. 772, 30 *wenc* statt *wæn ich* in G macht aber darauf aufmerksam, daß schon die urhs. *e* statt *æ* hatte, daß die dem dritten schreiber vorgelegene vorlage also wohl nur reste dieser schreibung enthalten haben wird und zwar im 1. und 2. buch, in denen ein anderer schreiber tätig war, öfter als in den folgenden; — = *a* nur in 60, 6 *waren*, L G *wæren*, 196, 29 *mare*, 207, 5 do., 300, 10 DG *ware*, L *wære*, 543, 22 *ich wane*, 678, 10 DG *brahte*, L *bræhte*, 691, 7 DG *sahen*, 8 *iahen* L *sæhen* : *iæhen*, 724, 29 DG *taten*, L *tæten*. Diese fälle werden z. t. versehen sein, worauf die verbesserung von *wanent* in *wænent* (221, 27) deutet, z. t. aber bilden sie vielleicht ein gegenstück zu den eben besprochenen *æ* für *â* und veranschaulichen Wolframs schwanken zwischen ind. und conj. — **11)** *ê* = *e* meistens, z. b. 174, 15 *ersten*, stets *ê* (= früher); — = *æ* nur in 134, 11 *entæret*. — **12)** *î* = *i* meistens, z. b. 19, 16 *wise*, 19, 11 *bí* : 12 *drí*; — = *ie* stets in *viend*, das also auf der übergangsstufe von *vîant* zu *vint* steht (345, 20 kommt *vinden* vor). Im Nl. zuweilen *viand* (aus der vorlage). Ferner *ie* statt *î* in 29, 14 *doch was ir liep* (L *lîp*) *sin selbes lîp*, 68, 26 *liehte*, 131, 23 *div frŏwe was ir liebes liht* (L *lîbes lieht*). Diese fälle lassen sich ebenso wie die unter 5 angeführten als umgekehrte schreibungen eines vorgängers erklären, wenn man sie nicht für versehen oder mißverständnisse ansieht; — = *y*: 123, 26 *ysers*, 479, 26 u. ö. *ŷsen* (: *prîsen*), 666, 20 *zyser*, 705, 12 u. ö. *ysrine*. Ferner in 68, 19 *chryeren*, 285, 22 *Gynover*, 357, 29 *Obŷe*, 235, 21 *Pardys*, 22 *rys*, 388, 19 *Lŷz*, 20 *flŷz*, (385, 3 *Lŷz*, 4 *vliz*), 659, 25 *ŷs* (: 26 *gwis*). Ähnlich im Wh. 20, 13 u. ö. *yser*, 6, 29 *Gybert*, 19, 27 *amŷse*. Über die verwendung des *y* in den hss. des 14. und 15. jh.'s vgl. Ehrismann, Beitr. 22, 265. — Aus diesen wie aus den unter 4 gegebenen beispielen mag erhellen, daß *y* zunächst in reimenden fremdwörtern und eigennamen, dann auch — der graphischen übereinstimmung halber — in deren reimwörtern, weiter in fremdwörtern des versinnern und endlich auch in anderen wörtern gebraucht wird. Der gang der einführung ist der gleiche wie beim runden *s*; — = *e* nur in 92, 5 *reterschaft*. — **13)** *ô* = *o* meistens, z. b. 19, 9 *hohe*, 21, 29 *hort* usw.; — = *ŏ* nur in 77, 21 *zŏch*, 22 *vrŏch* (L *flôch*) (wohl aus der vorlage stammend, worauf der fehler *r* für *l* deutet, der öfter vorkommt). Ferner öfter in *ŏwe* (vgl. Lachmann zum Iwein 348. 450); — = *ő* nur in 202, 4 *scőnen* statt *schônen* (verb).; — **14)** *œ* = *ő* meistens, z. b. 19, 18 *műre*, 21, 21 *lősen*, 39, 28 u. ö. *schőne*, 76, 22 *hőren*, 110, 10 u. ö. *hőret*, 98, 6 u. ö. *hőhste*, 121, 5 *tőrsche*, 145, 18 *rőte* 164, 23 u. ö. *chőme*, 213, 12 *erőset*, 224, 14 u. ö. *scőner*, 301, 8 *nőte*, 324, 15 *gechrőnet*, 343, 29 *nőten* : 30 *tőten*, 419, 24 *ich engeflőhe*, 466, 30 *brőden*, 480, 7 *rőrin*, 704, 30 *frőlichen*, 778, 9 *grőzer*. — *őheim* wird in der regel mit dem umlaut geschrieben (vgl. Beitr. 20, 344 und Anz. fda. 24, 29), einmal (383, 9) *ôheims*; — = *ô* öfter im reime: 39, 21 *gedône* : 22 *schône* usw., auch im versinnern: 353, 29 *tôrsciv* usw.; — = *o*: 32, 14 *chleinotes*, 139, 25 *hort*, 182, 6 *grozer*, 410, 17 *besconen* : 18 *honen*. — Regeln, wann die umlautbezeichnung unterblieben sei, lassen

sich nicht aufstellen. *ô* für *œ* ist aber häufiger als *o* für *œ*. — Ebenso im Wh. und Nl.; — = *œ* nur in 577, 2 *hœret*, Wh. 9, 5 *grœzzer*. — 15) *û* = *v* meistens, z. b. 33, 14 *rvmten*, 150, 10 *trvren*; — *v* fehlt vor *w*: 392, 8 *getrwen* usw. — Ausnahmen 222, 12 *erbuwen*, 250, 23 *erbûweholz* (vorlage); — *v̂* zuweilen, hauptsächlich im reime und in eigennamen (vorlage): 65, 29 *bertv̂n* : 30 *Vtrepandragv̂n*, öfter auch in *v̂z* und *v̂f*. Ebenso im Wh. und Nl.; — = ° zuweilen vor *w*: 225, 21 *erbẘen* usw.; — = *ů* nur in 250, 23 *erbůweholz*; — = *ẘ* nur in 178, 4 *ein zẘn*, 313, 5 *lasẘr* : 6 *scẘr*, 313, 8 u. ö. *mẘl*, 385, 15 *tẘren*, 16 *gebẘren*, 410, 7 *tẘerte*, 442, 27 u. ö. *mẘel*, 531, 26 u. ö. *suͤer*, 589, 5 *sẘl* : *fuͤl*, 755, 19 u. ö. *sẘel*, 774, 1 *rẘmten*, 804, 29 *vnrefẘelt*. — Daneben kommt vor *m*, *n*, *l* und *r* und *r* die reguläre schreibung *v* vor: 196, 26 *kingrvn*, 185, 28 *vermv̂ret*, 312, 7 *mvl* usw. — 16) *iu*: zwischen dem alten diphthong, dem umlaut des *û* und *iu* und dem *iu* in fremdwörtern wird nicht unterschieden. — = *iv* meistens, z. b. 19, 3 *nivnde*, 703, 13 *stîvre*, 435, 27 *fîvre* usw.; — *iu* = *i* vor *w* stets: 21, 9 *triwe* usw.; — = *iw* nur in 24, 21 *iwch*, 26, 25 u. ö. *friwnt*, 522, 14 u. ö. *friwendinne*, 271, 5 u. ö. *friwentscaft*, 243, 1 *tîwer*, 2 *fîwer*, 374, 9 *stîwert*, 212, 12 *scvmpfentiwer*, 249, 4 *Aventiwert*, 537, 22 u. ö. *aventiwer*, 540, 11 *covertiwer*. All diese fälle entstammen vermutlich der vorlage. Ebenso *iu* = *iv̊* zuweilen, z. b. 317, 28 *riv̊se*, 386, 4 *liv̊te*; — = *i°* vor *w*: nur im letzten teile des P. (vom 9. buche an) vorkommend, und zwar in folgenden wörtern: *iẘer*, *aventiẘr*, *niẘe*, *getriẘe*, *riẘe*, *tiẘer*, *fiẘer*, *frẘent*. Auch diese schreibung entstammt wohl der vorlage; — = *v* sehr selten: 32, 7 *Hvteger*, 520, 6 *Malcreatvre* usw.; 367, 27 *chvschechliche* verbessert zu *chivschechliche*; — = *v̂* sehr selten, z. b. 29, 9 *Hv̂teger*, 59, 17 *lv̂ten* : 18 *trv̂ten* usw.; — = *i̊* nur in 461, 18 *ri̊we*, 465, 9 *getri̊wiv*, 808, 12 *dri̊*, 811, 22 *i̊ch*. Auch im Wh. 6, 10 u. ö. *i̊wer*, 14, 9 *ni̊we*; — fehlerhaftes 639, 11 *niẘer*, 653, 9 *dv̊hte* sprechen gleichfalls dafür, daß ° aus der vorlage übernommen wurde. Zudem läßt das vorkommen so vieler bezeichnungen für *iu* vermuten, irgendeine der der vorlage von D vorangehenden hss. habe zwischen den drei arten des *iu* unterschieden, so etwa, wie es die hs. G tut, vgl. Sievers, Beitr. 20, 333 ff.

Diphthonge:

17) *ei* = *ei* meistens, z. b. 28, 20 *seit*, 41, 6 *reit*, 193, 15 *meide*, 156, 24 *geleit*, 170, 10 *reit* (: L *redet*), 329, 13 *reite* (L *redete*), 379, 17 *getreit* (L *getretet* : vorlage *getrett*?) usw.; — = *ey* zuweilen in fremdwörtern, z. b. 86, 11 *Pvntvrteys*, Nl. 21, 4 *hey*, Wh. 14, 24 *ey*; — = *ai* nur in 34, 28 *rait* (38, 1. 288, 27). 56, 13 *zwaier* (109, 29). 87, 29 *Fain*, 201, 9 *raine*, 10 *chlaine*, 221, 20 *kaie*, 261, 3 *kailets*, 272, 16 *saigœre*, 589, 22 u. ö. *Smaraide*, 738, 28 u. ö. *failierten*: also vorwiegend in namen, fremdwörtern und im reime vorkommend, weshalb es sicherlich aus der vorlage stammt. Vgl. die verbesserung 30, 7 *râit* : 8 *gemeit*, 193, 13 *œin*. Im Wh. öfter *aei* und *ai*; im Nl. stets *ei*; — = *e* nur in 128, 30 *elften*, 210, 28 *vrtelliche*, 341, 15 u. ö. *gen* (wohl aus *ge(ge)n* gekürzt); — = *a* nur in 318, 19 u. ö. *Marvale* (598, 26 *Marveile*), 256, 9 *fintalen*. — 18) *ie* = *ie* meistens, z. b. 20, 14 *hiengen*; — = *i̊* selten, z. b. 24, 6 *i̊hters*, 142, 3 *gevi̊nch* : 4 *gi̊nch*; ist

vielleicht nur verbesserung von *i* zu *iͤ*: 232, 22 *niͤht* : 23 *licht*; — = *i* nur 19, 11 *floitirre*, 23, 9 *tiostiren*, 28, 15 u. ö. *si* 51, 29 *islicher*, 76, 5 *gingen*, 62, 6 und stets *idoch*, 100, 17 u. ö. *di*, 140, 18 *ir* (L. *ier*), 175, 24 u. ö. *wi*, 211, 20 u. ö. *iweder*, 599, 3 *lip* : 4 *sip*, 714, 26 *brive*. Fehler wie 243, 21 *vil* statt *vier*, 521, 20 *bi* statt *die* deuten darauf, daß diese spuren md. schreibung noch in der vorlage gestanden haben. Das gleiche gilt von *ie* = *ei*: nur in 38, 20 *hie heilet* statt *hielt*, 87, 23 *Leidarz* (L. *Lîedarz*). Fehler: 345, 24 *hiez* statt *heizet* (umgekehrte schreibung); vgl. beim zweiten schreiber 16, 29 *heiz* statt *hiez*. — 19) **uo** = *v̊* meistens, z. b. 18, 30 *mv̊se*, 51, 5 *sv̊n* : 16 *tv̊n*; — = ° nach *w*: 26, 17 *geẘchs*, 233, 13 *zẘ* usw. — = *v̊ͤ* nur in 55, 1 *gefvͤret*, 358, 20 *mvͤze*, 489, 30 *mv̊se*. Auch im NL.: 44, 1 *mv̊ten*, 215, 4 *rvͤfen*; — = *vo* nur in 525, 27 *ich fvor*; — = *v* zuweilen, z. b. 22, 13 *gervchet*, 76, 10 *grvzte*, 80, 25 *mvmen*, 178, 25 *mvter*, 519, 13 *brvder*, hauptsächlich aber in den reimen: 39, 13 u. ö. *svn* : 14 *tvn*, 446, 1 u. ö. *vnchvnt* : 2 *gestvnt*, 648, 15 *stvnden* 16 : *begvnden*; auch im Wh. und NL.; — = *o* nur 58, 13 u. ö. *zwo*, 123, 21 *got*. — 20) **üe** = *vͤ* meistens, z. b. 22, 4 *fvͤge*, 375, 28 *gvͤtliche*, 108, 14 und meistens *prvͤuen*; — = *v̊* zuweilen, z. b. 62, 24 *armv̊te*, 75, 17 *geblv̊met*, 329, 17 u. ö. *gv̊tlichen*, 402, 3 *trv̊be* : 4 *v̊be*, 591, 8 *geprv̊uen*, 427, 5 *grv̊zen* : 6 *sv̊zen*; — = ᵉ nach *w*: 53, 5 *verwͤstet* usw. stets. — = ° nach *w*, nur in 594, 26 *ẘhse*; — = *ve* nur in 252, 24 *mvete*, 274, 5 *chvenem*, 443, 23 *snvere*, 559, 26 *trvege* (vorlage); — = *v* nur in 76, 16 *grvzen*, 516, 17 *chvnde* (: *stvͤnde*), 798, 7 *stvnde* : 8 *svnde*; — = *v̂* nur in 468, 21 *chv̂nde*, 22 *stv̂nde*. — = *ivͤ* nur in 399, 24 *vngefivͤgen* (ist wohl verbesserung eines fehlerhaften *vngefivgen*). — 21) **ou** = *ŏ* meistens, z. b. 18, 30 *ŏch*, 20, 15 *hŏbet* usw. Auch vor *w*: 21, 2 *frŏwe*; — = *ov* nur in 31, 8 *frov*, 54, 25 *Azagovch* : 16 *betrovch*, 59, 25 *Povlvn*, 184, 1 *Ovch*, 483, 3 *besovften*, 739, 23 *getovftem*; — = *o* nur in 70, 20 *scowet*, 135, 21 *vrlop*, 278, 4 *frowenliche*, 320, 23 *frowen*, 336, 14 *brv̊tlofte*, 357, 20 *och*; — = *ô* nur in 305, 23 *tôwige*; — = *v̊* nur in 66, 4 *zv̊ber*, 447, 9 *zv̊me* (: *gŏme*), 493, 5 *zv̊me*; — = *o°* nur in 679, 29 *toẘech*; — = *av* in eigennamen, z. b. 178, 16 *Mahavte*, 271, 12 *Tavrian*, 373, 14 *Clavdîte*; — = *ao* nur in 345, 13 *Lyppaôt* (: 14 *Scôt*); — = *ô* nur in 345, 15 u. ö. *Scôt*. — 22) **öu** = *è* 64, 20 *frèden* usw.; — = *ev*: 21, 3 *frevden* usw. (über das vorkommen dieser beiden bezeichnungen in D vgl. die curven V und VI der graphischen darstellung); — = *ó* sehr selten, nur im anfange ein wenig öfter vorkommend: 20, 8 *fróden*, 688, 1 *ivnchfrówelin* (vorlage); — *óv* nur in 35, 1 *fróvte* (*ov* ist vom corrector in *ev* verbessert, daher diese compromißform); — = *evͤ* nur in 721, 30 *frevde*; — = *o* nur in 153, 7 *drot*, 230, 18 *towende* (: *vrède*); — = *ŏ* nur in 76, 28 *tŏwende* (: *frède*), 136, 7 u. ö. *frŏde*, 253, 19 *gevrŏn* : 20 *tŏn*, 291, 4 *tŏnde* : *frède*), 307, 28 *drŏwen*, 423, 5 *ivnchfrŏwelin*, 598, 16 *ir vrŏt* (diese fälle sind wahrscheinlich spuren einer älteren, den umlaut nicht bezeichnenden vorlage).

B) Vocalismus der nebensilben.

Die vollen vocale der ahd. nebensilben finden sich in D nicht mehr, außer in den auch sonst im mhd. des 13. jh.'s

üblichen suffixen *-unge*, *-nisse* (woneben 387, 6 u. ö. *gevanchnvsse* vorkommt), *-ære* (das nur in *werber* 641, 10 bereits *-er* ist), *-inne*, *-in*, *-în*, *-lîn*, *-lîch* (die letzten drei werden aber stets ohne circumflex geschrieben); *-ant* ist bereits zu *-ent* abgeschwächt: *vîent* (als vorsilbe ist betontes *ant-* einmal erhalten in 698, 22 *antpfanch*). Abstracta auf *-ôt* kommen nicht vor.

Von der besonders im md. und südalem. üblichen vertretung des *e* durch *i* sind spuren vorhanden: 100, 30 *kvnegin* dat. pl. (den königen), 216, 13 *massinide*, 351, 15 *bilîbens*, 627, 5 *dir* statt *der*, 236, 12 u. ö. *diz* statt *dez* (*daz*), 745, 28 u. ö. *Anscivin*. Besonders ist *-ec*, das meistens als *-ech* erscheint (über *kvnec* und *kvnech* vgl. die curven XI und XII), zuweilen *-ich* geschrieben: 191, 24 *teppich*, 562, 10 *wenich*, 679, 28 *stŏbich*, 719, 19 *vnsælich*, 743, 19 *lebendich*; auch in den flectierten formen 228, 6 u. ö. *trvrigen*, 400, 20 *mvrigen*, 487, 4 *fischigen*, 623, 19 *ledigen*. Ebenso 249, 24 *irdisch*; 482, 8 *hellischem*; 335, 23 *heidniscem*; 657, 23 *lîbi* und 24 *wîbi* ist in *lîbe* und *wîbe* verbessert. Im Wh. ist dieses *i* für *e* der nebensilben viel öfter erhalten als im P.; im Nl. nicht.

Ahd. *a* ist, zu *e* abgeschwächt, erhalten in 238, 22 u. ö. *der werelde*, 350, 7 u. ö. *wereltlicher*. Aus älteren formen erklärt sich vielleicht 154, 29 *phæredlin*, 256, 14 u. ö. *pfæret*, 529, 17 *dem pfærede*.

a, *o*, *u* (: ahd. *ô*) in gedeckter stellung, wie sie im südalem., schwäb. und südbair. oft erhalten sind, kommen in D nicht vor.

562, 4 *gonomn* ist ein rest der alten angleichung einer vorsilbe an den vocal der folgenden silbe. Beispiele in MSD. XXXVI, 2, 9.

Synkope des kurzen ahd. mittelvocals in wörtern wie *sælde*, *herre* usw. ist stets eingetreten. Erhalten bez. zu *e* abgeschwächt ist der vocal nur in ganz wenigen fällen: 517, 24 *menneschen*, 519, 22 u. ö. *mennesch*, 781, 14 *mennescen*, 820, 13 *den einleften tach*, 417, 29 u. ö. *swelech*.

Überhaupt finden sich in D bisweilen sproßvocale, die z. t. auf ahd. zurückgehen, z. b. 177, 3 u. ö. *warem* : 4 *arem* (ahd. *aram*), 181, 2 *mit senewen* (ahd. *senawa*, eine seltene *w*-verbindung mit sproßvocal, vgl. Braune, Ahd. gr. § 69, anm. 2), 124, 15 *zvrenden*, 181, 1 *arembrvstes*, 197, 7 *taremgvrteln*, 208, 20 *den stvrem*, 247, 7 *zoren*, 420, 28 *von Wormeze*, 464, 20 u. ö. *baren*, 482, 30 *hirenbeîn*, 512, 20 *vorem*, 570, 16 *zorenliche*, 589, 27 *swel*, 663, 6 *riteren*, 259, 25 *dîren* (: *dierne*) usw.[1])

Neben *dienest* kommt *dienstes* vor, neben *ambet* : *amtes* (206, 28), neben *hŏbet hŏptes*, *hŏbtstat* usw.; 480, 5 *arztes*.

Ursprünglich lange mittelvocale sind meistens noch als *e* erhalten: 247, 19 *habete* : 20 *drabete* (L *habte* : *drabte*) usw.

Zweisilbige wörter an unbetonter stelle im satze haben meistens ihr *e* behalten: 258, 9 *vmbe mich* (L *um mich*), 352, 14 *ditze* (L *diz*), 311, 17 *denne* (L *dan*), 311, 3 *wande* (L *wan*). Ebenso steht vor eigennamen meistens *herre*, *vrŏwe*, selten *herr*, *her*, *vrŏ*, *vro*.

---

[1]) Vgl. hierzu v. Kraus, Zs. fda. 47, 316 f.

Auch in schwachbetonten verbformen findet sich in der regel das *e*: 241, 5 *wirdet*, 227, 4 *bivtet* (L *biut*), 226, 6 *hv̊tet ivch* (L *hüet iuch*), 225, 29 *bittet* (L *bit*), 223, 25 *giltet* (G *gilt*), 221, 5 *leistet* (L *leist*); doch finden sich auch zuweilen die synkopierten formen: 387, 21 *getrett*, 22 *gewett* (nicht *-eit*, wie L angibt), 218, 7 *bitt*, 314, 29 *entniht* : 30 *gepfliht*, 330, 8 *rûtt*, 257, 32 *gechleit*, 482, 9 *gelôt* : 10 *tôt*.

Sehr häufig ist synkope des *e* vor dem genitiv-*s*: 175, 19 *sabents*, 192, 13 *friwnts*, 326, 5 *Artvss her*, 392, 28 *diss* usw., ferner in *lands*, *lobs*, *helds*, *priss*, *orss*, *Grals*, *Gawans*, *Loths*, *Gahmvreths*. Ebenso in *mins*, *sins*, *eins* usw.

Synkope des *e* vor *r* und *n* (bair.) ist in D ungemein häufig: *rittr*, *ritr*, *vndr*, *poindr*, *vesprie*, *nidr*, *vierdr*, *drittr*, *svndr*, *quattr*, *odr*, *abr*, *vbr*, *vatr*, *mv̊tr*, *swestr* usw. (auch im reime: 180, 23 *andr*, 24 *vandr*); *niemn*, *erstorbn*, *chomn*, *selbn*, *habn*, *gebn* [besonders oft im reime], 635, 19 *werbn* : 20 *verderbn* usw.).

e fehlt auch vor *z*: 194, 23 *ellenthaftz*, 278, 30 *chvndz*, 310, 16 *altz* usw.

e in dritter silbe ist oft erhalten: 210, 2 *dem ṽzerem here* (L *ûzern*), 218, 37 *iweren* usw.

Nach kurzer hauptsilbe fehlt *e* zuweilen nach nasal (obd.): 193, 7 *schem* : 8 *nem*, 228, 5 *erscín* : 6 *wín*, 230, 9 *ram* : 10 *nam*, 312, 27 *nam* : 28 *lam*, 256, 21 *an* : 22 *man* (mähne), 429, 25 *chern* : 26 *gern*. Auch nach dentalem verschlußlaut (alem.): 218, 25 *sít* (: *míte*) usw. Auch sonst fehlt *e* zuweilen im absoluten auslaute: 424, 25 *gevider* : 26 *wider*, 389, 23 *grozlich* : 24 *rich* usw.

Zwischenvocal bei anlautender doppelconsonanz findet sich in 201, 1 *zewispilte* (vgl. Braune, Ahd. gr. § 69, anm. 5).

Vor folgendem vocal ist *e* meistens erhalten: 176, 25 *leiste ir*, 188, 13 *wize ist*, 195, 26 *wolde ich*, 214, 13 *wære ich*, 222, 8 *arme und*. In 309, 16 *ze eren* (L *zeren*) wohl der deutlichkeit halber. Selten ist es elidiert: 183, 27 *denn er*, 194, 26 *moht ich* usw.

Auch in den präfixen *ge-* und *be-* ist vor *l*, *r*, *n* das *e* meistens erhalten: 423, 3 *beleip*, 228, 16 *gelihen*, 322, 19 *gelvcke*; manchmal ist es aber ausgestoßen, besonders vor *n*: 346, 22 *gnade*, 212, 20 u. ö. *gnoz*, 240, 10 *gnv̊ch*, 528, 23 *gnaser*, auch vor *w*: 351, 20 u. ö. *gwin*, 353, 8 *kamergwant*.

In den neubildungen *ge-êret* usw. ist das *e* beibehalten, wenn mißverständnisse dadurch vermieden werden; sonst ist es elidiert: 353, 22 *gvnêrt*, 491, 21 *ganchert*, 685, 7 *gvrbort*, 803, 13 *gerbet*.

e fehlt in der compositionsfuge: 180, 7 *wegriches*, 181, 25 *zagheit*, 194, 7 *hanbôme*, 216, 21 *reislachen*, 232, 19 *cherzstal* usw.

C) Consonantismus.

23) *b* im anlaut = *b* meistens, z. b. 225, 11 *niht bezzer*, 338, 18 *ich baz*, 452, 19 *ŏchz brot*, 457, 3 *ich bin* usw.; — = *p* im satz- und versanfang nur in 215, 27 *prât*, 402, 16 *pilliche*. — Nach *ch*, *f*, *z*, *t*, *s*, *k*, *p* des vorhergehenden wortes: 180, 29 nach *nach polze siten*, 182, 28 u. ö. *ich*

pin, 190,10 *zwef* (sic) *prot*, 192,2 *ez prach*, 194,16 *et pvrge*, 211,1 *Tampenteires parn*, 229,13 *deZ plvt*, 252,30 *lanch prvnez . . .*, 735,23 *gap planchen.* — In eigennamen: 206,8 *in Prizlian*, 418,16 *ce Parbigôl* usw. In fremdwörtern: 313,11 *mit einem Pliât* (*blialt*) usw. — Zuweilen kommt *p* statt *b* auch nach *n*, *r*, *m*, *e* vor: 34,10 *den pecher*, 180,4 *der wagenleisen pich*, 231,11 *ein porte*, 231,5 *der pelliz*, 326,20 *ir pi*, 307,5 *dem porten*, 434,23 *wolte porgen* usw. — Mit ausnahme des *p* nach *ch* sind alle diese fälle sehr selten. Ob sie spuren von Notkers regeln darstellen (Michels § 178), erscheint angesichts der zuletzt angeführten beispiele fraglich. Daß sie aber alle aus der vorlage stammen, darauf deuten nicht nur verbesserungen wie 380,8 *si prachte* zu *brachte* usw., sondern auch die tatsache, daß sie im Wh. und Nl. nicht vorkommen. Vermutlich sind sie spuren einer bair. vorlage. — Im inlaut: = *b*: 178,20 *hŏbtstat*, 313,24 *wintbra* usw.; — = *p*: 150,22 u. ö. *hŏpte* usw. — Im auslaut: = *p* meistens, z. b. 177,12 *hvp sich*, 178,18 *gap im* usw.; — = *b* fast immer in der conjunction *ob*: 175,14 *ob wir* usw. Ferner in fällen wie 206,10 *warb er*, 260,2 *stirb ich*, 433,15 *hvb er*, 516,27 *er grvbse*, 518,3 *er gab allen*, 178,1 *lib vn̄*, 201,15 *gab im*, 268,2 *gib mir*, 277,28 *beleib iv*, 336,8 *vrlŏb ê*, 338,1 *gewarb nach*, 343,27 *wib odr*, 438,7 *gab v̂z* usw. (manchmal verbessert: 485,21 *grvb im* zu *grvp im*, vgl. Michels § 177 anm. 1. — **24)** ***p*** = *p* meistens, z. b. 216,24 *pris* usw.; — = *b* nur in 261,26 *blate*, 338,5 *brv̊et*, 590,16 *brvuen*, 683,13 u. ö. *Balmats* (diese spuren waren wahrscheinlich auch schon in der vorlage vorhanden, G hat öfter *b* statt *p*). — **25)** ***v***, ***f*** im anlaut = *f*: 196,17 *frŏwen*, 230,1 *fier* usw.; — = *v*: 198,30 *vro*, 231,28 *vîer* usw. (*f* und *v* werden unterschiedslos nebeneinander gebraucht); — = *w* sehr selten: 155,3 *wome*, 210,17 *wolleclichen* 225,13 *wiscœre*, 617,10 *worht* usw.; — = *ph* nur in 465,23 *ꝑphetisse*; — = *u* nur in 671,15 *uon* (auf rasur). — Im inlaut: = *v* z. b. 210,8 *neven*; — = *f* z. b. 328,5 *chraft*; — = *u* stets nach *v*, *ŏ* usw.: 205,25 *geprv̊uet*, 210,7 *Gvuerion*, 271,9 *ivuen*, 311,5 *v̂uer*, 570,20 *tîvuels*, 519,1 *engezwiuelte*, 593,13 *vruar*. Ausnahme 502,30 *prvfet* (vorlage). — Im auslaut: = *f* stets. — **26)** ***d*** = *d* meistens, z. b. 179,22 *bedwanch* usw. — = *t* nur in 197,1 *taremgvrteln*, 266,8 *ob tv*, 399,14 *frŏn Tydon*, 522,12 *ich tar* verbessert zu *dar* (also stammen diese schreibungen aus der vorlage). — **27)** ***t*** = *t* meistens, z. b. 192,20 *twanch* usw.; — = *d* zuweilen: 647,1 *drabe* (L *trabe*); — = *th* in eigennamen: 300,23 *loths*, 307,21 *Anthanor* usw. (aus der vorlage stammend); — *t* fehlt in 197,8 *ieweder*, 237,7 *der wir*, 656,7 *sin da*, 817,8 *stvn* usw., ist angefügt in 471,15 *newederthalp*, 181,11 u. ö. *anderthalbn*, 183,17 *mit hascent.* — **28)** ***s*** = langem *s* stets im an- und inlaut, zunächst auch ausschließlich im auslaut; — = rundem *s*: das runde *s* des dritten schreibers hat zwei formen: eine ohne und eine mit abstrich unter die zeile. Letztere ist ihm allein eigentümlich. Über den allmählich aufkommenden gebrauch des runden *s* vgl. s. 322f. Auffällig sind einige runde *s* im wortinnern: 279,28 *Orilvse*, 355,10 *al celosen*, 415,9 *kingrimvrsel*; doch sie stehen auf rasur. Beide formen des *s* kommen auch im Wh. und Nl. nach denselben anwendungsgrundsätzen vor, sie sind also den schreibgewohnheiten unseres

schreibers zuzurechnen; — = *sc*: 183, 11 und meistens *scariande* (Wh. 18, 13 *sariande*. Auch im P. zuweilen, also gehört *scariande* wohl der vorlage an). Ebenso 195, 15 u. ö. *Scenescalt*, 255, 10 *Repansce*. Diese fälle sind vielleicht als umgekehrte schreibung des vorgängers anzusehen, der aus einer vorlage, die *s* für *sch* schrieb (spuren einer solchen vorlage s. unter 29), diese *s* in *sc* umsetzte; — = *z* zuweilen, z. b. 75, 25 *orze*, 520, 21 *irz*, 535, 13 *mirz*, 339, 19 *kingrimvrzel*; — = *h*-förmigem *Z* nur in 494, 24 *kanvoleiZ*; — fehlt in 276, 24 *sweter*, 546, 4 *ander*: *anders* usw. — **29)** ***sch*** = *sch*: z. b. 19, 4 *schilt*, 150, 4 *harnasch*, 181, 22 *schalle*, 182, 2 *lasch*, 183, 9 *schvzzen*, 184, 8 *vleisch*, 186, 17 *schin*, 189, 2 *geschach*, 229, 22 *schvttet*, 242, 7 *schimphen*, 243, 16 *enschvchten*, 247, 6 *geschach* usw.; — = *sc* in 248, 6 *sceiden*, 300, 14 *scin*, 333, 4 *harnasc*, 450, 13 *scar*, 453, 28 *scilt*, 454, 6 *sceidet*, 456, 6 *gescach*, 457, 8 *vlasces*, 458, 28 *Jescvte*, 535, 27 *sciff* usw. (über die verwendung der beiden bezeichnungen vgl. die curven I und II); — = *ssc* nur in 185, 7. 827, 13 *Esscenbach*, 218, 17 u. ö. *tissce*, 315, 28 u. ö. *visscære*, 350, 3 *verlosscen*, 409, 29 u. ö. *zwisscen*, 423, 21 u. ö. *vissce*; — = *tsch* nur in 452, 13 u. ö. *lasalvatsche*, 477, 2 *Tschoysiane*, 494, 3 *tschanze*, 503, 9 *Tschanfanzvn*; — = *s* in 347, 19 *vngesîhte*, 581, 17 *vries*, 603, 3 *harnas* (wohl spuren einer früheren vorlage); — = *ss* nur in 792, 15 *zwissen*; — = *sh* nur in 475, 3 *Anshevin*, 477, 15 *Repansse de Shoîe*, 507, 2 *Lishoys* (der fünfte schreiber, der das Nl. zu ende copierte, schreibt meistens *sh* statt *sc*); — = *sg*: kommt in D nicht vor, scheint aber in einer früheren vorlage gestanden zu haben, worauf der fehler 88, 4 *so ganze* statt *schanze* hinweist. — **30)** ***g*** = *g* meistens; — = *k* zuweilen, z. b. 286, 26 u. ö. *kalopierende*, 588, 17 *eine karnascen*, 197, 6 *enkvrt*, 216, 14 *hochkezit*, 222, 17 u. ö. *enkalt*, 485, 8 u. ö. *enkelten*. Diese fälle stammen aus der vorlage, wo sie möglicherweise spuren einer früheren darstellen. Darauf deutet das *k*, das nicht in *ch* umgesetzt ist, und ferner der umstand, daß diese verhärtung im Wh. und Nl. nicht vorkommt. — Im auslaut ist *g* in der regel zu *ch* verhärtet, doch ist die verhärtung — ähnlich wie beim *b* — nicht selten unterblieben: 51, 17 u. ö. *hieng ez*, 178, 23 *slvg im*, 179, 5 *mag ich*, 208, 17 *lag ans*, 212, 19 *Sig gwnnen sig verlorn*, 213, 29 *sig hat*, 215, 9 *bring ir*, 223, 24 *mag ich*, 224, 20 *trvg vber*, 227, 18 *ivng vn̄*, 229, 12 *twang er*, 231, 18 *trvg eine*, 244, 16 *trvg obz*, 245, 20 *tag ŏch*, 275, 6 *enpfieng ez*, 368, 24 *sprang ŷf*, 377, 9 *tag erscein*, 380, 13 *maneg ors* usw. — **31)** ***k*** im anlaut: = *ch* meistens, z. b. 174, 18 *chranch*, 257, 14 *chnoden* 455, 9 *chronica* usw.; selten in eigennamen: 204, 2 *Chvchvmerlant*, 457, 14 *von chareis*, 455, 11 *ce Franchriche* usw.; — = *k*: erstens wird es nur in ganz bestimmten wörtern gebraucht, in diesen aber, so oft sie auch vorkommen, stets. Dieser regelmäßigkeit wegen wird man diese bezeichnung zu den schreibgewohnheiten unseres schreibers rechnen müssen, umsomehr, als diese wörter auch im Wh. und Nl. in der regel mit *k* geschrieben werden. Es sind folgende: *kvnec*, *kvneginne*, *kint*, *kemenate*, *kamerære*, *knîe*, *kniete*, *kiele*, *knappe*, *knŏpfelîn*, *knabe*, *knoden*, *kinne*, *kamergwant*, *kneht*, *keyser*, *kramgwant*. — Zweitens steht *k* meistens in eigennamen, was auf eine frühere *k* schreibende vorlage deutet: *kingrîn*, *Scoy de la kvrt*, *karidol* usw. — Drittens steht *k* oft

in fremdwörtern: *kvrsît, karrascen, kvlter, kvrtosîe, kastelan, kastel, kvndwîr, karacter, karacten, karfvnkel, katolico* usw. — Endlich steht *k* ausnahmsweise in 446, 1 *kvnt*, 449, 4 *kalt*, 452, 4 *kraft*, 452, 5 *kvnst*, 452, 15 *kivsche*, 452, 27 *kvmber*, 459, 9 *kercen*, 459, 25 *kefse*, 465, 1 *kvnne*, 469, 2 *kvnden*, 473, 2 *erkant*, 481, 16 *kvrcen*, 485, 7 *kvche*, 486, 3 *krvt*, 503, 2 *kvnnen*, 503, 6 *kampfs*, 514, 8 *kan*, 659, 12 *kristenlicher*, 683, 17 *kolzen*, 778, 19 *kappe*. Da sich die meisten dieser fälle im 9. buche finden, wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man für diese eine vorlage oder einen vorlage-schreiber mit häufigem *k* annimmt; — = *c* stets in *clar, clarheit* (ausnahme 369, 1 *chlare*); auch im Wh.; ferner in 199, 22 *gecondwieret*, 261, 9 *cvrsit*, 283, 3 *creatvre*, 297, 2 *cvmpanîe* und ausnahmsweise (vielleicht versehentlich durch vergessen des *h*) in 339, 11 *campfe*, 441, 16 *cvmber*, 447, 6 *cleit*; — = *g* nur in 123, 13 *gvnst* (statt *kunst*) und 254, 18 *gernet* statt *kernet*; — = *kh* nur in 499, 19 *khvnde*, 660, 4 *khiel*; — = *hc* nur in 721, 21 u. ö. *Beahcvrse*. — Im inlaut: = *ch* meistens, z. b. 174, 18 *starchen* usw.; — = *k* nur in 307, 6 *div rinke*, 481, 15 *fisiken*, 484, 16 *gedriakelt*, 570, 3 *svrkot*, 678, 3 u. ö. *baneken*, 789, 29 *Driakel*; — = *h* nur in 131, 15 *drvhte*; — = *c* in 151, 26 *spanctese*. — Im auslaut: = *ch* meistens, z. b. 174, 18 *chranch*, 217, 9 *erchennchlich* usw.; — = *c* nur in fällen wie 174, 27 *volleclicher*, 171, 11 *minneclich* usw., in diesen aber oft neben den formen auf *ch*. Über *kvnec* und *kvnech* vgl. die curven XI und XII. Ausnahmsweise steht *c* in 407, 26 *ivncfrǒwe*, 470, 7 *dvrhlivhtec*, 476, 12 *lac*; — = *k* nur in 429, 20 *dvk*; — = *kch* nur in 459, 19 *rokch*; — = *k* fehlt in 354, 9 *marscal*. — **32)** *ch* = *ch*: 174, 15 *dvrch* usw. stets im auslaut. Ausnahmen: 69, 11 u. ö. *sih*, 104, 21 u. ö. *iah*, 217, 22 u. ö. *sah*, 240, 26 u. ö. *nah*, 267, 9 u. ö. *hoh*, 301, 10 u. ö. *dvrh*, 306, 20 u. ö. *zoh*, 345, 27 u. ö. *gedêh*, 477, 8 *bevalh*, 737, 25 u. ö. *ih*. Auch im Wh. und Nl.; — = *h* in *ht* und *hs*; aber 254, 23 *machtv*, 191, 27 *enschvchten*, 258, 28 *dræchsel*, 353, 26 *wechslære* usw.; — = *th* nur in 34, 7 *nith*. *h* fehlt nur in 379, 4 *worte*; — = *g* nur in 512, 28 *sager* (= *sach er*). — **33)** *pf* = *ph*: 20, 7 *enphiench* usw.; — = *pf*: 45, 1 *opfers* usw. (über das vorkommen der beiden bezeichnungen vgl. die curven IX und X. Im Wh. werden *pf* und *ph* nebeneinander gebraucht, soweit man aus den ersten seiten ersehen kann; im Nl. fast nur *pf*); — = *p* nur in 35, 16 *plach*; — = *pff* nur in 278, 15 *apffels*; — = *ff* nur in 281, 29 *vberchrvffe*; — = *ppf* nur in 463, 21 *sceppfære*. — **34)** spirans *z* = *z* meist, z. b. 643, 8 *sloz* usw.; — = *h*-förmiges *Z*: 229, 13 *deZ plvt*, 235, 17 *eZ*, 238, 30 *ir mvgetZ* usw. (über das vorkommen des *h*-förmigen *Z* vgl. s. 318 f.); — = *s* selten, z. b. 486, 8 *fvrs*, 513, 11 *es*, 542, 17 *si mohtens*, 643, 8 *des sloz* usw.; — = *zz* in 376, 6 *mazzen* usw. — **35)** Spirans *zz* = *zz* meistens, z. b. 208, 11 *scvzzen*, 12 *genvzzen*; — = *z* zuweilen: 180, 29 u. ö. *wazer*, 549, 5 *vnverdrozen*, 6 *genozen*, 665, 13 *vnverdrozen* (14 *geslozzen*). Ebenso im Wh. und Nl. — **36)** Affricata *z* = *z* meistens, z. b. 198, 21 *herzeleit*; — = *c*: über den wechsel von *ce* und *ze* vgl. die curven VII und VIII. Im übrigen kommt *c* statt *z* nur in folgenden wörtern (in diesen aber häufig) vor: *cene, herce, chercen, wrceln, gecelt, cît*; ebenso im Wh. und Nl.); — = *t* nur in 312, 11 *tǒm*; — = *h*-förmigem *Z*: 182, 18 *vnverZagt*, 338, 1 *verZaget* usw.

(vgl. III, 1 c.); — = *ç* nur in 636, 27 *herçoginne*; — = *s* in 41, 9 *Rasalik*. 89, 8 *Alise*; — = großem, aber nicht hakenförmigem *Z* nur in 91, 30 *herZenliche*, 108, 23 *daZ*. — **37)** ***tz*** = *tz*: 288, 14 *witze* usw.; — = *zz*: 177, 15 *ergezzet* usw. (über das vorkommen dieser beiden bezeichnungen vgl. die curven III und IV); — *zzt* nur in 245, 19 *swizzten*; — = *c* nur in 31, 27 *lvcel* (stets so im Nl.), 464, 28 *antlvce*; — = *z* nur in 705, 9 *bendiz*, 119, 20 u. ö. *antlvze*; — = *tZ* selten, z. b. 489, 6 *witZe*, 491, 17 *lvtZel*; — = *zt* nur in 196, 19 *der bendizt*. — **38)** ***ck*** = *ch* meistens, z. b. 174, 30 *acher*, 175, 1 *stvchlein*; — = *ck* nur in folgenden wörtern, in diesen aber fast immer: *brvcke*, *glvcken*, *gelvcke*, *ecke*, *bvckel*, *rvcke*, *acker*, *wacker*, *rócke* (nur 446, 15). Ebenso in eigennamen: 401, 9 *Ereckes*, 588, 15 *Buckeram* (aber 682, 20 *Vcherlant*; — = *kk* nur in 36, 25 *dekke*, 181, 3 u. ö. *brvkken*, 230, 9 *ekke* (auch im Nl.), 404, 29 *Veldekke*; — = *k* nur in 247, 22 *slagbrvcken*, 546, 24 *choken*, 357, 2 *treken*, oft im Wh.; — = *chh* nur in 272, 25 *dechhe*; — = *chk* nur 35, 29 *rechken* (: *erstrechen*). — **39)** ***j*** = *i* meistens, z. b. 174, 15 *tiost*, 175, 8 *iahen*; — = *î*: 230, 14 *îenez*, 287, 19 *îenen*, 309, 3 *îeht* usw.; — = *í*: 359, 30 *íehen*, 286, 26 *ívuen* usw.; — = *y* in eigennamen (selten): 385, 5 *Melyanzen*; — = *g* nur in 564, 5 *verge* (sonst immer *verie*), 400, 19 *Reiger*, 247, 13 *scrigende*, 491, 6 *Brvmbange* (*g* für *j* stammt wohl aus der vorlage). — **40)** ***h*** = *h*: meistens, z. b. 19, 9 *hohe*; — = *ch*: 200, 5 *iachen*. — **41)** ***l*** = *l* meistens; — = *r* öfter, z. b. 273, 10 u. ö. *Primizóle* (277, 3 *Plimizól*), 394, 21 *Scervres* usw. (eine der vorstufen der überlieferung wird zwischen *l* und *r* graphisch nicht immer deutlich unterschieden haben); — = *l* fehlt: 190, 10 *zwe(l)f*, 190, 22 *ch(l)vsen*, 315, 30 *er(l)ost* usw. — **42)** ***qu*** = *qu* in 179, 11 *quattr*; — = *qw* in 392, 20 *qwamen*; — = *qv* in 481, 25 *qvæme*, 484, 10 *qvale*, 531, 22 *qvit*. — **43)** ***r*** fehlt manchmal, z. b. stets in *alrêst* (nur im 9. buche kommt *alerst* vor). Ferner in 104, 12 *zerfvte*, 262, 18 *stach* usw. — **44)** ***n*** = *n* meistens, z. b. 199, 21 *enschvnpfieret*, 243, 24 *sanfte*, 554, 24 *chvnft* usw.; — = *m* zuweilen vor labialen: 26, 26 *vmbevart*, 155, 28 *vmbervhte*, 366, 13 *chvmftechliche*, 453, 4 *vmpris*, 462, 20 *vmmære*, 799, 10 *chvmft* usw.; — *n* fehlt in 176, 5 *enpfiech*, 179, 5 *etsagen*, 345, 29 *dieste* usw., ist angefügt in 711, 1 *ivncherrnlin*, 623, 13 *gestern* (vgl. Stadler s. 22), 299, 9 *vaterhalbn*, 636, 1 *an dem frówenlin*, 629, 14 *chostenlich* usw. — **45)** ***m*** = *n* nur in 77, 28 *rvn* (= *rûm*) : 29 *pólvn*. — **46)** ***w*** = *v* zuweilen, z. b. 233, 29 *viz*, 256, 1 *vas*, 548, 11 *vert*, 624, 22 *volgetan*, 819, 8 *envellen* (vielleicht in der vorlage *u* statt *w*?).

47) Doppelschreibungen. In der curve XIII ist das vorkommen der doppelschreibungen graphisch dargestellt. Die curve läßt vermuten, daß schon die vorlage, mindestens aber das 9. buch einige solcher doppelschreibungen (*svss*, *chvss* usw.) hatte. Andererseits deutet das vorkommen derselben doppelschreibungen im Wh. und Nl. diese schreibgewohnheit als eine unserem schreiber eigentümliche, umsomehr, als sie beim ersten und zweiten schreiber nicht vorkommt.

Doppelschreibung findet sich — abgesehen von den unter den einzelnen lauten bereits angeführten fällen — in folgenden wörtern: *chvss*, *svss*, *orsse*, *alsvss*, *Marss*, *disses*. — *mazzen* (: *lazen*), *reizzet* : *heizzet*, *hiezzen*,

azzen, grozzen, blozzen, erbeizzen, svͤzze, gvzz : flvzz, bizzet, mezzer, sciezzen, geniezzen, fliezzet, mœzzech. — *hoff, rieffen, sciff, Erffvrter, sciffman, griff, biscoff, Affrica, lŏffet, tŏffes, chŏffes.* — *widrsazz, chrazz, swizzten, dvzzen, Trevrizzent*; *hammer.* — Auch *bitten*, die seltene ursprüngliche form des verbums (vgl. MWb. 1, 168), wird meistens mit *tt* geschrieben.

Besondere beachtung verdient die schreibung von *tt* für *t* nach kürze. Beim ersten und zweiten schreiber kommt sie nicht vor; der dritte aber verwendet sie in folgenden wörtern: *beschvtten* 74, 3. 74, 19. 381, 24, *bestattet* 161, 2, *betten* (statt *betent*) 107, 19, *botten* (die boten) 87, 17, *bvtte* 157, 12. 372, 2. 504, 30, *geritten* 314, 11. 504, 8, *gestattet* 418, 6. 701, 24, *gottinne* 748, 17. 748, 21. 705, 5. 767, 3, *kaylette* : *Scoette* 92, 23. 24, *ritten* 19, 11. 23, 14. 72, 19. 76, 4. 79, 9. 125, 7. 183, 30. 694, 25. 698, 20. 707, 4. 707, 6, *sattel* 144, 26, *schvttet* 229, 22, *ich statte* 536, 7, *stritten* 74, 19 (: 20 *vermitten*), *mit tretten* 75, 7. 247, 11. 379, 19. 522, 21, *ich tritte* 444, 7, *tvttelin* 111, 5, *vermitten* 74, 20 (: 19 *stritten*), *wetter* 767, 4.

Auch in des dritten schreibers Nibelungenpartie finden sich einige *tt*-schreibungen: *geritten* 177, 4 (zählung nach Bartsch), *ritten* 137, 1. 319, 1, *sitten* 40, 2. Ebenso im Willehalm: *beschvtten* 373, 15, *bvtten* 37, 16, *gebitten* (von *bîten*) 202, 9, *ritten* 126, 24. 329, 23. 348, 28. 364, 8. 364, 12. 370, 8, *sattelbogen* 84, 27, *den sitt* 122, 18, *sitten* 457, 4, *statten* 182, 25, *stritten* 36, 1. 341, 19. 363, 16. 394, 10, *von tretten* 178, 6, *vetter* 340, 25.

Der umstand, daß diese *tt*-schreibungen sich spärlich über alle von dem dritten schreiber copierten gedichte verteilt finden, macht es wahrscheinlich, daß sie zu seinen schreibgewohnheiten oder denen seiner schule gehören, nicht aber aus seiner vorlage stammen.

Auch der fünfte schreiber, der die Nibelungen zu ende copierte (vgl. s. 313), schreibt übrigens zuweilen *tt* statt *t*: *bitten* (von *bîten*) 795, 1, *bottenbrot* 705, 2, *en botten* (= *enboten*) 879, 3, *geritten* 1229, 3. 1307. 4. 1424, 1, *ritten* 477, 1. 566, 1. 706, 4. 795, 1. 798, 1. 807, 4. 811, 3. 926, 1 usw. öfter, *sitten* 822, 4, *vermitten* 1424, 2.

Mithin schienen die *tt*-schreibungen eine eigenart unserer schreiber oder ihrer schule zu sein. Indessen machte mich von Kraus darauf aufmerksam, daß es sich wahrscheinlich um eine speciell alem. eigentümlichkeit handele und wies auf Weinhold, AG. § 172 (gegen BG. § 141), ferner auf Zs. fda. 44. 109 anm. 111 anm. 2 und auf seine eigene abhandlung zum Eckenliede (Abh. d. bair. ak. d. w., phil.-hist. kl. bd. 32, abh. 4, s. 60 § 10 und anm. 2) hin.

Darnach würde es sich bei diesen *tt*-schreibungen in der tat um eine speciell alem. erscheinung handeln (*erritten, geritten, gotte, erbotten* sind bei alem. dichtern zuweilen klingend) und es ergab sich die aufgabe, bair.-österreich. und alem. hss. des 12. und 13. jh.'s auf diese *tt*-schreibungen zu untersuchen. Diese untersuchung hatte folgendes ergebnis:

I. Bairisch-österreichische hss.: 1) Die Wiener hs. 2721. perg., 2. hälfte des 12. jh.'s, Kärnten: enthält keine *tt*-schreibungen. — 2) Die Milstätter hs. K. perg., mitte des 12. jh.'s, Innerösterreich: nur in der Genesis und Exodus (abgedr. von Diemer, Wien 1862) findet sich 78, 2

gestattôt, 140, 7 *bettet* (= *betet*), 145, 7 *ir bettet.* — 3) Die Vorauer hs. perg., mitte des 12. jh.'s, Österreich: nur in dem ersten teile der Kaiserchronik (abgedr. von Diemer, Wien 1849) finden sich 31, 11 *den abgotten*, 39, 9 *gotte*, 67, 8 *Gottes*, 72, 17 *aller gotte*, 95, 22 *gotte* (= *götter*), 35, 32 *bettehus*, 85, 1 *der bette*, 85, 14 *wir rebettelen*, 35, 25 *uertretten*. Da diese *tt*-schreibungen nur im ersten teile der Kchr. vorkommen und da, wie Waag, Beitr. 11, 77 ff. nachweist, der schreiber der hs. sich in der schreibung an die vorlagen gehalten hat, so werden diese *tt*-schreibungen wohl der vorlage entstammen, zumal sie im ganzen übrigen teile der sammelhs. nicht mehr vorkommen. — 4) König Rother: Nürnberger fragment, 5) desgl. Ermlitzer fragment, 6) desgl. Münchener fragment: enthalten keine *tt*-schreibungen. — 7) Willehalm, hs. I München. Cgm. 193./I. 13. jh., obd.: nur 169, 27 *ze statten*. — 8) Armer Heinrich, St. Florianer bruckstücke: enthalten keine *tt*-schreibungen. — Dagegen findet sich in bair.-österreich. hss. des 14. jh.'s öfter *tt*-schreibung.

II. Alemannische hss.: 1) Iwein, hs. B. Gießen, perg., alem., 13. jh.: nur 6444 *gottinne* (wahrscheinlich wegen des folgenden *i*). — 2) Der Wasserburgische codex (DTM. 2), 13. jh., alem. grenzlinie zwischen niederalem. und schwäbisch: die hs. zeigt sehr viele *tt*-schreibungen: *bette*, *sitte*, *gotte*, *botten* usw., sogar nach länge *rotter* (*rôter*). — 3) Rudolf von Ems, Weltchronik, Wernigeroder hs.; DTM. 20, alem., 13. jh.: *tt*-schreibungen finden sich in *gotte*, *gebotte*, *bette*, *gottinne*, *sitte*, *geritten*, *vetter*, *tretten* usw. — 4) Lucidarius, hs. A., Berlin, 13. jh., niederalem. DTM. 28: *tt*-schreibungen finden sich in *vatter*, *stettin*, *Gottes*, *wetter* usw. spärlich über die ganze hs. verteilt. — 5) Nibelungen, hs. A: keine *tt*-schreibungen. — 6) Nibelungen, hs. C: keine *tt*-schreibungen. — 7) Nibelungen, hs. D: keine *tt*-schreibungen. — 8) Parzival, hs. G, elsäss., 13. jh., keine *tt*-schreibungen.

Diese untersuchung, so lückenhaft sie auch ist, macht es im verein mit den eingangs erwähnten beobachtungen von v. Kraus und Zwierzina immerhin wahrscheinlich, daß *tt* statt *t* nach kurzem vocal ein charakteristicum des alem. ist. Unsere Parzivalhs. D wird also wohl in Alemannien geschrieben worden sein.

D) Formenlehre.

Bezüglich der formenlehre sei auf Stadler s. 11 ff. und Martin 1, II ff. hingewiesen, wo alles in D bemerkenswerte angeführt ist. Auch Michels hat bereits manches D eigentümliche aufgenommen, sodaß es hier nicht wiederholt zu werden braucht.

Verbesserungsbedürftig ist seine bemerkung § 290, 2d, wo er 452, 8 *gein den tievel streit* nach L als einzigen beleg anführt dafür, daß *gegen* bereits, wie im nhd. mit dem acc. verbunden werde. D hat aber *gein dem tievel streit.*

Über die anlehnung unbetonter wörter in D ist folgendes zu sagen:

1) Anlehnung des artikels: a) *de* für *div* steht öfter, z. b. 337,7 *De kvneginne*, 619, 26 *De herzoginne* usw.; eine form, die 209, 11 von späterer hand in *Dev* (*kvneginne*) verbessert ist (bair.). Vor vocal steht *d*: 242, 30 *derde*, 263, 10 u. ö. *dors*, 690, 14 *dŏgen*, 761, 1 *daventivre* usw. Meistens sind solche contractionen, die in der vorlage gestanden zu haben scheinen, der leichteren lesbarkeit halber aufgelöst, auch wenn das metrum dadurch gestört wurde: 179, 22 *div ŏgen* (L *d' ougen*). — b) Der genitiv *des* ist zuweilen incliniert: 281, 24 u. ö. *sabents*, 768, 16 *shers*, 774, 29 *smorgens* usw., 768, 20 *v̊zs heidens*, 781, 24 *solts Grals*, 782, 25 *vnts Grals* usw. — c) Desgl. der dativ *dem*: 155, 3 *wome* (sic) *scafte*, 160, 19 *obem sloze*, 727, 27 *vorem gezelt*, 813, 12 *begvdem* (sic) = *begunde dem* usw. — d) Desgl. der acc. *den*: 379, 25 *v̊fen acker*. Auch sonst steht *en* für *den*: 692, 17 *ab en ŏgen*. — e) *daz* wird öfter angelehnt und zwar in den formen *dez*: 441, 7 *dez* ... *wip*, 720, 25 *dez her*, 622, 22 *dez Parel* (hier steht *z* auf rasur; vermutlich hatte der schreiber zuerst *r* geschrieben, zumal ihm, wie die großschreibung zeigt, das wort unbekannt war. Also stammt die schreibung *dez* aus der vorlage); — *dz*: 288, 25 *dz sper*, 320, 12 *dz swert* usw.; — *ez*: 295, 10 *ez ors*; — *z*: *swaz erden hat vmbe slagens mer* usw. (der fehler 616, 10 *iamer ze herce* deutet auf ein incliniertes *s* der vorlage).

2) Anlehnung des personalpronomens: a) Anlehnung von *ich* mit verlust des *ch* (259, 12 L *i'u*: D *ich iv*) ist in D nicht überliefert. Daß sie aber in einer früheren vorlage vorhanden war, zeigen fehler anderer hss., z. b. G 825, 18 *ich* statt *ich iuch*, 452, 4 *im* statt *ich im* usw. D hat nur 33, 21 *mis* statt *mich es*. — b) Die anlehnung von *du* findet sich in D nur 815, 7 *mv̊ste*. — c) Das pronomen der dritten person ist sehr oft angelehnt: *im* > *em*: 157, 8 *erem* : *er im* usw.; — *in* > *en*: 277, 22 *miren* (= *mir in*), 265, 13 *zvchten* usw. (oft); — *in* > *n*: 158, 7 *ern* usw.; 137, 15 *an* statt *an in* weist auf *ann* einer früheren vorlage; ebenso 306, 9 *sazen* statt *sazt in*. — *ir* > *r* kommt in D nicht vor (Martins angaben s. X sind falsch), wohl aber deutet der fehler 340, 20 *daz er* (L *err*) *niht bechande dar* auf inclination einer früheren vorlage hin. — *si* > *se* ist ziemlich häufig, z. b. 220, 3 *ichse*, 248, 8 *verlosse*, 348, 11 *erse* usw. — *si* > *s* findet sich in D nicht, fehler deuten aber auf das vorkommen in einer früheren vorlage: 377, 22 *vnt es* statt G *vnde si*, vorlage *unts* usw. — *ez* > *z*: 401, 23 *hortse* statt *hœrtz*.

3) Andere contractionen finden sich in D sehr selten: 143, 6 *hinne* (= *hie inne*), 153, 26 *dinne* statt *da inne* usw. Meistens sind sie der deutlichkeit halber aufgelöst: 148, 11 *da vze* statt *dûze* usw.

Sonstiges:

Der dem späteren alem. eigentümliche dat. sg. m. des adjectivs auf *-en* statt *-em* (vgl. Michels § 214 anm. 4) findet sich in 198, 22

manegen chŭnem man, 272, 24 *von lieben man*, 398, 5 *bi roten wapen*, 537, 29 *von also manegen grozem slage*, 590, 4 *zv̂ manegen tiwerem steine* usw.

Sonstige dialekticismen finden sich kaum. Einiges bair. und md. ist bei Stadler angeführt. Die alem. 2. pl. ind. praes. auf *-ent* findet sich nur 196, 29 *als irz mære hant vernomn* (L : *als i'z mære hân vernomn*) und im Nl. 106, 3 *ir wellent*.

Metathese — wohl aus der vorlage stammend — steht, selten vorkommend, meist im reimwort: 193, 18 *der rehorte*, 181, 26 *der rebeiste*, 398, 5 *vnrechant*, 618, 2 *der relŏbte*, 819, 20 *rechom*, 289, 4 *baren* statt *barne*, 298, 12 u. ö. *zorens* statt *zornes*, 425, 21 *Cholbn* statt *klobn*.

E) Syntax.

Vgl. Stadler s. 80ff. und Martin s. IIff. Darüber hinaus hat die neuerliche untersuchung der hs. nichts von belang ergeben.

3. Schreibgewohnheiten.

A) Zusammenschreibung.

Bestimmte, stets befolgte regeln lassen sich nicht erkennen. Allgemein ist folgendes zu sagen:

1) *ze* wird meistens mit dem folgenden worte zusammengeschrieben: 175, 12 *zewibe*, 177, 7 *zedisem* usw. — 2) Zusammengesetzte substantiva werden teils getrennt, teils in einem worte geschrieben: 180, 5 *walt strazen*, 237, 23 *golt vaz*, 205, 14 *Vcher lant*, 191, 2 *vederspil*, 192, 29 *slafstat* usw. — 3) Ebenso unbetonte wörter: 199, 10 *aldaz volch*, 178, 6 *al ze*. Wo mißverständnisse entstehen konnten, sind die zusammengeschriebenen wörter nachträglich wieder getrennt worden: 316, 14 *an,der*. — 4) Präfixe sind oft vom verbum getrennt: 220, 3 *vmbe vienge*, 211, 15 *ge-tivstiert* usw. Zuweilen ist die trennung nur durch ein kleines spatium angedeutet: 356, 24 *in in strîts*. — 5) Fehlerhaft ist die trennung in 494, 5 *kin der*.

B) Worttrennung.

Im P. ist die worttrennung des schreibers nicht zu beobachten, weil die absetzung der verse keine gelegenheit zur trennung der wörter bot. Ebensowenig im Wh. Das Nl. aber, das, der vorlage folgend, fortlaufend geschrieben ist, bietet zahlreiche fälle. Während die worttrennung beim vierten schreiber ganz willkürlich ist (z. b. *Gv̂nt-her*, *chvch-en*, *werdech-eit*, *Chriemhi-lde*), trennt der dritte stets nach sprechsilben: *gro-zen*, *versin-ne*, *we-sen*, *tor-sten*, *di-che*, *vorh-ten* usw.) und bedient sich dabei des wagerechten striches als trennungszeichen.

C) Großschreibung.

Große buchstaben verwendet der schreiber einmal am versanfange zum zwecke der einteilung des textes (von den vom maler hergestellten initialen wird weiter unten die rede sein), zweitens zur hervorhebung einzelner wörter, wie eigennamen usw.

1) Großschreibung am versanfang.

Schon die ersten beiden schreiber verwenden zuweilen großbuchstaben am versanfang, der erste rückt sie sogar aus der senkrechten spalte heraus. Die vermutung liegt nahe, daß sie aus der vorlage stammen. In einer übersicht über ihr vorkommen (die hier wiederzugeben keinen zweck hat) fiel auf, daß sie häufig an derselben stelle im dreißigerabschnitt wiederkehren. Hatte die vorlage von D bereits eine größere seitenzahl, als die kleinen initialen für die urhs. anzudeuten scheinen, und sind die großbuchstaben in D die anfangsbuchstaben der seiten oder spalten ihrer vorlage? Eine untersuchung hierüber ergab ein negatives resultat: zwar ist nicht ausgeschlossen, daß die großbuchstaben schon in der vorlage von D standen, aber auch da waren sie nicht äußere merkzeichen, sondern standen wie in D im zusammenhang mit dem sinne des textes.

In den weitaus meisten fällen dienen sie dazu, den beginn einer rede oder gegenrede anzuzeigen, sei es, daß diese unmittelbar anhebt oder durch wendungen wie *Do spͦch er*, *Er spͦch* . . . usw. eingeleitet wird.

Setzt nach einer rede die erzählung wieder ein, dann beginnt auch sie in der regel mit einem großen buchstaben (37, 21. 45, 29. 93, 5 usw.). Zuweilen hat der schreiber die richtige abteilung verfehlt oder den text mißverstanden.

In den reden selbst stehen gleichfalls großbuchstaben, meistens zu dem zwecke, anreden hervorzuheben (127, 25 *Svn* . . ., 134, 25 *Frŏwe* . . .). Besonders deutlich ist das bei dem befehle Gurnemanzens an seine dienerschaft: *Bringet im sin ors vn̄ mirz min*, nachdem er vorher nur zu Parzival gesprochen hatte.

Ausrufe, die die erzählung unterbrechen (78, 21 *Avoy*, 133, 21 *Hey*, 240, 3 *Owe* usw.), anreden an die zuhörer (139, 3 *Hort ŏch von Sigvnen sagen*, 205, 17 *Nv hȏret ein ander*

mære usw.), berufungen auf die quelle (158, 13 *Als vns diu Aventivre giht* usw.) und endlich die häufigen persönlichen bemerkungen Wolframs (53, 27. 135, 25. 143, 21 usw.) beginnen mit großen anfangsbuchstaben, ebenso wie die nach einer solchen abschweifung wieder einsetzende erzählung.

Im verlaufe der erzählung selber stehen die großbuchstaben meistens da, wo auch wir heute einen absatz machen: 223, 15 *Eines morgens er mit zvhten spͣch* .. usw.

Beachtenswert ist, daß fast stets ein großer anfangsbuchstabe gesetzt wird, wenn vom könig, von Parzival, von einem herzog, kurz von einer höhergestellten person die rede ist: 74, 21 *Do chom der kvnec* ..., 129, 27 *Der herzoge* ..., 166, 21 *Do gebot der fvrste* ... usw.

Abgesehen davon, daß in einigen wenigen fällen der große buchstabe versehentlich mitten in einem satze steht:

263, 8 f. ez gê ze scaden odr ze frvmen.
Den chv̂nen helden mæren.,

dürfte aus dem gesagten wohl hervorgehen, daß unser schreiber oder der seiner vorlage die absicht hatte, das verständnis des textes möglichst zu erleichtern.

Der gleichen absicht dient

2) Die großschreibung einzelner wörter.

Mit großem anfangsbuchstaben werden geschrieben:

a) Eigennamen: personennamen: 20, 25 *Gahmvreten* usw. fast immer. — Länder-, völker- und ortsnamen: 21, 21 *Alexandrie*, 23, 8 *ein Babylon*, 331, 4 *ein Bertencise*, 205, 14 *Vcher lant* usw.; — Tiernamen: 57, 11 *div Tvrteltvbe*, 57, 27 *ein Agelster*, 33, 4 *der Reiger*, 71, 20 *Grifen*, 287, 1 *Fasan*, 469, 9 *der Fenix*, 491, 16 *Salmen*. *Lampriden*, 517, 23 *einem Eber*, 517, 27 *Igels*, 520, 7 *v̂f eime Rvnzide*, 735, 25 *Salamander*, 806, 26 *Ameize*. Die auffassung des schreibers wird deutlich in 482, 12 *ein vogel heizzet Pelicanvs*, 501, 26 *ein siechtv̂m heizzet Pograt*. — Namen der edelsteine werden stets groß geschrieben; vgl. z. b. die liste der edelsteine. — Wappenzeichen: 36, 16 *Ancher*, 50, 5 *Strv̂z*, 101, 7 *Pantel* usw. — Ferner 448, 2 *div Magt* (Maria), 447, 25 *Got* (meistens aber klein geschrieben, ebenso 113, 9 *iesvs*).

Daß die vorlage eigennamen klein schrieb, zeigen einmal fehler wie 45, 29 *gahmvret*, 337, 11 *herzeloyden*, 387, 1 *melyacanz*, 58, 27 *ze spane*, 77, 10 *zechanvoleis*, 206, 6 *ze bertane*, 285, 6 *der rin* usw. (beachtenswert ist, daß der vermutlich alem. schreiber kein *K* kennt, alle mit einem solchen zu schreibenden eigennamen also klein schreibt); zeigen zweitens verbesserungen: 581, 17 *orgelvsen* zu *Orgelvsen* usw.; und drittens deutet

auch der umstand, daß der zweite schreiber vornehmlich klein schreibt, auf kleinschreibung der vorlage.

b) Fremdwörter: 52, 26 *Aventivre* (761, 1 *daventivre*, vorlage), 132, 5 *Povlvn*, 71, 18 *Mvntane*, 88, 3 *Regin*, 87, 29 *Faien*, 96, 12 *des Abrillen*, 107, 30 *Epitaphivm*, 102, 2 *Gabylots*, 174, 26 *von Rabbine*, 230, 11 *Aloê*, 235, 10 *Plialt*, 235, 21 *Pardŷs*, 296, 18 *Ribbalt*, 310, 7 *Amis*, 315, 19 *Massenide*, 327, 14 *den Beacvrs*, 379, 11 *Pvsonrr*, 400, 4 *ein Ravit* usw.

Vielleicht kann man aus der großschreibung der folgenden wörter den schluß ziehen, sie seien dem schreiber fremd gewesen: 36, 1 *Arembrvst*, 48, 28 *Rotten*, 56, 6 *An* (501, 23 sogar verbessert aus *an*), 502, 14 *Priester* (*phaffe* wird immer klein geschrieben!), 515, 13 *Gans*, 623, 3 *Vrvar*.

c) Adjectiva: nur 23, 5 *Arabischem*, 281, 16 *der Meien bære man*, 521, 12 *sin Igel mæzzech har*, 598, 26 *lit Marveile*.

d) Verben: nur 249, 4 *Alrêst nv Aventiwertez sich*, 511, 27 *Tambvren Floitieren*, 511, 28 *Condiwieren*, 736, 6 desgl.

D) Zeichensetzung.

An zeichen verwendet der dritte schreiber die folgenden:

a) den strich:

Als einfügungszeichen: 312, 1 *s,vfzebære*; — als trennungszeichen: 318, 8 *mv̊l,der*, 453, 9 *an,der*; — als umstellungszeichen: 570, 18 *ich fv̊ge "wol" aber daz*: soll heißen: *ich fv̊ge aber wol daz*; — als verbindungsstrich: 677, 26 *tö- genliche* (wegen einer schadhaften stelle im pergament); — als trennungsstrich: 734, 2 *be-slozzen*; — als tilgungsstrich: 452, 18 *vn versprochen*, 726, 27 *den den champf*.

b) den punkt:

1) den tilgungspunkt; er wird entweder unter jeden zu tilgenden buchstaben (216, 12 *Spe[htshart*) oder gar unter jeden abstrich gesetzt (752, 28 *sint*). Zuweilen steht nur einer unter dem zu tilgenden wort: 221, 14 *daz ie daz ie* ... — 2) den trennungspunkt: 234, 29 *sehse.zv*, 659, 23 *ein mv̊tr ir frv̊ht gebiert.div fruht siner mv̊ter.mv̊tˢ wirt*, 697, 8 *waz hilfet das ir.ir brv̊der sit.* — 3) den punkt am versende, der immer gesetzt wird, obwohl die hs. in abgesetzten versen geschrieben ist, und er seine ursprüngliche aufgabe, das versende bei fortlaufender schreibung anzudeuten, nicht mehr erfüllen kann. — 4) den punkt vor und nach eigennamen: nur 25, 14 und 356, 19. Öfter steht er nur nach dem eigennamen z. b. 197, 12 *kingrv̊n. trv̊ch wnden*, 301, 19 *de kvnegin Ingv̊se. von Bahtarliez*. Dieser brauch stammt vielleicht aus der die eigennamen noch nicht groß schreibenden vorlage. — 5) den punkt im versinnern zur gliederung des textes. Dieser punkt steht: nach den verben des sprechens, denkens, meinens usw., wenn sie eine directe oder indirecte rede einleiten: 111, 7 *si sp̊ch. dv bist* ..., 358, 1 *Nv sich. spͣch si swester min.*, 126, 22 *si dahte. ine wil* ..., 374, 23 *ich wæne. ir meinet den fremden*

gast., 577, 13 *si iahen. ir sit* ..., 91, 1 *do wande ich. daz riterschaft* ..., 574, 15 *si vorhte. der riter wære tot.*, 507, 11 *Gawan sp̊ch. er wolde sehen.*, 626, 25 *div vragte in. war er wolde*; — vor relativsätzen: 55, 5 *vor den. die tragent daz swarze vel.*, 315, 12 *nach dem. der lach vor Nantes tot.*, 711, 16 *bi der. div zArtvse sp̊ch*; — bei bedingungssätzen: 304, 10 *lit Artvs da. so mv̊z ich chlagn.*, 366, 18 *welt ir. sit herre in miner scar.*, 716, 22 *mag ich. so fv̊ge ich* ...; — vor zeitsätzen: 590, 21 *Gawan sp̊nch v̊f. do erse sach*; — vor begründungssätzen: 461, 30 *er hilfet iv. wand er helfen sol*; — bei vorausnahme des objects: 684, 21 *ir kint. daz svlt ir* ...; — nach anrede: 268, 14 *frv̊we. sit* ..., 323, 4 *herre. ich* ..., 411, 4 *Nv seht. do chom derselbe man*; — nach ausruf: 514, 10 *Ǒwe. des danach geschiht*; — nach befehl: 304, 22 *rit her. scǒwe ors* ...; — bei gegenüberstellung von sätzen: 99, 5 *si enphiengen in. er enphienck ǒch si.*, 319, 20 *div reit enwech. nv reit dort her.*, 334, 18 *zwo sint alt. zwo sint noch kint.*, 521, 18 *si cherten dan. dez pfært lief mite.*, 635, 14 *er hat ivch dort. ir habt in hîc*; — bei einschaltungen: 97, 11 *daz lobt si. wart mir gesagt.*, 552, 25 f. *Gawan aleine. wart mir gesagt. | beleip al da. |*; — vor daß-sätzen: 453, 18 *ez half. daz im der tǒf was bi.*, 584, 12 *wi chom. daz sich da verbarch.*, 284, 26 f. *do vriescen si. daz einech man. | da hielt zeiner tiost bereit. |*

Die letzten beiden beispiele zeigen zugleich das bestreben des schreibers, durch seine punktsetzung den leser oder vorleser vor falschen verknüpfungen zu bewahren (z. b. *do vriescen si daz: einech man.*), ein bestreben, das noch deutlicher aus 244, 24 *Der herre tranch. ein teil er az.* hervorgeht, wo die lesung *Der herre tranch ein teil; er az* ... vermieden werden soll.

Aus dem gleichen grunde steht bei enjambement fast stets ein punkt, auch wenn wir heute kein zeichen setzen würden:

122, 16 f. die sich niht bewarn.
chvnnen. an ritt'licher zvnft.

Während in den bisher aufgeführten fällen die gliederung der sätze durchaus unserm heutigen empfinden entsprach, ist das in den folgenden fällen nicht so; zwar trennen auch wir die einzelnen glieder einer aufzählung:

102, 2 ir lip. ir gv̊t was vngespart.;

wir setzen aber kein zeichen vor *und*, wie der schreiber zu tun pflegt:

480, 16 fleisch. win. vñ brot,
113, 25 swi chivsche er si. vñ wære.,
206, 29 f. der chezzel ist vns vndertan. |
mir hie. vñ dir ze Brandigan.,

451, 1 Er neich. vnt die andern nigen.
493, 16 fvnf. vñ zweinzech,
582, 1 dise. die. vnd aber iene.

Ebenso interpungiert der schreiber vor *oder* und *noch*:

22, 7 *her v̂f ze mir. odr sol ich dar*, 292, 26 *was. odr wirt mir daz noch chvnt.*, 258, 18 *iv. noch deheinem wîbe.*, 287, 7 *weder ern sl͛ch do. noch enstach.*, 368, 20 *ern hat mir an. noch abgesagt.*

Der grund wird wohl der sein, daß man beim natürlichen vortrag dieser verse trotz der bindewörter an den interpungierten stellen kleine pausen macht, wie denn überhaupt die beachtung der natürlichen sprechweise das grundgesetz der interpungierung unseres schreibers gewesen zu sein scheint. Dabei darf aber nicht verschwiegen werden, daß eine reihe von interpungierungen sich den bisher besprochenen gruppen nicht einreihen läßt.

Da sind zunächst offenbare fehler (vielleicht bloße versetzungen des punktes):

540, 22 f. *ob dvz bist got. hat dich wider. mir scone gesendet*, 690, 26 *si stv̂nden svs. han ichz vernomn.*, 634, 9 *von im sagt. war diz vingerlin.*, 785, 24 *der heiden wart. vro svs hort ich sagn.*

Es kommen aber noch andere fälle vor:

65, 18 *Do enphiengen si dvrh liebe. chraft.*, 249, 14 *vor im v̂f einer linden. saz.* und öfter nach dem vorletzten worte des verses ein punkt.

Ferner 242, 24 *ein teil ir. im da naher dranch.*, 343, 20 *dem doch. sin reise ist vnrewert.*, 367, 10 *da wil ich pi. mit frêden lebn* usw.

E) Gebrauch der accente.

1) Der acut steht:

über dem *i* zuweilen als *i*-strich, doch nicht entfernt so häufig wie beim ersten schreiber: *rítten, dítz, bítten, gein, gerítn, bítn* usw.; — über langen vocalen: 93, 19 *stríte*, 400, 11 *cít* usw.; meistens im reime: 137, 13 *zíten* : 14 *ríten*, 235, 21 *Pardýs* : 22 *rýs* usw.; — in diphthongen über *i*: 139, 19 *leít*, 134, 29 *reít*, hauptsächlich im reime: 703, 13 *stíwre* : 14 *tíwre* usw.

2) Der circumflex steht:

über langen vocalen: 133, 20 *âne*, stets in *ê* (= früher), meistens in *v̂f*, *v̂z* (auch im Wh. und Nl.); in der regel im reime: 64, 13 *Spâne* : 14 *leoplâne*, 67, 21 *plâne* : 22 *Alemâne*, 19, 11 *bî* : 12 *drî*, 388, 19 *Lŷz* : 20 *flŷz*, 26, 21 *tôr* : 22 *Môr*, 202, 27 *brv̂t* : 28 *trv̂t*, 59, 17 *lv̂ten* : 18 *trv̂ten* (= *liuten* : *triuten*); — über kurzen vocalen: 129, 27 *Lalânder*, 189, 3

enbârt (: 4 *gespart*), 25,27 u. ö. *sî* (auch im Nl.), 148,7 *hînne*; meistens im reime: 340,15 *stâl*: 16 *zâl*, 434,21 *erwêrt*: 22 *gezêrt*, 148,9 *enbôten*: 10 *rôtn* in diphthongen über dem *i*: 21,8 u. ö. *îe*, 23,15 *erbeîzten*, 28,14 *chîvsche*; besonders im reime: 29,21 *leît*: 22 *breît*, 22,11 *rîeten*: 12 *bîeten* usw.; in fremdwörtern: 44,4 *fîntalen*, 221,11 *massenîe* usw.; als umlautszeichen: 383,9 *ôheim*, 353,29 *tôrsciv*, 356,17 *grôster*, 25,9 *Hôteger*, 84,19 *chôr* : 20 *fôr*, 39,21 *gedône* : 22 *schône* usw. Über den gebrauch des circumflexes vgl. Ehrismann, Anz. fda. 35,38.

F) Abkürzungen.

Folgende, zum größten teile auch im Nl. und im Wh. sich findenden abkürzungen werden verwendet:

1) ˢ für *er*: 25,27 *nimmˢ*, 138,13 *iamˢ*, 164,10 *vˢzaget*, 173,13 *ritˢlicher*, 178,28 *wandˢz*, 205,10 *dˢ*, 685,5 *nimˢmer* (: *nimmer mêr*), 770,16 *hˢzoge*; — für *r*: 91,25 *veˢlos*, 358,18 *vbeˢsaz*, 449,13 *heˢre*, 534,26 *daˢzv*, 689,17 *geˢne* (doch liegt hier die vermutung nahe, daß es sich lediglich um verbesserungen des correctors handele, der solcherart ein vergessenes *r* einfügte. Für diese vermutung spricht besonders 505,2 *heˢr* (= *hêr*).

2) ᵃ (das alte unciale *a*, das aus *cc* entstand): für *ra*: 131,1 *spᵃch* (zuweilen), 390,14 *spᵃch* (meistens), 481,13 *tᵃgent* (selten), 29,27 *bvrchgᵃve* (öfter), 34,9 *pvrcᵃvin*; — fehlerhaft: 346,12 *spᵃœche*.

3) ¯ für *m*: 172,28 *ĭmer* (steht also nicht wie heute über dem zu verdoppelnden, sondern über dem vorhergehenden buchstaben), 720,10 *manegē*; — für *n*: 69,29 *vō*, 96,21 *mīne*, 122,18 *si ringēt*.

4) ʾ für *us*: nur in 720,12 *Art*ʾ, 770,20 *Possizoni*ʾ.

5) *ꝑ*: für *per*: nur in 58,13 *hasꝑch*, 79,10 *vesꝑie*, 183,25 *ꝑfert* (= *perfrit*), 628,11 *vesꝑzit*, 785,28 *ꝑmint*.

6) *ꝓ* für *pro* nur in 465,23 *ꝓphetisse*.

7) *p̍s* für *prîs* 360,5 und noch zweimal.

8) *rittr* für *ritter* nur 72,13.

9) *dz* für *daz* oder *dez* 438,6 u. ö.

10) *vñ*: für *unde*, *unt*, *und*. Die kürzung steht in unregelmäßigem wechsel mit ungekürzten formen.

Von diesen abkürzungen stammen die seltenen vielleicht aus der vorlage. Wenn G oft *diz* und D dann *daz* schreibt und umgekehrt, so deutet das auf *dz* der urhs.

Die kürzungen unter 1 und 2 rühren z. t. vom corrector her, so sicherlich 391,24 *diēst*, 456,21 *diēt* (auf rasur), 493,7 *mās* (auf rasur) usw. Von diesem stammen wohl auch die zuweilen vorkommenden, an den schaft der oberlängen angesetzten *e*: 384,4 *an dᵉr tioste . . . andᵉr poyndr* (verbessert, weil es nicht *ander*, was oft *andr* geschrieben wird, sondern *an der* heißen mußte).

Alles übrige ist wohl dem schreiber zuzurechnen. Die wenigen abkürzungen, die er kennt, verwendet er selten; häufiger nur *vñ* und *sͣpch*, aber auch sie durchaus nicht immer. Nur bei raummangel kürzt er stärker: 280, 3 *lād*ᵉ (= *lande*).

Kürzungen wie 667, 2 *v*ˢ*swigen*, 725, 12 *v*ˢ*nomn* usw. stehen meist im reime und zwar im zweiten reimwort. Sie bezwecken, die reimenden buchstaben der beiden wörter genau untereinander zu bringen:

735, 11 chomn.
12 vˢnomn.

Dem schnelleren erfassen des sinnes scheint die kürzung in 659, 24 *div frvht siner mv̂ter. mv̂t*ˢ *wirt* zu dienen.

Im Wh. werden die kürzungen gleichfalls spärlich angewendet, im Nl. aber verhältnismäßig oft, wozu die schreibung in unabgesetzten versen anlaß bot.

G) Zur schreibtechnik.

Schreiber, der die hs. D in St. Gallen geprüft hat, führt auf s. 109 aus, die vorlage von D müsse eine andere zeilenzahl gehabt haben als D selber: 'denn andernfalls hätten es die schreiber von D nicht nötig gehabt, den text ihrer vorlage oft im voraus auf die nächsten spalten zu verteilen. Sie zählten scheinbar der besseren übersicht halber von zeit zu zeit in ihrer vorlage die verse ab, die sie auf den nächsten spalten unterzubringen gedachten, und beschrieben alsdann zuvörderst hintereinander je die ersten zeilen dieser spalte. So kommt es, daß häufig die ersten drei bis sechs zeilen der vier spalten einer doppelseite sich durch etwas größere buchstaben oder durch etwas breitere zwischenräume zwischen den einzelnen zeilen von dem übrigen schrifttexte der gleichen sp. deutlich abheben (vgl. z. b. s. 16/17. 34/35. 116/117. 118/119. 134/135. 172/173. 182/183. 184/185. 202/203. 286/287 usw.).'

Schreiber hat insofern recht, als die ersten zeilen einer spalte sich in der tat häufig durch breitere zwischenräume und demgemäß größere buchstaben abheben. Aber deutet das wirklich darauf hin, daß die betreffenden zeilen eher geschrieben worden seien als die folgenden?

Man mache sich den vorgang einmal klar: der dritte schreiber (und es handelt sich eben, was Schreiber noch bezweifelte, tatsächlich nur um einen schreiber in der ganzen in betracht kommenden partie) hat ein umfangreiches werk vor sich, das er abschreiben soll. Nun schreibt er nicht etwa vers für vers ab, indem er sofort nach dem liniieren einer seite diese beschreibt, sondern er macht sich zunächst daran, bogen für bogen zu liniieren Darauf schreibt er in die erste spalte drei oder vier verse, zählt dann sorgfältig die übrigen bis zum beginne der nächsten spalte ab und schreibt hier wieder einige verse, um dann mit dem zählen fortzufahren usw. Dabei setzt er sich ständig der gefahr des verzählens aus. Geschieht es, dann kann die vorhergehende spalte nicht 54 zeilen haben wie die übrigen, dann wird er beim ausfüllen der zwischenräume zwischen dem vorgeschriebenen entweder zu viel oder zu wenig platz haben (das ist nirgends der fall).

Wozu diese mühselige, langweilige arbeit? Nur weil die vorlage eine andere zeilenzahl hatte und der 'besseren übersicht' halber?

Nur zwei möglichkeiten könnten eine solche zeitraubende arbeit wahrscheinlich machen:

1) Wenn mehrere schreiber gleichzeitig an ein und demselben werke arbeiten, dann muß der stoff zuvor genau abgezählt und verteilt werden. In unserem falle hat aber nur ein schreiber copiert.

2) Schreibt nur einer, dann könnte er zu einer solchen vorarbeit veranlaßt werden durch die gewohnheit, nicht seite für seite, sondern blatt für blatt zu schreiben.

Die hs. zerfällt in einzelne lagen. Jede lage hat vier doppelblätter, die in der mitte gefalzt wurden. Höchstwahrscheinlich hat der schreiber die doppelblätter bevor er sie falzte, liniiert, weil man zeit spart, wenn man, statt viermal eine einzelne seite zu liniieren, das doppelblatt auf beiden seiten einteilt, liniiert und dann erst falzt. Hierfür spricht das versehen auf s. 90 und 91, wo beide seiten als innenseiten eines doppelblattes 55 statt 54 zeilen haben.

Wie nun, wenn der schreiber nicht nur so liniierte, sondern auch so schrieb? Also die seiten nicht in der reihenfolge

1—16, sondern 1/2. 15/16. 3/4. 13/14. 5/6. 11/12. 7/8. 9/10 beschrieb? Tat er das, dann mußte er natürlich die vorlage für je eine lage auszählen.

Aber er tat es nicht. Er beschrieb vielmehr zunächst s. 1 und 2 des ersten doppelblattes, liniierte dann ein neues, beschrieb davon s. 3 und 4 usw. Das beweist die graphische darstellung der schreibgewohnheiten. Das beweist ferner bezüglich der liniierung der umstand, daß in der ganzen ersten lage zum liniieren tinte benutzt ist, denn sie ist von den ersten beiden schreibern begonnen worden. Mit der zweiten beginnt die bleiliniierung.

Dazu kommt folgende erwägung: wenn der schreiber die spaltenanfänge im voraus ausgefüllt hätte, dann müßte in all den fällen, in denen er beim nachherigen ausfüllen der spalten einen vers vergißt (vgl. das capitel über versabteilung, s. 365 ff.), diese spalte nicht 54, sondern 53 verse umfassen: das ist aber nirgends der fall.

Somit ist den zuweilen größeren buchstaben der spaltenanfänge keinerlei bedeutung beizumessen. Sie sind bedingt durch versehentlich zu groß geratene zeilenabstände und finden sich ebenso zuweilen in der mitte wie am ende der spalten.

4. Zur charakteristik des schreibers.

Aus allem bisher über den dritten schreiber ermittelten dürfte hervorgegangen sein, daß er ein sehr gewissenhafter abschreiber war, der seine vorlage bis in einzelheiten getreu copierte, soweit seine eigenen schreibgewohnheiten das zuließen. Eine kritische, verbessernde haltung gegenüber seiner vorlage werden wir ihm nicht zutrauen, und so werden die meisten der nunmehr anzuführenden abweichungen seines textes von dem Lachmanns bereits in seiner vorlage gestanden haben.

Einiges allerdings geht wohl auf ihn zurück, so das verhalten gegenüber der

A) Ellipse des verbum substantivum.

Bock (Beitr. 11, 184) weist gegen Grimm, Gr. 4, 133 nach, daß die hss. die ellipse im P. nicht bezeugen.

Die in betracht kommenden stellen sind: 1) 24, 18; — 2) 159, 2; — 3) 526, 28; — 4) 535, 22; — 5) 555, 7; — 6) 689, 30.

Wenn Bock nun anführt, daß D in allen diesen fällen die ellipse **nicht** habe und aus der vergleichung mit den lesarten der übrigen hss. den schluß zieht: 'die ursprüngliche lesart hat, wie auch sonst, D am besten bewahrt', so ist das in diesem falle nicht richtig, denn er hat, da ihm D selbst nicht vorlag, folgendes übersehen:

L 526, 28f. daz er im lieze ir laster leit,
unt durch magtuomlich êre ...

D daz er im lieze ir laster leit. Sin
vñ dvrch magtvͦmlich ere ...

Hier ist erkennbar, daß die vorlage die ellipse hatte, daß der schreiber die vorlage genau copierte und das ihm unentbehrlich scheinende *Sin* erst nachträglich hinzufügte. Die großschreibung dieses wortes nämlich deutet den nachträglichen eintrag an und weist es zum folgenden verse. Vor *vñ* fügte der schreiber es deshalb nicht ein, weil er aus ästhetischen gründen die senkrechte linie der versanfänge nie stört.

535, 22 daz lat iv dvrch di frŏwen leit.
sin. di ob iv sitzent vnd sehent.

Hier wie in allen übrigen fällen hat der schreiber dagegen aufgemerkt und *sin* rechtzeitig eingefügt, wenn auch das metrum dadurch gestört wurde.

D hat also in diesem falle nicht das ursprüngliche bewahrt, ebensowenig in den

B) Verdeutschungen.

Dem streben, den text des Parzival möglichst leicht verständlich zu machen, dienen in D zahlreiche verdeutschungen der von Wolfram so oft verwendeten französischen wörter.

Eine vollständige aufzählung dieser verdeutschungen gibt Stadler s. 75 ff. Dort ist auch dargelegt, wie G sich zu diesen verdeutschungen verhält, und es ist interessant zu sehen, wie G, und nicht D, manchmal das ursprüngliche bewahrt hat.

Vgl. auch C. Bock: Über die verdeutschungen des französischen in D; festschrift des Wilhelm-gymnasiums, Hamburg, 1885, 62 ff.

Ob solche verdeutschungen bereits der vorlage von D eigneten, läßt sich nicht entscheiden.

C) Abweichungen.

Auch manche anderen abweichungen in D zeigen das streben nach verdeutlichung des textes:

196, 10 *der svnnen was gein (der) hohe gach.* (eingeklammertes fehlt bei L), 420, 28 *gein (den) hîvnen*, 429, 7 *(frŏn) Antikonîen* (obwohl dadurch die künstlerische absicht Wolframs zerstört wird), 212, 4 *do wande Chlamide (daz) der vride*, 368, 12 *div zwei (div) snalten vingerlin*, 727, 22 *Artvs der kvnec (der) hv̊p sich dan*, 275, 8 *vmb in vñ (vmbe) si*, 282, 7 *vber ronen vñ (vber) manegen stein*, 289, 20 *swer in hazzete oder (der) in wol enpfiench*, 295, 24 *keie (der) zeswe arem vñ (daz) winster bein* ... —

Oft sind verstärkende wörter eingefügt:

228, 26 *(al) vro*, 229, 2 *daz begvnde sider (sere) chlagen*, 250, 8 *vñ (wol) gesehn*, 305, 16 *div wart (vil) vro*, 640, 23 *(gar) bin*, 668, 3 *(vñ ŏch)*, 334, 21 *daz was silber hert vñ wîz*: L *herte wîz*, 742, 4 *vor der mvntane (ce) kŏkesas.*

Das enjambement, das in G sehr oft beseitigt ist (vgl. Stadler s. 162 ff.), ist auch in D zuweilen umgangen:

L 208, 15	Galogandres den vanen truoc: der kundez her wol manen.
D	Galogandres trv̊ch den vanen. der chvnde ŏchz her wol manen.
L 370, 20	sîn bevelhen dirre meide ein bote was Gâwân in daz herze sîn.
D	sin bevelhen was dirre meide ein bote. Gawan in daz herze sin.

Auch in diesen und ähnlichen fällen also bietet D nicht mehr den ursprünglichen text.

D) Wortauslassungen.

Auslassungen einzelner wörter sind in D selten, ein zeichen der sorgfalt des schreibers und der zuverlässigkeit seiner vorlage.

Wo sie dennoch vorkommen, handelt es sich teils um offenbare flüchtigkeitsfehler: z. b. 218, 21 *Do spch* (*er*) *frowe* . . . (eingeklammertes fehlt in D), 454, 1 *ein* (*heiden*) *vaterhalp* . . ., teils um versehen: 29, 4 *wan si hete gesehen* (vorlage *wan si het e gesehen*, L *wan si het ouch ê gesehen*), teils sind sie vom corrector verbessert: 520, 30 *di niht sint mit* . . . (*sint* ist eingeschoben).

Beachtenswert ist nur:

166, 29 f. der ivnge werde svze man.
giench sizzen in dî
L knofen sân.

Die beiden wörter sind absichtlich ausgelassen, wohl weil die vorlage unleserlich war.

Ebenso im Wh.

278, 11 vn̄ swem man fvr den barvn sâch.
vn̄ al die den man
L rotte jach.

Diese beispiele zeigen wiederum die gewissenhaftigkeit unseres schreibers dem texte gegenüber, insofern er unleserliches nicht einfach beliebig ergänzte.

E) Lücken im texte.

Einige verse des Lachmannschen textes fehlen in D und zwar handelt es sich um folgende fälle:

1) 17, 1/2 fehlen.

L 16, 29 ff. dô hiez er vrâgn der mære,
wes diu burc wære;
wan err künde nie gewan,
noch dehein sîn schifman.
si tæten sînen boten kunt
ez wære Patelamunt.

D 16, 29 ff. do heiz er wragen der mære.
wes div bvrch were.
si tæten sinen boten chvnt . . .

Die stelle fällt in jene kleine partie, die der wenig sorgfältige zweite schreiber schrieb, und so wäre es wohl möglich, daß er 17, 1 und 2 vergessen hätte. Sein text ist aber inhaltlich so einwandfrei, daß die fraglichen verse zusatz von G sein könnten.

2) 52, 3—8 fehlen in D.

Hagen (Germania 37, 82) hält diese verse des Lachmannschen textes für unecht, weil sie in D fehlen und der gedankengang hier angemessener sei. Hierin könnte man ihm beipflichten. Aber sein zweites argument: 'auch der bemerkenswert umfangreiche absatz von 38 zeilen 51, 9—52, 17 verringert sich auf 32 bei unserer ansicht, daß 52, 3—8 nicht von Wolfram herrühren' ist hinfällig, denn die lücke steht zwischen den kleinen initialen bei 51, 5 und 52, 17 und der abschnitt umfaßt nach fortfall der fraglichen sechs verse immer noch 36 verse.

3) 101, 3/4 fehlen.

4) 103, 3/4 fehlen. Die beiden abschnitte zählen in D je 30 verse, kommen aber in einer umgebung von 32-abschnitten vor (vgl. das verzeichnis der kleinen initialen s. 374 ff.). Deshalb ist wahrscheinlich, daß die fehlenden verse echt sind.

5) 113, 15/16 fehlen. Die beiden fehlenden verse sind echt, wie aus dem verzeichnis der kleinen initialen sich ergibt.

6) 139, 1/2 fehlen. Vgl. das verzeichnis der kleinen initialen.

7) 140, 1/2 fehlen unten auf sp. a, s. 43. Sp. b fängt mit einem großbuchstaben an, also ist das vergessen der beiden verse wahrscheinlich.

8) 153, 27/28 fehlen.

L 153, 25 ff. dem sagter sölhiu mære,
daz niemen dinne wære
der tjostierens gerte.
'der künec mich gâbe werte.
ich sagte, als du mir jæhe,
wiez âne danc geschæhe ...

D 153, 25 ff. dem saget er sôlhiv mære.
daz nîemen dinne wære.
Ich sagte als dv mir veriæhe.
wi ez ane danch geschæhe.

Die verse 153, 27 und 28 werden echt sein, denn sie sind für das verständnis der stelle kaum entbehrlich. Setzt man sie aber in D ein, dann hat der betreffende abschnitt (153, 23—154, 27) 34 verse und würde im ganzen 3. buche an umfang nicht seinesgleichen haben. Beachtet man ferner, das *Ich*

mit großem anfangsbuchstaben geschrieben ist (redebeginn), was unbegründet wäre, wenn die vorlage von D die fraglichen verse und damit den redebeginn bei 28 *der künec* gehabt hätte, dann ergibt sich: die verse 27 und 28 fehlten schon in der vorlage von D, ja sie fehlten schon in der hs., die als erste den text in abschnitte von annähernd 30 versen einteilte. Einer der ihr folgenden abschreiber ward gewahr, daß *Ich sagete* nicht mehr zu der vorhergehenden indirecten rede gehören könne. Deshalb schrieb er *Ich* groß. Vielleicht war es unser schreiber.

9) 172, 5/6 fehlen.

10) 184, 9—18. 21—26 fehlen. Hagen (a. a. o. 81) meint, D habe diese verse absichtlich weggelassen. In der tat, wenn man den text in D liest, merkt man keineswegs, daß verse fehlen, außer an dem geringen umfang des betreffenden abschnittes (183, 21—184, 27), der nur 20 verse zählt. Sehr geschickt sind aus den ausgelassenen versen 19 und 20 beibehalten. Ob aber die verse nicht schon in der vorlage fehlten? Wir können unserem schreiber sonst nirgends nachweisen, daß er verse absichtlich weggelassen habe; nirgends macht er den eindruck eines kritikers, überall den eines sorgfältigen copisten (vgl. Schreiber s. 83 anm. 6).

11) 185, 17/18 fehlen.

12) 203, 23/24 fehlen, standen aber in der vorlage, wie aus dem verzeichnis der kleinen initialen zu schließen ist.

13) 248, 29/30 fehlen. Diese beiden verse fehlen unten auf der sp. a der s. 73. Der raum von zwei zeilen ist freigelassen, weil die nächste spalte (249, 1) mit einer initiale beginnt. Karg-Gasterstädt zieht, da die auslassung zu denen gehört, die sie mit einschüben nicht erklären kann, aus dieser sachlage den schluß: ein vergessen des schreibers läge auf der hand.

Das ist wohl ein trugschluß. Gerade weil die beiden zeilen unten auf der spalte freigelassen sind, kann unser schreiber sie nicht vergessen haben. Durch das fehlen dieser beiden verse wird das bild der seite in ungewöhnlicher weise gestört. Als der schreiber die zweite spalte copierte und zwei ganze zeilen über die danebenstehende spalte hinausschreiben mußte, ist ihm die lücke unbedingt aufgefallen.

Die verse haben also entweder nicht in der vorlage gestanden oder sie waren in ihr unleserlich.

14) 419, 5/6 fehlen (bisher nicht beachtet). Dieses versehen wird durch die beiden *ode* in 419, 4 und 6 veranlaßt sein, zumal der abschnitt (419, 1—420, 1) mit seinen 28 versen von den benachbarten abweicht, die alle 30 verse zählen.

15) 638, 19/20 fehlen, standen aber in der vorlage, vgl. das verzeichnis s. 378.

16) 654, 25/26 fehlen.

L 654, 23 ff. Gâwâns sorge gar verswant: (*fehlt in G*)
niht wan freud er im herzen vant. (*desgl.*)
Gâwân ûz sorge in fröude trat. (*fehlt in D*)
den knappen erz verswîgen bat. (*desgl.*)
al sîner sorge er gar vergaz,
er gienc hin wider unde saz ...

Lachmann nahm die verse 25 und 26, obwohl sie dasselbe sagen wie 23 und 24, die D allein überliefert, aus G auf, um den dreißigerabschnitt zu füllen. Er wird damit das richtige getroffen haben. Denn der abschnitt, der in D bei aufnahme der beiden fraglichen verse 32 verse zählen würde, findet in einem bald darauf folgenden abschnitt von 28 versen seine ergänzung zu 60 versen (vgl. die tabelle der dreißigerabschnitte s. 374 ff.). Bock (Beitr. 11, 193 ff.) hält die in D überlieferten verse für echt.

17) 732, 19—22 fehlen. Hier liegt vielleicht ein versehen unseres schreibers vor. Von 19 *Sol ich*... kehrte sein auge, zwei verse überspringend, auf 23 *Sol ich* ... zurück. Deshalb zählt dieser abschnitt (732, 1—733, 1) ausnahmsweise nur 26 verse.

18) 796, 24 fehlt.

796, 22 ff. ich wæne iemen anderswâ
funde zwêne als rîche man,
ob ich rîcheit prüeven kan, (*fehlt in D*)
als Parzivâl unt Feirefîz.

Das fehlen dieses verses zeigt, daß der schreiber sich mehrere verse einprägte, bevor er sie niederschrieb, wobei sich mit einer gewissen zwangsläufigkeit die verbindung

funde zwêne als rîche man
als Parzivâl unt Feirefîz.

einstellte.

19) 799, 25/26 fehlen. Die verse sind unentbehrlich und außerdem zählt der abschnitt (799, 1—800, 1) in D nur 28 verse.

Vgl. zu diesen lücken auch die bemerkungen von Stadler s. 167 ff.

F) Reihenfolge der verse.

Nur an einer stelle stimmt die reihenfolge des textes in D nicht mit der überein, die Lachmann für die richtige hält:

I. L 69, 21 ff.

diu rîterschaft sô nâhe was,
daz die frouwen ab dem palas
wol sâhn der helde arbeit.
doch was der küneginne leit
daz sich der künec von Zazamanc
dâ mit den andern niht endranc.
si sprach 'wê war ist er komn,
von dem ich wunder hân vernomn?'

II. 69, 28 ff.

Nu was ouch rois de Franze tôt,
des wîp in dicke in grôze nôt
brâhte mit ir minne:
diu werde küneginne
hete aldar nâch im gesant,
ob er noch wider in daz lant
wær komen von der heidenschaft.
des twanc si grôzer liebe kraft.

III. 70, 7 ff.

Ez wart dâ harte guot getân
von manegem küenem armman,
die doch der hœhe gerten niht,
des der küngîn zil vergiht,
ir lîbes unde ir lande:
sie gerten anderr phande.

IV. 70, 13 ff.

nu was och Gahmuretes lîp
in harnasche, dâ sîn wîp
wart einer suone bî gemant;
daz ir von Schotten Vridebrant
ze gebe sande für ir schaden:
mit strîte heter si verladen.
ûf erde niht sô guotes was.
dô schouwet er den adamas:
daz was ein helm. dar ûf man bant
einen anker, dâ man inne vant
verwieret edel gesteine,
grôz, niht ze kleine:
daz was iedoch ein swærer last
gezimieret wart der gast.
wie sîn schilt gehêret sî?
mit golde von Arâbî
ein tiweriu bukel drûf geslagen,
swære, die er muose tragen.
diu gap von rœte alsolhez prehen,
daz man sich drinne möhte ersehen.
ein zobelîn anker drunde.
mir selben ich wol gunde
des er het an den lîp gegert:
wand ez was maneger marke wert.

V. 71, 7

Sîn wâpenroc was harte wît: . . .

D und mit ihr die übrigen hss. überliefern den text in der reihenfolge I. III. IV. II. V.

Lachmann sah sich zu einer änderung dieser überlieferten reihenfolge veranlaßt, weil durch die stellung von II zwischen

IV und V der unmittelbare zusammenhang des inhalts dieser beiden abschnitte zerrissen wird. Bock (Beitr. 11, 186 f.) traut zwar Wolfram solche 'sonderbarkeiten' zu und möchte die reihenfolge der hss. beibehalten wissen; aber doch wohl mit unrecht.

Bötticher (Zs. fdph. 13, 429) andererseits hat recht, wenn er darauf hinweist, daß trotz Lachmanns umstellung eine störung vorhanden bleibt, indem I und III durch II getrennt werden. Mit 70, 7 *Ez wart dâ harte guot getân* ... fahre der dichter fort, von dem turnier zu erzählen, als ob gar keine unterbrechung der darstellung stattgefunden habe.

Darüber kann wohl kaum ein zweifel sein, daß der abschnitt II mit seinem 'vorläufigen hinweis auf die bald darauf (76, 1 ff.) einzuführende gesantschaft der königin Ampflise' hier nicht am richtigen platze steht (anders Hagen, Germ. 37, 89, der eine lücke hinter II annimmt und die überlieferte reihenfolge beibehalten will; ebenso Heinzel, WSB. phil.-hist. kl. bd. 130, 100).

Daß diese (vielleicht spätere) einschaltung Wolframs hierhergeriet, ist höchstwahrscheinlich auf die gleichen anfänge von II und IV: *Nv was ŏch* ... zurückzuführen. Die reihenfolge scheint I. III. II. IV. und V gewesen zu sein, denn so ist der einschub am wenigsten störend.

Es ist anzunehmen, daß unser schreiber diese reihenfolge bereits in seiner vorlage vorfand, denn auch die klasse G überliefert sie.

G) Versabteilung.

Die hs. D ist in abgesetzten versen geschrieben, doch finden sich an einigen stellen abweichungen von dem allgemeinen grundsatz, die zu der frage anregen, ob die absetzung der verse eine neuerung von D ist oder ob sie schon in der vorlage stand.

E. Schröder (GGN. 1909, 88 ff.) hat darauf aufmerksam gemacht: die wichtigste veränderung, die sich im deutschen buchwesen zu anfang des 13. jh.'s vollzogen habe, sei die einführung der abgesetzten verse, bei zweispaltiger, später auch dreispaltiger einrichtung der hss. Zu Wolfram insbesondere bemerkt er: für den Willehalm stehe eine editio

princeps mit absetzung der zeilen fest, bei der publication des Parzival aber scheine man von der alten einrichtung, die für die separatausgabe der ersten sechs bücher anzunehmen sei, später zu den abgesetzten versen in spalten übergegangen zu sein.

Wenn sich in D nun stellen finden, an denen einige verse fortlaufend geschrieben sind, dann könnten sie als versehen unseres schreibers zu deuten sein und als ein hinweis darauf, daß seine vorlage die verse noch nicht absetzte.

Untersucht man im hinblick hierauf die fraglichen stellen, so sind von vornherein die auszuschalten, in denen raummangel den schreiber veranlaßte, die verse nicht abzusetzen:

1) 256, 1—6 sind wegen der großen initiale, die daneben steht, folgendermaßen geschrieben:

Daz er vragens was so laz.
daz er bi dem trvrigem wirte
saz. Daz rŏ do grozliche.
den helt ellens riche.
dvrch chlage vn̄ dvrch den
tach so heiz. Begvnde nezzen in d^e^r sweiz.

2) 446, 1—4 stehen aus dem gleichen grunde auf sechs zeilen.

3) 734, 2—7 ebenso auf sieben zeilen.

4) 359, 23 und 24:

doch gelŏbet mir daz. wære ich niht
chomn. Die bvrgære heten da genomn.

weil der erste vers zu lang war.

5) 770. Nachdem der schreiber durch starke kürzungen versucht hat, die langen verse dieses abschnittes (die aufzählung der könige und ihrer länder) auf je einer zeile unterzubringen, gibt er diesen versuch in den letzten versen (28—30) auf und schreibt fortlaufend, wobei er, wie stets in solchen fällen, das versende durch punkt und großbuchstaben des nächsten wortes andeutet.

6) 507, 16—18 stehen auf vier zeilen wegen eines genähten loches im pergament.

Gleichfalls auszuscheiden sind die fälle, in denen der schreiber einen reimvers vergessen hatte und dieser, sei es durch ihn oder durch den corrector, nachträglich eingetragen wird:

7) 145, 25 ff.

rot was sin schaft. rot was sin sper.
al rot nach des heldes ger. Was im sin swert
(gerôtet. Nach der scerpfe idoch gelôtet.)

(eingeklammertes steht auf rasur). Hier zeigt die rasur, daß ein vergessener vers (27 oder 28) nachträglich eingefügt wurde; vielleicht schon durch den schreiber selbst, denn dieser konnte auf das vergessen eines verses aufmerksam werden, sobald er die betreffende spalte zu ende geschrieben hatte und sah, daß sie nicht, wie üblich, mit einem reimpaar, sondern mit dem ersten reimwort endigte.

8) 248, 1—4 stehen auf drei zeilen, weil gleichfalls ein vergessener vers nachträglich eingefügt worden ist.

9) 558, 3—6 ebenso auf drei zeilen.

10) Hierher gehören wohl auch 69, 8 ff.

(mv̊zecliche er wold° ersehen
wie ez zebedr sit da wære getan. Sinen
tepich leit man v̊f die plân. Da sih die pondr wrren)
vnt div ors von stichen chvrren.

Die mehr als nötig umfangreiche rasur läßt außerdem eine textbesserung vermuten.

Daß der schreiber trotz seiner sorgfalt zuweilen einen vers vergaß, zeigt das fehlen von 796, 24, das weder er noch der corrector bemerkte.

Nicht immer war, wie in den bisher angeführten fällen, eine rasur nötig, um den vergessenen vers einzufügen, nämlich dann nicht, wenn dieser kurz war:

11) 31, 19 f.

mit siner baniere. Wir haben Gasciere.

12) 284, 13 ff.

Sôlh was des knappen chrîe.
fia fia fie. Fi ir vertanen.
zelent si Gawanen.

13) 312, 25 f.

von astronomîe. Si hiez Cvndrîe.

14) 517, 15 ff.

do dv̊ht ern vngehivre.
Malcreativre. Hiez der knappe fiere.
Cvndrîe Lasvrziere.

15) 566, 2 ff.

do giench min her Gawan.
beidiv her vnt dar. Er nam des palas war.

16) 604, 19 f.

Fillvroy Irot. Gawan gvten morgen bot.

17) 605, 25 f.

Lit Marveile. Ist worden iv ze teile.

18) 753, 29 f.

manegen riter kvrtoys. Art' d^s bertenoys.

19) 205, 9 f.

den rat gap Galogandres. d^s herZog võ Gippones.

Indessen, wenn auch die letzten beiden fälle zweifellos nachtragungen eines vergessenen verses darstellen — das zeigen die starken kürzungen —, so könnten die übrigen acht doch aus der vorlage stammen.

Sehr wahrscheinlich ist dies der fall in

20) 198, 3 f.

er bat in fianze. bringen Gvrnamanze.

denn *bringen* ist hier klein geschrieben.

Auffällig ist auch

21) 541, 9 ff.

nach der iaget in sin gedanch.
Innen des der stolze Liscoys.
spnch. da er ligen sach sin eigen swert.
daz Gawan der degen wert ...

Raummangel oder dgl. liegt hier nicht vor.

Zwei weitere fälle dürfen gleichfalls nicht unerwähnt bleiben:

22) L 274, 13 ff.

Jeschûte und er fuoren dan.
sîne mæssenîe sân
gein Lâlant bat er alle kêren.

D

Jescvte vñ er. fvren dan ce hant.
sine mæssenie gein Lalant.
bat er alle cheren.

Diese abweichung teilt D aber mit den übrigen hss.; sie stand also schon in einer frühen stufe der überlieferung.

23) L 492, 23 ff.

der wirt sprach: 'neve, sît noch ê
wart dem künege nie so wê,
wan dô sîn komen zeigte sus ...

D

Der wirt spch. neve sit noch hîe.
wart dem kvnege nîe
so we. wan do sin chomn zeigete svs ...

Diese abweichung hat D allein und man könnte versucht sein, sie unserem schreiber anzurechnen (man vgl. auch die fälle oben s. 359 C). Wenn man aber die scheu vor eigenmächtigem ändern, die sich unter anderen in den dort unter D angeführten beispielen zeigt, dagegen hält und wenn man ferner bedenkt, daß der dritte schreiber selbst unsinn gedankenlos copiert (107, 23 *der ze Mvrteillicheni ende* statt *der zem urteillîchen ende*), dann werden wir kaum fehlgehen, wenn wir auch diese stelle seiner vorlage anrechnen.

War die vorlage in abgesetzten versen geschrieben?

Alle fälle verteilen sich über den ganzen Parzival. Schröders annahme, daß die ersten sechs bücher in unabgesetzten versen erschienen seien, vermögen sie also nicht zu beweisen.

Angesichts der geringen zahl der wirklich in betracht kommenden aber wäre es überhaupt sehr unwahrscheinlich, daß die vorlage in unabgesetzten versen geschrieben gewesen sei. Elf versehen, von denen eigentlich nur vier ernsthafter art sind, wollen gegenüber den 25000 versen des P. wenig besagen. Zudem setzt unser schreiber im Nl. die einzelnen verse nicht ab, richtete sich also auch dort nach der vorlage. Daß die vorlage von D aber tatsächlich bereits die verse absetzte, geht aus dem capitel über die dreißiger hervor (VII, 2).

Die abweichungen 11—17 und 20 lassen sich am einfachsten so erklären: der schreiber der vorlage schrieb besonders kurze verspaare um der pergamentersparnis willen auf eine zeile (über diesen gebrauch vergleiche Schröder, GGN. 1909, 98). Unser schreiber, der in der regel auch dem kürzesten verse eine eigene zeile einräumt, ist seiner vorlage einige male versehentlich gefolgt.

Die übrigen drei fälle gehen auf textverderbnis in der vorlage zurück.

H) Fehler.

Im folgenden seien einige fehler angeführt, teils, weil sie in kleinigkeiten auf die vorüberlieferung deuten, teils, weil sie die gedankenlosigkeit, mit der unser schreiber copierte, beleuchten.

Zur vorüberlieferung:

i und *t* sind in ihr nicht immer deutlich unterschieden worden: 191, 10 *beiten* statt *betten* usw.; — desgl. *t* und *r*: 191, 25 *Et* statt *Er*, 208, 1 *herre* statt *herte* usw.; — desgl. *n* und *r*: 224, 24 *enflogen* statt *erflogen*, 365, 16 *in* statt *ir* 378, 2 *von* statt *vor*, 672, 24 *fvrste* statt *fünfte* usw.; — desgl. *l* und *r*: 275, 9 *wil* statt *wir* usw. Die verwechselung von *l* und *r* ist in D häufig; — desgl. *r* und *z*: 406, 4 *er* statt *ez* usw.; — desgl. *n* und *t*: 463, 30 *min* statt *mit* usw.; — desgl. *c* und *t*: 768, 27 *ce hanc* statt *zehant*.

Auf *u* statt *v* in einer früheren vorlage gehen zurück 338, 11 *nc* statt *im*, 608, 10 *iv v'holn* statt *unverholn*, 823, 12 *Frimittels* statt *Frimutels*.

811, 4 *mir* statt *in ir* deutet auf eine enge, undeutliche schreibung ähnlich der des zweiten schreibers.

603, 29 u. ö. *Gramblanz* statt *Gramovlanz* — beim ersten auftreten des namens öfter vorkommend — ist auf eine vorlage zurückzuführen, die *ov* statt *ou* schrieb.

Die gedankenlosigkeit des abschreibens, von der bereits im vorigen capitel eine probe gegeben wurde, wird durch folgende beispiele noch deutlicher gemacht:

188, 20f. bi der kvneginne riche.
saz sin mvtr (*L* munt) gar ane wort.

244, 8 u. ö. *mvt* statt *munt*, ebenso sinnstörend; 616, 18 *gelten gegen*: (L *gelt engegen*); 493, 25 u. ö. *chomen div zit* statt *komendiu zit*.

In den angeführten und in ähnlichen fällen läßt sich nicht entscheiden, welche fehler unser schreiber machte, und welche er aus seiner vorlage gedankenlos übernahm. Der allgemeine eindruck aber ist der, daß die treue seines abschreibens ebenso groß ist wie seine gedankenlosigkeit.

VII. Initialen.

Der text der hs. D. ist zwar fortlaufend ohne lücken geschrieben, ermangelt aber doch nicht einer einteilung in größere und kleinere abschnitte. Diese einteilung ist außer

durch die bereits besprochene verwendung von großbuchstaben durch den schreiber durch große und kleine, vom maler hergestellte initialen erreicht.

1. Große initialen.

In D finden sich 24, etwa 2—3 cm große, bunt ausgemalte und mit gold belegte initialen. In zwei (auf s. 5 und s. 276), also im anfang des ersten und des letzten buches, sind ritterfiguren (gut gezeichnete brustbilder) eingemalt.

Einmal (679, 1) ist dem maler ein versehen untergelaufen: statt eines großen *O* von *Ob* hat er ein *B* gemalt, weil das *b* von *ob* vom schreiber groß geschrieben war. Daß maler und schreiber identisch waren, ist schon wegen solcher fehler, deren sich bei den kleinen initialen sehr viele finden, nicht anzunehmen. Dieses versehen des malers zeigt, daß er dem texte nicht die geringste aufmerksamkeit schenkte.

Die großen initialen stehen an folgenden stellen:

1)	1, 1	(1. buch)	13)	398, 1	(8. buch, 1800 verse)
2)	3, 25	(114 verse)	14)	433, 1	(9. buch, 1050 verse)
3)	58, 27	(2. buch, 1652 verse)	15)	446, 1	(339 verse)
4)	116, 5	(3. buch, 1718 verse)	16)	503, 1	(10. buch, 1710 verse)
5)	129, 5	(390 verse)	17)	504, 1	(30 verse)
6)	138, 9	(274 verse)	18)	523, 1	(570 verse)
7)	179, 13	(4. buch, 1234 verse)	19)	553, 1	(11. buch, 900 verse)
8)	224, 1	(5. buch, 1338 verse)	20)	583, 1	(12. buch, 900 verse)
9)	249, 1	(750 verse)	21)	627, 1	(13. buch, 1320 verse)
10)	256, 1	(210 verse)	22)	679, 1	(14. buch, 1560 verse)
11)	280, 1	(6. buch, 720 verse)	23)	734, 1	(15. buch, 1650 verse)
12)	338, 1	(7. buch, 1740 verse)	24)	787, 1	(16. buch, 1590 verse)
					(bis zum schluß 1230 verse)

Über die bedeutung dieser initialen sind die ansichten verschieden, vielleicht, weil man den gebrauch von initialen in anderen hss. noch nicht genügend kennt. Lachmann (L s. IX) hat 16 von diesen initialen als buchanfänge angesehen, weil durch sie die auffassung des zusammenhangs der fabeln erleichtert würde. Die übrigen hat er unbeachtet gelassen. Das ist natürlich nicht unbedenklich. Ganz falsch aber wäre es, wollte man den Parzival in 24 aventiuren einteilen.

Schreiber (s. 117) nimmt an, daß die initialen die entstehungsabschnitte des P. bezeichnen. 'Solange Wolfram an den einzelnen teilen seiner dichtung arbeitete, bestand zweifellos die urhs., die sein schreiber nach seinem dictate niederschrieb, aus vielen ungebundenen pergamentlagen und -blättern. Alle größeren einschaltungen erhielten des leichteren sich-zurechtfindens halber initialen von der gleichen auffallenden art, wie sie in dem bereits früher fertiggestellten texte zur kennzeichnung des anfangs größerer hauptstücke verwendet worden waren. Aus der endgültig fertiggestellten, die einzelnen teile umfassenden urhs. gingen dann die 24 initialen bald vollzählig und bald teilweise in einige der ältesten hss. über.'

Hieran mag etwas wahres sein, nur darf man den grundgedanken nicht zu einem princip machen wollen. In mittelalterlichen hss. spielen zufälligkeiten eine große rolle. Es brauchen durchaus nicht, wie Schreiber meint, 'alle initialen innerhalb derselben hs. aus einem und demselben bestimmten grunde in den text eingeschaltet' zu sein. In der hs. G. z. b., die übrigens nur zwei initialen hat, ließ der schreiber bei 176, 1 wegen eines länglichen loches im pergament ein stück frei und diesen freien platz füllte der maler mit einer initiale aus. Wie, wenn auf ähnliche weise in der vorlage von D initialen angebracht gewesen wären?

Hiervon ganz abgesehen, sind z. b. die initialen bei 3, 25 und 504, 1 sicherlich bedeutungslos, weil sie zwei anderen unmittelbar folgen.

Die initiale bei 129, 5 könnte vielleicht auf einen wechsel der vorlage deuten (vgl. s. 325).

2. Kleine initialen.

Außer den großen hat der rubricator noch kleine initialen eingetragen, 2 zeilen große, rote und blaue anfangsbuchstaben, die vor der spalte stehen, nicht innerhalb des textes. Am sorgfältigsten führte er sie in der dritten lage, auf den drei letzten seiten der siebenten und in der ganzen achten lage aus, indem er sie hier mit mannigfachen linienornamenten versah, während er in allen übrigen lagen nur einfache

großbuchstaben malte. Sehr sorgfältig sind besonders die initialen der achten lage ausgeführt, während in der dritten geschmückte mit ungezierten wechseln. Vielleicht sind hier zwei maler tätig gewesen. Jedenfalls aber scheinen die lagen ohne rücksicht auf ihre reihenfolge bemalt worden zu sein.

Alle drei schreiber pflegen dem maler die stellen, an denen er kleine initialen anbringen sollte, dadurch anzudeuten, daß sie das erste wort eines abschnittes etwas einrückten, sodann mit der tinte, mit der sie den text schrieben, den fortgelassenen ersten buchstaben klein am innenrande der seiten vermerkten und ihn dann noch (wahrscheinlich nach fertigstellung der seite) an der stelle, an der die initiale stehen sollte, mit blei vorschrieben. Außerdem schreibt der dritte schreiber den zweiten oder dritten buchstaben des anfangswortes eines abschnittes, sofern er ein *a*, *n* oder *r* ist, groß. Dennoch hat der maler viele initialen vergessen, nicht nur, wenn — was auch häufig genug vorkommt — der schreiber das vorschreiben vergessen hatte. Man gewinnt hier noch mehr als bei den großen initialen den eindruck, daß der maler rasch und oberflächlich gearbeitet hat, z. b. wenn er vor *estillet* ein *D* setzt. Oft hat er, um schneller fertig zu werden, initialen absichtlich nicht ausgeführt. Übrigens hat in manchen fällen die hand eines späteren besitzers der hs. vergessene initialen (nicht immer richtig) hinzugefügt.

Daß der oder die maler einen anderen lautstand gehabt hätten als die schreiber, ist nicht ersichtlich. Der eine fall: 552, 1 *Khvnde* statt *chunde* beweist nichts.

Im folgenden soll eine übersicht gegeben werden über die stellen, an denen sich die kleinen initialen befinden, bez. vom schreiber beabsichtigt waren.

Daß eine solche übersicht nötig ist, möge aus der arbeit von Hagen (Germ. 37, 74 ff.) erhellen. Hagen unternimmt hier, angeregt durch Lachmanns bemerkung (L s. IX), die kleinen initialen entschieden für und wider die echtheit vieler verse, den versuch, strittige verse auf ihre echtheit zu prüfen. Dabei gewinnt er seine ergebnisse auf grund einer tabelle der durch die hss. bezeugten initialen, benutzt aber nicht

die hss. selber, sondern Lachmanns text. Nun hat aber Lachmann — sei es durch eigenes, sei es durch des druckers versehen — durchaus nicht immer die initialen, die nicht an den anfängen seiner dreißigerabschnitte stehen, im texte durch großbuchstaben gekennzeichnet, und so kommt es, daß besagte tabelle Hagens oft nicht stimmt. So sind allein im 1. buch von ihren 55 angaben nicht weniger als 12, im 2., 3. und 4. buche mehr als die hälfte falsch. Die auf grund einer solchen tabelle gewonnenen ergebnisse sind natürlich gleichfalls unrichtig. Neuerdings hat dann Schreiber zum beweise seiner ansichten die kleinen abschnitte in D herangezogen und die hs. selber zugrunde gelegt. Aber auch in seinen angaben finden sich einige irrtümer (vgl. Ranke, Anz. fda. 45, 14), sodaß eine zuverlässige übersicht für weitere untersuchungen dieser art nicht ganz ohne nutzen sein dürfte.

Verzeichnis
der in der hs. D vorkommenden kleinen initialen.[1]

A.	V.	A.	V.	A.	V.
Buch I.		22, 19	30	43, 3	30
1, 1/2. 23	52	23, 19	30	44, 1	28
3, 25	32	24, 21	32	45, 3	32
4, 27	32	25, 23	32	46, 3	30
5, 29	32	26, 25	32	47, 5	32
6, 29	30	27, 25	30	48, 5	30
8, 1	32	28, 27	32	49, 5	30
9, 3	32	29, 27	30	50, 7	32
9, 29	26	30, 29	32	51, 5	28
11, 1	32	31, 27	28	52, 17[3]	36
12, 3	32	32, 29	32	53, 19	32
13, 3	30	33, 29	30	54, 21	32
14, 3	30	34, 29	30	55, 21	30
15, 5	32	35, 29	30	56, 27	36
16, 11	36	37, 1	32	57, 27	30
17, 15[2]	32	38, 1	30		
18, 17	32	39, 3	32	Buch II.	
19, 17	30	40, 3	30	58, 27	30
20, 19	32	41, 3	30	59, 27	30
21, 19	30	42, 3	30	60, 27	30

[1]) A. = 'Abschnitt', V. = 'Verszahl'. [2]) 17, 1/2 fehlen.
[3]) 52, 3/8 desgl.

A.	V.	A.	V.	A.	V.
61, 27	30	101, 21[2])	30	140, 9[7])	28
62, 27	30	102, 23	32	141, 11	32
63, 27	30	103, 25[3])	30	142, 13	32
64, 29	32	104, 25	30	143, 15	32
65, 29	30	105, 27	32	144, 17	32
66, 29	30	106, 29	32	145, 17	30
67, 29	30	107, 29	30	146, 19	32
69, 5	36	109, 1	32	147, 19	30
70, 13[1])	30	110, 3	32	148, 19	30
71, 6	32	111, 3	30	149, 19	30
72, 9	32	112, 5	32	150, 21	32
73, 7	28	113, 5[4])	30	151, 21	30
74, 5	28	114, 5	28	152, 23	32
75, 3	28	115, 5	30	153, 23	30
76, 5	32			154, 27[8])	32
77, 5	30	Buch III.		155, 29	32
78, 5	30	**116, 5**	30	156, 29	30
79, 7	32	117, 7	32	158, 1	32
80, 7	30	118, 7	30	159, 1	30
81, 11	34	119, 9	32	160, 1	30
82, 13	32	120, 11	32	161, 1	30
83, 13	30	121, 13	32	162, 1	30
84, 13	30	122, 13	30	163, 3	32
85, 13	30	123, 13	30	164, 5	32
86, 11	28	124, 15	32	165, 5	30
87, 9	28	125, 17	32	166, 5	30
88, 11	32	126, 19	32	167, 7	32
89, 7	26	127, 21	32	168, 7	30
90, 9	32	**129, 5**[5])	44	169, 5	28
91, 9	30	130, 3	28	170, 7	32
92, 9	30	131, 3	30	171, 7	30
93, 11	32	132, 1	28	172, 9[9])	30
94, 11	30	133, 3	32	173, 11	32
95, 11	30	134, 5	32	174, 7	26
96, 11	30	135, 7	32	175, 7	30
97, 13	32	136, 9	32	176, 9	32
98, 15	32	137, 9	30	177, 9	30
99, 17	32	**138, 9**	30	178, 11	32
100, 19	32	139, 9[6])	28		

[1]) Umstellung (vgl. s. 364). [2]) 101, 3/4 fehlen. [3]) 103, 3/4 desgl. [4]) 113, 15/16 desgl. [5]) Große initiale! Außer den buchanfängen werden auch noch die sonst in D vorkommenden großen initialen durch fettdruck gekennzeichnet. [6]) 139, 1/2 fehlen. [7]) 140, 1/2 desgl. [8]) 153, 27/28 desgl. [9]) 172, 5/6 desgl.

A.	V.	A.	V.	A.	V.
Buch IV.		220, 25	24	274, 29	28
179, 18	32	222, 7	42 } 64	275, 29	30
180, 15	32	222, 29	22	276, 27	28
181, 17	32			277, 29	32
182, 19	32	Buch V.		278, 27	28 } 180
183, 21	32	224, 1	32		
184, 27[1])	20	225, 1	30	Buch VI.	
185, 27[2])	28	226, 1	30	280, 1	34
186, 29	32	226, 29	28 } 60	281, 1	30
188, 1	32	228, 1	32	—	—
189, 3	32	229, 1	30	286, 1	30
190, 3	30 } 64	—[4])	—	287, 5	34
191, 7	34	—	—	288, 3	28 } 90
192, 9	32	248, 1	30	289, 1	28
193, 11	32	249, 1	28[5])	290, 3	32 } 60
194, 13	32	250, 1	30	291, 1	28
195, 13	30	251, 1	30	292, 1	30
196, 15	32 } 160	251, 29	28 } 60	293, 5	34 } 60
198, 23	68	253, 1	32	294, 1	26
199, 23	30	253, 27	26 } 60	295, 1	30
200, 25	32	255, 1	34	296, 1	30
201, 27	32	256, 1	30	296, 29	28 } 60
202, 29	32	257, 1	30	298, 1	32
203, 29[3])	28 (30) } 64	258, 1	32[6])	299, 3	32 } 60
205, 3	34	259, 5	34	300, 1	28
206, 5	32	260, 3	28 } 90	301, 1	30
207, 9	34	261, 1	28	—	—
208, 7	28 } 96	262, 1	30	305, 1	30
209, 11	34	263, 1	30	305, 27	26
210, 13	32	264, 1	30	306, 29	32 } 90
211, 15	32	265, 1	30	308, 1	32
212, 19	34	266, 3	32	309, 1	30
213, 21	32	266, 29	26 } 90	310, 1	30
214, 23	32	268, 1	32	311, 1	30
215, 25	32 } 288	269, 1	30	311, 29	28 } 60
216, 27	32	270, 1	30	313, 1	32
217, 25	28	—	—	314, 1	30
219, 1	36	—	—	—	—
220, 1	30	274, 1	30	325, 1	30

[1]) 184, 9/18. 21/26 fehlen. [2]) 185, 17/18 desgl. [3]) 203, 23/24 desgl. [4]) diese striche bedeuten, daß D zwischen den beiden begrenzenden abschnitten nur regelmäßige dreißiger habe. [5]) 248, 29/30 fehlen. [6]) dieser abschnitt zählt auch bei Lachmann 32 verse, allerdings sind v. 23/24 eingeklammert.

A.	V.		A.	V.		A.	V.	
326, 5	34		420, 1 [1]	28		535, 1	30	
327, 5	30	120	421, 1	30		535, 29	28	60
328, 3	28		422, 1	30		537, 1	32	
329, 1	28		423, 1	30		—	—	
330, 1	30		423, 29	28	60			
—	—		425, 1	32				
			426, 1	30		Buch XI.		
Buch VII.			427, 29	28	60	558, 1	30	
338, 1	30		428, 1	32		—	—	
—	—		429, 1	30		—	—	
340, 1	30		—	—		560, 1	30	
341, 3	32	60	—	—		561, 3	32	60
342, 1	28					562, 1	28	
343, 1	30		Buch IX.			563, 1	30	
—	—		433, 1	30		564, 3	32	
384, 1	30		—	—		565, 3	30	90
384, 29	28	60	438, 1	30		566, 1	28	
386, 1	32		438, 29	28	60	567, 1	30	
387, 1	30		440, 1	32		—	—	
388, 1	30		441, 1	30		577, 1	30	
—	—		—	—		578, 3	32	60
			—	—		579, 1	28	
Buch VIII.			446, 1	30		580, 1	30	
398, 1	30		—	—		580, 29	28	
—	—					581, 29	30	
403, 1	30		Buch X.					90
403, 29	28	60	503, 1	30				
405, 1	32		504, 1	30		Buch XII.		
406, 1	30		—	—		583, 1	32	
407, 3	32	60	515, 1	30		584, 1	30	
408, 1	28		516, 3	32		585, 5	34	
409, 3	32		517, 3	30	90	585, 29	24	120
410, 5	32		518, 1	28		586, 29	30	
411, 3	28		519, 1	30		588, 1	32	
412, 3	30	180	—	—		589, 1	30	
413, 3	30		523, 1	30		—	—	
414, 1	28		—	—		595, 1	30	
414, 27	26		529, 1	30		595, 29	28	60
415, 29	32	90	530, 3	32	60	597, 1	32	
417, 1	32		531, 1	28		598, 1	30	
418, 1	30		532, 1	30		—	—	
419, 1	30		—	—		615, 1	30	

[1]) 419, 5/6 fehlen.

A.	V.
615, 27	26
616, 27	30 } 90
618, 1	34
619, 1	30
—	—
Buch XIII.	
627, 1	30
—	—
—	—
638, 1	30
639, 1 [1]	28
640, 1	30
—	—
654, 1	30
655, 3 [2]	30
656, 3	30
657, 3	30
658, 3	30
659, 1	28 } 60
660, 3	32
661, 3	30
662, 3	30
663, 3	30
664, 1 [3]	28
664, 29	28 } 60
666, 1	32
667, 1	30
—	—
675, 1	30
675, 29	28 } 60
677, 1	32
678, 3	32 } 60
Buch XIV.	
679, 1	28
680, 1	30
681, 1	30

A.	V.
681, 29	28
682, 29	30 } 120
683, 27	28
685, 1	34
686, 1	30
—	—
691, 1	30
691, 29	28 } 60
693, 1	32
694, 1	30
—	—
703, 1	30
703, 29	28 } 60
705, 1	32
706, 1	30
—	—
711, 1	30
711, 29	28 } 60
713, 1	32
714, 1	30
—	—
717, 1	30
718, 3	32 } 60
719, 1	28
720, 1	30
—	—
727, 1	30
727, 29	28 } 60
729, 1	32
730, 1	30
731, 1	30
732, 1 [4]	30
733, 1	26
Buch XV.	
734, 1	30
735, 1	30
—	—
738, 1	30

A.	V.
739, 3	32 } 60
740, 1	28
741, 1	30
—	—
744, 1	30
744, 29	28 } 60
746, 1	32
747, 1	30
747, 29	28 } 60
749, 1	32
750, 1	30
—	—
753, 1	30
753, 25	24
754, 27	32 } 120
755, 27	30
757, 1	34
758, 1	30
759, 1	30
759, 29	28
760, 29	30 } 90
762, 1	32
763, 1	30
—	—
767, 1	30
767, 29	28 } 60
769, 1	32
770, 1	30
—	—
780, 1	30
780, 29	28 } 60
	32
782, 1	32
783, 1	30
—	—
Buch XVI.	
787, 1	30
—	—

[1]) 638, 19/20 fehlen. [2]) 654, 25/26 desgl. [3]) dieser abschnitt findet seine ergänzung zu 60 versen in dem vorhergehenden: 654, 25/26 —655, 3, der in der vorlage 32 verse gezählt haben wird, von denen D die verse 654, 25/26 (vielleicht absichtlich?) ausließ. [4]) 732, 19/22 fehlen.

Digitized by Google

A.	V.	A.	V.	A.	V.
—	—	800, 29	28 } 60	808, 1	30
795, 1	30	802, 1	32	809, 1	30
795, 29	28 } 60	803, 1	30	809, 29	28 } 60
797, 1 [1])	32	804, 1	30	811, 1	32
798, 1	30	805, 1	30	812, 1	30
799, 1	30	806, 3	32 } 60	—	—
800, 1 [2])	28	807, 1	28	827, 1	30

Aus dieser übersicht geht hervor, daß vom beginne des 5. buches ab die dreißigerabschnitte lückenlos durchgeführt sind. Alle abschnitte, die mehr als 30 verse haben, werden durch benachbarte, entsprechend weniger verse aufweisende genau zu einem mehrfachen von 30 ergänzt. Das buch 4 hat (mit alleiniger ausnahme von 220, 1—220, 25) ebenso regelmäßig 32 verse, während die ersten drei bücher keine feste verszahl aufweisen.

Die dreißigerabschnitte sind nicht etwa eine neuerung von D, sondern stammen aus der vorlage. Erstens beweisen das die lücken (s. 360 E): wo immer verse vergessen sind, da hat der betreffende abschnitt weniger als 30 verse und findet in den benachbarten keine ergänzung. Zweitens beweisen das die s. 365 ff. unter G angeführten fälle: überall, wo mehr als ein vers in einer zeile untergebracht ist, steht der betreffende abschnitt auf 29 statt auf 30 zeilen usw. Das wäre nicht möglich, wenn erst der schreiber von D je 30 copierte verse abzählte und darnach die kleinen initialen setzte.

Zweifellos war also die vorlage von D bereits in abgesetzten versen geschrieben und ebenso zweifellos standen in ihr bereits die von buch 5 an durchgeführten dreißigerabschnitte.

VIII. Schlufswort.

Wir stehen am ende unserer untersuchung. Sie hat gezeigt, daß die St. Galler Parzivalhs. D nur von drei schreibern geschrieben worden ist, und sie hat versucht, von

[1]) 796, 24 fehlt. [2]) 799, 25 und 26 fehlen.

jedem dieser schreiber, besonders aber vom dritten, ein möglichst getreues und deutliches bild seiner schreibgewohnheiten und der art seines abschreibens zu geben.

Man vergegenwärtige sich noch einmal die eigentümlichkeiten der drei schreiber.

Der erste unterscheidet sich paläographisch von den beiden folgenden wesentlich dadurch, daß er die moderne, im 13. jh. eben aufkommende ligatur *or* bereits kennt, daneben aber noch zuweilen das geradschaftige *d* verwendet, das um diese zeit in den hss. immer seltener zu werden pflegt. Bezüglich seines lautstandes ist wesentlich, daß er den umlaut des *â* mit *e*, den laut des *ie* oft mit *i*, den laut *k* vorwiegend mit *k* und *c* bezeichnet. Das alles sind mitteldeutsche merkmale, wenn anders die bisherigen beobachtungen über die schreibeigentümlichkeiten der einzelnen dialektgebiete richtig sind. Da die hand sehr sorgfältig schreibt, ist es immerhin auffällig, daß sie bereits nach 4¼ seiten abbricht, und daß eine zweite hand die s. 9 zu ende schrieb. Hat hier irgendeine äußere störung vorgelegen? Ist die hs. in einem mitteldeutschen kloster begonnen und in einem süddeutschen beendet worden? Man hat ja wohl beispiele, daß so etwas in kriegerischen zeiten vorgekommen sei. Aber über unseren speciellen fall vermögen wir deshalb doch nichts auszusagen.

Die zweite hand stellt sich paläographisch zur dritten, denn auch sie kennt das *or* noch nicht und wendet das alte geradschaftige *d* nicht mehr an. Im lautstand aber nimmt sie gewissermaßen eine mittelstellung ein: auch sie hat mehrmals *e* statt *æ* (während die dritte stets *æ* schreibt), *i* statt *ie* (auffallend oft in den wenigen versen, die sie copiert), und *c* statt *ch* im auslaut. Im anlaut aber ist bereits *ch* herrschend, und *k* kommt, wie beim dritten schreiber, nur in ganz bestimmten wörtern vor; offenbar schrieb man damals selbst in Alemannien gewisse (literatur?-) wörter mit *k* statt mit *ch*. Die dritte hand ist zwar wesentlich durch *ch* statt *k* im an-, in- und auslaut, sowie durch das obd. *æ* statt *e* für den umlaut von *â* gekennzeichnet, schreibt aber sonst nur sehr wenig dialektisches alemannisches, bairisches und mitteldeutsches. Dennoch kann man auf grund der *tt*-schreibungen sagen, die heimat unserer hs. sei Alemannien gewesen.

Die zeitbestimmung ist sehr unsicher. Wir haben gesehen, daß der schreiber gewisse alte buchstabenformen aus der vorlage übernahm. Man darf auf sie also keine zeitbestimmung gründen. Allerdings läßt sich wohl das eine sagen: diese alten buchstabenformen waren dem schreiber zwar nicht mehr geläufig, aber auch noch nicht ganz unbekannt, wie etwa den schreibern des 14. jh.'s, die ein *h*-förmiges *z* vom *h* nicht unterscheiden. Auch aus dem allgemeinen charakter der schrift läßt sich erkennen, daß unsere hs. noch im 13. jh. geschrieben worden sein wird. Wenn man aber die ans 14. jh. gemahnenden doppelschreibungen berücksichtigt, und wenn man sich ferner vor augen hält, daß der hs. D unbedingt mehrere stufen der überlieferung vorausgegangen sein müssen, dann wird man immerhin annehmen dürfen, daß D eher nach als vor der mitte des 13. jh.'s geschrieben worden sei.

INHALT.

MÜNCHEN, 14. märz 1927.[1] ARTHUR WITTE.

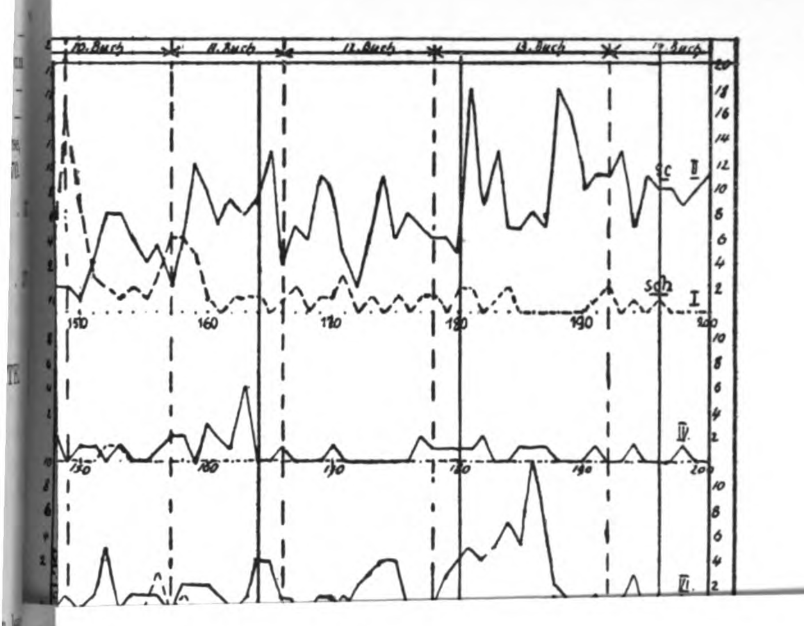
NACHSCHRIFT.

Vielleicht interessiert es den einen oder andern leser doch zu hören, daß die oben s. 360 ff. behandelten minusverse von D sich auch durch ihre klangformen sämtlich als echt wolframisches gut erweisen. Zu keinem entscheidenden resultat führt dagegen der klangbefund bei 69, 25 ff. (oben s. 364 f.). Nach der wechselnden größe der personalcurve zu urteilen scheinen die abschnitte I, IV und V der ältesten schicht des passus anzugehören und II wieder früher gedichtet zu sein als III. Für die ursprüngliche stellung von II folgt aber daraus nichts mit notwendigkeit, denn II kann ja bei der schließlichen einfügung von III auch noch einmal umgestellt sein. Ganz glatter abfluß ergibt sich bei keiner einzigen der möglichen anordnungsarten.

LEIPZIG, 14. october 1927. E. SIEVERS.

---

[1]) Diese arbeit wurde von der philosophischen facultät (I. section) der universität München als dissertation angenommen.


10. Buch
11. Buch
12. Buch
13. Buch
14. Buch
sc
II
sch
I
IV.
VI.

STILISTISCHE UNTERSUCHUNGEN ZU DAVID VON AUGSBURG.

§ 1. Im wintersemester 1913/14 wurde in einer sitzung der älteren abteilung des Leipziger deutschen seminars vom verfasser dieser abhandlung eine stilistische untersuchung über die deutschen predigten bruder Davids von Augsburg vorgetragen. Bei der abfassung dieses vortrags hatte ich mich mitunter des gefühls mangelnder befriedigung nicht erwehren können, das man öfters empfindet, wenn man stilistische abhandlungen liest oder selbst unternimmt: es konnten zwar interessante einzelbeobachtungen gemacht, es konnte auch dargetan werden, daß Pfeiffer recht hatte, wenn er die beiden ersten tractate Davids als wahre perlen und eine der schönsten zierden unsrer alten prosa bezeichnete, die David in den reihen der ausgezeichneten geister einen platz sichern: aber eine frage blieb ungelöst, die mir wohl bei der abfassung der arbeit schon dunkel vorgeschwebt hatte, auf die ich aber keine antwort fand: die frage nach dem einigenden bande, das die fülle der einzelerscheinungen umschließt. Da gab mir in jener seminarsitzung herr geheimrat prof. Sievers den schlüssel zur lösung dieser frage, und mit einem male ward mir klar, was ich bisher nur dunkel empfunden hatte. Die antwort lautete: auch die stilistischen erscheinungen hängen wie so viele sprachliche erscheinungen zu einem großen teile mit rhythmus und satzmelodie zusammen. Auch sie müssen sich der melodischen curve einfügen, in der der autor denkt und spricht.

Jedem menschen, der sich einigermaßen kunstgerecht zu schreiben bemüht, schwebt mindestens unterbewußt, bei der abfassung eines literarischen productes, sei es auch nur eines einfachen briefes oder aufsatzes, eine bestimmte melodie vor. Aus dieser melodie kann er nicht heraus, ohne im innern lebhaften widerstand und das gefühl der verletzung zu empfinden. Das werden viele schon an sich selbst beobachtet haben. Man schreibt einen brief und kann plötzlich an einer stelle nicht weiter. Man weiß ganz genau, was man ausdrücken will, hätte auch schon einen grammatisch völlig

anstoßlosen satz bereit, der den gewollten gedankeninhalt durchaus adäquat wiedergäbe, und doch hat man das gefühl: 'so kannst du nicht schreiben, das paßt nicht'. Und in der tat kann man den satz deshalb nicht verwenden, weil er sich, so wie er gebaut ist, der melodischen curve nicht einfügt. Besonders ist das bei solchen sätzen der fall, die sozusagen aus der stimmung des ganzen herausfallen, die einen rein verstandesmäßigen inhalt haben, der uns gleichgültig ist, so daß wir ihn eben nur gezwungenermaßen vorbringen. In solchen fällen tritt ein bruch, eine discontinuität in unsrer psyche ein, die melodiecurve wird zerstört und dadurch das verletzt, was wir stilistisches gefühl nennen, was aber im grunde zugleich melodisches gefühl ist (vgl. Sievers, Rhythmisch-melodische studien, Heidelberg 1912, s. 89: 'es erscheint mir danach sicher, daß eben diese typische melodieführung ein höchst wichtiges element dessen ist, was wir stil nennen, und daß der specifische stil eines autors oder eines werkes oft geradezu in erster linie durch die art seiner melodieführung charakterisiert oder bestimmt wird, mag es sich dabei um poesie oder um prosa handeln').

Wie steht es aber nun mit dem verhältnis von stil und melodie bei den uns vorliegenden tractaten Davids von Augsburg? Es wird sich empfehlen, zunächst den versuch zu machen, die rhythmisch-melodische eigenart der redeweise Davids zu charakterisieren und dann zu untersuchen, wie sich die stilistischen erscheinungen in die melodie einfügen.

§ 2. Ehe wir jedoch an diese aufgabe herantreten, müssen wir einen blick auf den bestand der uns überlieferten schriften Davids und auf die echtheitsfrage werfen.

Die deutschen schriften Davids von Augsburg sind zum ersten male von Fr. Pfeiffer veröffentlicht worden (Deutsche mystiker 1, Leipzig 1845, s. 309—386).

Bei Pfeiffer finden sich folgende schriften:

1) Die sieben vorregeln der tugend (s. 309 ff.).
2) Der spiegel der tugend (s. 325 ff.).
3) Christi leben unser vorbild (s. 341 ff.).
4) Die vier fittiche geistlicher betrachtung (s. 378 ff.).
5) Von der anschauung gottes (s. 361 ff.).
6 Von der erkenntnis der wahrheit (s. 369 ff.).

7) Von der unergründlichen fülle gottes (s. 369 ff.).
8) Betrachtungen und gebete (s. 375 ff.).

Dazu hat Pfeiffer in der Zs. fda. 9 noch eine nachträglich aufgefundene schrift veröffentlicht, von der der oben angeführte 3. tractat einen teil bildet. Dieser schrift gab Pfeiffer die überschrift: Von der offenbarung und erlösung des menschengeschlechts.

§ 3. Welche von diesen schriften sind nun dem David mit unbedingter sicherheit zuzuschreiben? Über diese frage besteht folgende literatur:

1) Fr. Pfeiffer, Deutsche mystiker. I. Leipzig, Göschen 1845, s. XXXV—XLI. — 2) Ders., Zs. fda. 9, 1 ff. — 3) W. Preger, Geschichte der deutschen mystik im mittelalter 1, Leipzig 1874. — 4) Ders. ADB. 4, 782 f. — 5) E. Lempp, David von Augsburg, Zs. f. kirchengeschichte hrsg. v. Th. Brieger u. B. Beß. 19, Gotha 1898, s. 15—46. — 6) Hecker, Kritische beiträge zu David von Augsburgs persönlichkeit und schriften, Hamburg 1905. — 7) Jellinegg, David von Augsburg. Jahresbericht des k. k. stiftsgymnasiums der Benediktiner in St. Paul (Kärnten) für das schuljahr 1903/04 (St. Paul 1904) und für das schuljahr 1904/05 (St. Paul 1905). — 8) Dagobert Stöckerl, Bruder David von Augsburg, ein deutscher mystiker aus dem Franziskanerorden, München 1914.

§ 4. Alle die genannten stützen sich auf wenig stichhaltige gründe. Sie verlassen sich zu sehr auf subjectives gefühl, sie sind zu rasch dabei, verschiedene tractate einem und demselben autor zuzuschreiben, wenn sie nur übereinstimmung im inhalt oder wiederholung dieser oder jener redensart finden. Aber gerade bei den mittelalterlichen predigern bewegt man sich, wenn man so vorgeht, auf wankendem boden; denn diese leute besitzen eine starke stiltradition und entlehnen sehr häufig voneinander. Weisen doch sogar tractate wie der I. und VII., die, wie sich nachher zeigen wird, voneinander so verschieden sind wie nur möglich, wörtliche anlehnungen auf (man vergleiche 323, 22 und 375, 6). Wir werden bald sehen, daß es ein besseres mittel gibt, literarisches eigentum zu scheiden.

Zunächst Pfeiffers ansicht: für die echtheit des 1. tractats bietet der name des bruders David in zwei hss. gewähr. Außerdem ist 325, 16—18 nicht nur als anspielung, sondern als wirkliche nennung des namens zu betrachten.

Der 2. tractat stimmt in der sprache und ganzen darstellung derart mit dem ersten überein, daß man schon deshalb beide einem verfasser beilegen darf. Außerdem erscheinen die beiden tractate in den meisten hss. nebeneinander; in einigen hss. findet sich auch wieder der name des bruders David. Außerdem führt Pfeiffer eine anzahl von parallelstellen aus Davids lat. schriften zum beweise dafür an, daß die beiden ersten stücke von David herrühren.

Für die echtheit des 3. tractates (Christi leben unser vorbild) führt Pfeiffer nicht einen eigentlichen beweis. Er stellt nur wieder ein capitel aus einer lat. schrift Davids mit dem 3. tractat in parallele und beruft sich im übrigen auf sein gefühl.

Über die echtheit der schriften 4—6 und 8 ist Pfeiffer, wie er sagt, 'im allgemeinen weniger sicher', nur eine gewisse verwantschaft mit Davids darstellungs- und anschauungsweise lasse sich mehr fühlen als klar beweisen.

Nr. 7 David zugeschrieben zu haben, bedauert er in der einleitung.

Auch für das später aufgefundene stück 'Von der offenbarung . . .' bringt nach Pfeiffer 'die vielfache übereinstimmung in wort und darstellung und inhalt' mit den Sieben vorregeln und dem Spiegel der tugend volle bestätigung für Davids verfasserschaft. Er meint in der Zs. fda. a. a. o.: 'bei dem eigentümlichen gepräge, das allen schriften Davids aufgedrückt ist, läßt sich das ihm zugehörige unschwer erkennen: diese innigkeit des gefühls, diese milde des urteils und der gesinnung, dieser einfache, klare und doch wieder so warme und belebte vortrag ist keinem der deutschen prosaiker des 12.—14. jh.'s in solchem maße eigen, und auch im kunst- und lichtvollen periodenbau hat es ihm keiner gleichgetan, weder vorher noch nachher'.

Preger läßt von den tractaten nur 1—3 und die später aufgefundene schrift als sicheres eigentum Davids gelten.

Lempp reduciert die zahl der echten schriften auf zwei, auf die beiden ersten. In den andern tractaten findet er zu wenig stilistische und inhaltliche übereinstimmungen mit den beiden ersten, während er die echtheit der beiden ersten für um so sicherer hält.

Gegenüber dieser stetigen verminderung der anzahl von Davids deutschen schriften bringt die arbeit von Hecker einen rückschlag. Er stellt sich auf möglichst conservativen standpunkt und will selbst die schriften, die auch Pfeiffer dem David nur mutmaßlich zugeschrieben hatte, als Davids eigentum betrachten. Die beweisführung kommt mir mangelhaft vor. So wird z. b. der 3. tractat einfach deswegen ohne weitere untersuchung als echt angenommen, weil Pfeiffer sagt: 'Christi leben unser vorbild' ist sicherlich von David.

Auch Jellinegg, der nur die ersten vier tractate behandelt hat, entscheidet sich für die echtheit aller dieser stücke, und die neueste arbeit von Stöckerl möchte, ebenfalls gestützt auf lauter sogenannte 'innere', in wirklichkeit aber sehr äußerliche beweisgründe, die tractate 1—6 als Davids eigentum gelten lassen.

§ 5. Durch die angeführten arbeiten scheint mir für die vorzunehmende stiluntersuchung soviel herauszuspringen: ich stehe auf festem boden, wenn ich zunächst nur die beiden ersten tractate analysiere. Was den geschilderten streit der meinungen über die echtheitsfrage betrifft, so werden wir versuchen, vom rhythmisch-melodischen standpunkte an die lösung der frage heranzutreten, und dabei sehen, daß sich von diesem standpunkte aus oft verhältnismäßig rasch erkennen läßt, wo wir es mit einem andern autor zu tun haben. Das wird sich aber erst dann erledigen lassen, wenn wir die eigenart der stücke, die unzweifelhaft David angehören, betrachtet haben.

§ 6. Diese eigenart tritt uns gleich im ersten satze des 1. tractats entgegen:

309, 5. Sît ze andern künsten, die zergänclich sint kürzlîchen unde die ze kleinem nütze sint, sô vil lernunge gehœret unde liste unde gerüstes, sô ist niht wunder, ob diu kunst, diu êwic ist unde ze allen dingen nütze ist und dâ mite man daz himelrîche erwirbet und âne die niemen genesen kan und die niemen verbezzern mac an aller ir ahte unde dâ diu hœhste wîsheit inne beslozzen ist, daz ist tugentlîchez leben: ob si vil lêre unde vlîzes und besihtekeit bedarf und etewenne ein teil müe unde arbeit.

David spricht zu seinem publicum in kleinen atemstücken. Er setzt ihm nicht zu viel auf einmal vor, so daß das gehörte

geistig ordentlich verarbeitet werden kann. Auf diese art wirkt er packend, eindringlich, verständlich. Seine stimme ist laut und scharf, in die weite tragend, als ob er über eine große menge hin zu sprechen habe, dabei ziemlich langsam. Man versuche David nur einmal schnell zu lesen: es wird kläglich mißglücken. Die eindringliche wirkung seiner worte wird offenbar durch lebhafte gesten erhöht, von denen die einzelnen stücke begleitet sind; denn man wird beim reproducieren der Davidischen predigt unwillkürlich dazu herausgefordert, bei jedem atemstück eine handbewegung zu machen. Ich habe das nicht nur an mir selbst beobachtet, sondern auch bei anderen, die ich bat, den text mit lauter stimme stimme so zu lesen, daß er ihnen am besten dem zu entsprechen schiene, was der autor gewollt habe.

§ 7. Innerhalb der einzelnen sprechstücke findet eine lebhafte melodieführung statt. David bewegt sich in verhältnismäßig großen intervallen. Auch das macht seine rede wirksam und eindringlich; denn größere intervalle wirken stärker als kleine.

§ 8. Die stimmbewegung ist in allen sprechstücken eine ähnliche: es geht immer in die höhe, und dann fällt es wieder ab, bildlich dargestellt so: ⌒. Man könnte die melodieführung also mit einer wellenbewegung vergleichen.

§ 9. Zwischen den einzelnen wellen liegen pausen. Diese pausen brauchen nicht zu verhindern, daß die aufmerksamkeit von der einen welle zu der andern hinüber gespannt bleibt. Oft verbindet sich aber — und das ist gerade charakteristisch für David — mit der pause ein psychischer bruch, d. h. die aufmerksamkeit setzt eine geringe zeit aus oder läßt wenigstens nach. Durch diese psychischen brüche bekommt seine redeweise starken staccatocharakter.

§ 10. Die pausen erfahren dann eine verlängerung, wenn in ihnen etwa sonst fehlende töne der wellencurve durchlaufen werden müssen. Es kommt ja oft vor, daß bei einer welle der aufstieg oder der abfall fehlt. David fängt dann

in dem einen falle gleich hoch an, oder er bleibt im andern nach dem aufstieg auf der höhe, ohne wieder herunterzugehen. Der fehlende auf- oder abstieg wird dann eben nur im geiste durchlaufen. Ich deute die pausen in zukunft durch vier nebeneinandergesetzte punkte an: ....

Es ist begreiflich, daß in solchen fällen die pausen länger als gewöhnlich sind; denn sie setzen sich nun zusammen erstens aus der zeit, in der das fehlende stück der melodischen curve durchlaufen wird, und zweitens aus der, die sowieso zwischen den beiden wellen pausiert werden würde. Das ist selbstverständlich nicht so zu verstehen, als könnte man genau mathematisch nach secundenbruchteilen die beiden pausenteile addieren. Denn wenn sich die rede Davids auch in rhythmischem gleichmaß bewegt, so spricht er doch nicht wie ein aufgezogenes maschinenwerk. Ich stelle mir ihn vielmehr so redend vor: er bringt ein stück vor, dann pausiert er ein wenig und sieht dabei sein publicum einen augenblick an, als ob er prüfen wolle, wie seine worte einschlagen. An besonders nachdrücklichen stellen wird er dann etwas länger einhalten als an weniger wichtigen. So bleibt er ständig in engem contact mit seinen hörern, viel mehr, als wenn seine rede eintönig und ohne pause dahinflösse.

Daß die pause verlängert wird, wenn ein wellenstück fehlt, möge ein beispiel illustrieren. Ich bezeichne dabei die wellenstücke auf folgende weise: vor dem worte, mit dem die welle beginnt, setze ich einen schrägen aufsteigenden strich / und dort, wo sie endet, einen fallenden \. Die silbe, in der die welle ihren gipfel erreicht, versehe ich mit einem acut.

337, 21. /ê daz er tíefer gevalle\ /und im sélben
die genâden tǘr\ /mit úndancnæme versperre.\
/.... Géistlîchiu liebe\ /ist ein édel tugent,\
/unde sô si ie édeler ist,\ /sô sie ie vlî́ziger huote bedarf\
/daz ir édelkeit iht beswechet werde\
/als man élliu edeliu dinc\ /in grôzer húote spulget ze halten\
/als edele vroúwen,\ /edeln schátz, edliu buoch.\
/....Geístlîchiu liebe\ /minnet niwan túgende an dem menschen\
/unde dúrch tugende.\ /.... Túgende sint in der sêle.\

An den stellen, wo wellenstücke fehlen, sind meiner empfindung nach längere pausen als gewöhnlich, in unserem

beispiele beide male vor dem worte *geistlîchiu* in z. 23 und 26 und vor *tugende* in z. 27.

Die langen pausen würden wegfallen, wenn die sätze nicht gleich in der höhe, sondern mit einem anstieg begännen, etwa so: */ Unde die geístlîchiu liebe* oder */ Wan die túgende sint in der sêle.* Dann müßte mit der lautlichen tätigkeit schon an dem zeitpunkt eingesetzt werden, an dem David mit der stimme noch pausiert und nur im geiste seine welle beginnt. Die zeit des aussetzens der rede wäre also kürzer, als sie bei David an entsprechender stelle ist.

§ 11. Es kann auch der fall eintreten, daß nur ein teil der zeitstrecke für den aufstieg oder abstieg lautlich ausgefüllt ist; der abstieg geht oft nicht bis zu der tiefe herunter, von der aus der aufstieg unternommen wurde. Oft läuft er nur bis zu einem niveau, das nur wenig tiefer liegt als das durch den gipfelton erreichte. Auch dann werden die töne, die noch ganz hinabführen sollten, wieder nur im geiste in der pause durchlaufen. Man kann im allgemeinen die beobachtung machen, daß der abstieg um so weiter herunter geht, je stärker der psychische bruch hinter der welle ist. Ist dieser nur gering, bleibt also die aufmerksamkeit zwischen den beiden wellen stark gespannt, so bewegt sich der abstieg nicht tief hinunter. Ich greife als beispiel heraus:

309, 24. /Swâ man sî hâ't ....
/ist der mensch únedel,\ /ist er árm ....,\ /ist er kránk ....\
/ist er úngestalt,\ /ist er úngespræche,\
/ist er ungelêrt der búoche oder ander behendekeit\
/ist er siech\ /oder û'zsetzic,\ /daz übersiht man allez samt\
/und hât in liep unde wert,\ /ob er lûter túgende hât.\

Die vorderen wellen haben alle nur geringen, teilweise sogar gar keinen abstieg, weil durch ihren conditionalen, bez. concessiven inhalt die spannung auf den hauptsatz lebhaft erregt ist, während dann, wenn die spannung gelöst ist, bei *allez samt*, *wert* und vor allem bei *hât* die wellen tiefer heruntergehen.

§ 12. Da am satzschluß meist alle spannung befriedigt ist, so sinkt der ton an dieser stelle auf das tiefste niveau herab.

§ 13. Eine ausnahme davon müssen die fragesätze machen, das liegt ja in ihrem wesen. Sie wollen ja nicht spannung lösen, sondern welche hervorrufen. Deshalb dürfen sie nicht tief schließen. Beisp. 336, 39. *Gæbe er niemen niht von genâden, wâ zeigte er denne sîne miltekeit an?*

§ 14. Noch eins ist zur verständigung zu sagen: man wird bei der nachprüfung meiner bestimmung der melodiewellen an der oder jener stelle einwenden: in dieser welle könnte man doch noch eine neue unterscheiden, besonders wenn man recht langsam und nachdrücklich liest. Demgegenüber kommt das in anwendung, was Sievers in den Rhythm.-mel. studien s. 89 sagt: 'es fallen nicht nur oft längere satzgebilde zwangsweise in melodische teilstücke (mit jeweils vollständiger melodiecurve) auseinander, weil des inhalts zuviel oder zu verschiedenes ist, als daß man binden könnte; sondern man kann oft auch bindbare stücke durch willkürliche gliederung, ev. durch pausen trennen. Auch dann pflegt jedes teilstück, so weit es angeht, die volle curve zu bekommen, unter umschiebung der charakteristischen töne dieser curve auf entsprechend gelegene silben des teilstückes.'

Ich will ja auch mit meinen wellenbezeichnungen durchaus nicht andeuten, daß sich der auf- und abstieg wirklich immer so regelmäßig bewegen müßte, wie es die zeichen schematisch angeben, sondern es tritt oft folgender fall ein: nachdem der höhepunkt der wellen überschritten ist und der abstieg der stimme begonnen hat, hebt sich noch einmal aus dem abstieg ein ton in die höhe, wie wenn ein pfad, der von einem berge herabführt, noch einmal über einen vorspringenden hügel geleitet wird. Auf diese weise entsteht dann eine neue kleinere welle. Eine solche neu hervorquellende welle habe ich mitunter nicht besonders bezeichnet, weil das für unsere stilistischen zwecke absolut nichts ausmacht.

Außerdem ist es durchaus nicht etwa nötig, daß die wellen alle gleiche höhe erreichen. Im gegenteil nehmen die wellen gegen satzschluß hin an höhe ab. Die stimme läßt sich im gefühle befriedigter spannung immer weiter in die tiefe sinken. Außerdem werden wir gelegenheit haben, folgendes zu beobachten: David bildet mitunter vier sätze,

von denen je zwei einander parallel sind. Dann spricht er das eine paar der parallelen sätze in anderem tonniveau als das andere.

Wenn man sonst einmal im einzelnen falle in bezug auf die erhebung der wellen schwankt, so entsteht daraus kein schaden für unsere stilistische untersuchung.

§ 15. Nach diesen betrachtungen kann ich daran gehen zu untersuchen, ob die wellen bei David nur stellenweise auftreten, oder ob sie wirklich durchgehen. Zu dem zwecke analysiere ich die ersten 20 zeilen des abschnittes I der 'Sieben vorregeln der tugend' auf die melodischen wellen hin:

311, 5. /Diu é'rste vorregel ist,\ /daz der guote mensch résche si\
/zuo állen guoten arbeiten,\ /der er schúldic ist\
/unde die er volbríngen mac ze sîner zît;\
/daz er des von úrdrütze\ /unde von trâ'kheit\
/iht lâ'ze noch ûfschiebe\ /noch ez læ̂zlîchen\
/und unsliúnclîchen tuo.\
/Disiu driû tuont uns vil schaden\
/unde stelnt uns vil lô'nes in dem himele.\
/Sô uns der heilige géist manet\
/mit im sélben oder mit sînen boten:\ [/nim villat,\
/stant û'f . . . .\ /. . . . béte,\ /. . . . árbeite,\ /diene gót, ...\
/. . . . sweíc, ...\ /enthábe dich dâ vor,\ /und swáz solhes ist\
/daz uns nǘtze wære,\ /oder ein ándriu nôt,\
/daz wirz denne von úrdrutze ûfschieben\
/oder gár versûmen;\ /oder túo wirz,\
/daz ist alsô vû'llîchen\ /und alsô ûnlustlîchen,\
/als dem von einer spî'se unwillet,\
/daz sîn got deheine ê're hât\
/noch unser gewízzen deheine vreude dâ von emphâhet.\
/Diu gúoten werc\ /. . . . túgentlîchen vollebrâht\
/sint der áhte,\ /daz sie daz hérze ervreuent\
/unde den gedíngen kreftigent\ /unde die mínne mêrent\
/unde die gérunge enzündent\ /zuo ándern guoten werken,\
/als daz krû't unde die böume,\ /die got álsô geschuof,\
/daz ir íegelîchez sînen sâmen\ /in im sélben bræhte,\
/dâ von ez sîn geslä'hte mêrte.\ /Daz swélche krût\
/ist vû'l nâhen\ /und gít bœ́sen gesmac in dem hûse.\
/Man sol den lî'p ziehen\ /als die réschen knehte:\
/zehánt . . . .\ /sô der hêrre sprichet ein wórt, ...\
/sô spríngent sie zuo\ unde bereítent sich ze gehôrsam.\

Anm. Der letzte satz ist von David rhythmisch-melodisch besonders fein ausgeführt. Dadurch daß die beiden wellen bei *hant* und *wort* abrupt

in der höhe abbrechen, und daß dann zwei tadellos ebenmäßige wellen folgen, wird — ich möchte sagen — ein militärischer ton erzeugt, der vorzüglich zu der stelle paßt. Man hört förmlich bei der rede, wie die knechte die hacken zusammenschlagen und herbeigeeilt kommen, um sich zur stelle zu melden.

Um zu zeigen, daß nicht nur in diesem capitel, sondern auch an andern stellen der beiden ersten tractate die beschriebene tonbewegung vorherrscht, greife ich beliebig noch einige sätze heraus:

315, 18. /Die hie ûf értrîche gedâht haben ze beliben\
/unde die genüeget mit der wérlde wünne,\
/die bedürfen wol\ /swie vil sie ir gehaben mugen,\
/wan des ist dánnoch wênic genuoc.\
/Die aber gernt ze himelischer vreude ze komen\
/und alle tage dar wártende sint,\
/die sû'ment sich unde irrent sich,\
/swâ sie sich mit irdischen dingen\
/über die rechten nô'tdurft bekumbernt;\
/wan sie klébent in an als der lette\
/und unsû'bernt unde swærent in die vedere,\
/mit dén sie solten ze himele vliegen,\
/daz ist réinekeit âne houbetsünde\
/unde vli'z guoter werke.\ /Der mit búoze gewaschen wirt,\
/der ist ouch rein.\

335, 5. /Zwischen Lýâ unde Rachêl\ /waz ein stætez urliuge,\
/daz noch niht verslihtet ist.\
/Wan swie sie geswéster wæren,\
/so biegen sie als die gellen gên einander.\
/Iedoch sô Márthâ von sorgen undultete,\
/so hielt Marí'â ir zuht unde sweic.\
/. . . Jé'sus ist ir selbe entreder.\ /Daz ist ir ein grô'ziu êre.\

§ 16. Wie sehr David auf seine melodie eingestellt ist, wie alles, was er spricht, immer diese melodie zum hintergrund hat, sieht man am besten auf folgende weise: man versuche, stellen seines tractats zu ändern, und zwar so, daß der inhalt durch die änderung durchaus unangetastet bleibt, daß also noch ein völlig adäquater ausdruck dessen, was David sagen will, vorliegt. Dann wird man finden, daß fast regelmäßig melodisch alles auseinanderfällt, daß der text kunstlos und klapprig wird und sogar der sinn der stelle nicht mehr so deutlich zutage tritt.

Man lese z. b. aus unserm abschnitt s. 392 in z. 3 im zusammenhang mit dem andern text (das ist ja stets erforderlich) mit nur veränderter wortstellung *unde die er ze sîner zît volbringen mac.* Es entsteht ein scheußliches geklapper. Z. 18 bringe man das verbum des nebensatzes vor das object, also in eine stellung, die man doch sonst in der alten sprache sehr oft findet: *daz sîn got hât deheine êre.* Z. 23 setze man statt des zweigliedrigen ausdrucks einen nur eingliedrigen: *unde die gerunge enzündent zuo andern guoten werken, als daz krût* [*unde die böume*] *die got alsô geschuof.*[1]) Z. 26 f. nehme man eine einfache umstellung der worte vor: *Daz swelche krût ist vûl nâhen und gît in dem hûse bœsen gesmac.* Aller wohlklang ist mit einem male verschwunden. Auch die so besonders schöne stelle z. 29 (vgl. § 15 anm., s. 392) wäre mit einem male zerstört, wenn man sagen wollte *zehant sô der hêrre ein wort sprichet, ...*

Besonders folgende stelle, die bei David durch harmonie des rhythmus und der melodie wunderbar wirkt, würde ihre schönheit gänzlich einbüßen, wollte man nur dem verbum eine andre stellung geben und sagen 312, 2 *dâ von wirt er betelnde sô der heilige sumer nâch dirre werlde winter kumt* statt: *sô der heilige sumer kumt nach dirre werlde winter.* Dasselbe würde mit der cadenz am schlusse des capitels geschehen, wenn man sagen wollte: 312, 4 *sô der genâden tür den verdampten versperret wirt.* Die zahl solcher beispiele läßt sich beliebig vermehren.

§ 17. Von diesem melodischen gesichtspunkte aus wäre auch an die echtheitsfrage heranzutreten. Ich kann dabei hier natürlich nicht eine ins einzelne gehende lösung dieser frage liefern — das wäre ja eine reichliche arbeit für sich — sondern nur andeuten, wie sich die sache vom rhythmisch-melodischen gesichtspunkte aus auf den ersten anhieb darbietet. Ich werde also nur allgemein einen blick auf die einzelnen tractate als ganze werfen und feststellen, ob sie ihrem rhythmisch-melodischen gepräge nach David zugehören könnten.

[1]) Über die wirkung derartiger verkürzungen bei zweigliedrigen ausdrücken wird später in § 47 gehandelt werden.

Dabei lasse ich es dahingestellt sein, daß hier und da eine stelle überarbeitet sein kann. Die ersten beiden tractate, die sicher echt sind, stimmen auch in ihrem melodischen gepräge völlig überein: in § 15 sahen wir ja, daß sich die kurzen melodiewellen mit ihrem lebhaften auf und nieder im zweiten so gut wie im ersten tractat finden.

Diejenigen von den predigten, in denen sich nun diese melodische eigenart wiederfindet, werden wir mit vertrauen unserm David zusprechen dürfen; wo wir aber starke abweichungen entdecken, da werden wir mit grund vermuten dürfen, daß sie David nicht angehören.

§ 18. So ist sicherlich unecht der VII. tractat. Pfeiffer bedauert ja schon in der einleitung zu seinen mystikern, ihn David zugeschrieben zu haben. Man lese nur die ersten zeilen:

369, 24. Gruntlôser volle aller mîner sælekeit und volle mîner girde, gip mir zerkennen, mit welhem vollen dich die hôhen engele unde die werden heiligen ûf dem himele niezent!

Die intervalle sind auf ein minimum beschränkt, der ganze vortrag bewegt sich fast immer in einem tone, etwa in der art, wie der geistliche die liturgie vor der gemeinde singt. Während Davids rede zum vortrag vor der menge bestimmt ist, spricht dieser autor gewissermaßen zur einzelnen seele in einem innigen, durch und durch von gefühl durchglühten tone. Statt Davids ausgesprochenem staccatovortrag finden wir ebenso ausgeprägte legatosprechweise, die töne weisen zwangsweise immer weiter, große sprechstücke werden in einem atem zusammengenommen. Man versuche nur einmal wie bei David in kleine stücke zu zerschneiden und zu lesen:

/. . . . Grúntlôser volle\ /aller mîner sǽlekeit\
/und volle mîner gírde,\ /gip mir zerkénnen,\
/mit welhen vóllen\ /dich die hôhen éngele\
/unde die werden heíligen\ /ûf dem hímele niezent.\

Dadurch daß so viel in einem atem zusammengenommen wird, müssen die einzelnen silben in schnellerem tempo aufeinander folgen als bei David. Man überzeuge sich davon, indem man das zeitmaß, in dem David z. b. seinen ersten satz spricht, (vgl. § 6, s. 387) auf den VII. tractat überträgt.

Die wirkung, die auf diese weise zustande kommt, ist wieder ein beweis für die unechtheit von VII.

Um sich vollends von dieser unechtheit zu überzeugen, lese man noch etwa:

870, 7. Daz ist ein minnen brinnen, ein minnen niezen von minnen in gote und mit got zevliezen unde got stæten geniezen unde geminnen an dem guote.

oder

871, 2. swâ ein vrouwe einen gemaheln hête, an dem si von ... bis z. 9: ir wære wol!

§ 19. Die melodische eigenart des VI. tractats steht der Davids nicht ganz so fern wie die des VII. Aber auch hier haben wir größere atemstücke als bei David, und die ganze vortragsweise ist mehr legato. Man kann nicht so viel psychische brüche anbringen wie bei David. Oder man sehe einmal, wie die sache wirkt, wenn man mit gewalt psychische brüche einschiebt und liest:

864, 24. Doch werdent sie nimmer sô gesunt^{v}, daz sie die gotlichen wârheit^{v} unde den êwigen brehenden sunneglast^{v} mit unerschrockem anplicke^{v} mugen an gesehen^{v}, die wîle unde daz tœtlîche vel^{v} vürgespannen ist^{v} unde der sünden stein^{v} walget in den ougen.

Die intervalle sind nicht so groß wie bei David, und man kann den text nicht mit der lauten und scharfen stimme sprechen, die für David erforderlich ist.

§ 20. Auch der V. tractat — das ist auf den ersten blick das auffälligste — weist nicht so viel psychische brüche auf, die vortragsart ist wieder nicht derart staccato wie bei David. Zudem ist das tempo schneller als das des I. und II. tractats (vgl. tabelle § 21, s. 397). Man lese als beispiel:

861, 30. Diu heizet wol epiphâniâ, wan in der lûtern klârheit und in der liehtisten lûterkeit dâ gotes schîn diu kreâtûre getragen mac, dâ emphâhent sie den glast dîner gotlîchen schœne alsô vrisch und alsô lûter und alsô starc, daz aller der himelische palas von in erliuhtet wird und entbrant mit minnen, und alle die strâze der himelischen Jêrusalêm übergozzen werdent von den minne rœren, die den lebendigen brunne dâ umbeteilent dînes gotlîchen honicfluzzes.

§ 21. Der IV. tractat unterscheidet sich ebenfalls vor allem dadurch von Davids tractaten, daß er größere sprechtakte aufweist. Deshalb müssen die silben wieder in schnellerem tempo hintereinander gesprochen werden (vgl. die tabelle unten anm.). Versucht man, das langsame tempo Davids auf IV anzuwenden, so kommt eine wirkung zustande, die dem sinn zuwider ist. Es fehlen auch die zahlreichen psychischen brüche, die eben nur bei David so reichlich vorkommen. Außerdem sind auch bei IV die intervalle wieder nicht so groß wie bei David, eine so lebhafte melodieführung hat eben nur dieser.

Zur veranschaulichung des gesagten lese man stellen wie:

360, 8. Nû ist got, gotes sun, durch uns mensche worden âne alle sünde und der dem tôde nihtes niht schuldec ist und hât unser tœtliche brœdekeit alsô an sich enphangen, daz er mit sîner reinekeit hât uns von sünden geweschen unde mit sinem lîplîchem tôde von dem êwigen tôde lîbes unde sêle erlœset und ist uns ein lebendiu spîse worden von gote unde menschen ze samene getempert, dâ mite unser brœdiu menscheit in sîne gotlîche lûterkeit verwandelt werde, daz wir werden daz er ist, wan er geruochte ze sînde daz wir sîn: krank unde tœtlîch.

Besonders charakteristisch wären vielleicht noch 361, 15—24 oder 356, 24.

Anm. Um in bezug auf das tempo zahlenmäßige resultate zu erzielen, habe ich von allen sieben tractaten je zwei stücke zu 30 vollgedruckten zeilen mit lauter stimme so gelesen, daß mir am besten das vom autor gewollte wiedergegeben zu sein schien. An der uhr habe ich dann die secunden abgelesen, die 30 solche zeilen erforderten. Und zwar habe ich die experimente nicht hintereinander vorgenommen, damit nicht etwa die ermüdung als störender factor eintreten könne, sondern habe die tractate getrennt voneinander an verschiedenen tagen und zu verschiedenen tageszeiten vorgenommen. Dabei ergaben sich folgende durchschnittssecundenzahlen:

tractat	I:	101	tractat	V:	118
„	II:	153	„	VI:	120½
„	III:	145½	„	VII:	101½
„	IV:	119			

§ 22. Im III. tractat finden wir wieder alles das, was für David charakteristisch war: kleine stücke, darin lebhafte melodieführung, also große intervalle, zahlreiche psychische brüche, langsamen vortrag (vgl. tabelle § 21), laute, scharfe stimme.

Vielleicht deutlicher als am anfange des tractats, der sich nur mit einem gewissen impetus vortragen läßt, zeigt sich das Davidische gepräge an mehr ruhigen, nüchternen stellen, z. b.:

346, 6. /Dû woltest ouch widerwarten haben,\
/die dir dîne réde verkêrten,\
/dîniu wérc und dîniu zeichen beschulten,\
/dîn geslä'hte versmâhten,\
/die dich umbe gúotiu dinc alle zît æhten:\
/daz dû uns lêrtest úngemach lîden umbe die rehtikeit,\
/wan níemen hie niht guotes haben mac,\
/niwan mit grô'zen arbeiten.\ /Allez daz édel ist,\ [unedelen;\
/daz gewinnet man kû'mer\ /unde bekumt sîn müelîcher denne des
/dâ von ist niht únbillich,\ /ob man die réhtikeit mit müen [erstrîten muoz.\
/Wære si niht édel unde nütze,\
/sô níten uns die vînde niht dar umbe.\
/. . . . Úngemach ist dem guoten menschen\ /als diu vî'le dem [îsen;\
/diu nímt ime den rost abe;\
/und als daz grábîsen dem goltvazze:\
/daz machet ez lieht unde glanz.\

Demnach glaube ich mit vertrauen, den III. tractat David zuschreiben zu können. Bei der untersuchung des stiles werde ich mich indessen zunächst nur auf die beiden ersten tractate stützen und dann in einem besonderen abschnitt (§ 67) zeigen, daß sich in III dieselben stilerscheinungen und dieselben damit verbundenen melodischen eigentümlichkeiten finden wie in I und II.[1])

§ 23. Mit der melodischen eigenart Davids, wie wir sie im vorhergehenden zu bestimmen gesucht haben, stehen die stilistischen erscheinungen zu einem großen teile in zusammenhang. Das erste stilmittel, das wir unter diesem gesichtspunkte betrachten wollen, sei der p a r a l l e l i s m u s. Denn er gehört zu den hervorstechendsten merkmalen des Davidischen stiles. David liebt es, wie wir schon an seiner ganzen sprechweise sahen, seine gedanken dem hörer recht eindringlich klar zu machen. Er begnügt sich deshalb oft nicht damit,

[1]) Das von Pfeiffer nachträglich in der Zs. fda. veröffentlichte stück habe ich nicht mit in die untersuchung einbezogen.

einen gedanken nur einmal auszusprechen, sondern er fühlt sich dazu gedrängt, ihn mehrmals in verschiedener form vorzubringen. Deshalb finden wir bei ihm so zahlreiche parallelismen.

I. Der parallelismus.

§ 24. Wir müssen zwei arten von parallelismus unterscheiden: 1) Parallelismus des gedankens mit genauer formcorresponsion. — 2) Parallelismus des gedankens ohne genaue formcorresponsion.

1) Parallelismus des gedankens mit genauer formcorresponsion.

§ 25. In diesem falle besteht der parallelismus äußerlich in der gleichen anordnung von satzgliedern oder ganzen sätzen, die gleicher grammatischer kategorie angehören. Mit dieser formcorresponsion geht eine übereinstimmung des gedankens hand in hand: die correspondierenden glieder drücken einen ähnlichen inhalt aus. Diese scharf ausgeprägte art des parallelismus begegnet ziemlich häufig in den schriften Davids. Gewöhnlich steht er a) innerhalb solcher sätze, die einen oder mehrere satzteile gemeinsam haben (sogenannter zusammengezogener sätze); — b) oft stehen aber bei David auch ganze, nicht zusammengezogene sätze einander parallel.

a) Parallelismus innerhalb zusammengezogener sätze.

§ 26. 1) Mehrere subjecte mit ihren prädicaten stehen parallel. Beispiel:

334, 27. /Unde sô diu gnâ'de ie hœher ist\
/unde diu tûgent ie grœzer\
/unde diu gûottæte ie bezzer,\
sô des ie nœter ist, daz man sî nider drücke.

Dabei läßt sich — das ist für unsere untersuchung wesentlich — die beobachtung machen, daß die parallelen glieder sich harmonisch in die melodieführung einfügen. Die subjecte liegen durchgehends auf den höhen und die prädicate in den tiefen.

Anm. Ich werde bei den beispielen meist gleich von vornherein die melodiewellen mit angeben, um bei der besprechung der melodischen ver-

hältnisse auf diese wellen bezug nehmen zu können. Dabei wird es oft genügen, nur die gipfel der wellen durch acut und die tief gelegenen stellen durch gravis zu bezeichnen.

2) Die subjecte (auf den höhen) und die dativobjecte (in den tiefen) stehen parallel:

319, 3. /Alz daz wázzer dem viûre,\
/alsô ist verlâ'zenheit der àndâht.\

3) Die prädicate (in den tiefen) und ihre accusativobjecte (auf den höhen):

311, 16. diu guoten werc sint der ahte,
/daz sie daz hérze ervreùent\
/unde den gedíngen krèftigent\
/unde die mínne mê'rent\
/unde die gérunge enzùndent.\ . .

312, 11. . . . . sô werdent sie sô kreftic vil schiere,
/daz sie den wírt bìndent\
/unde die búrc besìtzent.\
333, 4. /daz erz mit schâden gèlte\
/oder geríhtes reht darumbe dùlte.\

Es macht bei diesem satze nichts aus, daß der ton bei der letzten welle nicht eigentlich auf das object selbst, sondern auf dessen attribut fällt. *Gerihtes reht* bildet eben gewissermaßen als ein begriff das object zu *dulte*.

Anderes beispiel:

330, 17. únwirde erbô't
leídes tèt

4) Die prädicate (in den tiefen) und ihre vorangestellten attribute (auf den höhen):

338, 39. /Lâ sie dînes willen hê'rren sìn\
/dîner getǽte meìster\
/dînes sínnes wî'sære\
/dìner hábe gebìetære\
/dîner gewízzen wî'zære\
/dìner gedúlt versùochære\
/dîner schúlde bùozære.\

Ganz ähnlich 338, 20.

5) Mehrere prädicate (auf den höhen) und deren adverbiale bestimmungen (in den tiefen).

319, 5. Grimme ist swînde mit der àngesiht,
schárpf mit den wòrten,
unbármic mit dem hèrzen;
erst gæhe ze àrcwâne,
beréit ze rüegene.

Ahnlich:

331, 18. Si ist sénfte an den sìten,
stille an den wòrten,
durnä'htic an den wèrken,
stæte an der wâ'rheit.

320, 40. Dar zuo sî wir blînt der verstàntnüsse,
unstæte an der gehügede,
kránk an dem gelòuben,
árm an allen tùgenden,
genî'gic gên den sünden,
blœde gên den bekòrungen.

6) Die adverbialen bestimmungen (auf den höhen) und die prädicate (in den tiefen).

320, 31. und müezen rede dâ von geben, ob wir die verlihene gnâde wírdeclîchen empfàngen haben unde getríulîchen geüebet haben.

334, 16. Swaz guotes der mensch hât, daz er niht diemüeteclîchen üebet unde blû'clîchen behüetet.

David rückt dann die adverbialen bestimmungen auf die höhen und läßt die prädicate in die tiefen sinken, wenn er besonderen nachdruck auf die adverbialen bestimmungen legen will. Er bringt überhaupt mit vorliebe die begriffe auf die höhen, auf die es ihm am meisten ankommt. Bei den angeführten beispielen liegt doch der nachdruck darauf, daß wir die gnade würdig empfangen und gewissenhaft geübt haben, und daß der mensch das gute, das er hat, demütig benutzt und bescheiden behütet. Damit ist kein gegensatz zu dem ausgesprochen, was Sievers in seiner Phonetik[5] § 658 sagt: 'es beruht auf einem vollständigen verkennen nicht nur der theoretischen möglichkeiten, sondern auch der tatsächlichen verhältnisse, wenn man behauptet hat, die stärkste stelle z. b. eines wortes müsse auch den höchsten ton haben'. Denn durch die Sieverssche bemerkung ist doch durchaus nicht ausgeschlossen, daß es individuen gibt, bei denen die worte, die den meisten nachdruck haben, auch den höchsten ton tragen. Bei den leuten, die hochdeutsch intonieren, ist dieser fall sogar der gewöhnliche.

7) Die accusativobjecte (auf den höhen) und die adverbialen bestimmungen (in den tiefen).

339, 11. /Minne diu kínt dem vàter ze liebe,\
/unde daz gesínde dem hé̀rren ze êren,\
/die erlốsten mit sînem bluote durch den erlœsære.\

8) Die adverbialen bestimmungen (auf den höhen) und deren attribute (in den tiefen).

319, 10. und haltet daz herze /in ándâht gên gòte,\
/in mínne gên dem mènschen,\
/in zúhten an im sèlben,\
/in gedúlt gên ùngemache,\
/in schiúze gên allen sünden,\
/in versmǽhede îteler ềren,\
/in gírde gote ze büezen.\ ..

b) Parallelismus innerhalb zweier oder mehrerer ganzer sätze.

§ 27. Der parallelismus innerhalb mehrerer ganzer sätze ist bei David noch häufiger als der in zusammengezogenen sätzen. Seine rede bewegt sich geradezu zu einem großen teile in solchen parallelen sätzen. In denen liegen wieder solche glieder, die einander begrifflich entsprechen, an gleichen stellen (höhen und tiefen) der melodiecurve. Ich kann in zukunft darauf verzichten, bei jeder stelle diese melodischen corresponsionen immer wieder ausdrücklich hervorzuheben. Es genüge, die höhen jedesmal wieder durch acute und die tieferen stellen durch graves zu bezeichnen.

334, 1. Und wan sie alsô mit der wấrheit erliùhtet sint,
sô sint sie ouch mit der wârheit mínne enzǜndet.

Anderes beispiel:

335, 7. Mártha ùnduldete
Marí̀â sweìc.

329, 32. wíllen sèlbe
hérze sèlbe.

Auch ganze satzgefüge werden in parallele gestellt. So liegen bei folgendem beispiel die verba der einander correspondierenden conditionalsätze auf den höhen und die der relativsätze in den tiefen.

325, 1. Daz ander ist, sô dû ... kôsest mit gote ...
/unde klágest im daz dir wirret,\
/unde bítest in umbe des dû gèrst,\
/unde dánkest im des dû hâ'st\

David verbindet parallele sätze gern 1) durch correlative vergleichspartikeln wie *sô — sô*, *sô — alsô*, *als — alsô* und besonders wirksam durch *ie — ie*; — 2) durch relativpronomina mit den entsprechenden demonstrativis, *swer — der*, *swâ — dâ* u. a.

Diese verbindung ist aber nur äußerlich, das wesentliche trägt wieder die symmetrische melodiebewegung dazu bei, den parallelismus wirksam hervortreten zu lassen. Die partikeln und relativpronomina liegen dabei meist an tiefen stellen und zwar zu beginn der wellenaufstiege:

332, 26. /sô sie die genâ'de ie grœzer erka''nten,\
/sô sie ir únwirdekeit ie schî'nbærlîcher verstu''onden,\
unde dâ wider /sô sie ir únwirdekeit ie òffenlîcher verstu''onden,\
/sô sie die genâ'de ie lû'terlîcher erka''nten,\

Jeder der vier sätze, die mit *sô* eingeleitet werden, enthält eine der ausdehnung nach fast gleiche welle. Auf dem gipfel der wellen finden wir jedesmal die accusativobjecte, in den tiefen die verben. Und nicht genug mit dieser symmetrie: auch die hebungen, die in der mitte des abstiegs liegen (ich habe sie mit einem gravis bezeichnet und habe dafür den tiefsten hebungen einen doppelgravis beigegeben), sind bei allen vier wellen gleich besetzt, und zwar mit den comparativformen (*grœzer*, *schînbærlîcher*, *offenlîcher*, *lûterlîcher*).

Anderes beispiel:

340, 27. /Swâ diu wérc niht sìnt,\
/dâ ist ouch der wílle krànk.\

Ferner:

314, 14. spä'rlîcher niùzet
rínclîcher vliùget.

337, 23. édeler ìst
vlî'ziger bedàrf

329, 34. líebes getùon
leídes getùon

326, 6. ófter sètzet
vlî'zeclîcher rìhtet rei''net
klâ'rlîcher ànsehende wirt
vólleclîcher erliùhtet.

810, 5. stérker vlûz
grœzer kràft unde sü"eze.

828, 19. gelí'cher kùmmer
næher vreùden.

2) Parallelismus des gedankens ohne genaue form-correspondsion.

§ 28. Der parallelismus kann ohne die genaue formale entsprechung bestimmter satzglieder bestehen. Dann liegt reiner parallelismus des gedankens vor. Wackernagel meint in seiner Poetik, rhetorik und stilistik (s. 473), daß beim parallelismus tautologie des gedankens bestehe. Absolute tautologie braucht jedoch nicht immer vorzuliegen. Der gedankeninhalt, den die parallelen glieder ausdrücken, braucht nur ähnlich zu sein. Dieser parallelismus ohne genaue formentsprechung findet sich bei David nicht so häufig, bei ihm verbindet sich meist mit dem parallelismus des gedankens auch äußerlich eine strenge parallelstellung der satzglieder, die mit harmonisch paralleler melodieführung hand in hand geht.

Beispiel für reinen gedankenparallelismus:

823, 27. Diu sunne ist ir schînes milte,
/swâ si niht írresals hât von andern dingen\
/unde dâ man ir den wéc niht versetzet.\

Hier fehlt die absolut genaue corresponsion der satzglieder gleicher grammatischer kategorie. Es wird nur durch den zweiten relativsatz noch einmal ein ähnlicher gedanke wie im ersten ausgesprochen. Da bei diesem satze keine genaue formale entsprechung vorhanden ist, so kann auch keine derartige symmetrie der melodiebewegung stattfinden, wie sie bis jetzt in unsern beispielen zutage trat. Damit ist nicht gesagt, daß der satz deshalb melodisch schlecht gebaut sein müsse. — Die beiden wellen mit den gipfeln *írresals* und *wéc* wirken durch ihre gleiche ausdehnung befriedigend auf unser gefühl für harmonie und symmetrie.

Anderes beispiel:

817, 4. 1) /als der in einer guoten véste ist,\
2) /der erschricket niht vor den reisæren,\

3) /und als der gên dem winter gewârnet ist,\
4) /den machet daz ûngewiter niht trû'ric.\ [1]

Hier gehören zwar auch vorder- und nachsatz je gleicher grammatischer kategorie an, aber es fehlt die genau correspondierende stellung der satzteile, d. h. melodisch ausgedrückt, es fehlt die durchgehende symmetrische anordnung einander entsprechender begriffe an gleichen stellen der melodiewellen. Trotzdem ist der satz durchaus harmonisch gebaut. Die harmonie wird dadurch hervorgerufen, daß die einander entsprechenden relativsätze 1 und 3 und die einander ebenso entsprechenden hauptsätze 2 und 4 in wellen untergebracht sind, die an ausdehnung unter sich gleich sind. Außerdem bewegen sich die wellen 1 und 3 in ziemlich gleichem und zwar höher gelegenem tonniveau, während 2 und 4 eine tiefere tonlage einnehmen. Auch dieser melodische contrast der satzpaare gibt dem ganzen gebilde eine reizvolle wirkung. Zu beginn des aufstiegs der wellen liegen übrigens wieder die vergleichspartikeln *als — als* und die correlativen pronomina *der — der*, *der — den*.

Verstärkung des parallelismus.

§ 29. Der parallelismus kann durch zweierlei besonders verstärkt werden. Ich sagte vorhin, daß die correspondierenden glieder ihrem inhalte nach ähnlich seien. Diese ähnlichkeit kann sich nach zwei seiten hin wandeln: sie kann ein maximum oder ein minimum erreichen. Beim maximum entsteht gleichheit, beim minimum ein gegensatz. Die gleichheit drückt sich stilistisch durch wortwiederholung, der gegensatz durch antithese aus.

Wortwiederholung und antithese werden also diejenigen stilmittel sein, die sich gern mit dem parallelismus verbinden, die ihn besonders kräftig stützen. Da nun David seine parallelen gedankengänge gern in so scharf ausgeprägter form vorbringt, so werden wir schon a priori erwarten können, daß er wohl mehr parallelismen mit wortwiederholung und antithese als solche ohne diese verstärkungen schreiben werde. Die statistische untersuchung bestätigt diese ver-

[1] Ich numeriere die melodiewellen, um bei der folgenden besprechung einfach kurz auf die nummern hinweisen zu können.

mutung. Von ausgeprägten parallelismen, die sich in den beiden ersten tractaten finden, sind 25 % mit wortwiederholung, 23 % mit antithese, 34 % mit wortwiederholung und antithese und nur 18 % mit keinem dieser stilmittel verbunden.

Außerhalb seiner parallelismen wendet David die wortwiederholung nur dann an, wenn es ihm um besondere deutlichkeit und besonderen nachdruck zu tun ist. So nimmt er z. b. bei der auslegung von gleichnissen die im gleichnis angewendeten worte gern wieder auf, um die deutung des gleichnisses klarer werden zu lassen. Im übrigen vermeidet er fast ängstlich, sich zu wiederholen.

Daß die antithese von David gern angewendet wird, braucht nicht zu verwundern. Sie eignet sich ja nach R. M. Meyer (Deutsche stilistik s. 134) besonders für die wissenschaftliche oder ihr verwante untersuchung und für die rhetorische darstellung. Und David vereinigt beides in sich: wissenschaftliche gründlichkeit mit rhetorischem instinct.

Im folgenden wird es wieder besonders darauf ankommen, die zusammenhänge dieser stilistischen erscheinungen mit rhythmus und melodie zu beobachten.

II. Die wortwiederholung im parallelismus.

§ 30. Besonders stark wirkt die wortwiederholung, wenn sie sich am anfange oder am schlusse des satzes befindet. Das hat ja auch die herkömmliche stilistik dadurch gekennzeichnet, daß sie besondere namen für diese arten der wortwiederholung verwendet: anaphora und epiphora. Es bleibt dann noch eine dritte art, die ich als wortwiederholung im innern des satzes bezeichne. Ich nehme sie voraus, behandle dann die epiphora und zuletzt erst die anaphora, weil sie eine längere betrachtung erfordern wird.

§ 31. 1) Die wortwiederholung steht im innern des satzes.

330, 6. /Dar umbe hât uns unser hêrre oúgen gegeben\ /an dem lı́be [und ouch an der sêle\
/als uns diu û́zern ougen wîsent unde zeigent daz wægeste an [lîplichen dingen,\
/daz uns diu ínnern ougen der verstantnüsse alsô lêren unde [vürsehen\ . . .

In diesem satze kommt das wort *ougen* dreimal vor. Davon liegen die beiden letzten wiederholungen jedesmal an entsprechenden stellen der wellencurve, sie erscheinen jedesmal als erstes wort hinter dem wellengipfel. Bei seinem ersten auftreten aber nimmt das wort *ougen* die höhe ein. Das entspricht der neigung Davids, die begriffe, die er besonders hervorheben will, auf die höhe zu legen, jener neigung, von der ich in § 26, 6 sprach. Der begriff ist zuerst noch etwas neues, er soll mit nachdruck vorgelegt werden. Im weiteren verlaufe der rede ist der begriff *ougen* kein novum mehr, er muß die wellengipfel also nunmehr wichtigeren worten und zwar den hervorgehobenen antithetischen begriffen *ûzen* und *innen* einräumen. Aber die wiederholungen des wortes *ougen* liegen an correspondierenden stellen der wellencurve. Damit ist nicht gesagt, daß sie absolut gleiches tonniveau haben müßten; denn da sich nach § 14 das niveau der wellen gegen satzschluß hin senkt, so sinkt auch das dritte *ougen* etwas tiefer als das zweite.

Daß die beiden wiederholungen an entsprechenden stellen auftreten, ist ja nicht anders zu erwarten, weil sie in sätze fallen, die parallel gebaut sind. Innerhalb dieses parallelismus bilden die wiederholten worte correspondierende glieder, bei denen sich die erforderliche ähnlichkeit des inhalts bis zur gleichheit gesteigert hat (vgl. § 29, s. 405).

In allen folgenden beispielen sind es wieder antithesen, die die höhen besetzen, so daß für die wortwiederholungen nur an tieferen correspondierenden stellen der wellen platz bleibt.

Nicht immer muß das wiederholte wort bei seinem ersten auftreten auf eine höhe kommen. Es kann von vornherein wichtigeren begriffen den platz auf dem gipfel lassen, besonders wenn uns sein inhalt schon durch die vorhergehenden betrachtungen, wenn auch vielleicht in anderen worten, bekannt geworden ist, so daß der begriff des wortes für uns kein novum mehr bedeutet:

1. fall: die wiederholten worte liegen an tieferen stellen der wellen.

321, 36. . . . **wirde ich des an im inne,**
/daz er im sélben dâ von gevèllet,
/unde daz er gert ouch ándern liuten wol gevàllen,\\ . .

2. fall: die wiederholten worte liegen zwischen höchsten und tiefsten stellen der welle.

Dieser fall findet sich:

324, 24. /ze sihtlîchen dingen wîsent uns die lî'plîchen sinne\
/ze ûnsihtlîchen sachen wîset uns die bescheidenlîche verstânt-
/ze gótlîchen dingen wîset uns der heilige geist.\ [nüsse\

Bei diesem beispiel läßt sich noch eine besondere erscheinung deutlich beobachten: die zwischen den hauptbegriffen

sihtlîchen	lîplîchen
unsihtlîchen	verstantnüsse
gotlîchen	geist

eingeschobenen wiederholten *wîsent uns* werden mit anderer stimmart gesprochen als jene hauptbegriffe; sie werden — und zwar in ziemlich raschem tempo — mit einer art murmelstimme hervorgebracht. Dadurch wird die ganze kraft der vollstimme für die worte, welche die hauptbegriffe tragen, aufgespart, so daß sie um so markanter und gewichtiger zur entfaltung kommen können. So entsteht eine ausgezeichnete contrastwirkung. Diese erscheinung stimmt ja wieder ganz mit Davids neigung zu eindringlicher, nachdrucksvoller redeweise zusammen.[1])

Ähnliche beispiele: 315, 32—34. 327, 33. 336, 15.

Nur selten fehlt wie bei nachstehendem beispiele die äußere corresponsion der wiederholten worte. Aber auch in diesem falle wird das wiederholte *twinget* gemurmelt und die ganze kraft der vollstimme auf die antithetischen begriffe *selben* und *ander* geworfen:

322, 6. Und wan er sich denne sëlben twinget mit valschem wâne, sô twinget er ouch ánder liute an im.

Der fall, daß nicht eine antithese die höhen einnimmt, sondern daß auch die gipfel von wiederholten worten besetzt werden, weil beide male der nachdruck auf denselben begriffen liegt, wird wohl nur repräsentiert durch:

330, 10. /Alsô lerne von Jêsu Kristô sénfte sîn dir selben.\
/Dar zuo lerne von im sénfte sîn den andern.\

Übrigens wird auch bei diesem satze die hervorhebung des

[1]) Ich bezeichne die murmelstrecken durch eine untergelegte linie.

wiederholten *senfte* dadurch verstärkt, daß die vorhergehende satzstrecke mit dem wiederholten *lerne* . . . im murmelton gesprochen wird, zu dem das darauffolgende volltönende *senfte* in wirkungsvollem contrast steht. Die stimme nimmt, bildlich gesprochen, gleichsam anlauf, um dann um so kräftiger zur höhe emporspringen zu können.

2) Die wortwiederholung findet sich am ende des satzes (epiphora).

§ 32. Die epiphora ist bei David nicht allzu oft anzutreffen. Die vorhandenen beispiele zeigen aber doch deutlich genug, wie schön der parallelismus durch die epiphora auch melodisch zur wirkung kommt:

329, 32. /Als den willen niemen mac ze sünden twingen\ /wan er sélbe,\
/alsô mac daz hérze niht betrüeben wan ez sèlbe.\

Die melodieführung ist natürlich die des parallelismus, d. h. die entsprechenden glieder liegen auch an melodisch entsprechenden stellen der wellencurve. Diese symmetrie wird nur dadurch durchbrochen, daß das erste *selbe* den hochton und das zweite den tiefton hat. Die sache ist wohl so zu erklären: im ersten satze macht der als novum eingeführte begriff *selbe* die hauptsache aus, er soll an der stelle die spannung stark reizen, deshalb ist er — natürlich unbewußt — auf die höhe gelegt. Im verlauf des zweiten satzes merken wir vor allem durch das einleitende *alsô* schon, was kommen wird. Das zweite *selbe* ist uns daher kein novum mehr, sondern gewissermaßen nur ein lang erwarteter gast, dessen eintreffen uns nun befriedigt. Dementsprechend bekommt das zweite mal das wort *selbe* den ton der lösung und befriedigung, den tiefton in der cadenz. Auch in diesem satze concentriert sich die ganze kraft der stimme auf die hervorzuhebenden begriffe *willen* — *selbe* — *herze* — *selbe*. Die dazwischenliegenden partien werden im contrast dazu wieder mit murmelstimme hervorgebracht.

Anderes beispiel:

315, 29. /Der niemen beswæret,\ /der ist den ándern vridesam;\
/der sich vón niemen beswæret,\ /der ist im sélben vridesam.\

Der satz ist wieder wunderbar harmonisch gebaut, die melodieharmonie des parallelismus ist völlig durchgeführt und nicht wie beim vorigen beispiel an einer stelle scheinbar gestört. Aber es taucht die frage auf: warum haben wir denn nicht auch diesmal (wie im vorigen beispiel bei *selbe*) contrasttöne auf den wiederholten worten, zuerst einen hohen, der die spannung reizt, und zuletzt einen tiefen, der sie befriedigt? Die antwort ist wohl diese:

Zunächst ist ja schon die satzconstruction ganz anders angelegt als beim vorigen beispiel. Außerdem sind die wiederholten worte *vridesam* und *beswœret* auch bei ihrem ersten auftreten in unserm satzgebilde keine nova. Geht doch der satz vorher: *Diu vierde regel ist, das der mensch sich vlîse vridesam sîn ime selben unde den andern.* Durch diesen satz sind wir mit dem begriff *vridesam* schon ganz vertraut. Er wird ja auch dieses erste mal mit nachdruck vorgebracht, liegt also ganz regulär auf der höhe. Der begriff *niemen beswœren* drückt nichts anderes aus als *vridesam sîn.* Deshalb ist auch er uns gleich bei seinem ersten auftreten bekannt und weniger wichtig; das wort *beswœret* liegt demnach beide male an tieferer stelle. Die höhen bleiben wieder antithetischen begriffen vorbehalten (*niemen — den andern*, *von niemen — im selben*).

Andere beispiele 329, 34 (*getuon*) und 335, 16.

3) Die wortwiederholung befindet sich am anfange des satzes oder satzgliedes (anaphora).

§ 33. Am stärksten wirkt die wortwiederholung, wenn sie am anfange mehrere sätze oder satzglieder steht. Die so entstehende stilfigur der anaphora eignet sich nach R. M. Meyer besonders für die rhetorik. Sie ist nach ihm 'die eigentlich rhetorische figur', der wiederkehrende gleichklang fällt wirksam ins ohr, gliedert die periode übersichtlich und hebt zugleich den begriff 'wie mit ausgestreckten händen in die höhe'. Das was Meyer als wiederkehrenden gleichklang bezeichnet, würden wir die parallele melodieführung nennen, die wiederholung derselben melodischen wellencurve mit demselben sprachlichen inhalte. Denn was für die wortwiederholung

im parallelismus überhaupt gilt, daß die wiederholten worte fast ausschließlich an correspondierenden stellen der melodiewellen liegen, das wird bei der parallelen wortwiederholung am anfang des satzes nicht anders sein. Das können wir schon a priori annehmen. An welchen stellen der wellen die wiederholten worte auftreten, ob auf den höhen oder an tiefer gelegenen, das wird sich wieder danach richten, ob auf dem begriff des wiederholten wortes so viel nachdruck liegt, daß er von David auf die höhe gebracht wird, oder ob andere, im moment wichtigere begriffe vorherrschen und den platz auf der höhe beanspruchen.

Die beispiele bestätigen, was sich nach den vorhergehenden untersuchungen vermuten ließ, und zeigen, daß zwei fälle zu unterscheiden sind:

a) Die anaphora enthält einen wenig bedeutenden begriff. Dann liegt die wiederholung jedesmal zu beginn des aufstiegs der welle. Beispiel:

320, 19. /Sumelîch boum treit muscâ'tobz,\
/sumelîcher bálsamsaf,\
/sumelîcher zímînsmac,\
dar nâch und sîn aht ist.

Auch hier wird für diese ersten worte des satzes, diese anaphorisch wiederholten *sumelîch*, nur murmelstimme verwendet und die vollkraft der stimme für die worte aufgehoben, auf die es in diesem satze ankommt, *muscâtobz*, *balsamsaf* usw.

Da sich diese erscheinung immer mehr als ein David eigentümliches klangliches mittel zur erreichung von contrastwirkungen zeigt, so werde ich in zukunft darauf verzichten, immer wieder von neuem auf jene gewohnheit hinzuweisen, und mich damit begnügen, an besonders auffälligen stellen durch unterlegung einer linie auf die erscheinung aufmerksam zu machen.

Andere beispiele:

312, 22—313, 3. /Etwenne wért si sich halben wec ...
/Etwenne sint ez niht vleischliche gedanke ...
/Etwenne ein lê'rære und vil liute vor im ...
/Etwenne ein wî'ssage ...
/Etwenne ein heilige ...
/Etwenne stírbet er ...
/Etwenne kémpfet der betœrte mensch in im selben ...

/Etwenne bûwet er klœster . . .
/Etwenne hât er grôze âudâht, ...

336, 37. /Etwenne gît unser hêrre geistlîche vreude,\
/daz man sî vor verdienet hât mit langen arbeiten.\
/Etwenne gît er sî von genâ'den, unverdienter dinge.\
/Gæbe er niemen niht von genâ'den,\
wâ zeigte er denne sîne miltekeit an?
/Gæbe er aber niht umbe dienst,\
sô möhte wir alle müezic gân unde liezen uns ûf genâden glücke.

335, 38. /Die wîle aber daz herze iht anders minnen mac,\
/iht anders gewélen mac,\
/iht anders verstê'n mac,\
/iht anders gedénken mac\
denne got aleine, so ist diu sêle mit allen ir kreften niht in [gote gesamnet.

Einige der angeführten anaphern waren mehr als zweigliedrig. Solche mehrgliedrige anaphern haben noch zwei besondere wirkungen. Betrachten wir als beispiel den oben zuletzt angeführten satz. Die aufgezählten begriffe liegen alle auf den höhen einer welle, und jede der wellen wird mit gleichem sprachmaterial eingeleitet. Dadurch werden die aneinandergereihten begriffe melodisch wie durch signale markiert. Infolgedessen fällt die menge dieser begriffe besonders stark auf. Es wird den hörern der predigt besonders eindringlich gemacht, was alles dazu gehört, um die seele in das rechte verhältnis zu gott zu bringen.

Die einzelnen wellen haben alle sehr geringen abstieg, sie schließen ziemlich hoch, mit vorbereitungston, nicht mit abschlußton. Das ist nach § 11 besonders dann der fall, wenn die aufmerksamkeit nach der nächsten welle hinüber stark gespannt bleibt. Es wird also durch die mehrgliedrige anapher lebhafte spannung im bewußtsein erzeugt, spannung darauf, was denn immer noch neues kommen sollte.

Auch zeigt sich diese wirkung deutlich bei:

309, 24. Swâ man sî hât,
/ist der mensch únedel,\
/ist er árm, ...\
/ist er kránk, ...\
/ist er úngestalt,\
/ist er úngespræche,\
/ist er ungelêrt der búoche oder ander behendekeit,\
/ist er siech oder ûzsetzic,\

daz übersiht man allez samt und hât in liep unde wert, ob er lûter tugende hât.

Der anstieg jeder welle wird gleichmäßig durch *ist er* sprachlich gefüllt. Das sind gleichsam wieder die signale, die die kommenden auf den höhen liegenden begriffe ankündigen und ihre menge auffällig machen. Außerdem weisen diese *ist er* alle nach oben, drängen vorwärts und erregen die aufmerksamkeit immer von neuem. Die spannung wird auch dadurch erhalten, daß diese wellen wieder hoch schließen, also mit einem ton, der weiter weist (vgl. das § 11 über diese stelle gesagte).

Außerdem fehlt bei allen den angeführten beispielen die contrastwirkung nicht, die bei David durch den gegensatz von murmelstimme und vollstimme so ausgeprägt und reizvoll zur geltung kommt (vgl. § 31, s. 408).

Anderes beispiel:

331, 9. Aber inner diemuot des herzen kan sich niht verbergen, si zeige sich ûzen an allen dingen ....
/Si ist sénfte an den siten, stille an den worten,
durnähtic an den werken, stæte an der wârheit.
/Si ist dâncnæme aller guottæte, swie kleine si wære,
wan si dunket sich kûme kleines guotes wert.
/Si ist gedúltic in ungemache, wan si hât sich dâ vür,
daz siz billîch süle lîden.
/Si leinet sich gên niemen û'f mit deheiner ebenhiuze,
wan si getar sich gên niemen gelîchen.
/Si erban níemen deheines guotes, noch gan niemen keines übels,
wan sie hât die andern werder alles guotes denne sich.
/Si gert weder ê'ren noch vil guotes,
wan si wil niht vor den andern hie schînen an deheinem [gewalte.

Ich rechne diesen fall deshalb zur anaphora, weil wir wieder lauter wellen haben, die mit gleichem sprachmaterial (mit *si*) eingeleitet werden. Dadurch fällt wieder die menge dessen, was alles zur demut gehört, besonders auf, zumal da die hauptbegriffe wieder jedesmal durch höhenlage ausgezeichnet sind.

Diesmal fehlen jedoch die ausgeprägten hohen vorbereitungstöne am ende der wellen, durch die sich die spannung äußerte. Trotzdem habe ich das gefühl, daß die mit *si* ein-

geleiteten sätze an ihrem ende nicht so ganz tief heruntergehen, als das sonst bei der cadenz am satzschluß der fall ist. Das moment der spannung ist also wohl auch nicht ganz ausgeschaltet. Die ganz tiefe cadenz haben wir erst am schluß *wan si wil niht vor den andern hie schînen an deheinem gewalte.*

R. M. Meyer würde in diesem falle vielleicht nicht von anaphora reden, weil er (a. a. o. s. 102) fordert, daß die anapher auf einem betonten worte ruhe. Er sagt: 'wenn verschiedene sätze oder sätzchen mit einem tonlosen personalpronomen oder einer proklitischen conjunction beginnen, so hat das ganz andre wirkung; sonst wäre ja jedes polysyndeton zugleich eine anaphora'. Wir werden im gegensatz dazu gerade zu zeigen haben, daß ein polysyndeton in seiner wirkung oft einer anaphora gleichkommt. Es kommt ja doch nicht darauf an, mit welchem antiken terminus die oder jene wortfigur belegt wird; denn das was die figur in der lebendigen rede wirksam macht, ist nicht das wortbild, sondern die melodieführung.

Anm. Übrigens ist es für David charakteristisch, daß er gerade für die demut die besprochene anapher gebraucht. Die demut gilt ihm als eine der höchsten tugenden, von ihr will er deshalb besonders nachdrücklich reden. So spricht er, als er wieder auf die demut zu reden kommt, abermals anaphorisch von ihr:

338, 17. Diemuot rüemet sich nihtes; . . .
/si verké'ret niemen sîn dinc;\
/si spóttet niemens;\ . . .
/Si ist der túgende behalterinne,\ . . .

Zu den anaphorischen gebilden rechne ich auch stellen wie:

314, 4. daz der geistlîche mensch spärlîchen nieze elliu diu dinc, diu der werlde sint, als verre er von nôtdurft mac:

/an spî'se, an gewànde,\
/an bû'we, an allen dìngen.\

Bei diesem beispiele haben wir noch eine besondere erscheinung zu beachten: wenn David nicht ganze sätze, sondern nur mehrere substantive anaphorisch aneinanderreiht, so hat er die neigung, immer zwei substantive zu einer gruppe in eine welle zusammenzunehmen, statt aus ihnen zwei kurze wellen zu bilden. Diese neigung zur paarung zweier substantive

in einer welle wird uns besonders ausgeprägt wieder begegnen, wenn wir von Davids zweigliedrigen ausdrücken zu handeln haben werden (§ 47). In unserm satze schließt er die beiden ausdrücke *an spîse*, *an gewande* zu einer welle zusammen, und ebenso bildet er aus *an bûwe*, *an allen dingen* eine welle.

Besonders beachtenswert ist die schlußcadenz in der letzten welle. Sie ist mit mehr lautmaterial gefüllt als die vorhergehenden: das ist offenbar deshalb geschehen, um eine größere wirksamkeit zu erzielen. Es wird gewissermaßen der schlußcadenz der boden geschaffen, auf dem sie sich ungezwungen bewegen kann. Für den satz kommt dadurch ein wohltuender, wirkungsvoller abschluß zustande. Es wird durch die schlußcadenz sozusagen das melodische signal gegeben, daß nun die menge der aufgezählten begriffe ihr ende hat, und daß die spannung sich befriedigt sehen soll.

Stärkere füllung der letzten welle zugunsten der schlußcadenz findet sich auch in:

340, 31. daz man uns vertrage /unser sîte,
unser ùngedult,\ }
/unser müelicheit,
unser wunderlîche tücke.\ }

Schon dieses beispiel läßt den verdacht, der sich später (in § 50) als begründet erweisen wird, aufkommen, daß die epitheta (in diesem falle *wunderlîche*) oft nur der melodie zuliebe stehen.

Um der cadenz willen ist wohl auch in folgendem beispiele das längste wort, das compositum, in der schlußwelle untergebracht worden:

328, 22. Vierlei kumber leit er durch uns,
/an gûote, an lìbe,\
/an éren, an hèrzenleide.\

Andere beispiele für verlängerungen der schlußwelle: 313, 34. 328, 4. 318, 22. 318, 11. 339, 32. 340, 23. 316, 5. 318, 4. 319, 17. 320, 35. 340, 13. 321, 19. — Beispiele für anaphorische gebilde ohne besondere verlängerung der schlußwelle: 328, 23. 311, 24. 310, 12. 337, 25. 340, 10. 331, 8.

b) Nur einmal hat sich folgender fall gefunden: die **anaphora enthält einen begriff, auf dem der nach-**

druck liegt. Dann setzen die wellen hoch ein, und die anaphorisch wiederholten wörter liegen auf den höhen:

309, 19. /Niemen ist sô gar untugenthaft,\ im gevallen doch tugende wol; /níemen ist sô gar verschamt,\ er gere daz sîn untugende eine hülle haben etelîcher beschœnunge.

4) Das polysyndeton.

§ 34. Ich schließe an die besprechung der anaphora die des polysyndetons an, weil es mir ähnliche wirkungen wie die anapher zu haben scheint, und weil ich nicht finden kann, daß das polysyndeton, wie Meyer sagt (a. a. o. 102), ganz andere wirkung als die anaphora erzeuge. Ich nehme als beispiel gleich den ersten satz der Sieben vorregeln:

309, 1. /Sît ze ándern künsten\ . . .
/sô vil lérnunge gehœret\
/unde líste\ /unde gerűstes,\
/sô ist niht wúnder,\ /ob diú kunst,\
/diu é'wic ist\ /und ze állen dingen nütze ist\
/und dâ mite man daz hímelrîche erwirbet\
/und âne die niemen genésen kan\
/unde die niemen verbézzern mac an aller ir ahte\
/unde dâ diu hœhste wí'sheit inne beslozzen ist,\
/daz ist túgentlîchez leben:\
/ob si vil lé're unde vlîzes\ /unde besíhtekeit bedarf\
/und etewenne ein teil mŭe unde arbeit.\

Die polysyndetisch aneinandergereihten begriffe liegen alle auf dem gipfel einer welle, deren aufstieg mit *unde* beginnt, und zwar ist dieses *unde* wieder mit murmelstimme gesprochen (vgl. § 31). Allemal wenn wir eins dieser vorwärtsweisenden *unde* wieder hören, so fühlen wir (das geht natürlich unbewußt und blitzschnell vor sich), daß wieder eine neue welle kommen muß, wir wundern uns darüber, daß sich immer noch neue wellen anschließen, empfinden also erstens wieder besonders stark die menge der vorgebrachten begriffe und sind zweitens wieder darauf gespannt, was noch für neue begriffe kommen sollen. Diese spannung äußert sich — alles genau wie bei der anaphora — wieder darin, daß die vorhergehende welle mit ziemlich hohem vorbereitungston schließt. So bleibt unsere aufmerksamkeit und spannung immer rege, sie schwingt gewissermaßen mit den wellen mit und kann

nicht zur ruhe kommen, ehe nicht auch die wellen sich in der schlußcadenz gleichsam beruhigt haben. Für diese schlußcadenz ist übrigens auch diesmal mehr lautmaterial vorhanden, auf dem sie sich frei bewegen kann: *und etewenne ein teil müe unde arbeit.* Demnach liegen meinem gefühl nach die verhältnisse beim polysyndeton ganz ähnlich wie bei der mehrgliedrigen anaphora.

Daß unsre aufmerksamkeit durch die wellen in bewegung erhalten und fortgerissen wird, läßt sich noch durch eine beobachtung dartun, die wir schon am anfang der arbeit bei der allgemeinen charakteristik von Davids redeweise machten: wenn wir den ersten satz der Sieben vorregeln mit beteiligung unsrer ganzen persönlichkeit lesen, so werden wir förmlich dazu hingerissen, gesten zu machen, und zwar bei jeder welle eine. So wird also mit dem geiste zugleich der körper von diesen wellen ergriffen.

Dieser erste satz ist überhaupt außerordentlich charakteristisch für David. Die persönlichkeit des predigers erscheint uns gleich bei seinem ersten auftreten in ihrer ganzen eigenart. Wir sehen ihn im geiste vor seiner schülerschar stehen. Er ist mit heiligem ernste bei seiner sache, nimmt innersten anteil an allem, was er sagt. Und seine hörer werden von ihm fortgerissen, sie lauschen ihm gespannt, lassen sich von ihm von welle zu welle und damit von gedanken zu gedanken führen. Und keiner dieser gedanken wird nebensächlich vorgebracht, keiner kann verloren gehn, alle werden sie gewichtig, ich möchte sagen überzeugungsschwer vorgetragen. Er, der erfahrene lehrer, legt seiner hörerschaft mit gewichtiger gebärde einen grund nach dem andern vor, legt gewissermaßen ein schweres gewicht nach dem andern auf die wagschale, bis sie unter der wucht der überzeugung heruntersinkt. Daher kann man David nicht gut mit leiser stimme sprechen. Er will, daß seine predigt in die weite wirke, daß auch dem fernstehendsten kein wort entgehe.

Andere beispiele für polysyndeta:

316, 38. /wan üngedult mêret ein iegelîch ungemach mit ir bitterkeit\
/unde beswæret die gewizzen durch die sünde\
/unde érgert ander liute\ [liuten.\
/unde machet den ménschen selben\ /unwert góte unde den

339, 24. /Sît er ein kristen ist,\
/sô ist er gótes kint\
/unde des hímelischen rîches erbe\
/unde des heiligen geístes tempel\
/unde Jêsu Kristi gelit.\

Auch darin steht das polysyndeton auf gleicher stufe mit der anaphora, daß bei ihm, wenn nicht ganze sätze, sondern nur einzelne worte aneinandergereiht werden, immer zwei solcher worte zu einer gruppe zusammengenommen werden (vgl. § 33).

310, 22. /wan dich siht gót unde die èngel\
/unde dîn sélbes gewizzen.\

Ebenso:

314, 34. gúotes und ê'ren
und írdisches gemàches.

Und noch in einem dritten stimmt — wie dieses letzte beispiel vermuten läßt — das polysyndeton mit der anaphora überein: in der häufigen reichlicheren füllung der letzten welle zur ermöglichung einer klangvollen schlußcadenz. Dafür zeugen noch folgende beispiele: 332, 25. 336, 11. 317, 9.

Eine rubricierung der polysyndeta nach grammatischen gesichtspunkten — etwa danach, ob subjecte, prädicate oder objecte polysyndetisch aneinandergereiht werden — wäre rein äußerlich und daher überflüssig. Ich will mich deshalb damit begnügen, die bei David noch vorhandenen polysyndeta noch zahlenmäßig anzuführen: 334, 30. 331, 39. 316, 8—10. 332, 18. 341, 4. 320, 26. 339, 34. 324, 22. 320, 17. 329, 9. 316, 24. 328, 1—3.

Das asyndeton.

§ 35. Auch das asyndeton läßt sich auf die linie anaphora-polysyndeton bringen. David hat nur wenig asyndetische verbindungen. Er zieht das polysyndeton dem asyndeton bei weitem vor. Asyndetische verbindungen finden sich bei ihm an folgenden stellen:

318, 36. Er mac uns ouch mit nihtiu angevehten,
wan mit unser selbes wâfen:
/mit unsern gedánken,\ /mit unsern begírden,\ /mit unsern líden,\
/mit oúgen, ôren,\ /múnde, henden\ /.... fúezen und andern [unsern liden.\

311, 10. Sô uns der heilige geist manet
mit im sëlben oder mit sînen boten:
/„stant û'f . . . .\ /. . . . béte\ /. . . . árbeite\ /diene gót . . . .\
/nim vîllât\ /. . . . sweic . . . .\ /enthábe dich dâ vor“\

Auch hier liegen nach meiner weise, David zu lesen, die verbindungslos aneinandergereihten glieder teilweise auf den höhen der wellen, teilweise sind sie, wie bei *ougen, ôren* und *munde, henden* zu zweien in eine welle zusammengenommen, wie wir das schon bei anaphora und polysyndeton beobachtet hatten. Die wellen, die nur ein glied umfassen, sind zum großen teile stark verkürzt, aufstieg und abstieg fehlt oft ganz oder ist nur sehr gering, wie bei *stant ûf, bete, arbeite, sweic* usw. Infolgedessen liegen zwischen den einzelnen gliedern merkliche pausen, welche die zeit repräsentieren, in der im geiste das fehlende stück der melodischen curve durchlaufen wird (vgl. § 11). Aber es sind keine sog. toten pausen, die aufmerksamkeit setzt während der pausen nicht aus. Demgemäß schließen die wellen wieder mit hohem anschlußton, durch den, wie bei anaphora und polysyndeton, wieder das gefühl, daß noch etwas kommen muß, und die spannung darauf hervorgebracht wird. Und dadurch daß die aufmerksamkeit keine ruhe bekommt, sondern immer wieder von neuem weiter mitgehen muß, empfinden wir um so fühlbarer auch diesmal die menge der dinge, die aufgezählt werden.

So kann also ein asyndeton ganz ähnliche wirkungen haben wie polysyndeton und mehrgliedrige anaphora. Wie nahe das asyndeton insbesondere der anaphora steht, sieht man aus dem angeführten beispiel 313, 36, bei dem die anaphora geradezu in das asyndeton übergeht und zwar ohne merkliche grenze.

Für die schon erwähnte zusammenfassung zweier kurzer asyndetisch aneinandergereihter worte in eine welle bietet ein gutes beispiel:

338, 35. Dar umbe wis in als gote gehô'rsam, verträgic,
úndertænic, wìllic.

Ähnlich 328, 32.

III. Wortwiederholung außerhalb des parallelismus.

§ 36. Wir sind allmählich aus dem eigentlichen parallelismus herausgeraten, mit dem wir angefangen hatten. Beim asyndeton war schließlich der parallelismus auf ein einziges meist auf dem gipfel der stark verkürzten welle gelegenes glied zusammengeschrumpft. So haben auch die wortwiederholungen, die jetzt betrachtet werden sollen, zum großen teile mit eigentlichem parallelismus nichts mehr zu tun.

Auch außerhalb des parallelismus hat bei David die wortwiederholung hauptsächlich den zweck, deutlichkeit und eindringlichkeit zu erzeugen. Dadurch daß dasselbe wort zwei oder mehrere male kurz hintereinander gebraucht wird, wird die aufmerksamkeit besonders stark darauf gelenkt.

Wohl nie findet sich bei David die wiederholung aus mangel an sprachlicher beweglichkeit angewendet. Ich will durch einige beispiele rasch zeigen, daß David im gegenteil recht geschickt zu variieren versteht:

334, 1. Unde wan sie alsô mit der wârheit erliuhtet sint, sô sint sie ouch mit der wârheit minne enzündet.

333, 6. Unde swâ wir von der diemuot wenken, dâ trete wir von der wârheit unde strûchen in die lügpütze der betrogen hôhvart.[1])

Wie steht es nun hier mit den melodischen verhältnissen bei der wortwiederholung? Die beispiele lehren, daß vier fälle zu unterscheiden sind:

a) Das wiederholte wort kann sowohl bei seinem ersten auftreten als auch bei allen wiederholungen derart im vordergrunde des interesses stehen und jedesmal derart viel nachdruck bekommen, daß es stets auf wellengipfeln untergebracht wird (vgl. § 26, 6).

Nur in der cadenz weicht David wieder davon ab, wie ja die cadenz auch bei den vorhergehenden wortfiguren oft eine besondere stellung einnahm. Am satzschluß werden auch die bedeutsamsten begriffe in die tiefe gezwungen.

---

[1]) Bei der folgenden besprechung mache ich nicht die unterscheidung von polyptoton und annominatio, weil sie rein äußerlich ist, und weil beide arten der wortwiederholung auf dieselbe wirkung hinauskommen.

Beispiel für fall a) der wortwiederholung:

322, 25. Sælic ist /der sîne êre der wâ'rheit bevilhet, niht dem wâne,\
/wan diu wâ'rheit behaltet in mit êren,\
/diu wâ'rheit ist rehtiu diemuot,\
/wan diu wâ'rheit ist,\ daz wir bœse sîn
und niht guotes von uns selben haben niwan sünde.

329, 38. daz ez iz alsô enphâhe, /als ob ezz alsô sélbe gevüeget habe.\
/Wan swaz ich mir sélbe gevüege,\ daz betrüebet mich niht.

Ähnlich 324, 5.

Beispiel dafür, daß die cadenz das wiederholte wort in die tiefe zwingt, auch wenn es noch einmal vollen nachdruck hat:

316, 25. /Ein wórt mac mir niht an dem lîbe geschaden,\
/die wîle ez níht wan ein wòrt ist.\

b) Das wort wird nur das erste mal nachdrücklich hervorgehoben und liegt demgemäß zuerst auf der höhe. An der stelle, wo es wiederholt wird, muß es dann aber als nunmehr bekannt hinter anderen neuen wichtigeren begriffen zurücktreten und sich mit dem platz in der tiefe begnügen:

325, 21. (niemand ist weise, der diese 7 regeln nicht beachtet)
/noch vlî'zet sich,\ /sie ze gewínnen an den werken.\
/.... Swér sie ouch gewìnnet,\ /der hât die koste\ ...

Beim ersten male trägt *gewinnen* den nachdruck, es liegt also auf der höhe der welle. Im weiteren verlauf der rede ist es uns aber nicht mehr neu und tritt darum in die tiefe.

c) Die wiederholten worte treten von anfang an hinter anderen begriffen, die mehr hervorgehoben werden sollen und dementsprechend die höhen besetzen, zurück. Die wiederholungen liegen eben dann alle an tieferen stellen der melodiewellen. Beispiel:

329, 39. ... daz ez iz alsô enphâhe,
/als ob ezz alsô sélbe gevüeget habe\.
/Wan swaz ich mir sélbe gevüege,\ daz betrüebet mich niht.

Der begriff *selbe*, auf dem beide male der hauptnachdruck liegt, nimmt beide male die höhe in anspruch (vgl. fall a, s. 420 f.). Die formen des verbums *gevüegen* liege beide male an tieferen stellen.

Andere beispiele für c: 318, 12 (*getân — tuon*), 333, 9 (*herze — herze*), 313, 31 (*sünde — sünden*), 318, 21 (*klagen — klagent*), 318, 35 (*zerbarmen — erbarmeten*), 310, 22 (*sæhen — siht*).

d) Verhältnismäßig selten wird das wort erst bei seinem zweiten auftreten nachdrücklich hergehoben und demgemäß auf dem wellengipfel untergebracht:

335, 29. /. . . . gótes minne hât er niht,\
/wan híete er die,\ sô wære er niht ein tievel.

§ 37. Ich nehme im folgenden noch vier besondere fälle der wortwiederholung heraus. Bei den beispielen gebe ich die melodiewellen mit an und bemerke hinter der zahlenbezeichnung der stelle in klammer, ob das beispiel nach der im vorigen paragraphen gemachten unterscheidung in die rubrik a, b, c oder d gehört.

1) Mitunter dient die wiederholung eines verbums dazu, die fortwährende wiederholung einer handlung in vergangenheit und gegenwart (und ev. zukunft) zu bezeichnen:

318, 12. (c): /umbe die sünde, die wir getân haben\
/unde noch tä'gelîchen wider got tuon.\

318, 37 (*lîdet — lîdende wirt*; d). 340, 15 (b).

2) Durch gleiche vorgesetzte adjective werden zwei substantive in engen zusammenhang gebracht:

333, 5. (c): Sihstû nû,
/wie uns diu rehte wâ'rheit wîset ze der rehten diemuot.\

Durch die wiederholung von *rehte* wird der gedanke deutlicher: wahrheit führt zur demut. Die beiden begriffe wahrheit und demut werden durch das wiederholte adjectiv eng miteinander verkettet.

3) Der herstellung eines zusammenhangs dient die wortwiederholung auch bei deutung von gleichnissen. Sie schlägt die brücke zwischen dem gleichnis und den dingen und handlungen, die durch das gleichnis veranschaulicht werden sollen, und zwar, wie wir sehen werden, nicht nur äußerlich, sondern auch melodisch. Beispiel:

319, 31. 1) /Als der stein nimmer eben gelît,\
2) /die wîle er knúrren hât unde bühele,\
3) /sie werden ê her abe gebillet,\

1) /alsô gewinnet daz hérze nimmer rehte ruowe,\
2) /ê daz die knurren der übermüete\
3) /gar ábe gebillet werden.\

Die melodieführung der deutung ist der des gleichnisses parallel. So wird also auch melodisch der zusammenhang zwischen gleichnis und deutung fühlbar gemacht. Ich bezeichne die einander parallelen wellen des gleichnisses und der deutung mit gleichen zahlen. Die einander entsprechenden worte *stein* und *herze* liegen auf entsprechenden wellenhöhen, ebenso wiederholt sich die welle *abe gebillet.* Das wort *knurren* räumt bei der deutung seinen platz auf der höhe dem worte *übermüete* ein; denn es kommt bei der deutung darauf an, daß es gerade die *knurren* der *übermüete* sind. Das stimmt wieder zu dem in § 26, 6 gesagten.

Dabei nehmen nach meiner weise, David zu sprechen, die wellen 1, 2 und 3 gegeneinander an höhe ab, sowohl beim gleichnis als auch bei der deutung, so daß auch durch diese einander entsprechenden niveauunterschiede der ersten, zweiten und dritten wellen der parallelismus zwischen gleichnis und deutung melodisch wirksam zur geltung gebracht wird.

Auch das folgende beispiel zeigt in ganz ähnlicher weise, wie sich gleichnis und deutung auch melodisch entsprechen:

323, 18. 1) /Sô daz vénster verschoben ist,\
2) /sô mac der súnne schîn dar în\
3) /niht vrí'lîchen gevliezen\ ...
Alsô geschiht uns:
1) /sô wir daz venster der gehügede verrünen\ ...
2) /sô enmac der wâ're sunne schîn\
3) /in unser herze niht mílteclîchen [gevliezen\ ...

Ähnlich:

315, 8. /Dô Abrahâm unde Lôt lützel vihes hêten,\
/dô wâren sie wól mit einander mit minne.\
/dô ir vihes vîl wart,\
/dô zewúrfen die hirten mit einander,\ ...
/Daz víhe sint die irdischen begirde.\
/Sô der vîl wirt,\
/sô zerwérfent die hirten\ ...

Anderes beispiel 321, 40.

Die wortwiederholung bei der deutung von gleichnissen hat uns wieder einmal in den parallelismus geführt. Auch

die im folgenden zu besprechende wortwiederholung steht wieder mit diesem im zusammenhang.

4) Mitunter hat die wortwiederholung den zweck, die disposition, auf die David hohen wert legt, auch melodisch deutlich durchscheinen zu lassen. Beispiel (vgl. auch § 45):

311, 5. /diu é̍rste vorregel ist\
/diu ánder regel ist\
/diu drítte regel ist\
/diu víerde regel ist\
/diu vǘnfte regel ist\
/diu séhste regel ist\
/diu sibende regel ist\

Die wiederholten worte (*regel*) liegen dabei an correspondierenden stellen der wellen, der melodieführung des parallelismus entsprechend, mit dem wir es ja wieder zu tun haben.

Vortrefflich sieht man auch an folgendem kleinen beispiel, daß sich die disposition durch wiederholung der worte und die damit eng zusammenhängende wiederholung der melodischen curve ausdrückt und ohrenfällig macht:

330, 10. /Also lerne von Jêsu Kristô sénfte sîn dir sèlben.\
/Dar zuo lerne ouch von im sénfte sîn den àndern.\

IV. Die antithese.

§ 38. Die antithese gehört neben dem parallelismus zu den von David am häufigsten angewendeten stilmitteln. Fast seine ganze darstellung ist von antithesen durchzogen, und zwar bestehen seine antithesen oft nicht nur in einfacher gegenüberstellung zweier begriffe, sondern sie sind weiter ausgespannt, dehnen sich über ganze sätze und satzcomplexe aus. Die sätze sind dann meist einander parallel, und der parallelismus wird durch wortwiederholung deutlicher zur erscheinung gebracht. Mit dem äußeren parallelismus geht natürlich wieder der parallelismus der melodieführung hand in hand. Es scheint David förmlich genuß zu bereiten, recht schön symmetrische antithetische figuren aufzubauen, und so bringt er manchmal eine antithese nach der andern.

Es wird sich nun um die frage handeln: wie soll die masse von antithesen rubriciert werden? Eine einteilung nach den

hauptbegriffen, die David einander antithetisch gegenüberstellt, wäre leicht zu finden. David schreibt ja religiös ethische abhandlungen. Dem religiösen inhalte gemäß wird er sich mit den großen gegensätzen himmel und erde, gott und mensch, geist und leib, gut und böse, mensch und mitmensch, armut und reichtum usw. auseinanderzusetzen haben. Aber eine rubricierung nach diesen hauptbegriffen hätte nichts mit unsrer art der melodischen betrachtung der stilistischen erscheinungen zu tun. Für die hat es sich als zweckmäßig herausgestellt, aufzusteigen von den einfachen antithesen (bei denen nur nomen gegen nomen, verb gegen verb usw. gestellt ist) zu den ausgedehnteren bis zu den gebilden, bei denen ganze sätze in antithese stehen.

1) Einfache antithesen.

§ 39. Melodisch zeigt sich bei allen einfachen antithesen folgende erscheinung: das erste glied liegt auf einer wellenhöhe, das zweite an einer tieferen stelle derselben welle. Sehr oft wird das zweite glied in der cadenz untergebracht, so daß es ganz den tiefton erhält.

So wird der gegensatz der begriffe auch durch den gegensatz des tons markiert: wir finden ausgeprägten contrastton. Und je schärfer der gegensatz hervorgehoben werden soll, desto stärker ist auch der contrast der töne. Zur veranschaulichung mögen die folgenden beispiele dienen:

321, 21. . . . und sîne übermagenkraft, diu ist über elliu dinc, diu ie wurden, tûsentstunt hœher unde micheler, denne ein siuren ouge gên tûsent werlden mit allem dem, daz dar inne ist und dar ûfe /mit hímele und mit èrde.\

339, 9. Dar umbe ist er nû gehœhet an sîner urstende über allez daz got hât, ebenhêr und ebengewaltic sînem vater /in hímel und in èrde.\

321, 26. Wie mac sich ein aschenhûfelîn gên dem ûf gerihten mit hôhvart, /vor dem himel und erde bidemt\ gên sînem êwigen hêrtuom?

Jedes dieser beispiele enthält die antithese himmel und erde. Und doch ist der contrast der töne in dem letzten der beispiele nicht so groß wie in den zwei ersten fällen. Das kommt daher: in den zwei ersten sätzen liegt mehr

nachdruck und gewicht auf der antithese. David bringt sie deshalb in einer welle für sich, ohne noch einen andern begriff in die mit welle aufzunehmen, und zwar legt er sie in die schlußwelle, wo die cadenz einen besonders starken contrast zwischen hoch und tief ermöglicht. Im letzten beispiel dagegen hat die antithese für sich allein etwas weniger nachdruck. Dort wird sie von einer andern gewaltigeren antithese sozusagen übertönt. Das aschenhäuflein mensch soll in contrast treten zu dem, vor dem die ganze welt erzittert. Daher ist denn diesmal der contrast der töne, die auf den worten *himel und erde* liegen, nicht so groß, die tiefe der welle wird erst durch *bidemt* und das tiefste niveau überhaupt sogar erst durch *hêrtuom* erreicht.

Ich gebe nunmehr die beispiele für die einfachen antithesen und hebe natürlich nicht mehr bei jedem einzelnen die melodischen verhältnisse hervor. Es gilt eben das in der vorausgehenden betrachtung gesagte für alle fälle der einfachen antithesen: je stärker der gegensatz der begriffe an seiner stelle wirken soll, desto stärker ist der contrast der töne.

1) Substantiv gegen substantiv:

324, 22. daz ist got selbe, aller dinge sache
/und ánegenge und ènde.\

332, 21. /Sie schieden daz lieht von der vìnster.\

337, 7. Alle vleischlîche gelüste müezen vliehen,
swâ gotes liebe în vliuzet,
/als diu vînster vor dem sùnnenschîne.\

337, 8. Daz reíneste und daz ùnsûberiste

321, 14. daz wir gên in sîn an den tugenden
/als die höüschrecken gên den rìsen.\

333, 11. wârer gót unde mènsch

316, 40. góte unde den liùten.

Ebenso 317, 1.

340, 5. ir gemách und ir ùngemach

312, 30. beidiu lébendiger unde tồter

330, 6. Dar umbe hât uns unser hêrre ougen gegeben
/an dem lî́be und ouch an der sềle.\

Ebenso 321, 10. 339, 17.

340, 40. als sie hie gemeine sint gewesen in der minne
/an líebe und an leide.\

Ebenso 340, 3. 340, 1.

327, 24. /ein gúotez für ein bœsez.\

2) Adjectiv gegen adjectiv:

340, 2. trû'ric unde vrô'.

3) Pronomen gegen pronomen:

326, 36. alsô lerne von im senfte sîn
dir sélben unde den àndern.

321, 32. beidiu in dírre werlde und in gèner.

Ebenso 340, 18.

4) Präposition gegen präposition:

321, 10. vór und nâ'ch dem tôde.

5) Verb gegen verb:

340, 20. sie vlíesen oder gewìnnen.

322, 19. ob in die liute dar umbe lóben wellen oder versmâ'hen.

2) Ausgedehntere antithesen.

§ 40. Ich behandle in diesem abschnitte diejenigen antithesen, deren glieder etwas weiter voneinander getrennt sind als dies bei den vorhergehenden einfachen antithesen der fall war. Auch bei diesen ausgedehnteren antithesen geht mit dem gegensatz der begriffe wieder der contrast der töne hand in hand.

319, 5. Iedoch sol der ernst getempert sîn,
/daz ez ein séne sî, niht ein grìmme.\

335, 15. Swer aber suochet swaz er bestrâfen müge,
/der ist ein schéltære, niht ein bèzzerære.\

335, 23. /wan sie gernt der é'ren, niht der tùgende.\

Bei allen den genannten beispielen ist das zweite glied durch *niht* dem ersten gegenübergestellt.

Anderes beispiel:

333, 25. /wan sîn ménscheit gît alle ir êre der hôhen gòtheit.\

Ferner 324, 12 (*irdischer — geistlîchiu*), 321, 13 (*volbrâhtekeit — ungankheit*), 321, 33 (*gote — liuten*).

Es liegt sonst im allgemeinen nicht in der art Davids, so große melodische wellen zu bilden. Er tut es aber hier — selbstverständlich immer unbewußt —, um die antithetischen begriffe, die doch zusammengehören, in einer hauptwelle unterzubringen. Der erste begriff liegt auf der höhe, sein gegenbegriff in der tiefe am ende des abfalls der welle. Die dazwischenliegenden worte werden wieder in raschem tempo gemurmelt, während sich die ganze kraft der stimme auf die antithetischen glieder concentriert (vgl. § 30). Auf diese weise kommen die contrasttöne der antithese um so markanter zur wirkung.

Ein besonders anschauliches beispiel für eine derartige lange welle mit der murmelstrecke zwischen den antithetischen gliedern bietet:

324, 18. Sô ist disiu gesihtlichiu werlt vil kleiner und untiwerer denne diu geistliche werlt.

3) Ganze sätze stehen in antithese.

§ 41. Wenn sich die antithese über ganze sätze erstreckt, so verflicht sie sich mit dem parallelismus. Dann triumphiert die melodieführung des parallelismus über die der antithese, die paralleltöne des parallelismus tragen den sieg über die contrasttöne der antithese davon. Die einander entsprechenden antithetischen glieder müssen also nunmehr an gleichen stellen der wellencurve und zwar, da meist der hauptnachdruck auf ihnen liegt, meist auf den höhen der wellen ihren platz haben.

Ein besonders schönes beispiel bietet die stelle 332, 26, die schon § 27, s. 402 beim parallelismus citiert wurde. Daran, daß sie auch im capitel 'parallelismus' ihren platz finden konnte, sieht man schon, daß bei solchen antithetischen sätzen ganz die verhältnisse des parallelismus herrschen. Überhaupt sind mehrere der beispiele schon beim parallelismus vorgekommen. Das liegt eben in ihrem wesen.

Andere beispiele:

315, 33. /. . . . Innen müent uns bekorunge;\ . . .
/. . . . Ûzen müent uns widerwärtigiu wort unde werc von den [menschen.\[1])

[1]) Man beachte außerdem, daß bei *innen* der ton in die höhe geht (steigton), während er bei *ûzen* fällt (fallton). Vgl. nächste seite.

315, 18. /Die hie ûf értrîche gedâht haben ze belîben\
unde die genüeget mit der werlde wünne,
die bedürfen wol swie vil sie ...
/Die aber gernt ze hímelischer vreude ze komen\ ...
die sûment sich unde irrent sich, swâ sie ...

327, 33. /Bist dus iht schúldic, sô enphâhez vil güetlîchen,\
wan ez billich ist
/Bist dus únschuldic, sô enphâhez vrœlîchen,\
wan sô bistû ...

309, 5. /Sît ze ándern künsten,\
/die zergä'nclich sint kürzlîchen\
/unde die ze kleinem nütze sint,\ ...
sô vil lernunge gehœret, ...
sô ist niht wunder,
/ob diû kunst\
/diu é'wic ist\
/unde ze állen dingen nütze ist\ ...

316, 14. /widervért im daz,\ so lîdet erz deste lîhter;
/widervert ez im níht ....,\ sô ist er ze andern zîten doch
deste unerschrockener ...

327, 8. /Swer unsern hêrren únbescheidenlîchen behaben wil,\
dem entrinnet er ofte;
/swer sich sîn bescheídenlîchen underwîlen ânet mit sene,\
der behabet in.

325, 4. /unde bítest in umbe des dû gerst,\
/unde dánkest im des dû hâst.\

Auch in den fällen, in denen die antithese im parallelismus aufgeht, geht der contrastton der antithetischen begriffe nicht ganz verloren. Wir beobachteten schon vorhin constrastierung durch steig- und fallton. Außerdem bewegen sich, wie wir z. b. in § 37, 4 besonders deutlich sahen und schon in § 14 propädeutisch ausführten, die wellen der verschiedenen sätze oft in verschiedenem niveau. Auf diese weise haben die antithetischen worte, wenn sie auch jedesmal die höchsten stellen der wellen einnehmen, doch nicht völlig gleiches niveau. Bei dem oben zuletzt angeführten satze z. b. befindet sich *bitest* in etwas höherer lage als *dankest*, so daß auch dadurch der contrast ohrenfällig wird.

Andere beispiele für ganze sätze, die zueinander in antithese stehen, finden sich in 315, 3 (*lützel — vil*), 340, 27 (*erbarmet — niht*), 332, 20 (*hœher — tiefer*), 322, 6 (*selben — ander*), 315, 29 (*andern — selben*), 336, 15 (*irdischiu liebe — gotes liebe*), 336, 1 (*dâ — hie*), 329, 34 (*liebes — leides*),

333, 37 (*in selben — got*), 316, 31 (*ungenædiger — gnædiger*), 340, 27 (*werc — wille*), 330, 6 (*ûzern — innern*), 317, 31 (*vride — unvride*), 333, 15 (*menscheit — gotheit*), 340, 39 (*himele — hie*), 316, 36 (*schaden — nutz*), 321, 36 (*selben — andern*).

Mitunter werden gleich mehrere antithesen parallelgestellt. Dann liegen die glieder der einen antithese auf entsprechenden höhen, die der andern an entsprechenden tieferen stellen.

322, 19. /und unser ûbeltæte ist gar ûbel\
/und unser gúottæte ist niht lûter gùot.\

321, 9. /.... Lí'hte vàlle wir,\
/.... müelîch kome wir û'f.\

Bisweilen tritt bei parallel-antithetischen constructionen das zweite glied der antithese, das dem parallelismus entsprechend wie das erste auf einer höhe liegen müßte, in die tiefe. Das ist dann der fall, wenn es in die cadenz gerät und durch sie mit in die tiefe gezogen wird. Beispiele:

324, 30. ir wirt aber ervollet von gnâ'den des si minner hât von natû're.

316, 36. Ze dem dritten mâle sol der mensch den schaden, den im sîn úngedult erwirbet, betrachten, unde den nutz, den diu gedùlt bringet.

Andere beispiele: 334, 18 (*díemüetic — ü'bermüetic*), 333, 35 (*von in sélben — von gòte*), 332, 32 (*sélben — gòtes*), 325, 33 und 325, 35 (*gótheit — mènscheit*), 335, 16 (*níht — dàz*), 330, 8 (*an lí'plîchen dingen — an gèistlîchen sachen*), 320, 21 (*vérboten — gèboten*).

V. Die klimax.

§ 42. An zwei stellen findet sich eine antithese mit drei gliedern, die alle drei eine geordnete stufenfolge bilden. So entsteht die figur der klimax (vgl. Meyer a. a. o. s. 133). Die melodischen verhältnisse sind — das läßt sich ja nicht anders erwarten — wieder die des parallelismus. Die correspondierenden glieder liegen alle schön symmetrisch auf je drei höhen und in je drei tiefen.

324, 24. /Ze sihtlîchen sachen wîsent uns die lî'plîchen sinne,\
/ze ûnsihtlîchen sachen wîset uns die bescheidenlîche verstànt-[nüsse,\
/ze gótlîchen dingen wîset uns der heilige geist.\

VI. Das oxymoron.

§ 43. Wenn zwei nicht nur entgegengesetzte, sondern sich scheinbar aufhebende begriffe miteinander verbunden werden, so entsteht ein oxymoron. Ein oxymoron ist also eigentlich nichts weiter als eine verschärfte antithese. Deshalb werden wir wohl a priori die melodischen verhältnisse der antithese zu erwarten haben, und zwar die der einfachen antithese, weil die betreffenden begriffe unmittelbar nebeneinander gesetzt sind. Wir erwarten also, die contrasttöne wieder zu finden, die bei der einfachen antithese herrschten. Die beispiele bestätigen diese erwartung.

338, 19. ir lóp ist ir pí̀ne

Andere beispiele: 330, 35 (*dînen ví̀nden niht ví̀ent*), 330, 38 (*ví̀nde mìnnen*), 322, 29 (*gúottæte — niht .... gùot*).

VII. Disposition und zählung.

§ 44. Ich bespreche im anschluß an die antithese die art, wie David seine arbeiten disponiert. Denn sie steht mit der antithese in zusammenhang. Meyer sagt am a. a. o. s. 137: 'antithese und chiasmus werden wegen ihrer starken und ordnenden kraft weit über den satz hinaus verwant'. So stehen auch bei David ganze redeabschnitte in antithetischem verhältnis zueinander.

Als beispiel diene folgendes (ich füge, um die disposition deutlicher durchscheinen zu lassen, zahlen hinzu, die sich natürlich bei David nicht finden):

320, 6. Driú dinc manent uns ze diemuot:
(I) unser níder,
(II) der heiligen hœ̀he allermeist unsers hêrren,
(III) und der hốhvart schade und ir ungankeit.

Von den drei dingen bilden die ersten beiden eine antithese. Die einzelnen teile werden auch melodisch dadurch hervorgehoben, daß die begriffe, nach denen disponiert wird, alle auf wellenhöhen untergebracht sind (von mir einfach durch acut bezeichnet). Bei der durchführung der angegebenen drei teile der disposition finden wir vor jedem abschnitt, der einen solchen teil behandelt, dieselben worte wie in 320, 6 wieder und zwar mit hochton. So trägt also auch bei der

disposition die melodie einen großen teil zur deutlichkeit und übersicht bei.

Dié disposition wird also folgendermaßen durchgeführt:

320, 8. (I) Unser nider, die sehe wir an dem libe und an dem geiste.

321, 12. (II) Der heiligen hœhe diemüetiget uns, sô wir sehen ...

321, 29. (III) Der hô'hverte schade manet uns ze diemuot und ouch ir [unganckeit.

Der I. hauptteil ist seinerseits wieder in unterteile zergliedert, die abermals durch die melodie markiert werden, nur daß diesmal eine einfache antithese vorliegt, die contrastton fordert (vgl. § 39). Also so:

320, 8. Unser nider, die sehe wir
(1.) an dem li'be und
(2.) an dem geiste.

320, 9. (1.) der li'p ist von erde ...

320, 20. (2.) dem geliche ein iegli̇cher sinen lip an der sê'le.

§ 45. An mitteln, deren sich David bedient, um die disposition klar hervortreten und deutlich durchscheinen zu lassen, hatten wir bisher folgende kennengelernt: zunächst die wortwiederholung, über die wir in § 37, 4 handelten, dann neuerdings die antithese und vor allem die markierung der einzelnen teile durch ausgeprägte höhenlage der begriffe, nach denen disponiert wird. Ich möchte noch ein anderes mittel, durch das David seine disposition stützt, nicht unerwähnt lassen: die zählung. Auch sie wirkt wieder besonders stark dadurch, daß sie mit der melodie hand in hand geht. David liebt es, seine gedanken unter bestimmte nummern zu bringen und dadurch seinen vortrag noch übersichtlicher zu gestalten. Die zahlen liegen nun regelmäßig auf der höhe. Sie sollen durch den hohen ton ausgezeichnet werden und die aufmerksamkeit recht stark auf sich lenken.

330, 23. Zuo zwein dingen ist uns nütze, der uns unser dinc verkêret.
Daz eine ist, daz wir ...
Daz ánder ist, daz wir ...

331, 23. Der reht diemüetic mensch ahtet sich selben swacher vor allen menschen unde joch vor aller krêatûre von zwein sachen:

331, 28. Diu éine ist . . .

331, 33. Diu ánder sache ist . . .

324, 37. Mit zwein armen sül wir in an uns halsen:
mit gebete und mit reinen gedanken.

320, 6. Driú dinc manent uns ze diemuot:

316, 4. Swer . . . ., der betrahte vor driú dinc.

316, 4. Des é'rsten sol er im vür setzen . . .

316, 19. Ze dem ándern mâle sol der guote mensch vor betrahten, . . .

316, 36. Ze dem drítten mâle sol der mensch den schaden . . . betrahten.

311, 8. Disiu driú tuont uns vil schaden.

325, 8. Daz é'rste ist guot,
daz ánder etwenne bezzer,
daz drítte aller beste.

323, 12. Ein ánder sache ist
dar umbe wir in alle zît vor uns haben süln:

323, 29. Diu drítte sache ist
war umbe wir daz gemüete ze gote vüegen süln:

328, 22. Víerlei kumber leit er durch uns,
an guote, an lîbe, an êren, an herzenleide.

339, 21. Fúnf dinc sint,
dar an wir die minne einander erbieten süln.

339, 22. Daz é'rste ist,
daz wir alle kristen alles übels verwîzen . . .

339, 31. Daz ánder ist,
daz wir in alles übels erlâzen . . .

339. 40. Daz drítte ist,
daz uns sîn leit unde sîn liep ze herzen gê . . .

340, 21. Daz víerde ist,
daz wir niht aleine sînen gebresten uns lâzen ze herzen gên.

340, 29. Daz fünfte ist vertragen unde vergeben,
ob er uns an ihtiu beswæret.

310, 40. sô besliuze ich ir sumelîche under sîben vorregeln.

311, 5. Diu é'rste vorregel ist,

312, 7. Diu ánder regel ist,

314, 2. Diu drítte regel ist,

315, 28. Diu víerde regel ist *usw.*

Nur an einer stelle liegt das zahlwort in der tiefe:

824, 89. /Daz gebét ist drîvaltic.\

Die zahl tritt hier in adjectivischer zusammensetzung auf wie sonst nirgends. Doch darin mag der grund für die abweichung weniger liegen als in folgendem: David hat vorher davon gesprochen: *mit zwein armen sül wir in* (sc. gott) *an uns halsen: mit gebete und mit reinen gedanken.* Und nun kommt's ihm darauf an, daß er jetzt zuerst vom gebet sprechen will. Das wort *gebet* verlangt demnach der eigenart Davids entsprechend den platz auf der höhe und für *drîvaltic* bleibt nur die tiefere stelle. Aber die dreiteilung setzt doch im weiteren verlaufe der abhandlung gewissermaßen ihren anspruch auf deutliche markierung durch. Es geht weiter:

824, 89. Einez, sô wir sprechen diu gebet, diu ...

825, 1. Daz ánder ist, sô dû ...

825, 5. Daz dritte ist in dem herzen ...

VIII. Der chiasmus.

§ 46. Chiasmus findet sich gern da ein, wo parallelismus und antithese eine rolle spielen. Er ist jedoch bei David nicht häufig.

Ein schönes beispiel für chiasmus bietet die stellung der verben in dem parallelen satzgefüge 332, 26 (s. § 27, s. 403). Da die einzelnen sätze dieses satzcomplexes parallel zueinander sind, so ist die melodieführung, die verteilung der begriffe auf höhen und tiefen, natürlich ganz die des parallelismus. Die chiastisch gestellten nomina liegen auf den höhen:

genâde unwirdekeit unwirdekeit genâde,

die entsprechenden verben in den tiefen:

erkanten verstuonden verstuonden erkanten

(vgl. dazu § 27).

IX. Zweigliedrige ausdrücke.

§ 47. Wie in der prosa des 13.—15. jh.'s überhaupt, so spielt auch bei dem stile Davids die zweigliedrigkeit eine große rolle. Die herkömmliche stilistik faßt die zweigliedrigen

ausdrücke als mittel zur verdeutlichung schwieriger begriffe auf. Diese auffassung läßt sich aber nicht in vollem umfange aufrechterhalten. Betrachten wir zum beispiel den satz 317, 36, in dem von der wohnung des heiligen geistes die rede ist: *ietwederz* (sc. *herze*) *ist sîn hûs und sîn wonunge.* Um den gedanken auszudrücken, daß jedes herz dem heiligen geiste wohnung bietet, würde es vollkommen genügen zu sagen *ietwederz ist sîn hûs.* Einen besonders schwierigen begriff zu verdeutlichen gibt es da nicht. Ebenso nicht in dem satze 326, 28 *daz man daz herze deste baz künne dar nâch georden unde gerihten.* Die zahl solcher beispiele ließe sich beliebig vermehren. Es muß also etwas anderes geben, das den autor zur verwendung zweigliedriger ausdrücke treibt. Vielleicht finden wir es auch hier wieder, wenn wir die melodischen verhältnisse einer beobachtung unterziehen. Derartige zweigliedrige ausdrücke stellen verbindungen solcher begriffe dar, die einen verwanten sinn haben. Zu den sinnverwanten begriffen gehören auch die antithetischen. Denn wenn sie auch im gegensatz zueinander stehen, so liegen doch die gegensätze auf derselben linie (vgl. Meyer s. 131 f.). Schwarz und weiß bezeichnen beides farben, lebendige und tote beides menschen. Zu den zweigliedrigen ausdrücken werden also auch die einfachen antithesen gehören. Ich sage deshalb die einfachen, weil die begriffe nebeneinander gesetzt sein müssen. Wenn der eine begriff in dem einen und sein gegenbegriff im andern satze steht, wie wir das ja bei David oft fanden, so ist von zweigliedrigkeit nicht mehr die rede.

Die mehr als zweigliedrigen ausdrücke sind schon früher als anaphern, poly- und asyndeta behandelt worden und werden deshalb hier nicht noch einmal aufgeführt.

Schon dadurch daß auch diese einfachen antithesen zu den zweigliedrigen ausdrücken gehören, wird für die zweigliedrigen ausdrücke zu erwarten sein, d a ß d a s e r s t e g l i e d m e l o d i s c h a n h ö h e r e r , d a s z w e i t e a n t i e f e r e r s t e l l e l i e g e. In der tat ist dies der fall. Beispiele:

318, 32. Alsô ist disiu êrste sünde gewesen allen sünden
/ein ánevanc und ein fòrme.\

320, 40. .. sô ist si wirdiger pîne /denne lóbes oder lồnes.\

340, 29. Daz fünfte ist vertrágen unde vergèben.

Fast durchgängig zerfällt bei den zweigliedrigen ausdrücken der satz melodisch, wenn man eins der glieder wegläßt. Ich nehme als beispiel:

318, 16. umbe den jâmer, daz wir hie in disem ellende unserm hêrren sô vremede [unde sô verre][1]) sîn

Wenn *unde so verre* fehlte, so ginge die schöne melodische wirkung, die die stelle bei David hat, gänzlich verloren. Außerdem geriete das wort *vremede*, auf das es doch besonders ankommt, ganz an den schluß und in die tiefe. Das widerspräche der gewohnheit Davids, die ihm wichtigsten begriffe auf einer wellenhöhe unterzubringen (§ 26, 6). Alles ist aber in bester harmonie, wenn *unde sô verre* dazutritt. Dann wird durch die worte, die den gedanken der entfremdung ausdrücken, eine ganze welle gefüllt, und so kommt er wirksamer und eindringlicher zur geltung.

Ähnlich liegen die verhältnisse:

315, 7. /daz vrémede [und unminne] wahset\
/zwischen vriúnden [unde bruodern]\

Wenn eins der glieder wegbleibt, so wird die ganze eigenart der stelle, das fast wehmütig getragene pathos zerstört. Und noch eins: wenn *unde bruodern* dabei steht, so kann sich durch die größere sprachliche füllung der abstieg vom gipfel der letzten welle bis zum schlußton langsamer und gelassener vollziehen. Wie ruhig und sicher bringt uns nun die cadenz dem ende des satzes zu! Wie fühlen wir uns wohltuend berührt durch das würdevolle austönen des satzes! Jetzt haben wir zeit und jetzt die rechte stimmung darüber nachzudenken, was ein übermaß von irdischer begierde für schaden bringt im menschenherzen.

Ähnlich:

323, 18. Sô daz venster verschoben ist, sô mac der sunne schîn dar în niht vrîlîchen gevliezen, sô ist daz hûs kalt [unde vinster].

Ferner:

340, 29. Daz fünfte ist vertragen [unde vergeben],
ob er uns an ihtiu beswæret.

---

[1]) Durch die klammer will ich andeuten, daß man den satz einmal ohne das zweite glied und einmal mit ihm lesen solle, um sich davon zu überzeugen, wie jedesmal die melodie zerstört wird, wenn ein teil des zweigliedrigen ausdrucks wegbleibt.

Es ginge die ganze klarheit verloren, mit der David gerade an dieser stelle (vgl. § 45, s. 433) die disposition auch melodisch durchscheinen läßt. *Vertragen* sänke viel zu sehr in die tiefe, während doch David die teile seiner disposition zu schärferer markierung auf wellengipfel zu legen pflegt (vgl. § 44). Wenn in 317, 36 nur dastände: *ietwederz ist sîn hûs*, so klänge das höchst abrupt. Der hauptbegriff *hûs* würde außerdem ganz verschwinden. Alles bleibt aber melodisch ebenmäßig und wirksam, wenn die stelle lautet: *ietwederz ist sîn hûs und sîn wonunge.* Ebenso:

313, 30. daz er Êven niht werte ir sünde,
/wan er ir meister was [und ir houbet].\

318, 10. dar umbe hât er uns als vil materje gegeben klage [unde senunge].

Ferner:

330, 27. Geistlîch leben ist von dem heiligen geiste genant,
/der sîn órthab ist [unde lêrære].\

der sîn orthab ist gäbe doch einen unmöglichen abschluß. Wie anders wirkt die sache bei David!

Was diese beispiele frappant zeigen, das läßt sich bei wohl allen zweigliedrigen ausdrücken in ähnlicher weise beobachten: man lese etwa noch folgende sätze erst mit dem von mir eingeklammerten glied, dann ohne klammer:

315, 21. Die aber gernt ze himelischer vreude ze komen
und alle tage dar wartende sint,
/die sû'ment sich [und irrent sich],\
swâ sie sich mit irdischen dingen
über die rehten nôtdurft bekumbernt.[1])

322, 25. swenne ez aber gar benagen wirt,
/sô lâzent sie ez ligen [unde dorren].\

334, 20. Dar umbe machet er die genâde ouch etewenne sô tiure,
/daz er uns dâ mite diemüetige [und erschrecke].\

Es würde wenig nutzen bringen, wenn ich die von mir zusammengestellten und alphabetisch geordneten zweigliedrigen

---

[1]) Man beachte die ebenmäßigkeit und fast mathematisch abgezirkelte symmetrie der wellenlängen, die sofort zerstört würde, wenn *und irrent sich* wegfiele.

ausdrücke Davids hier alle ausgeschrieben aufführen wollte. Ich begnüge mich daher damit, nur noch einige beispiele von jeder gruppe zu geben und im übrigen zahlenmäßig die stellen festzulegen, in denen sich bei David zweigliedrige ausdrücke finden.

1) Zwei sinnverwante substantive: /*ein áffenheit und ein getiùsche*\ 334, 39. /*ein ánevanc und ein fòrme*\ 313, 32. Ferner 329, 1. 310, 19. 332, 36. 328, 35. 7. 333, 39. 338, 13. 327, 10. 314, 15. 325, 30. 322, 21. 317, 36. 327, 35. 318, 11. 310, 6. 311, 19. 312, 30. 321, 10. 314, 10. 320, 40. 322, 18. 313, 30. 320, 5. 309, 12. 315, 15. 310, 28. 319, 20. 337, 30. 318, 33. 336, 13. 311, 31. 316, 17. 325, 10. 329, 15. 332, 17. 321, 19. 340, 18. 337, 5. 336, 30. 318, 25. 317, 25. 324, 7. 330, 31. 311, 26. 315, 9. 322, 20. 315, 7. 8. 33. 310, 18. 339, 34. 312, 29. 315, 34. 340, 10. 310, 17.

2) Zwei sinnverwante adjective: *ébenhêr und èbengewaltic* 339, 8. *gúot unde getriùwe* 337, 15. *hœher unde mìcheler* 321, 22. Ferner 323, 20. 324, 18. 311, 8. 316, 28. 309, 28. 333, 40. 309, 14. 328, 20. 325, 28. 317, 3. 328, 32. 309, 27. 17. 334, 23. 318, 19. 16.

3) Zwei sinnverwante verben: *wie erz behálte oder gebèzzer* 314, 9. *bû'wen unde berü'sten* 316, 9. Ferner 334, 21. 324, 20. 326, 23. 323, 32. 325, 11. 318, 18. 310, 35. 311, 7. 310, 27. 330, 9. 322, 25. 319, 22. 321, 11. 326, 29. 319, 8, 326, 7. 311, 29. 310, 13. 312, 2. 315, 21. 327, 11. 321, 7. 340, 29. 334, 9. 320, 18. 330, 7. 324, 22.

§ 48. Bei solchen zweigliedrigen ausdrücken liebt es David, ein hilfsverbum zwischen die beiden glieder einzuschieben. Beispiele:

328, 32. sô vil si séltsæner ist unde müelicher.

318, 19. wie guote liute verkê'ret sint unde vervàllen.

309, 14. daz ez mûelîch sî und swære

336, 30. daz dar umbe alle geistlîche liute trügenære sîn unde glî'chsenære.

334, 23. als ob si únreht sî oder ùnganz.

324, 22. dâ inne elliu dinc gezílt sint unde beslòzzen.

Wollte man in diesen fällen das verbum wie im nhd. an den schluß stellen, so würde der wirksame contrast zwischen dem hochton des ersten gliedes und dem tiefton des zweiten zerstört. Man lese z. b. einmal: 328, 32 *sô vil si seltsæner und müelîcher ist.* Das wort *seltsæner* bekäme den hohen ton, und *müelîcher* müßte sich mit mittlerer tonlage begnügen. Dadurch ginge der wirksame ausklang verloren, der bei David dadurch zustande kommt, daß die melodie auf dem tiefen ton

des wortes *müelîcher* gleichsam wie in einem hafen landet. Wenn das *ist* noch nachgeschleppt käme, so wäre das gefühl des abschlusses und der befriedigung lange nicht in dem maße erreicht, wie es tatsächlich an der stelle bei David der fall ist. Man lese noch die andern angeführten beispiele mit nhd. wortstellung und überzeuge sich, wie auffällig harmonie und melodie in die brüche gehen.

§ 49. Dieselben beobachtungen, daß auch die stellung durch die melodie bedingt ist, kann man auch bei solchen sätzen machen, die nach dem allgemeinen gefühle als 'anakoluthisch gebaut' angesehen werden. Bei David finden sich ja wenig derartige constructionen, und meistens sind es noch dazu solche, die in der gesamten mhd. literatur verbreitet sind. Wo sie aber stehen, sind auch sie durch die melodie geboten. So verläßt oft der zweite teil eines zusammengezogenen nebensatzes die stellung des nebensatzes und nimmt die des hauptsatzes ein (vgl. Paul, Mhd. gr. § 346, a, 2):

323, 16. als diu räbelîn in dem neste, diu den munt alle zît offen habent gên dem himeltrôre, die wîle sie noch niht gevidert sint, unde ruofent nâch ir spîse.

Man versuche die stellung zu ändern und zu lesen *unde nâch ir spîse ruofent*, um zu beobachten, wie bei dieser 'richtigen' stellungsweise die melodie mit einem schlage verloren geht. Ebenso:

327, 25. alsô misserâte wir ofte ein guotez für ein bœsez, als der schelhe, der zwei siht für einez und ist dar an betrogen.

Ähnlich 328, 37.

Also auch bei diesen erscheinungen, die mehr der syntax als der stilistik angehören, gibt den letzten ausschlag die melodie. Das ist zum ersten male von Sievers ausgesprochen worden in seiner abhandlung 'Zur technik der wortstellung in den Eddaliedern' (s. 38). Speciell für die syntax der wortstellung ist es durch die arbeit von Klemm am ahd. Isidor in recht überzeugender weise nachgewiesen worden.

X. Das epitheton.

§ 50. Es mag auf den ersten blick verwundern, daß inmitten einer melodisch-stilistischen untersuchung auch das

epitheton einen platz haben soll. Muß es doch zunächst scheinen, als ob die melodie nur einfluß auf die formalen stilmittel wie parallelismus, antithese usw. haben könne. Und doch habe ich auch bei der betrachtung der epitheta die überzeugung gewonnen, daß auch ihre anwendung in vielen fällen mit der melodie in zusammenhang steht, daß sie oft nur gesetzt sind, um das unbewußte streben nach melodischer symmetrie und harmonie zu befriedigen. Das soll im folgenden gezeigt werden. Zunächst eine vorbemerkung zur verständigung:

Ich unterscheide zwei arten von beiwörtern: 1) solche, die zum verständnis unentbehrlich sind, die also gewissermaßen mit dem hauptwort einen neuen begriff bilden, z. b. *der tugentlîche mensch* oder *diu guoten werc.* Hier bezeichnet das attribut die gattung der guten menschen und werke im gegensatz zu den schlechten. Solche beiwörter bezeichne ich nicht als epitheta, weil sie in diesen fällen keine kunstmittel darstellen; sie müssen in jeder literarischen arbeit, auch der kunstlosesten, angewendet werden. Anders verhält es sich mit der nächsten art: — 2) solche, die zum verständnis entbehrlich sind, die als bloß schmückend und farbegebend zum hauptwort hinzutreten, also 'epitheta ornantia' im eigentlichen sinne. Sie finden sich bei David nicht gerade häufig. Wo sie aber stehen, würde ohne sie sehr oft die melodie auseinander fallen. Besonders gern trifft man sie am satzschluß an. Dort dienen sie offenbar der füllung der letzten welle und geben der cadenz raum, sich ruhig und getragen abwärts zu bewegen, damit der satz befriedigend ausklinge. Beispiel:

340, 31. als wir bedürfen daz man uns vertrage unser site,
unser ungedult, unser müelicheit,
unser [wunderlîche] tücke.

321, 27. Wie mac sich ein aschenhûfelîn gên dem ûf gerihten mit hôhvart,
vor dem himel und erde bidemt /gên sînem [êwigen] hêrtuom.\

328, 35. An den êren leit er smâcheit, anliegen, verkêret, spot, schande,
und als der bœste diep und mordære /einen schäntlîchen tôt.\

Um sich davon zu überzeugen, daß die epitheta tatsächlich von der melodie gefordert werden, lasse man sie einmal weg und versuche die stellen dann zu lesen (natürlich wie immer laut).

Auch folgende beispiele lese man zuerst mit den epithetis, dann ohne sie, um zu hören, daß sie tatsächlich für die melodieführung unentbehrlich sind:

338, 24. Wan si ist ein [eigniu] dienærinne oder ein [armiu] diern.

314, 13. als der nie honiges enbeiz,
den dunkent [dürre] holzbirn süeze.

335, 9. Jêsus ist ir selbe entreder.
Daz ist ir ein [grôziu] êre.

341, 2. unde zeigent, daz sie sîne junger sint
/unde sîniu [wol gerâteniu] schuolkint.\

324, 10. die wîle sie hie dâ mite gevangen sint
/in disem [tœtlîchem] lîbe.\

320, 15. ûzen ein [gemâltiu] horlade,
innen ein [vûler] schanthort.

Nicht nur in der schlußwelle, sondern auch in der mitte des satzes sind die epitheta wohl oft von der melodie gefordert:

324, 14. Uns ist als den, die in einem [engen] tällîn erzogen sint unde nie wîte gesâhen.

314, 30. Swer sich nû dar über wil überladen mit [swærer] bürde irdischer habe oder sich in den gemach legen will, den bestrîchet der vînt vil lîhte an dem âbende des tôdes.

317, 4. als der in einer [guoten] veste ist, der erschricket niht vor den reisæren.

329, 6. oder als ob ez ein troum gewesen sî oder ein gedanke oder ein [lîhter] wân, dâ von sich niemen betrüeben sol.

Andere beispiele 333, 30. 331, 26.

So fällt an stellen, an denen epitheta vorkommen, die melodie ohne diese epitheta auseinander.

§ 51. Eine darstellung der stilistischen eigentümlichkeiten eines autors darf sich natürlich nicht darauf beschränken, die engen zusammenhänge zu betrachten, die zwischen den verschiedenen stilerscheinungen und der melodie bestehen, so verlockend es auch sein mag, gerade diesen verhältnissen nachzuspüren. Die untersuchung darf nicht vergessen, daß es noch einige stilmittel gibt, die als solche nicht direct mit der melodie zusammenhängen. Es sind diejenigen, die ihren ursprung nicht unmittelbar der formellen äußerlichen stil-

gewantheit eines autors verdanken, sondern die mehr aus seiner phantasie, aus der bildenden gestaltungskraft seines geistes erwachsen, also vor allem metapher und gleichnis. Natürlich wird auch für jede metapher und für jedes gleichnis zu gelten haben, daß sie niemals in einem satze verwendung finden können, wenn sich die worte, durch die sie ausgedrückt werden, nicht der melodie des ganzen einfügen. Gerade fürs gleichnis hatten wir ja schon gelegenheit zu beobachten, wie eng es mit der melodie verbunden ist, und auch sonst konnten wir immer wieder von neuem die erfahrung machen, daß jeder satz, ja jedes wort sich im rahmen der melodie bewegen muß, und daß alles zerstörend und verderbend wirkt, was aus diesem rahmen herausfällt. So wird also auch für die anwendung der stilfiguren, die wir noch kurz betrachten wollen, die richtige einpassung in die melodie stets voraussetzung sein. Das lehrte uns ja noch eben das epitheton, auf das wir noch einmal zurückkommen müssen, um es nunmehr, nachdem wir die notwendigkeit seiner einfügung in die melodie erkannt haben, von der inhaltlichen seite zu betrachten.

I. Das epitheton von der inhaltlichen seite.

§ 52. Ich gebe zunächst ein verzeichnis der epitheta, die bei David vorkommen, und zwar habe ich für zweckmäßig gefunden, sie in folgender weise zu ordnen: 1) epitheta bei abstractis; — 2) epitheta bei concretis; — 3) epitheta bei personen.

1) Epitheta bei abstractis: *nâch betrogenem wâne* 335, 13. *der betrogen hôhvart* 333, 7. *gên sîner bittern marter* 328, 36. *die bœsen bekorunge* 313, 17. *von sînem brehendem glaste* 326, 9. *ir durnähte volbrâhtekeit* 321, 13. *sîn edeliu sêle* 333, 11. *ein edel tugent* 337, 23. *ein einvaltige forme* 326, 31. *gên sînem êwigen hêrtuom* 321, 27. *sîn heiligiu menscheit* 333, 12. *gotes heiziu liebe* 336, 23. *grôzen unsin* 318, 25. *die grôzen liebe* 332, 23. 323, 2. *ein grôziu êre* 335, 9. 333, 37. 327, 36. *an herter buoze* 316, 6. *der hôhen gotheit* 333, 25. *der hôhen êren* 338, 21. *îtel êre* 312, 24. 313, 9. 319, 13. 320, 36. 322, 1. 3. *îtelez lachen* 319, 2. *von sîner îteln betrogenheit* 322, 12. *mit îteler liebe* 337, 11. 13. *an îteler vreude* 318, 4. *der kleinvüegen sünden* 331, 27. *ein lîhter wân* 329, 6. *mit listlîcher gelîchsenheit* 331, 26. *sîn rîchiu güete* 341, 5. *einen schäntlîchen tôt* 328, 35. *der bœsen bekorunge* 313, 17. *der ungewærlîchen bekorunge* 337, 18. *mit unnützen worten* 319, 3. *ein valschez liepkôsen* 322, 20. *valscher êren* 322, 35. *ze vridesamer ruowe* 323, 11.

2) Epitheta für concreta: *dürre holzbirn* 314, 14. *mit der edeln salben* 334, 29. *in einem engen tällîn* 324, 14. *ein gemâltiu horlade* 320, 14. *in einer guoten veste* 317, 4. *in disem tœtlîchem lîbe* 324, 11. *ûz sînem süezen binvazze* 331, 2. *mit swærer bürde* 314, 30. *an unnützen mæren* 318, 5. *veste bürge* 316, 17. *ein vûler schanthort* 320, 15.

3) Epitheta für personen: *von den blinden heiden* 318, 39. *als der bœste diep* 328, 34. *der getriuwe heilant* 341, 6. *der getriuwisten vriunde* 332, 7. *die hôhen heiligen* 332, 4. 16. *wider einen sô hôhen künec* 332, 8. *sîner lieben muoter* 328, 17. *sîn reinistiu muoter* 318, 38. *diu sælige meit* 338, 26. *den tôrähten menschen* 322, 3. *die tôrahten liute* 319, 2. *der tœrsche mensch* 322, 17. *tœrsche liute* 337, 14. *von den ungeslahten jüden* 318, 38. *ein ungetriuwiu diebinne* 333, 30. *von den verdampten ketzern* 319, 1. *von dem vervluochten volke* 318, 38. *vor dem wîsen Salomône* 325, 19. *sîniu wol gerâteniu schuolkint* 341, 3.

Aus dem verzeichnis ergibt sich, daß bei David abstracta am häufigsten mit epithetis versehen sind. Das ist aber nicht in den epithetis begründet, sondern kommt einfach daher, daß Davids abhandlungen mehr abstracta als concreta enthalten, wie es ja der stoff mit sich bringt.

Am häufigsten kommt das adjectiv *îtel* vor, ein schönes charakteristicum für die asketische richtung der ethik Davids.

Was die personalepitheta betrifft, so schmückt David vor allem die person Jesu oder die der mutter Maria mit epithetis. Überhaupt gibt er seinem stil immer dann besondere farbe, wenn er auf die person des heilandes zu sprechen kommt.

Er redet von dem *getriuwisten friunde*, dem *getriuwen heilant*; ihn begeistern *sîn rîchiu güete*, *sîn edeliu sêle*, *sîn heiligiu menscheit*. Er beklagt *die bittern marter*, den *schäntlîchen tôt*, den er *als der bœste diep und mordære* erlitten habe.

Auch zur mutter Maria blickt er mit inniger verehrung auf. Das zeigen die ausdrücke *sîn reinistiu muoter*, *sîne liebe muoter*, *sîne arme muoter*, *diu sælige meit.*

Auf der anderen seite kargt David auch dann nicht mit epithetis, wenn er die ihm verhaßten ketzer in den mund nimmt. Wir wissen ja von ihm aus der überlieferung, daß er nicht bloß der milde und gütige lehrer sein konnte, sondern auch der leidenschaftliche gegner aller, die nicht zur kirche gehörten, vor allem der erbarmungslose inquisitor der ketzer, dem die grausamsten strafen für die ketzer angebracht erschienen, wie sein 'Tractatus de hæresi pauperum de Lugduno' zeigt. An der stelle 318, 37 seiner Sieben vorregeln schwelgt er ganz gegen seine gewohnheit geradezu in epithetis:

waz er scheltworte lîdet und sîn reinistiu muoter von dem vervluochten volke, den ungeslahten jüden, unde von den blinden heiden, unde noch lîdende wirt von den verdampten ketzern, die den rehten gelouben verkêrent unde die tôrahten liute verleitent nâch in ze der helle.

II. Vergleiche und metaphern.

§ 53. Der abstracte stoff, den David behandelt, verlangt eine reichliche verwendung von gleichnis und metapher, soll die rede nicht farblos und unverständlich werden, so daß der schlichte hörer nicht mehr zu folgen vermag. David ist der gefahr, abstract und dunkel zu werden, nicht unterlegen. Er hat die religiösen und ethischen vorgänge, von denen er spricht, sehr geschickt aus ihrer abstracten sphäre in den umgebungskreis übertragen, der dem hörer geläufig ist. Die vergleichungen sind sämtlich ausgezeichnet gewählt und treffen meist die sache, die veranschaulicht werden soll, ganz vorzüglich.

Also wofür David seine vergleichungen und metaphern verwendet, haben wir gesehen: für die abstracten religiösen und ethischen begriffe, mit denen er wirtschaften muß. Es bleibt die frage, woher er sie nimmt. Zunächst liefert ihm — das liegt für ihn ja nahe — die bibel viele seiner gleichnisse. Ferner gibt ihm die sphäre seines berufs, das schulleben, hier und da material. Aber auch anderswo hat er sich umgesehen: die umgebende natur, tiere, pflanzen, wasser, feuer regen ihn zu gleichnissen an, sodann der mensch, sein körper, sein haus, seine waffen. Nach diesen gesichtspunkten können die folgenden beispiele rubriciert werden.

1) Vergleiche aus der bibel.

§ 54. Wie einst an Eva, so tritt noch jetzt an den menschen die sünde heran:

313, 19 *Der êrste bœse gedanc, daz ist des slangen rât, der gæhe bœse gelust, der dar nâch slîchet, daz ist: sô loset Êvâ dem slangen unde disputieret mit im, ob si im volgen welle die wîle si mit dem geluste ringet. Dar nâch izzet si daz verboten obz* usw. — 312, 13 *Dem slangen sol man daz houbet zermüschen, daz sint die êrsten bœse gedanke, dâ mit er în dringen wolte, sô mac uns sîn vergift niht ertœten.*

Aus der bibel ist auch folgender allegorische vergleich entnommen:

312, 15 *Durch eine virwitze wil ein mensch etwenne einem schädelîchem gedanke mit herzen nâch luogen, und ê er sîn trouwe, sô ist er dâ mite versniten als Dînâ, diu durch virwitze ûz gienc ze schouwen diu lantwîp, biz daz sî Sichem zuhte unde beslief sî. Dînâ ist diu alwære sêle, diu* usw.

Alle die ehrgeizigen ideen, die sich der mensch in den kopf gesetzt hat, sind (313, 6) *diu gemâlten apgote, diu der wîssage sach in dem tempel, dâ billich wan heiligiu dinc inne solten sîn.*

Der mensch soll diese hoffärtigen gedanken von sich scheuchen, wie einst Abraham die vögel, die ihm sein opfer verderben wollten (313, 14).

Wie Abraham und Lot sich nicht mehr vertragen konnten, als die zahl ihrer herdentiere zu groß war, so entzweit sich der mensch in sich selbst, wenn er zu viel begierden in sich aufkommen läßt (315, 3).

Diese wahrheit dem menschen einzuschärfen, ist David so wichtig, daß ihm die allegorische ausdeutung der geschichte Abrahams und Lots noch nicht genügt, er bringt noch ein anderes gleichnis aus dem alten testament: 315, 8 *Alsô mohte Jâkob und Êsau die erde niht bî einander bevâhen von ir vihe unde von ir rîchtuome, und wurden gescheiden.* Gegen die versuchungen müssen wir vorkehrungen treffen wie der kluge könig Josaphat (316, 16).

Wer die zeit, die ihm zum heile gegeben ist, versäumt mit irdischen dingen, den überrascht der tod (314, 32) *als den rîchen in dem êvangêliô, der sînen stadel wîtete, daz er deste mêr möhte bevâhen guotes und êren und irdisches gemaches.*

2) Vergleiche aus dem schulleben.

§ 55. Für David, den lehrer, der sich seinem berufe mit liebe und hingebung widmet, liegt es nahe, das religöse leben mit der schule zu vergleichen:

310, 26 *Wan aber geistlîch leben ist ein tugentschuole, sô merke, wie man dar inne leben oder lernen süle.*

Der heilige geist wird personificierend der *lêrære* des geistlichen lebens genannt.[1])

Jesus hat das beispiel der tugend (326, 14) *ûf erde brâht von der himelschuole. Sîniu wort, sîniu werc sint allez tugentletzen.* Jesus ist der *schuolmeister* (326, 24), und die christen sind seine *schuolkint* (326, 22. 329, 15. 341, 3) oder seine *schuolære* (326, 23), seine *lernkint* (330, 37), auch seine *lêrjunger* (326, 20). Die christen unter sich sind *schuolgenôze* (339, 10).

---

[1]) Ich fasse die personificierung deshalb mit unter den begriff 'metapher', weil sie ja nichts anderes ist als die übertragung eines außermenschlichen dinges oder vorgangs ins menschliche.

3) Vergleiche aus der natur.

a) Vergleiche aus der natur allgemeiner art.

§ 56. Je besser der mensch seine sieben tugendregeln lernt, desto besser wird er auch das andere verstehen lernen, das zum leben eines rechten christen gehört:

311, 2 *wan sô er ie vürbaz kumt, sô er ie vürbaz siht, als der einen berc ûf klimmet.*

Wer geduld im herzen trägt, der kann immer ruhig und getrost sein (317, 5), *als der gên dem winter gewarnet ist, den machet daz ungewiter niht trûric.*

Wer aber nicht nach tugenden strebt, der ist gleich einem faulen landmann: 311, 36 *der træge wolte durch den vrost niht ern, dâ von wirt er ze sumer betelnde und man gît im niht. Daz ist alsô bediutet: durch den vrost des urdrutzes wolte der træge niht nâch tugenden werben, dâ mite sîn sêle gespiset würde unde gekleidet; dâ von wirt er betelnde, sô der heilige sumer kumt nach dirre werlde winter, so gît man im niht ...*

Besonders schön ist folgendes gleichnis: David spricht davon, daß man nicht wähnen solle, daß der umkreis irdischer gedanken weiter sei als religiöse betrachtungen, weil uns alltägliche unnütze gedanken mannigfaltiger zufließen als gute. Und er sagt weiter (324, 14): *uns ist als den, die in einem engen tällîn erzogen sint und nie wîte gesâhen: die wundert, wie den wîten landen sî, dâ man ze ende niht gesehen kan von der wîte.*

b) Vergleiche aus dem tierleben.

317, 10 *diu zunge ist vergiftic in zorne als diu wisele; dar umbe sol man sî în sliezen sô si eiter treit, daz si iemen hecke.*

Der zorn wird mit einem bären und mit einem tollen hunde verglichen: 317, 15 *lâ dir endanc sîn, ob der ber gestillet sî, und hetze in niht anderstunt einem andern ze leide ûf dîn selbes vreise, wan der tobige hunt bîzet den hêrren als schiere als den vremeden.*

Die ehre, die der reichtum bringt, ist völlig wertlos; denn wenn die freunde den reichen ausgenützt haben, so verlassen sie ihn (322, 24) *als die hunde unde die gîre die dem âse nâch ziehent; swenne ez aber gar benagen wirt, so lâzent sie ez ligen unde dorren.*

In uns selbst ist nichts gutes (323, 14): *Dar umbe bedürfe wir, daz wir alle zît im warten gên der gnâden hant, als daz kint ze der muoter und als diu räbelîn in dem neste, diu den munt alle zît offen habent gên dem himeltrôre, die wîle sie noch niht gevidert sint, unde ruofent nâch ir spîse.*

Wenn wir nicht achten, wie gut es gott mit uns meint, so betrüben wir ihn schwer; denn jedes hündchen fühlt sich gekränkt, wenn sein cumpan sich von ihm abwendet: 323, 2 *ez andet ein hundelîn sô ez sînen kunden an siht, ob er sîn keinen war tuot.* Und David fährt fort: *Ez ist ein grôziu unzuht, sô der hêrre mit sînem knehte iht ahten wil, ob er im danne den rucke kêret unde gämelt mit einem affen.*

Wenn uns jemand durch böse worte beleidigen will, so achten wir nicht darauf; wir lassen ja doch auch (316, 24) *gense und aglistern gên uns schrîen und hunde bellen und ahten des niht, wan ez uns anders niht geschaden mac.*

c) Vergleiche aus dem pflanzenreiche.

Die guten werke gebären immer neue freude an andern guten werken aus sich selbst heraus (311, 19): *als daz krût unde die böume, die got alsô geschuof, daz ir iegelichez sînen sâmen in im selben bræhte, dâ von ez sîn geslähte mêrte. Daz swelche krût ist vûl nâhen und gît bœsen gesmac in dem hûse.*

Auch die sünde wird mit einem baume verglichen: 332, 6 *sie sâhen mêr die wurze an denne die este der sünden.*

Ein treffliches gleichnis findet sich 314, 11: wer die weltlust der freude an der tugend vorzieht, der ist *sam der die slêhe von dem dorne izzet, wan umbe ein kleinez gelustelîn stechent in vier müedorne. Daz im dâ mite wol ist, daz ist dâ von daz er niht süezers hât erkant, als der nie honiges enbeiz, den dunkent dürre holzbirn süeze.*

d) Vergleiche aus dem reiche der elemente (wasser, feuer usw.).

Recht anschaulich und treffend wirkt der vergleich der sünde mit einem stoffe, an dem das höllenfeuer sich sättigen kann: 314, 20 *Diu helle ist in der erden und ouch daz vegeviwer; dâ brinnet niht inne wan erde, daz sint irdische sünde, die von irdischer liebe anklebent. Sô denne daz viwer sîner materje ie mêr an dem menschen vindet, sô ez ie girlîcher sich dar an heftet.*

Besonders der zorn wird mit einem zerstörenden feuer verglichen: 317, 8 *sweic und erstecke den zorn in im selben, daz er iht ûz slahe unde daz hûs iht brenne unde die andern ouch iht enzünde. Und* 317, 13: *wenne er denne gesenftet wird, sô schiup in gar von dir, daz sich von den vunchen ein ander râchehitze iht enzünde.*[1])

319, 3 *Als daz wazzer dem viure, alsô ist verlâzenheit der andâht.*

Hier kann auch der vortrefflich gewählte und ebenso durchgeführte vergleich 319, 36 seinen platz finden: *Wan dem herzen ist als dem wallenden havene, der über sich ûz wallet, sô sîn dannoch ein guot teil lære ist; giuzet man ein wênic öles dar în, sô sitzet der wal nider unde wallet senftlîcher, swie doch mêr hitze habe in im danne dâ vor, von des öles kraft. Alsô ist daz herze ungeruowet unde vihtet ûz im selben mit hôhvart, swie ez doch îtel sî unde lære tugende. Würde ez aber begozzen mit dem smalze oder mit dem öle des heiligen geistes, sô sæze ez nider mit diemuot und hiete sterker hitze minne unde gerunge ze gote, doch mit mêr senfte.*

Eine sehr kräftige wirkung hat folgendes gleichnis, das aus ähnlichem anschauungskreise wie das vorige erwachsen ist: wenn ich einen menschen wegen seiner guten werke bewundere und plötzlich entdecken muß, daß

[1]) Die metapher *enzünden* findet sich auch 325, 10. 334, 1. 2. 338, 23.

er sich selbst in seiner frömmigkeit gefällt (321, 37), *zehant sô erlischet mir mîn vreude, die ich vor gên im gehabet hân ... als der dem wallenden havene ein kaltez wazzer în giuzet.*

Und der vergleich genügt David noch nicht, um die jähe entwertung der guten werke durch selbstgefälligkeit auszumalen. Er greift noch zu einem andern, und zwar wählt er ihn aus einer sphäre, die ihm als kleriker naheliegt: 321, 40 *Als daz wîrouch sînen edelen smac vliuset, sô ez flamme gît, alsô vliesent guotiu werc tugende smac, so sich ître êre dar zuo mischet mit willen.*

Das licht mit seinem glanze und seiner reinheit wird in mehreren gleichnissen dazu verwendet, die idee des göttlichen nahezubringen: 337, 7 *Alle vleischlîche gelüste müezen vliehen, swâ gotes liebe în vliuzet, als diu vinster vor dem sunnenschîne.* — 324, 36 Gott hat sich zu uns geneigt mit seiner menschheit, weil wir ihn in der gottheit noch nicht erkennen können *als ein lieht in der laterne verborgen, daz ez den brœden ougen deste verträgelîcher sî, biz sie geheilen.* — 326, 3 Jesus ist ein *spiegel der volkomenheit.* Je öfter der mensch sich diesen spiegel vorsetzt, *ie vollec-lîcher* wird er *von sînem brehendem glaste erliuhtet* (326, 6).

4) Der mensch in den vergleichen.

a) Personification.

§ 57. Mitunter werden die guten und bösen eigenschaften des menschen personificiert:

333, 30 *alsô ist hôhvart ein ungetriuwiu diebinne, diu von ir hêrren guote stilt, dâ sie sich mite zieret und êre koufet, der sî niht bestêt.* Ähnlich 334, 25.

Die demut dagegen ist (338, 20) *der tugende behalterinne, der genâden erwerberinne, der hôhen êren im himele verdienerinne, der engel gesellîn, gotes nachvolgerinne, der wârheit jungerinne, der minne enzünderinne.* — 314, 6 *Diu werlt ist ein müelîch lêhnœre.*

b) Der menschliche körper in den vergleichen.

Jesus wird mehrfach das *houbet* und die christen werden seine *lider* genannt (333, 20). Ebenso 339, 38. Dort wird der vergleich noch weiter ausgespannt: *Jêsus Kristus ist unser houbet unde wir kristen sîniu lider. Swaz man dem vuoze tuot, daz ist dem houbete getân; swaz man dem kinde tuot, dâ betrüebet man die muoter mite.*

Deshalb sollen wir mit unserm nächsten lieb und leid teilen; denn (340, 3) *sô dem vuoze wê ist, sô söchent älliu lider mit im unde bleichent. Sô der munt izzet, sô werdent älliu lider kreftic.*

Deshalb soll man auch dem nächsten vergeben und ihn nicht verstoßen, auch wenn er schwer gesündigt hat, und soll ihm seine böse tat nicht vergelten; denn (340, 34) *ein gesundez lit übertreit daz sieche mit im unde lîdet ez gerner denne ez iz verwurfe. Ich lîde gerner ein lamez bein, denne ichz lâze abe houwen* usw.

Gott sollen wir (324, 37) *mit zwein armen an uns halsen: mit gebete und mit reinen gedanken.*

Auch das *herze* wird personificiert gedacht. Man soll gott alle zeit vor *des herzen ougen* haben. Geistliche liebe sieht man mit der *sêle ougen* (337, 28).

Hierher gehören auch: 315, 25 *der mit buoze gewaschen wirt, der ist ouch rein.* — 316, 13 *sô diu nôt ûf dem rucke iezuo lît* (übrigens eine im mhd. gebräuchliche metapher). Wie schon bei den beispielen 340, 3 und 340, 34 spielt die krankheit des menschlichen körpers hier und da eine rolle in den gleichnissen. So 321, 9 *lîhte valle wir, müelich kome wir ûf als der betterise ...*

Die seele, die einer lockenden begierde halb widersteht, halb folgt, ist (312, 22) *als der sieche, der dem trinken nâch luoget daz im der arzât verboten hât.*

327, 25. Wir urteilen oft falsch, sehen ein gutes für ein böses an *als der schelhe, der zwei siht für einez und ist dar an betrogen.*

c) Des menschen haus und wohnung in den vergleichen.

Das menschenherz wird mit einem wohnhaus verglichen: 340, 15 *allen den jâmer ..., den samne allen in dînes herzen spitâl.* — Jesu herz war (333, 12) *der wîsheit triskamer.* — Die eigenschaften des menschen wohnen im herzen (334, 25). — Christus soll im herzen einzug halten können; deshalb sollen wir ihm nicht (317, 25) *daz hûs vor verrünen mit unvride unde mit unminne.* Denn zu den lieblosen leuten (317, 27) *wil er niht geladen sîn in eine herberge. Sîn ruowestat ist in dem vride; swer denne mit unvride lebet, in des herzen mac er niht ruowe haben.*

Auch der heilige geist hat seine wohnung im herzen: 317, 36 *ietwederz ist sîn hûs unde sîn wonunge. Dâ von verstôz den wirt niht ûz sîner herberge.*

Ein andermal ist gott nicht der gast, der ins haus einkehrt, sondern — poetischer — der sonnenschein, der hineinfließt: 323, 18 *Sô daz venster verschoben ist, sô mac der sunne schîn dar în niht vrîlichen gevliezen, sô ist daz hûs kalt unde vinster. Alsô geschiht uns: sô wir daz venster ...* usw.

Ja sogar mit einem bienenkorb wird das herz verglichen, in dem der heilige geist sich niederläßt, wenn wir ihn *mit deheinem râcherouche ûz sînem süezen binvazze vertrîben* (330, 40).

d) Des menschen waffen und kriegshandwerk in den vergleichen.

Die kämpfe des willens mit den bösen gedanken und begierden vergleicht David recht plastisch und anschaulich mit dem leben im kriege: 312, 10 *swer den vînden niht vaste widerstêt, sô sie în dringent, sô werdent sie sô kreftic vil schiere daz sie den wirt bindent unde die burc besitzent.* — 316, 9 *Man sol die burc bûwen unde berüsten die wîle ez noch vride ist, und sol vor dem kamphe schirmen lernen und sol sich vor wâfenen, ê daz die vînde zuo sprengen; man mac anders wol sigelôs werden unde die burc verliesen.*

317, 4. Wenn wir geduld besitzen, so sind wir so ruhig und unerschrocken *als der in einer guoten veste ist, der erschricket niht vor den reisæren.*

Schön durchgeführt, auch nicht ohne poetische stimmung, in fast elegischem tone vorgetragen ist der vergleich des menschenlebens mit der flucht eines mannes, der den nachsetzenden feinden noch vor abend entgehen muß: 314, 27 *wir sîn hie ûf einem wege zuo einer snellen durchverte und wir haben hôch ze stîgen gên himele. Darzuo ist uns der zît vil gekürzet gên dem âbende, dar über jagent uns die vînde nâch alle zît mit grimme. Swer sich nû dar über wil überladen mit swærer bürde irdischer habe oder sich in den gemach legen wil, den bestrîchet der vînt vil lihte an dem âbende des tôdes.*

Ungeduld und lieblosigkeit sind *gotes vînde* (317, 27).

Die demut wird mit einer ritterrüstung (319, 20) oder mit einer waffe verglichen, die der christ als 'ritter Christi' tragen soll, wie es uns *unser herzoge Jêsus Kristus gebôt* (319, 29). (319, 24) *Swer sînes wâfens niht tragen wil, der verlougent sîn ze einem hêrren, und wan er niht wil sîn riter sîn, so wirt im ouch sînes soldes niht.*

Die bösen worte, die andere uns sagen, sind wie *schôzbölzelîn* (315, 35), eine gemeine handlung, die man uns antut, gar wie ein *kolbenstreich. Dâ wider bedürfe wir der gedult schiltes* (315, 35).

Wir sind aber nicht geschickt genug, diesen schild der geduld ordentlich zu führen, wie David in 315, 38 wiederum recht plastisch ausmalt: *Uns geschiht ofte als den, die strîtes ungewon sint: ê sie den schilt rehte vür gevazzent, sô ist in daz tref worden von ir unbehende. Als ist uns. Ê wir uns betrahten nâch der gedult . ., sô sî wir wunt worden von ungedult.*

Mit vorliebe werden böse worte als stichwaffen aufgefaßt, die aber nichts schaden (316, 23), *der sich selben dâ mite niht stichet.* So auch 330, 33. — Wenn ich mich aber doch unnötigerweise von einem worte aufreizen lasse, so bin ich töricht (316, 35), *als der sich ze wer wider den vînt setzet âne nôt.*

Wer sich eitlen wahnvorstellungen hingibt, der ist (312, 38) *als der sînen schaten anvihtet.*

§ 58. 5) Es bleibt noch eine anzahl von vergleichen, die sich schlecht nach den gebieten, denen sie entnommen sind, rubricieren lassen. Nur zwei große gruppen lassen sich noch ausscheiden. Viele gleichnisse dienen dazu, den wert oder die wertlosigkeit eines dinges anschaulich zu machen.

a) Vergleiche für wertvolles.

Es handelt sich bei David natürlich immer um geistige werte. Die tugend wird als schatz angesehen und das los der menschen als trostlos, die diesen schatz nicht besitzen (318, 21): aber *der barmherze ist vil schiere rîche worden tugende unde himelisches lônes; älliu werc sint sîn zinsacker unde sîn zol* (340, 9).

Geistliche liebe ist ein so zartes ding, daß es nicht vorsichtig genug behütet werden kann: *als man* (337, 25) *elliu edeliu dinc in grôzer huote spulget ze halten, als edele vrouwen, edeln schatz, edliu buoch.* — 338, 1 *swenne der geistlîche mensch sich selben rehte durchsiht, daz daz ein alsô hôhiu gesiht sî nâch dem nutze, als ob er Seraphîn sweimte mit der betrahtunge.* — 337, 33 *Swen man geistlîchen liep hât, den sol man minnen, als den sark, dâ heiltuom inne ist: daz wære ungevęllic, der dar ûz machte eine tockenlade.*

b) Vergleiche für wertloses.

Besonders den menschen und alles, was er tut, liebt David als schlecht und minderwertig hinzustellen. Er will dadurch nachdrücklich zur demut mahnen, die ihm ja als eine der vornehmsten tugenden gilt. Um das ziel zu erreichen, scheut er auch vor den drastischsten vergleichen nicht zurück. Der mensch ist ihm ein *misthaven*, alles, was er tut, ist *wurmic*, er ist ein *aschenhûfelîn*, ein *stöubelîn* usw. (321, 25. 27. 331, 36). 320, 12 *Daz wir iezuo sîn, daz ist ungœbe, ein misthaven, der von horwe ist und ouch mist in im behaltet, ein ursprinc alles unvlâtes, der ze allen steten ûz diuzet, ein suhtbrunne; ûzen ein gemâltiu horlade, innen ein vûler schanthort.* — 320, 35 *Dar zuo, daz selbe daz wir dâ tuon, daz ist alsô wurmic von slêwekeit, von urdrutze ...*

Was wir gutes tun, das ist (320, 24) *als ein bône gên einem berge dâ wider und er umbe uns verdienet hât.*

Wir sind gegen die heiligen (321, 14) *als die höuschrecken gên den risen.*

Uns menschen ist (333, 1) *allez angelihen, als der zeinem spile ein vremedez kleit entnimt, dâ inne er zeiner kurzen vrist erschîne und ez dem lêhnœre wider gebe, swenne erz wider voder.*

Wir verkaufen durch unsere hoffart die gnade gottes *umbe ein helwert valscher êren* (322, 35).

Recht anschaulich, fast mit humor gewürzt, ist der vergleich eines *torähten menschen*, dem *dunket er sî, des er niht ist*, mit einem *dem troumet, wie er ze wirtscheften geladen sî: sô er denne zuo siht, sô lît er hungeriger in dem bâhte* (322, 4).

c) Verschiedene andere gleichnisse und metaphorische ausdrücke.

Besonders gern — das bringt das streben nach anschaulichkeit und deutlichkeit mit sich — werden die abstracten begriffe herz, geist, seele und ihre tätigkeiten durch metaphern und vergleiche umschrieben.

In der *geistlîchen werlt* sollen sich *die lûtern geiste erswingen und erwîtern und denne über sich vliegen in die hœhe* (324, 20).

Die seele *ruowet*, sie ist (323, 34) auf gott *gebrouchet als ein insigel ûf sînem stempfel.*

Das herz *mâlet* dem menschen, *wie er ein prêlât sî* (312, 25).[1]

---

[1]) Die metapher *mâlen* findet sich auch 313, 8. Daß das wort *mâlen* aber nur noch wenig als metapher empfunden wird, sieht man an folgender

Den geist des herrn soll der christ *in sich trinken* (330, 19). **Maria** *tranc in sich die süeze sîner worte* (335, 1).

Jesus *spîset* den menschen *mit im selben* (339, 20).

Die sünden werden gewissermaßen zu kleinen geisterhaften wesen, die auf verbotenen pfaden gehen und durch kleine spalten und löcher verstohlen ins herz schlüpfen: 331, 25 *sîner untugende diepstîge.* 331, 27 *die kleinvüegen sünden slouflöcher.*

Irdische sorgen hindern die menschen an der seligkeit (315, 23), *wan sie klebent in an als der lette und unsûbernt unde swærent in die vedere, mit den sie solten ze himele vliegen.* Andere gleichnisse und metaphern: 310, 33. 311, 22. 315, 1. 319, 31. 320, 15. 323, 37. 326, 11. 333, 7.

Wie lebhaft sich David in seine gleichnisse hineindenkt, sieht man daran, daß er die partikel *als*, mit der er die vergleichung gewöhnlich einleitet, mitunter über der lebhaftigkeit des angeschauten gleichnisses vergißt (vgl. Meyer a. a. o. s. 84). Er gerät damit in dieselbe anakoluthie, in die auch Homer bei seinen gleichnissen oft verfällt (vgl. Ilias 11, 113 f. ὡς δὲ λέων ἐλάφαο . . . 116 ἡ δ'εἴ πέρ τε τύχῃσι . . .). Beispiele bei David finden sich: 322, 24 *als die hunde unde die gîre, die dem âse nâch ziehent; swenne ez aber gar benagen wirt, sô lâzent sie ez ligen unde dorren.* Ebenso 322, 4.

6) Vergleiche, die sich der hyperbel nähern.

§ 59. Einige gleichnisse dienen dazu, incommensurable überirdische dinge durch irdische größenverhältnisse zu veranschaulichen. Sie kommen der figur der hyperbel nahe, sind aber keine eigentlichen hyperbeln; denn für die hyperbel wäre ja voraussetzung, daß der vergleich bis ins unmögliche und unwahrscheinliche gesteigert würde. Für David sollen die vergleiche aber wirklich vorhandene unermeßliche überirdische dinge veranschaulichen und nicht übertreibungen sein:

321, 21 Gottes *übermagenkraft, diu ist über elliu dinc, diu ie wurden, tûsentstunt hœher unde micheler, denne ein siuren ouge gên tûsent werlden mit allem dem, daz dar inne ist und dar ûfe mit himele und mit erde.* — 320, 24 Die guten werke des menschen sind als *ein bône gên einem berge dâ wider und er umbe uns verdienet hât.* — 312, 33 *Ich wæne, daz die oberisten kœre alse hôch sîn über die nideristen an den êren, als die künige über die knehte hie sint, und lîhte mêr.*

Andere wirkliche hyperbeln finden sich nicht. Das liegt ja in der natur Davids, er ist viel zu ruhig und maßvoll, als daß wir überschwengliche und übertriebene ausdrücke von ihm erwarten könnten.

---

katachrese: 326, 25 *Swie aber niemen mit worten künne . . . keine tugent . . . in daz herze gemâlen als diu ölunge des heiligen geistes.*

III. Die übrigen tropen.

§ 60. Beispiel für metonymie habe ich nicht entdecken können. Als synekdoche könnte man den ausdruck *zehenstunt* in 331, 39 bezeichnen: *er enwære vil lîhte zehenstunt dancnæmer unserm hêrren.*

IV. Das beispiel.

§ 61. Dem gleichnis ähnlich ist das beispiel. Meyer sagt a. a. o. s. 155: 'wenn das gleichnis den einzelfall zur allgemeinheit erhebt, so macht umgekehrt das beispiel das allgemeine an einem einzelfall deutlich'. Auch David bedient sich seiner manchmal, um der abstracten rede eine wendung ins concrete zu geben und an dem historischen einzelfall seine allgemeinen lebensregeln klar zu machen:

313, 12 *Disiu apgote sol der mensch elliu zebrechen unde zestœren, als Ezechias tet und Jôsias in allem sînem rîche.* — Anderes beispiel: die menschen suchen oft anderen ihre frömmigkeit übel auszulegen. So war das schon (334, 28) *dô Marîâ unserm hêrren sîn houbet begôz und sîne vüeze mit der edeln salben.*

V. Die allegorie.

§ 62. Die allegorie läßt sich gerade bei den kirchlichen schriftstellern der zeit Davids vom gleichnis kaum trennen. Schon manche der besprochenen gleichnisse, besonders der biblischen, kamen in ihrer art der allegorie nahe. Ich führe hier noch zwei stellen an, an denen sich besonders ausgeprägte allegorie findet:

325, 15 *Disiu siben regelîn mügen bediuten diu siben jâr, diu künec Salomôn daz tempel bûwete ze Jêrusalêm nâch sînes vater Dâvîdes lêre, der im die koste ouch dâ zuo gap . . . Und als niemen vor dem wîsen Salomône mohte daz tempel volbringen, alsô ist niemen wîse geistlîcher wîsheit, der disiu sibeniu niht hât . . . Swer sie ouch gewinnet, der hât die koste, dâ mite er gote ein geistlîch tempel machet in im selben.* — Eine allegorische deutung auch 328, 7 *ezzich unde gallen bôt man im in spotte, daz bezeichent scharpfiu wort unde bittriu herze.*

Es bleiben nunmehr noch einige kleinere stilmittel zu betrachten, zunächst

VI. Das deminutivum.

§ 63. Das deminutivum, das nicht nur eine geringe quantität eines dinges ausdrückt, sondern auch dem stil eine gewisse herzlichkeit gibt, findet sich hier und da bei David und zwar besonders an stellen, wo aus seinen worten eine gewisse wärme klingt.

323, 16 *als diu räbelîn in dem neste, diu den munt alle zît offen habent gên dem himeltrôre, die wîle sie noch niht gevidert sint, unde ruofent nâch ir spîse.* — 324, 14 *Uns ist als den, die in einem engen tällîn erzogen sint und nie wîte gesâhen: die wundert, wie den wîten landen sî, dâ man ze ende niht gesehen kan von der wîte.* — 328, 24 *daz gewändelîn.* — 323, 3 *ein hundelîn.* — 325, 16 *disiu siben regelîn* 314, 12. 315, 36. — Über die ausdrücke *aschenhûfelîn, stöubelîn* vgl. § 58 b.

VII. *Dû* und *ich*-stellen.

§ 64. Überhaupt zeugt Davids stil von einer gewissen innigkeit. Die ganze art seines verkehrs mit seiner hörerschaft ist auf einen herzlichen ton eingestellt. Wir sahen ja schon eingangs, wie sehr seine redeweise darauf angelegt ist, enge verbindung zwischen ihm und seinen hörern herzustellen. Damit stimmt überein, daß er seine leute mit dem herzlichen *dû* anredet und seine eigene person nicht steif zurückhält, sondern sie hier und da durch ein *ich* hervortreten läßt (solche *ich*-stellen finden sich 312, 33. 311, 31. 338, 15. 337, 39. 40. 340, 13). Er spricht nicht immer allgemein 'der mensch muß das und das tun', sondern wendet sich an jeden einzelnen persönlich, ihm gewissermaßen fest ins auge sehend:

327, 19 *lâz einen ieglîchen sîn dinc ahten . . . und schaffe dû mit gote dîn dinc.* — 333, 5 *sihstû nû, wie uns diu rehte wârheit wîset ze der rehten diemuot.* — Ähnlich 317, 12. 310, 15. —

Auch erhebt er sich nicht stolz und selbstgerecht über seine zuhörer, sondern stellt sich mit ihnen auf gleichen standpunkt, als mensch gegen menschen.

Wenn er von sünden spricht, so sagt er nicht 'sie tun dem menschen viel schaden', sondern (311, 9) *sie tuont uns vil schaden.*

Und wenn er seine hörer einen gedanken besonders kräftig mit erleben lassen will, so greift er zur

VIII. Rhetorischen frage.

§ 65. Davids fragen haben fast alle negativen sinn und dienen in dieser form dazu, der hörerschaft die sinnlosigkeit und vergeblichkeit eines gedankens oder vorhabens klar zu machen.

329, 23 *Ist dir ein ander mensch vînt, waz ungemaches ist dir daz, daz er bî im in sînem herzen treit? Wâ rüeret dich denne sînes herzen übele? . . . Sprichet er dir iht leides . . . wâ hât dich daz troffen? an houbete oder an rucke oder wâ?* — 321, 25 *wie mac sich ein aschenhûfelîn gên dem ûfgerihten mit hôhvart, vor dem himel und erde bidemt gên sînem êwigen hêrtuom?* — Ferner 319, 2. 318, 25. 317, 24. 309, 12. 318, 20. 336, 40. 333, 13. 335, 36. 333, 16.

Positiven sinn haben nur 318, 18 und 322, 32.

§ 66. Wie die rhetorische frage einer gewissen erregten stimmung entspringt, so erwächst auch

IX. Der ausruf

einem einigermaßen bewegten gemütszustand (beispiele 330, 40. 333, 30. 338, 14). Aber er findet sich nicht häufig bei David; denn Davids stil bewegt sich eben zum großen teile in ruhigen, gemessenen bahnen, die ihn von allzu heftigen reizungen der affecte fernhalten. Aus demselben grunde findet sich auch das stilmittel bei David nicht, das nur im augenblicke besonderer erregtheit entstehen kann: die ellipse.

§ 67. Es bleibt nun noch übrig zu untersuchen, ob alle diese stilistischen erscheinungen, die wir so ausgeprägt in den ersten beiden tractaten fanden, auch im dritten wieder auftauchen.

1) Auch im dritten tractate begegnet uns häufig der parallelismus, das lieblingsstilmittel Davids, und zwar wie in den ersten beiden stets im bunde mit dem parallelismus der melodieführung. Das lehren folgende beispiele:

348, 3. . . . /der uns die wî'le kürzet\
/unde die árbeit sènftet\
/unde die hérberge berèitet.\

vgl. damit (§ 26, 3, s. 400):

311, 16. /Daz sie daz hérze ervreùent\
/unde den gedíngen krèftigent\ *usw.*

345, 2. .... der mâle in sînem herzen an einer ieglîchen tugende
/die güetlîchsten gebærde\
/die zûhtigisten gelæze,\
/die díemüetigisten sìte,\
/die durnä'htesten gewònheit.\

346, 6. dû woltest ouch widerwarten haben,
/die dir dîne réde verkê'rten,\
/dîniu wérc und dîniu zeichen beschùlten,\
/dîn geslä'hte versmâ'hten,\
/die dich umbe gúotiu dinc alle zît æhten.\

343, 13. .... daz wir ze vihe worden sîn
/mit vîchlîcher begìrde\
/und mit sûntlîchen siten\
/unde mit úngewizzener verstàndenheit.\

344, 37. ... daz beidiu
/den hœhsten hô'he wære,\
/unde den kránken niht ze schiùhlîch.\

346, 14. /.... Úngemach ist dem guoten mènschen\
/als diu vî'le dem î'sen\ ...
/und als daz grábîsen dem gòltvazze.\

vgl. damit (§ 26, 2, s. 400):

319, 3. /Als daz wázzer dem viùre\
/alsô ist verlâ'zenheit der àndâht.\

343, 30. /Unde mit dîner lê're zeigtest dû uns den wèc dar,\
/mit den zeíchen zeigtest dû uns daz dû gòt bist.\

Das letzte beispiel lehrt uns, daß wir auch im dritten tractat zweierlei finden, das uns in den ersten beiden auffiel: 1) zur verstärkung des parallelismus ist wortwiederholung verwendet; — 2) mitunter werden einzelne satzstrecken im murmeltone gesprochen, gegen den sich die mit vollstimme hervorgebrachten hauptbegriffe kräftig abheben. — Anderes beispiel für wortwiederholung im parallelismus: 346, 36.

2) Auch die anaphora treffen wir in 'Christi leben unser vorbild' wieder mit allen den eigentümlichkeiten, die wir

schon in den ersten beiden teilen an ihr kennen lernten; und zwar bietet der 3. tractat eine ganz außerordentlich ausgedehnte anapher:

345, 12. /Wie únverdrozzen dû wære\ ...
/wie dir niht versmâ'hte\ ...
/wie nô't dir was\ ...
/wie dû die sǘndære niht enschiuhtest\ ...
/wie dû níemen liepkôstest durch sîne gâbe\ ...
/wie dû dich húotest,\ daz ...
/wie dir elliu gî'tikeit widerzæme was\ ...,
/wie mílte dîn herze was\ ...
/wie kiúsche dîn ezzen waz\ ...
/wie gǘetlich dîn anblic und dîn gebærde wâren\ ...
/und wie süeze und güetlich dîniu wort wâren;\
/wie nimmer únnütz wort ûz dînem munde kom,\
/wie nimmer spótwort ... von dînem munde kom;\
/wie dû dich in einem sénften süezen ... ernste alle zît hieltest;\
/wie dû dich huotest vor árcwân\ ...
/wie gar gedúltic dû wære\ ...
/und wie gǘetlich und wie stille dû swige\ ...
/wie dû dich lieze vǘeren\ in einer dürnînen krône ...
/wie gehô'rsam dû in wære,\
/wie dû dich entnácken lieze\ ...
/wie gǘetlîchen dû umbe dîne vîende bæte;\
/wie gar gedúltic dû wære,\ ...
/wie sénftlich und güetlich dû daz lite\ ...
/wie dû allez ǘbel hazztest\ ...

Trotzdem, daß hier die anaphorische aneinanderreihung von sätzen (es sind 24) auf die spitze getrieben ist, wirkt das ganze doch nicht ermüdend und langweilig. So stark spricht bei der anaphora — das kann man gerade bei diesem satzcuriosum besonders trefflich sehen — das moment der spannung mit. — Anderes beispiel:

342, 40. Dû bist daz lieht,
dû bist der wec *usw.*

Auch die zusammenfassung zweier glieder zu einer welle, die David dann anwendet, wenn nicht ganze sätze, sondern nur mehrere substantive anaphorisch aneinandergereiht werden (vgl. § 33), finden wir wieder:

344, 36. Joch woltestû alsô getempert leben haben
/an ézzen, an gewànde\
/und an den lî'plîchen àrbeiten.\

Ebenso begegnet uns wieder die stärkere füllung der schlußwelle:

347, 5. swenne in vür geleit werde den tôt ze
lîden oder dîn ze verlougen
/mit múnde oder mit hèrzen\
/oder mit sûntlîchen wèrken\

Ähnlich 347, 35. 347, 27. — Andere beispiele für **anaphora**: 347, 30, 345, 9. 341, 25. 347, 8.

3) Das polysyndeton mit allen den erscheinungen, die wir in § 34 besprochen haben, begegnet 341, 24. 344, 24.

Besonders ausgeprägt tritt auch hier wieder das streben nach zusammenfassung zweier glieder zutage:

347, 32. Dise sache gehullen alle an dîner marter,
dû aller martrære forme
/und ir trô'st und ir kráft\
/und ir lô'n und ir sàche.\

345, 35. /Wie gar geduldic dû wære\
/sô man dîn spótte und lä'sterte\
/unde schált unde slùoc\
/unde bánt und versmâ'hte\
/und verspeíp und kriùzigete\
/als einen díep unde tô'te.\

4) Auch im 3. tractat treffen wir — und zwar auch hier in nicht minder ausgezeichneter weise als in den ersten beiden tractaten — den parallelismus zwischen gleichung und deutung, und zwar wird der zusammenhang hier wie dort nicht nur äußerlich durch die wortwiederholung hergestellt, sondern vor allem auch durch die übereinstimmung der melodieführung fühlbar gemacht:

342, 8—10. Dû êwiger sunneschîn, dû hast dich her nider lâzen zuo uns,
/daz dû uns û'f zuo dir zügest mit dîner hitze,\
/alsô disiu súnne ûf ziuhet der erde tamph.\

5) Auch bei der antithese zeigen sich uns wieder dieselben verhältnisse, zunächst bei den einfachen antithesen mit dem ausgeprägten contraston.

1) Einfache antithesen.

341, 33. unde daz ein armer betelære, der niht hête,
dâ er sîn houpt geneigte,
daz der aller rîche walte
/in hímel und in èrde;\

Andere beispiele für einfache antithesen:

1) Substantiv gegen substantiv: *wârer gót unde mènsch* 342, 31. *hímel und èrde* 341, 28. *daz sie nimmer sich geschieden noch gescheident von lí'be und von sê'le* 341, 15. Ebenso 341, 14. 16.

2) Adjectiv gegen adjectiv: 341, 35 *und aller wîsheit walte hô'her unde nìderr.* Ebenso 344, 39.

3) Adverb gegen adverb: 347, 22 *gérne oder ùngerne.*

4) Präposition gegen präposition: 345, 33 *û'z und î'n.*

2) Ausgedehntere antithesen.

Wieder ist wie in I und II das zweite glied durch *niht* dem ersten gegenübergestellt (vgl. § 40): 343, 4 */Dar umbe wurde dû ûf dem wége geborn, niht in der hèimœde.*

3) Ganze sätze stehen in antithese.

342, 31 *Alsô bistû wârer got unde mensch: /... gótes sun von gote geborn êwiclìchen,\ /unde des ménschen sun von menschen geborn reinicliìchen.*

Auch im 3. tractat treten die contrasttöne der antithese hinter den paralleltönen des parallelismus zurück, jedoch ohne daß die contrastwirkung völlig verloren geht; denn auch hier wieder liegt die zweite reihe (*unde des menschen sun von menschen geborn reiniclìchen*) in tieferem niveau als die erste, so daß die antithetischen begriffe *gotes* und *menschen*, wenn sie auch beide male an den höchsten stellen der wellen liegen, dennoch verschiedenen ton bekommen, so daß der contrast gewahrt bleibt (vgl. § 41, s. 429). — Anderes beispiel 342, 8 (*nider — ûf*).

6) Wie uns in I und II oxymora mit starkem contrastton begegneten, so entdecken wir sie auch in III in derselben weise:

341, 35 *Hie mite hâstû uns mêr dîner kraft gezeiget, /daz dû kránk stàrc bist,\ /und árm rî'che,\ /und klein mìchel.*

Eine förmliche musterkarte ausgeprägter oxymora mit überall tadellos durchgeführtem melodischem contrast finden wir

342, 2. Wir vinden an dîner menscheit
/die grœze kleine,\
/die lénge gekǜrzet,\
/die wí'te geènget,\
/die stérke gekrènket,\
/die hœ́he genìdert,\

/die rî'cheit geèrmet,\
/die wî'sheit vertô'ret,\
und daz mêr ze wundern ist:
/disiu tô'rheit ist diu hœhste wî'sheit,\
/disiu ármuot gît die übermæzigen rî'cheit,\
/disiu kránkeit vüeget die êwigen krèfte,\
/disiu kűrze die ê'wikeit,\
/disiu kleine die gotlîchen mìchel.\

7) Die zahlenmäßig durchgeführte und auch melodisch hervorgehobene disposition fehlt im 3. tractate ebenfalls nicht:

341, 10 *Hèrre Jêsu Kriste, dô dû mensch wurde, dô geschâhen dríu dinc âne underlâz mit einander.*

8) Bei den zweigliedrigen ausdrücken läßt sich dasselbe beobachten, wie in den 'Sieben vorregeln' und im 'Spiegel der tugend': das erste glied liegt höher als das zweite; läßt man eins weg, so zerfällt das ganze:

341, 29 *Daz ist ob allen dingen ze wundern, . . . daz ein sûgendez kint, bewindeltez, daz hebens [unde legens] bedarf . . .* — 346, 5 *unde liezen die tugent underwegen, dâ diu rehte kraft an lît dîner nâchvolgære [unde dîner schuolkinde].*

Auch der sinn käme bei weglassung eines gliedes nicht mehr so klar und deutlich zum ausdruck.

Zweigliedrige ausdrücke finden sich — und zwar mit denselben wirkungen wie in den ersten tractaten — an folgenden stellen des dritten:

1) Zwei sinnverwante substantive: 345, 37 *diep unde tô'te.* Ferner 344, 7. 341, 29. 343, 39. 346, 5. 344, 10. 345, 7. 346, 7. — 2) Zwei sinnverwante adjective: 341, 20 *kránk unde tœtlich*, 346, 16 *lieht unde glánz*; ferner 345, 37. 21. 28. 29. — 3) Zwei sinnverwante verben: 345, 14 *gebèzzern unde getrœsten*; weiterhin 345, 17. 341, 31. 347, 15. 346, 34. 342, 36. 341, 26. 347, 34. 343, 9.

9) Die neigung, ein verbum zwischen den zweigliedrigen ausdruck einzuschieben, begegnet auch im 3. tractate, und auch hier würde ein versuch, das verbum an andere stelle zu bringen, mit völliger zerstörung der melodie enden: 345, 16 *wie dû dich huotest, daz iemen von dir betrüebet würde oder geergert.*

10) Die hier noch ausstehenden stilmittel, vor allem metapher und gleichnis, sind deshalb nicht geeignet, die gleichheit der stileigentümlichkeiten zweier stücke darzutun,

weil sich leicht übereinstimmungen im gebrauch von metapher und gleichnis bei zwei sonst grundverschiedenen autoren finden können, wenn beide nach demselben vorbilde arbeiten. Ich unterlasse es daher hier, auf die im 3. tractate vorkommenden gleichnisse usw. einzugehen. Diejenigen beispiele von stilerscheinungen aber, die wir bis jetzt gebracht haben, zeigen wohl zur genüge, daß sich im 3. tractate dieselben stileigentümlichkeiten, auch dieselben einfügungen der stilmittel in die melodie finden wie in den beiden ersten: ein grund mehr für uns, das für wahrscheinlich zu halten, was wir schon in § 22 aus dem gesamtcharakter der redeweise des 3. tractats schließen zu dürfen glaubten: daß auch der 3. tractat eigentum Davids von Augsburg ist.

Rückblick.

Die beobachtungen über Davids stil ergaben ein einheitliches bild. Parallelismus, wortwiederholung, antithese und chiasmus vereinigten sich, um dem ganzen eine wohlgefügte und auch klanglich wirkungsvolle harmonie zu geben. Eine klare und durchsichtige, auch melodisch durchscheinende disposition brachte ordnung in die gedanken. Anaphora, polysyndeton und asyndeton verliehen, überall im bunde mit der melodie, dem gedanken nachdruck, ebenso die zwei- und dreigliedrigen ausdrücke. Und wo es noch an anschaulichkeit und farbe fehlen mochte, da halfen gleichnis und metapher den abstracten stoff erfrischen und beleben. Hinter dem allen aber stand eine abgeklärte, verehrungswürdige persönlichkeit, die ihre überzeugung mit innigkeit und wärme, aber auch mit entschiedenheit und festigkeit vertrat. —

Die vorliegende untersuchung (die im jahr 1919 der philosophischen facultät der universität Leipzig als dissertation vorgelegen hat) ist wohl die erste, die die Sievers'schen forschungen über satzmelodie speciell auf den stil anwendet. Klemm hatte ja in seiner arbeit hauptsächlich die syntax der wortstellung im auge.

Wer die arbeit liest, der wird vielleicht an einzelnen stellen anderer meinung sein, er wird sagen: 'das kann man hier auch anders lesen'. Demgegenüber ist zu bemerken:

bei einzelnen stellen kann es individuelle verschiedenheiten der auffassung geben, aber man darf nicht nach der einzelstelle das gesamturteil fällen; denn im großen und ganzen — und das ist die hauptsache — wird man sich wohl beim wirklichen versenken in die eigenart Davids der überzeugung nicht verschließen können, die mir für meinen teil im laufe der bearbeitung immer klarer und deutlicher zum bewußtsein kam, der überzeugung, daß wie hinter so vielen sprachlichen erscheinungen, so auch hinter den stilistischen, die melodie steht, und daß sie auch bei David, ja gerade bei ihm besonders auffällig, den stil der rede entscheidend beeinflußt.

LEIPZIG, 26. februar 1926.

HEINRICH LEHMANN.

BERICHTIGUNG UND ERGÄNZUNG ZU BEITR. 49, 473 ff.

I. Es ist wohl das beste, wenn man begangene fehler selbst berichtigt. Ich habe Beitr. 49, 473 ff. meine beweisführung für *ander* = 'tatsächlich, wirklich, echt, wahr' mit zwei beispielen angefangen und beide falsch übersetzt:

1. *sîn ouge ninder hûs dâ sach, / schilde wærn sîn ander dach.* Parz. 60, 6.
2. *ez dorft in dunken niht ze fruo: / wan von in schein der ander tac.* Parz. 167, 17.

In beiden fällen ist *ander* nicht zahlwort, sondern mit 'richtig, wahr' usw. zu übersetzen.

Zu 1. Ich glaube nicht, daß der dichter bei diesem verse die zu den häusern selbstverständlich gehörenden dächer im auge gehabt und sich darüber noch 'dächer' aus schilden gedacht hat. Wenn er auch im folgenden verse erst ausdrücklich die wände nennt, die ganz mit speeren behangen waren, so müssen doch auch die schilde an den wänden befestigt gewesen sein und die häuser wie mit einer regelrechten decke oder hülle umgeben haben. Mhd. *dach* bedeutet ja alles, was ein

zweites umgibt oder bedeckt. So spricht Wolfram vom *dach* des harnisches (mantel, Wh. 376, 17), des pferdes (eisenpanzer, Parz. 36, 23), des herzens (haut des menschen, Parz. 3, 22); er nennt die rede ein *dach* des sinnes (Parz. 369, 10), die freude ein *dach* der traurigkeit (Wh. 281, 12); *dach* mit entsprechendem verb heißt einfach 'bedecken'. So im ersten beispiel: 'kein haus, das nicht von schilden geradezu bedeckt, förmlich eingehüllt gewesen wäre'.

Zu 2. Schöne menschen, ihre lichte hautfarbe, ihren hellen blick mit dem tagesglanze zu vergleichen, ist Wolfram ganz geläufig. Schön wie der tag sind Gahmuret (82, 23), Parzival (243, 11), Vergulaht (400, 6), Sangive (638, 19) und Repanse (*si wânden alle ez wolde tagen* 235, 17), gott ist *liehter denne der tac* (Parz. 119, 11); dagegen heißt der weniger klare blick ein *nebeltac* (Parz. 591, 16), ein minder schönes antlitz ein *nebel* (Wh. 253, 30); *der ander tac* begegnet noch Parz. 228, 5 und Wh. 254, 3 und hat keine beziehung zu dem bestimmten, im zeitpunkt des erzählten ereignisses ablaufenden tages, sondern ganz allgemein zu dem tage schlechthin; es bedeutet 'der wahre, helle, klare tag'. So auch im zweiten beispiel. Als Parzival *umbe den mitten morgens tac* erwachte, da *dorft in dunken niht ze fruo*, nicht weil etwa die sonne von draußen das gemach erhellte, sondern nur weil zwei jungfrauen bei ihm waren, von denen *der ander tac* schien. Und so, ohne den natürlichen tag zu beachten, schildert der dichter weiter: *der glast alsus en strîte lac*, sie wetteiferten in schönheit, eine war schöner als die andere; aber Parzival übertraf sie beide, *sîn varwe laschte beidiu lieht.*

II. Übrigens hat schon Lachmann, was ich früher übersehen, beide beispiele mit Iwein 687 (*daz ander paradîse*) zusammengestellt. Er rechnet auch hierher Nib. 3, 4 *der juncvrouwen tugende zierten anderiu wîp* (s. Zu den Nib.). Wenn er recht hat, so wäre dieser umstrittene vers vielleicht zu übersetzen: 'der jungfrau tugenden waren eine zierde für echte weiber, d. h. die jungfrau zierten echt weibliche tugenden'. Aber ich habe bedenken.

Als jüngster beleg für die anwendung von *ander* 'wahr, wirklich' usw. ist mir eine strophe in Linggs sonett 'Verfall' aufgestoßen:

Auf trümmern blühn zypressen und agaven,
und wo sonst knaben schon um waffen baten,
stehn jetzt die letzten männer, stumm, verraten,
und sterben ruhmlos hin wie andre sklaven.

SPANDAU, october 1927. K. BÜSCHER.

NACHSCHRIFT.

Ob mit den vorstehenden ausführungen schon ganz das richtige getroffen ist, dünkt mich zweifelhaft. Bei der erklärung des behandelten sprachgebrauchs ist m. e. davon auszugehen, daß das fragliche *ander* stets über dem sonstigen satzniveau liegt: *schilde wærn sîn* ⸢*ander dach* usw. Genau dieselbe bedeutungsumwandelnde intonationsform haben wir ja auch bei unserem *zweiter*, wenn wir etwa von einem ⸢*zweiten Napoleon* u. dgl. sprechen, in dem sinne, daß der betreffende mann zwar kein wirklicher N. ist, aber so beschaffen als ob er ein zweites exemplar N. wäre. So auch bei dem mhd. *ander*. *Schilde* sind z. b. kein wirkliches *dach*, aber die *schilde* der citierten stelle sehen so aus als ob sie eines wären. Daß wir im nhd. ebenso hochgelegte beteuerungswörter wie *wahr*, *richtig* u. dgl. in ähnlichem sinn gebrauchen (z. b. DWb. 13, 732), zeigt uns zwar den weg auf dem der herr verfasser vermutlich zu seinem (doch positiv gemeinten?) 'richtig, wahr' gekommen ist, ändert aber doch wol nichts an der tatsache, daß es sich bei unserem ganzen ausdruckscomplex im letzten grunde überall um bezeichnungen für irreales handelt.

LEIPZIG, 2. december 1927. E. SIEVERS.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Anglia bd. 51, heft 2. Halle, Max Niemeyer 1927. — s. 81—176.

Archiv für das studium der neueren sprachen und literaturen, bd. 152, heft 3 und 4. Braunschweig usw., Georg Westermann 1927. — s. 161—320.

Beiblatt zur Anglia bd. 38, nr. 8—11. Halle, Max Niemeyer 1927. — s. 225—368.

Vierzehnter bericht der kommission für die herausgabe von wörterbüchern bayerischer mundarten. — Berichtsjahr: 1. april 1926 bis 31. märz 1927. — München, Bayer. akademie der wissenschaften 1927. — 14 s.

Leuvensche bijdragen, 19ᵉ jaargang, 1ᵉ aflevering, und Bijblad. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff 1927. — s. 1—38 und 1—36.

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke hrsg. von Johannes Bolte. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1927. — 112 s.

Danmarks gamle landskabslove med kirkelovene udgivet ... ved Johs. Brøndum-Nielsen ... II. bind, 2. hefte. Jyske lov, udarb. af E. Kroman og P. Skautrup. København, Gyldendalske boghandel. Nordisk forlag 1927. — s. 129—256.

Færeyingasaga. Den islandske saga om Færingerne på ny udgiven af det Kongelige Nordiske Oldskriftselskab [durch Finnur Jónsson]. København 1927. — XX. 84 s.

Fischer, Hermann, Schwäbisches wörterbuch, weitergeführt von Wilhelm Pfleiderer. 75. lieferung. Tübingen, H. Laupp 1927. — Titelbogen zu bd. 6, 1 und sp. 2081—2240.

Das Trofs'sche fragment einer minnesängerhandschrift. Ms. Berol. germ. 4° 519 in nachbildung hrsg. von Hermann Degering. Der Gesellschaft für deutsche philologie in Berlin zur feier ihres 50 jähr. bestehens am 18. juni 1927 gewidmet [Ex. nr. 22]. Berlin 1927. — 4 blätter facsimile und 4 s.

Hartl, Eduard, Die textgeschichte des Wolframschen Parzival. Die jüngeren *G-handschriften. 1. abteilung: Die Wiener mischhandschriftengruppe *W ($G^n G^\delta G^\mu G^\varphi$) [= Germanisch und deutsch, studien zur sprache und kultur 1. heft]. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1928. — XXIII. 165 s.

Heck, Philipp, Die entstehung der Lex Frisionum [= Arbeiten zur deutschen rechts- und verfassungsgeschichte heft 6]. Stuttgart, W. Kohlhammer 1927. — IX. 157 s.

Ingerslev, Frederik, Genie und sinnverwandte ausdrücke in den schriften und briefen Friedrich Schlegels. Berlin, Askanischer verlag 1927. — XIX. 235 s.

Jacobsen, Lis, Dansk sprog. Kritik og studier. København, Gyldendalske boghandel 1927. — 316 s.

The journal of English and Germanic philology vol. XXVI, no. 2. Urbana, Illinois, The University of Wisconsin 1927. — s. 145—283.

Jungandreas, Wolfgang, Die örtlichkeit der Gudrunsage. Abdruck aus den Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde bd. 28. Breslau 1927. — s. 19—38.

Language. Journal of the Linguistic society of America vol. 3 no. 2. Waverley press, Baltimore. — s. 71—160.

Literaturblatt für germanische und romanische philologie 48. jahrg. nr. 9—10. Leipzig, O. R. Reisland 1927. — s. 330—400.

Marold, Werner, Kommentar zu den liedern Oswalds von Wolkenstein (teildruck). Diss. Göttingen 1927. — 48 s.

Neuphilologische mitteilungen, bd. 28 nr. 5/6. Helsingfors 1927. — s. 129—192.

Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde bd. 28. Breslau, M. & H. Marcus 1927. — IV. 320 s.

Thomas Murners deutsche schriften mit den holzschnitten der erstdrucke. Bd. 1, 2. teil: Badenfahrt, hrsg. von Victor Michels. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1927. — XLIV. 270 s.

Neophilologus, 13. jaargang, 1. aflevering. Groningen, J. B. Wolters 1927. — s. 1—80.

Pirchegger, Simon, Die slavischen ortsnamen im Mürzgebiet [= Veröffentlichungen des Slavischen instituts an der Friedrich-Wilhelms-universität Berlin hrsg. von M. Vasmer 1] [mit einer lautlehre der Mürzmundart]. Leipzig, Markert & Petters 1927. — XXXI. 239 s. und 1 karte.

Publications of the Modern language association of America, vol. XLII no. 3. Menasha, Wisconsin 1927. — s. 523—806.

Englische studien, bd. 61, heft 3. bd. 62, heft 1/2. Leipzig, O. R. Reisland 1927. — XII und s. 321—480 und s. 1—292.

Wadstein, Elis, On the origin of the English. [= Skrifter utgivna av K. Humanistiska vetenskapssamfundet i Uppsala, 24: 14]. Uppsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri A.-B., Leipzig, Otto Harrassowitz 1927. — 41 s.

Wessén, Elias, Nordiska namnstudier. [= Uppsala universitets årsskrift 1927, filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 3]. Uppsala A.-B. Lundeqvistska bokhandeln 1927. — 119 s.

Wood, Francis A., Post-consonantal *w* in Indo-European [= Language monographs published by the Linguistic society of America no. 3]. Philadelphia, Linguistic soc. of America 1926. — 124 s.

Zeitschrift für vergleichende sprachforschung bd. 55, heft 1/2. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1927. — s. 1—160.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann Halle (Saale).

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

B000975710